UNIVERSITY
OF
TORONTO

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter

In vier Bänden

KARL BEGAS: KARL FRIEDRICH ZELTER

LG
599bzH

Der Briefwechsel
zwischen
Goethe und Zelter

Im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs
nach den Handschriften herausgegeben
von Max Hecker

184598.
15.10.23.

Erster Band: 1799–1818

Erschienen im Insel-Verlag zu Leipzig 1913

Germany

1799–1802

1. An Goethe

Hochwohlgeborner Herr!

Mein braver Freund, Herr Unger, hat mir mit einer Stelle Ihres Briefes an ihn eine unaussprechliche Freude gemacht. Der Beifall, welchen meine Versuche sich bei Ihnen erwerben können, ist mir ein Glück, das ich wohl gewünscht, aber nicht mit Zuversicht gehofft habe, und obwohl ich über manche gelungene Arbeit bei mir selbst außer Zweifel gewesen bin, so gereicht mir die freie Zustimmung eines Mannes, dessen Werke meine Hausgötter sind, zu einer Beruhigung, die ich niemals so rein und heiß gefühlt habe als jetzt.

Ich sehe es für eine schöne Belohnung an, wenn Sie mir ferner Ihre Gedichte zur Komposition anvertrauen wollen, die ich nicht anders zu loben verstehe als durch den unvermischten Widerklang meines innersten Gemüts; und ich darf sagen, daß ich an diesen Ihren Gedichten mit heiliger Sorge gearbeitet habe, was mein Talent reichen mögen.

Außer den Gedichten, die im Schiller'schen Almanach nach meiner Musik gedruckt stehen, habe ich den „Zauberlehrling", die „Braut von Korinth", die „Erinnerung", das „Blümlein Wunderschön", „Der Junggesell und der Mühlbach" und das „Bundeslied" komponiert, die ich Ihnen gar gern schicken möchte, wenn Sie es erlauben wollen. Ich habe daran wohl schon längst gedacht und es nicht wagen wollen. Ein Wink von Ihnen, und sie sind in Ihren Händen, sobald es sein kann.

Ich empfehle mich Ihrem geneigten Andenken und verharre mit der reinsten Verehrung und Liebe

Ew. Hochwohlgebornen

ergebenster

Berlin, den 11. August 1799. Zelter.

2. An Zelter

Mit aufrichtigem Dank erwidere ich Ihren freundlichen Brief, durch den Sie mir in Worten sagen mochten, wovon mich Ihre Kompositionen schon längst überzeugt hatten: daß Sie an meinen Arbeiten lebhaften Anteil nehmen und sich manches mit wahrer Neigung zugeeignet haben. Es ist das Schöne einer tätigen Teilnahme, daß sie wieder hervorbringend ist; denn wenn meine Lieder Sie zu Melodien veranlaßten, so kann ich wohl sagen, daß Ihre Melodieen mich zu manchem Liede aufgeweckt haben, und ich würde gewiß, wenn wir näher zusammen lebten, öfter als jetzt mich zur lyrischen Stimmung erhoben fühlen. Sie werden mir durch Mitteilung jeder Art ein wahres Vergnügen verschaffen.

Ich lege eine Produktion bei, die ein etwas seltsames Ansehen hat. Sie ist durch den Gedanken entstanden, ob man nicht die dramatischen Balladen so ausbilden könnte, daß sie zu einem größern Singstück dem Komponisten Stoff gäben. Leider hat die gegenwärtige nicht Würde genug, um einen so großen Aufwand zu verdienen.

Ich wünsche recht wohl zu leben und bitte, den Herrn Unger vielmals zu grüßen. Weimar, am 26. August 1799.

Goethe.

[Beilage] Die erste Walpurgisnacht

Ein Druide

Es lacht der Mai;
Der Wald ist frei
Von Eis und Reifgehänge.
Der Schnee ist fort;
Am grünen Ort
Erschallen Luftgesänge.
Ein reiner Schnee
Liegt auf der Höh;
Doch eilen wir nach oben,
Begehn den alten heil'gen Brauch,
Allvater dort zu loben.

Die Flamme lodre durch den Rauch!
So wird das Herz erhoben.

Die Druiden

Die Flamme lodre durch den Rauch!
Begeht den alten heil'gen Brauch,
Allvater dort zu loben!
Hinauf! hinauf nach oben!

Einer aus dem Volke

Könnt ihr ſo verwegen handeln?
Wollt ihr denn zum Tode wandeln?
Kennet ihr nicht die Geſetze
Unſrer harten Überwinder?
Rings geſtellt ſind ihre Netze
Auf die Heiden, auf die Sünder.
Ach! ſie ſchlachten auf dem Walle
Unſre Weiber, unſre Kinder,
Und wir alle
Nahen uns gewiſſem Falle.

Chor der Weiber

Auf des Lagers hohem Walle
Schlachten ſie ſchon unſre Kinder.
Ach, die ſtrengen Überwinder!
Und wir alle
Nahen uns gewiſſem Falle.

Ein Druide

Wer Opfer heut
Zu bringen ſcheut,
Verdient erſt ſeine Bande.
Der Wald iſt frei.
Das Holz herbei,
Und ſchichtet es zum Brande!

Doch bleiben wir
Im Buschrevier
Am Tage noch im stillen,
Und Männer stellen wir zur Hut
Um eurer Sorgen willen.
Dann aber laßt mit frischem Mut
Uns unsre Pflicht erfüllen.

Chor der Wächter

Verteilt euch, wackre Männer, hier
Durch dieses ganze Waldrevier,
Und wachet hier im stillen,
Wenn sie die Pflicht erfüllen.

Ein Wächter

Diese dumpfe Pfaffenchristen,
Laßt uns keck sie überlisten!
Mit dem Teufel, den sie fabeln,
Wollen wir sie selbst erschrecken.
Kommt! mit Zacken und mit Gabeln
Und mit Glut und Klapperstöcken
Lärmen wir bei nächt'ger Weile
Durch die engen Felsenstrecken.
Kauz und Eule
Heul' in unser Rundgeheule!

Chor der Wächter

Kommt mit Zacken und mit Gabeln,
Wie der Teufel, den sie fabeln,
Und mit wilden Klapperstöcken
Durch die leeren Felsenstrecken!
Kauz und Eule
Heul' in unser Rundgeheule!

Ein Druide

So weit gebracht,
Daß wir bei Nacht
Allvater heimlich ſingen!
Doch iſt es Tag,
Sobald man mag
Ein reines Herz dir bringen.
Du kannſt zwar heut
Und manche Zeit
Dem Feinde viel erlauben.
Die Flamme reinigt ſich vom Rauch:
So reinig' unſern Glauben!
Und raubt man uns den alten Brauch,
Dein Licht, wer will es rauben!

Ein chriſtlicher Wächter

Hilf! ach hilf mir, Kriegsgeſelle!
Ach, es kommt die ganze Hölle!
Sieh, wie die verhexten Leiber
Durch und durch von Flamme glühen!
Menſchenwölf' und Drachenweiber,
Die im Flug vorüberziehen!
Welch entſetzliches Getöſe!
Laßt uns, laßt uns alle fliehen!
Oben flammt und ſauſt der Böſe;
Aus dem Boden
Dampfet rings ein Höllenbroden.

Chor der chriſtlichen Wächter

Schreckliche verhexte Leiber,
Menſchenwölf' und Drachenweiber!
Welch entſetzliches Getöſe!
Sieh, da flammt, da zieht der Böſe!

Aus dem Boden
Dampfet rings ein Höllenbroden.

Chor der Druiden

Die Flamme reinigt sich vom Rauch:
So reinig' unsern Glauben!
Und raubt man uns den alten Brauch,
Dein Licht, wer kann es rauben!

3. An Goethe

Es ist nicht mein Wille, mit dieser Lieferung so lange ausgeblieben zu sein, und auch dies Wenige habe ich dem Kopisten abdringen müssen. Das Mehrere erspare ich mir und tröste mich mit der angenehmen Hoffnung, öfterer an Ew. Hochwohlgebornen schreiben zu können.

Die Art des musikalischen Vortrags am „Zauberlehrling" ist ungefähr die nämliche, wie ich das Gedicht gern lese: ich fange es nämlich nicht zu schnell an, damit hin und wider eine raschere Bewegung und ein kräftiger Vortrag der Beschwörungsworte möglich bleibt, und singe es dann in einem Strom fort, bis der Meister erscheint, dem ich einen etwas höhern, gebietenden Ton gebe. Die musikalische Pointe liegt meist in der Gewalt des Sängers, der ernsthaft bleiben und sich hüten muß, mit der Aussprache der Worte nicht zu plackern. Das Lied der Thekla hatte ich aus dem Almanach komponiert. Ich habe es einem Harfenschläger in den Mund gelegt, der es bald erzählend, bald, vom Anteil ergriffen, handelnd vorträgt. Hätte ich dazumal schon die „Piccolomini" gekannt, so wäre es wahrscheinlich anders ausgefallen, wenn auch die Schwere und Tiefe der Klage auch außer dem Zusammenhange eingreifend sein müßte. Die „Erinnerung" sollte ein geheimnisvolles, unruhiges, süßes Wesen haben, und das sollte alles allein in der Musik liegen, ohne daß sich der Sänger einer besondern Agitation zu bedienen hätte. Es ist deswegen comodetto überschrieben.

Das Sonett ist ein gewagter Versuch. Ich bin in der Theorie der Poetik wenig bewandert und hatte den Glauben, daß das Sonett nach seinem architektonischen Verhalt, wie ihn Sulzer angegeben, besonders geschickt zur Musik sein müsse. Allein, obgleich dieser Versuch unter mehrern der beste ist, so kann ich ihn nicht für gelungen halten. Die Dehnungen, welche sich hie und da in der Melodie befinden, sind von seiten des Ausdrucks das beste daran, und diese sind es zugleich, die die äußere Proportion des Gedichts verstellen, die ich für so erreichbar hielt. Es gäbe vielleicht noch metrische Regeln für das Sonett, die ich in den mir bekannten Theorien nicht finde: der Dichter müßte sich der Enjambements enthalten, wie zum Exempel hier in dem ersten Quatrain, und das Schlegel'sche Sonett „Gesang und Kuß", welches ich auch komponiert habe, schließt mit einer Frage.

Ihren mir höchst schätzbaren Brief vom 26. August habe ich am 30. erhalten. „Die erste Walpurgisnacht" ist ein sehr eignes Gedicht. Die Verse sind musikalisch und singbar. Ich wollte es Ihnen in Musik gesetzt hier beilegen und habe ein gutes Teil hineingearbeitet, allein ich kann die Luft nicht finden, die durch das Ganze weht, und so soll es lieber noch liegen bleiben. Herr Unger empfiehlt sich bestens, und ich habe die Ehre zu sein

Ew. Hochwohlgebornen

achtungsvollster

Berlin, den 21. September 1799. Zelter.

4. An Goethe

Ich ermangele nicht, Ew. Hochwohlgebornen wieder einige meiner Kompositionen zu senden, und wenn auch, außer dem „Ständchen", keins davon ganz neu ist, so ist doch auch keins durch den Druck bekannt. Sie sind fast alle mit Hinsicht auf Metrum und Versbau entstanden, und ich möchte mich gern in diesem Fache der Kunst einer gründlichen Belehrung würdig machen. Die kurzen Verse, mitten unter den langen, sind in der Musik das Schwierigste,

wenn man dazu nimmt, daß der Ton und das Gemüt eines Gedichts dabei auch nicht verabsäumt sein sollen.

Das „Herbstlied“ bedarf einer etwas lebhaften Bewegung. „Der Junggesell und der Mühlbach“ scheint mir einen glücklichen Wurf zu haben, besonders wenn es abwechselnd von zwei Personen gesungen wird. Auch das „Blümlein Wunderschön“ könnte von zwei Personen gesungen werden. Zur „Braut von Korinth“ weiß ich selbst nicht recht, was ich sagen soll. Meine Freunde, denen ich es vorgesungen, loben es, und ich habe nichts dagegen einzuwenden. Es kann sein, daß dieses Gedicht nur auf diese Art vorgetragen sein will. Ich singe es gleichsam sprechend, und wenn es mit einer etwas hohlen Stimme, wie man wohl etwas Schauderhaft-Geheimnisvolles zu erzählen pflegt, gesungen wird, so kömmt auch wohl heraus, was drinnen ist. Die kurzen Zeilen unter den langen wollte ich am meisten respektieren, und darüber ist eine etwas abenteuerliche Taktart entstanden. Für den Sänger liegt die meiste Schwierigkeit darin: die vielen Strophen so zu modulieren, daß das Gedicht am Ende nicht kalt werde, weil die Melodie so oft wiederholt wird. Da es endlich für alle kein Gedicht ist, so werden es auch nicht alle singen. Das „Bundeslied“ habe ich von hundertundzwölf klingenden Stimmen an einer Tafel singen hören und erfahren, was ein deutscher Vers kann. Das „Ständchen“ ist nicht das beste Gedicht; mir war am meisten an der äußern Form eines Ständchens gelegen, die bei einem Stücke, das unter dem Fenster eines geliebten Mädchens geklimpert wird, das Wichtigste ist.

Ich weiß nicht, ob ich fürchten muß, Ew. Hochwohlgebornen mit meinem Geschreibe lästig zu werden. Ich habe lange genug einen Wunsch unterdrückt, den ich immer endlich zu äußern wagen will. Man sagte hier vor einiger Zeit, daß Dieselben eine ernsthafte musikalische Oper gedichtet hätten. Vielleicht bin ich falsch berichtet, allein wie wollte ich mich freuen, wenn ich Sie zu einem so verdienstlichen Werke vermögen könnte! Und welch eine angenehme Arbeit würde die Komposition einer solchen Oper für mich sein! Ich möchte nicht gern als ein Prahler erscheinen, allein ich weiß,

was ich leisten kann, und würde unter einer solchen Leitung nicht leicht etwas Mittelmäßiges hervorbringen. Durch Ihre „Iphigenia" habe ich mich fast überzeugt, daß wir bei einer solchen Arbeit einander finden würden, vielleicht um nie getrennt zu werden. Bei meiner besondern Neigung zu einem Teile der Musik (dem dramatischen), der jetzt ebenso allgemein als ohne Glück angebaut wird, hat es nicht fehlen können, daß eine Menge dramatischer Versuche mir fast unwillkürlich unter die Hand gewachsen sind, von denen mir mehrere verkündigen, daß das Große mir gelingen könnte. Ich habe von diesen Versuchen nichts bekannt gemacht, aber ich werde Ihnen Proben davon senden, über welche mir Ihre Bemerkungen goldne Worte sein sollen. Mehrere Opern habe ich teilweise bearbeitet, weil die Gedichte nur teilweise mit meiner Neigung stimmten. Wir haben hier die sehr nahe Hoffnung, ein neues, größeres Theater zu erhalten, und es läßt sich denken, daß von nun an große Begebenheiten auch größer erscheinen werden. Diesen Umstand möchte ich nicht gern ungenützt lassen, um unter den Kindern des Parnasses nicht ferner mit leerer Hand zu stehn und über den Geschmack der Zeit zu seufzen.

Herr Unger sagte mir letzthin, daß Ew. Hochwohlgeboren mir einige Fragen vorzulegen willens wären. Meine Wissenschaft stehet Ihnen ganz zu Dienst, soweit sie reicht, und was ich nicht weiß, wird mein väterlicher Freund Fasch, ein gründlicher und feiner Theorist, mit Vergnügen ergänzen. Ich empfehle mich am liebsten durch meine Lieder, weil ich Sie einmal nicht besser zu bedienen weiß, als wenn ich Ihnen Ihre eigene Gerichte vorsetze, und verharre mit der aufrichtigsten Hochachtung

Ew. Hochwohlgebornen

ergebenster

Berlin, den 30. Januar 1800. Zelter.

5. An Goethe

Ich kann das Vergnügen nicht entbehren, Ew. Exzellenz mit einer kleinen Schrift bekannt zu machen, die einen achtungswürdigen Künstler darstellen will, der mein Freund gewesen ist.

Ich habe nur sein Bild treffen wollen und darüber allen schriftstellerischen Ansprüchen willig entsagt. Das Letztere möchte ich mir um so lieber anrechnen, da ich die Notwendigkeit der Kunst hierbei recht wehmütig empfunden habe, um einen Charakter aufzustellen, der sich wohl selber, aber nicht der Welt bekannt worden ist.

In dem Kupfer von Henne ist der Kopf vollkommen reif und getroffen, wie er lebte; der heitere, freie und ruhige Geist neben der Abwesenheit alles Scheins ist sehr glücklich nachgebildet. Mein Freund Schadow hatte das Bild an einem schönen Morgen beim Kaffee unter grünen Bäumen im Schlafrocke mit schwarzer Kreide gezeichnet. Aus dem Schlafrocke, worin ich es nicht gern vor der Welt ausstellen wollte, ist eine Art von Toga geworden.

Ich danke Gott, daß Ew. Exzellenz von Ihrer schweren Krankheit hergestellt sind, und werde einige Worte über meine Arbeit von Ihnen als ein Geschenk aufnehmen, das nicht oft kommen kann, weil es zu beglückend ist.

Mit der aufrichtigsten Hochachtung und Liebe verharre ich

Ew. Exzellenz

ergebenster

Berlin, den 25. April 1801. Zelter.

6. An Zelter

Sie haben durch das Denkmal, das Sie Faschen errichtet, ein sehr verdienstliches Werk vollendet und auch mir dadurch recht viel Vergnügen gemacht.

Das Andenken an ein vergangenes Menschenleben zieht sich so sehr ins Enge zusammen, daß die Neigung erst wieder die Asche palingenesieren und den verklärten Phönix unserm Auge darstellen muß. Jeder Biedermann darf wünschen, auf diese Weise von dem

Freunde, dem Schüler, dem Kunstgenossen dereinst geschildert zu werden.

Wie übel nehmen sich gegen ein so liebevoll wieder auferwecktes Individuum jene Nekrologen aus, die, indem sie das, was Gutes und Böses durch das Leben eines bedeutenden Menschen von der Menge gewähnt und geklatscht worden, gleich nach seinem Verscheiden emsig gegeneinanderstellen, seine sogenannten Tugenden und Fehler mit heuchlerischer Gerechtigkeit aufstutzen und dadurch, weit schlimmer als der Tod, eine Personalität zerstören, die nur in der lebendigen Vereinigung solcher entgegengesetzten Eigenschaften gedacht werden kann.

Die Entstehung der sechszehenstimmigen Messe und der daraus hervorwachsenden Singgesellschaft hat mich besonders ergötzt. Wie sehr habe ich dem guten Fasch gegönnt, daß er so glücklich war, eine solche Idee zuletzt noch realisiert zu sehen.

In einem frühern Briefe, auf den ich Ihnen leider die Antwort schuldig geblieben, fragen Sie an, ob nicht etwas, das einer Oper ähnlich sieht, sich unter meinen Papieren befinde.

Von einem zweiten Teil der „Zauberflöte" werden Sie die ersten Szenen in dem nächsten Wilmannischen Taschenbuche finden; zu einem ernsthaften Singstücke, „Die Danaiden", worin nach Art der älteren griechischen Tragödie der Chor als Hauptgegenstand erscheinen sollte, hatte ich vor einigen Jahren den Entwurf gemacht; aber keins von beiden Stücken werde ich wohl jemals ausführen. Man müßte mit dem Komponisten zusammenleben und für ein bestimmtes Theater arbeiten, sonst kann nicht leicht aus einer solchen Unternehmung etwas werden.

Senden Sie mir doch von Zeit zu Zeit etwas von Ihren Kompositionen, die mir viel Vergnügen machen. Übrigens lebe ich in keiner musikalischen Sphäre; wir reproduzieren das ganze Jahr bald diese, bald jene Musik, aber wo keine Produktion ist, kann eine Kunst nicht lebendig empfunden werden.

Leben Sie wohl und gedenken mein.

Weimar, am 29. Mai 1801. Goethe.

7. An Zelter

Ihnen eben heut für das viele Gute, das Sie uns gebracht und zurückgelassen haben, zu danken, veranlaßt mich der Auftrag, den ich an Sie auszurichten übernommen habe.

Einer unserer tüchtigen Geschäftsmänner, der subalternen Klasse, hat seinen Sohn zum Zimmermann bestimmt. Dieser junge Mensch hat drei Jahre in der Lehre gestanden und nun $^3/_4$ Jahre bei uns als Geselle gearbeitet. Nun möchte man ihn in die Fremde schicken, und man glaubt, daß er in Berlin vieles zu lernen Gelegenheit finden würde.

Wollten Sie die Güte haben, mir aus Ihrer Kenntnis hierüber einen guten Rat [zu] erteilen. Es versteht sich, daß er auf dem Wege seines Handwerks etwas zu verdienen sucht und daß ihm einiger Zuschuß von Hause gereicht werden kann. Wobei man denn aber wünscht, daß irgend jemand in einer so großen und verführerischen Stadt ein Auge auf ihn haben möge.

Glauben Sie, daß er bei Bauen, wo Sie selbst einwirken, angestellt werden könnte, so würde das für mich das Wünschenswerteste sein. Ich erbitte mir hierüber Ihre gefällige Meinung und zugleich die Nachricht, daß Sie wohl bei den Ihrigen angelangt sind. Der ich recht wohl zu leben und auch bald wieder etwas Melodisches von Ihnen zu hören wünsche.

Weimar, am 1. April 1802. Goethe.

8. An Goethe

Ihr Brief vom 1. April hat mich auf das angenehmste erschreckt. Ich erkannte ihn von außen und glaubte darinne wohlverdiente Vorwürfe über mein undankbares Schweigen zu finden, welches die Beilagen so gut vertreten mögen, als sie können.

Ihr junger Zimmermann wird uns willkommen sein, und er kann von nun an so bald herwandern, als er will, und gleich hier in Arbeit treten. Der Zimmermeister Richter hieselbst, der ein sehr geschickter und gebildeter Mechaniker ist, wird ihn sogleich in Arbeit

nehmen, obgleich er auch bei jedem andern Zimmermeister jetzt hier unterkommen kann, indem es hier eher an tüchtigen Leuten als an Arbeit und Gelegenheit fehlt. Der geringste Lohn eines Zimmergesellen hier in Berlin ist täglich 10 Groschen und wöchentlich $2\frac{1}{2}$ Taler, die sich aber bei einer besondern Tätigkeit oder Brauchbarkeit in einzelnen Fällen nicht selten bis zu 3 oder 4 Taler wöchentlichen Lohn vermehren.

Ich würde ihm allenfalls raten, hier in Berlin ordentlich und nach Handwerksgebrauch auf der Zimmergesellenherberge einzuwandern. Dort wird er zuerst in die Gesellenbücher, Kranken- und Sterbekassen eingetragen. Von da kann er gerade zu mir nach der Neuen Münzstraße Nr. 1 kommen. Ich schicke ihn dann oder führe ihn selber zum Herren Richter, mit dem ich vorher darüber reden werde, und ein honettes Quartier wird sich auch für ihn finden. Für die ersten Tage ist er durch die Herberge allenfalls gesichert, und mit dem vorher angegebenen Lohn kann er ohne Zuschuß auskommen, er müßte denn die Collegia der Bauschule besuchen wollen, die nicht wohlfeil sind. Will er nicht mit dem Strom der jungen Welt oder seiner Genossenschaft schwimmen, so steht ihm an Sonn- und Feiertagen meine Tür und mein Haus offen, wo er eine kleine gute Art beisammen findet, unter denen ich nicht übel lebe. Mein ältester Sohn ist ein Maurer und zeichnet für seine Jahre nicht eben schlecht, und was ich dem jungen Manne Liebes erweisen kann, soll ihm werden, wie jedem jungen rechtlichen Gast, der mein Haus betritt, ohne daß Sie mir dafür einen besondern Dank schuldig werden sollen, denn mit Ihnen habe ich es anders im Sinne. Lassen Sie demnach Ihren jungen Zimmergesellen kommen, sobald er Lust dazu hat, er soll sogleich Arbeit haben.

Von Ihren Gedichten habe ich nur die beiliegenden erst in Musik gesetzt. In dem „Frühzeitigen Frühling" hat es sich von selbst gemacht, daß aus dreien Strophen Eine worden ist, wie denn bei Ihren Liedern selten der Komponist seinen Willen hat, wenn er einen hat, weil sie sich immer von selbst aussprechen. Wer es gut singen wollte, müßte es recht gut auswendig können. Von der Frau Justiz-

rätin Hufeland habe ich „Des Schäfers Klagelied“ mitgenommen und es schon in Leipzig komponiert. Es darf nicht zu laut, aber so leicht als möglich gesungen werden. Zu Ihrem Freunde de Mappes habe ich schon einen Gesang gemacht, aber der Herr v. Mappes sind noch nicht damit zufrieden. Schulzens Melodie ist so gut als möglich, allein sie hat für Ihr teutsches Lied nicht Würde genug, und schlechter als Schulz wollte ich's auch nicht gern machen. Mit Schillers „Vier Weltaltern“ bin ich vielleicht glücklicher gewesen, wenigstens habe ich damit erlangt, was ich machen kann. Auch habe ich dieser Tagen wieder eine von Schillers Romanzen in Musik gesetzt: den „Kampf mit dem Drachen“, womit ich zufrieden sein muß, weil die 12 zeiligen Strophen von unendlicher Schwierigkeit für die Modulation sind. Wäre das Gedicht nicht so lang, daß der Sänger beinahe dabei erliegt, so würde ich es unter meinen Arbeiten dem „Taucher“ an die Seite setzen.

Über alle dem Sonnenschein und der Herrlichkeit, die ich in Ihrem Hause genossen habe, habe ich die 5 Strophen Ihrer neuen Romanze zurückgelassen, die mir unendlich wohlgefallen haben, und ich bitte Sie auf das inständigste, mir solche zukommen zu lassen. Vielleicht animiert Sie die Komposition zu deren Vollendung, wenn es noch nicht geschehen sein sollte. Ich danke Gott stündlich auf den Knieen meines Herzens, daß ich endlich Ihr Angesicht gesehn habe. Die Erinnerung dieser Tage wird nur mit meinem Gedächtnisse aufhören. Ein neuer Geist ist in mir durch die Berührung erweckt, und wenn ich je etwas hervorgebracht oder hervorbringe, das der Musen würdig ist, so weiß ich, daß es Gabe ist und woher sie kommt. Empfehlen Sie Ihrem mir unaussprechlich teuren Hause

Ihren

Berlin, den 7. April 1802. Zelter.

Den 13. April.

Durch ein Versehen meines Boten ist mein Brief liegen blieben. Seit der Zeit habe ich den Zimmermeister Richter gesprochen, welcher bereit ist, unsern jungen Mann, sobald er hier ist, sofort

in Arbeit zu stellen. Es fallen bei diesem Manne ungemeine und lehrreiche Arbeiten vor, besonders Brücken, Verbände zu Kirchtürmen und andern seltenen Bauarten, wovon das Hofbauamt jedesmal vorher Modelle durch diesen Richter anfertigen läßt, die nicht selten natürliche Größe haben.

Für Ihre edle verehrte Prinzessin lege ich ein Exemplar meiner kleinen Lieder bei, welches Sie wohl so gütig sind, Ihr in meinem Namen zu Füßen zu legen. Ich würde sie selbst überschickt haben, wenn ich nicht dächte, daß diese kleinen Sachen durch bessere Hand als die meinige auch besser und würdiger erschienen.

Vorigen Sonnabend ward hier auf dem neuen Nationaltheater „Herkules' Tod" von Reichardt gegeben. Das Gedicht ist, wie ich glaube, auch vom Komponisten nach dem Sophokles bearbeitet und in der Art komponiert wie Gotters „Medea", nur daß Chöre dazwischen sind, die mit ihren Gruppierungen einen ungemein deutlichen und vorteilhaften Zusammenhang geben. Die Musik hat vieles, woran man Reichardts Genius besonders erkennt, der sich immer durch große und kühne Schritte verkündigt; allein ihr Bestes scheint mir in den Momenten der Ruhe zu liegen, die ungemein rührend und mannhaft sind. Iffland spielt den Herkules so schön und edel und weiß die Übergänge zum höchsten Schmerz, dem nur der Körper endlich unterliegt, so meisterhaft zu graduieren, daß überall eine vorteilhafte Mischung von leidender Menschheit und göttlicher Kraft hervorgeht. Das Ende ist besonders schön: Herkules besteigt den Scheiterhaufen, der von einem Blitzstrahl angezündet wird; sein Haupt wird von oben herab erleuchtet und sein Tod ein sichtbarer Übergang der Verklärung zum Olymp.

Ich lege einen Brief an den Herren Hofrat Schiller bei, welchen Sie wohl so gütig sind abgeben zu lassen.

Zelter.

9. An Goethe

Berlin, den 9. Mai 1802.

Der junge Steffany hat mir gestern Ihren lieben, lieben Brief abgegeben. Ich habe den jungen Mann nach Tische sogleich mit meinem Sohne zum Herrn Richter geschickt, der ihm ein Quartier nachgewiesen hat, und morgen fängt er an zu arbeiten. Mit Richtern werde ich noch besonders reden.

Nun habe ich ein Anliegen, das Sie aus der Beilage leicht erraten werden. Der „Herkules" ist hier mit entschiedener Kälte aufgenommen worden. Die Ursachen liegen teils im Sujet, das für ein gemischtes Publikum nicht verdaulich genug sein mag, und in einer jetzigen Animosität gegen den Komponisten, den man vor Jahr und Tag auf Kosten anderer guten Meister bis an den Himmel erhob. Und dies möchte immer unter den Parteien ausgemacht werden, wenn nicht die Kunst darunter litte, die bei den mäßigen Vorschritten zum Höhern überall mit Laune, Hochmut und Ignoranz den Krieg bestehn soll. Ich allein kann's nicht mehr tragen, daß ein fleißiges, kunstreiches und wohlgewolltes Werk auf so schnöde petulante Art weggeworfen werden soll, das mit unsäglicher Mühe und vielen Kosten vor das Auge gebracht und für nichts geachtet wird.

Deshalb habe ich nun die Bitte: Sie wollen mein Geschreibe über den „Herkules" lesen. Es wird mein höchster Stolz sein, wenn Sie auch nur Ein besseres Wort dazu geben wollen; ich werde mich fühlen, daß ich Recht habe zu reden, wo alles schweigt, was reden sollte.

Der Herr Professor Meyer wird mir wohl die Gefälligkeit erzeigen, den Aufsatz sodann an die Redaktion des „Modenjournals" abzugeben, um solchen in das nächste Stück einrücken zu lassen. Ich verlange kein Honorar dafür und denke, Herr Rat Bertuch werde es auch ohne eine persönliche Bekanntschaft mit mir aufnehmen, wenn Sie es gesehn haben.

Das einzelne Notenblatt haben Sie wohl die Güte, dem Herrn Hofrat Schiller abzugeben. Wenn Sie diese beiden Tischgesänge

wollten ausschreiben lassen, so könnten Sie solche wohl einmal des Morgens in der Theaterprobe versuchen; der Vorsänger muß dabei sein Bestes tun.

Bald ein mehreres und meine herzlichsten Wünsche für Ihr und Schillers Wohl. Gott erhalte Sie

Ihrem

Zelter.

10. An Zelter

Seitdem Sie, werter Herr Zelter, nichts von mir vernommen, bin ich, ohne eine weite Reise zu machen, meist von Hause entfernt gewesen. In Lauchstädt hatte ich dem Bau eines neuen Theaters vorzustehen und die Eröffnung desselben einzuleiten, wobei denn, wie gewöhnlich in solchen Fällen, für das Vergnügen anderer mit wenig eigenem Vergnügen zu sorgen war. Sodann verweilte ich eine Zeitlang in Jena, in literarischer und bibliothekarischer Einsamkeit; doch haben weder Lärm noch Stille diesmal etwas hervorgebracht, woran der Tonkünstler sein Behagen finden könnte. Wir wollen hoffen, daß eine freundschaftliche Geselligkeit des Winters uns wieder manchmal in einen lyrischen Zustand versetzen wird, welches denn wohl am sichersten geschähe, wenn Sie Ihren Vorsatz ausführten und wieder zu uns kämen. Geben Sie mir doch hierüber bei Zeiten eine freundliche Gewißheit.

Für die gute Aufnahme des jungen Steffany nehmen Sie meinen besten Dank, der sich verdoppeln wird, wenn Sie die Gefälligkeit haben wollen, mir ein Wort über die Ihnen etwa bekannte Aufführung des jungen Menschen zu sagen. Was für Collegia würden Sie ihm diesen Winter anraten? welchen Aufwand erfordern sie? und könnte man ihm etwa durch irgendein Vorwort hierin eine Erleichterung und einen unentgeltlichen Eintritt verschaffen? Möchten Sie mir wohl hierüber bald Ihre Gedanken mitteilen.

Das Vorspiel, das ich zu der Eröffnung des Lauchstädter Theaters gemacht habe, werden Sie bald gedruckt sehen. Anfangs hatte ich keine Neigung, es herauszugeben, weil alles auf die Gelegenheit,

den Moment, die Individualität des Personals, die Gewalt der Musik und der übrigen sinnlichen Darstellung berechnet war; nun mag denn aber, was auf dem Papiere stehen geblieben ist, auch in die Welt gehen und wirken, so gut es kann.

Geben Sie mir bald ein Zeichen Ihres Andenkens!

Weimar, den 31. August 1802. Goethe.

11. An Goethe

Ihr willkommenes Schreiben vom 31. August fand mich im Kampfe mit einem empfindlichen Zahngeschwür, das von einem heftigen Flußfieber begleitet war und mich fünf Tage lang im Bette erhalten hat. Da ich mich zu früh an die freie Luft gewagt hatte, so habe ich auch dafür so büßen müssen, daß ich Ihnen nur erst jetzt die verlangte Nachrichten mitteilen kann.

Der junge Steffany ist vollkommen gesund und vorigen Sonntag bei mir gewesen. Von Herrn Richter habe ich beruhigende Nachrichten über ihn; er arbeitet jetzt anhaltender als jemals, und man findet, daß ihm seine Arbeit von der Hand geht. Mit seiner Aufführung ist man überall zufrieden, und soviel ich weiß, ist sein Umgang mit Leuten, von denen er allenfalls lernen kann. Etwa zweimal in der Woche kömmt er zu meinem Sohne, mit dem er sich verbrüdert hat. Mit diesem will er in den folgenden Wintermonaten gemeinschaftlich zeichnen und im Frühling mit ihm die Reise über Dresden und Frankfurt am Main nach Paris machen.

Was nun die Collegia bei der hiesigen Bauakademie betrifft, so muß ich leider sagen, daß das Arrangement dabei von der Art zu sein scheint, für vieles Geld so wenig als möglich zu lernen, und deswegen habe ich meinen Sohn bis jetzt auf ganz notwendige Privatcollegia beschränken müssen, um nachher das Beste da zu lernen, wo es die Besten gelernt haben. Für den Steffany ließe sich vielleicht durch Herren Gentz etwas tun, welcher letztere Professor bei dieser Anstalt ist; auch hat mir Steffany gesagt, daß sein Vater sich an Herrn Professor Gentz deswegen wenden werde. Über

die Wahl der Collegia habe ich soviel mit Steffany abgeredet, daß unter den vielen ihm vor der Hand die Geometrie nebst Trigonometrie, Statik und Zivilarchitektur, insofern letztere die Konstruktion der Gebäude betrifft, die notwendigsten sein möchten. Denn diese sind es, auf deren Grund sich ein tätiger Jüngling fast gänzlich selbst fortbewegen kann und welche zugleich nirgends besser möchten gelehrt werden als hier in Berlin. Etwas Näheres über die Preise der Collegia denke ich Ihnen in meinem Nächsten mitzuteilen, weil ich es bis jetzt noch nicht mit Sicherheit habe erfahren können.

Auf die Erscheinung Ihres Vorspiels freue ich mich sehr und wiederhole meine Bitte um die Übersendung der Romanze, von welcher Sie mir fünf Strophen vorgelesen haben. Für den künftigen Winter habe ich in Absicht einer kleinen Reise noch nichts beschließen können, indem beinahe mein ganzes Haus den Sommer über krank gewesen ist. Wie gern ich in Ihrer Nähe bin, weiß Gott; so warm als in Weimar hat mir nirgends eine Sonne geschienen. Für den „Herkules" bin ich Ihnen aufs höchste verbunden; er hat mir Ihre Zuneigung besiegelt, die ich zu schätzen weiß. Berlin, den 16. September 1802.

Zelter.

12. An Goethe

Berlin, den 6. Oktober 1802.

Endlich kann ich Ihnen berichten, daß der junge Steffany bei der Bauakademie aufgenommen ist und noch heute seine Matrikel erhalten wird. Er ist willens, die Geometrie nebst der Trigonometrie und Körperlehre, Feldmessen, Statik und endlich das Collegium über Brücken-, Schleusen-, Hafen- und Wegebau zu hören. Der Geldbetrag für diese Collegia wird nach meiner Rechnung etwa gegen fünf- bis sechsunddreißig Taler betragen können, welche er zum Teil, so wie er sie zu bezahlen gehalten ist, schon von mir empfangen hat. Er wird sehr fleißig sein müssen, wenn er dabei noch etwas im Zeichnen tun will, besonders da die kurzen und finstern Tage des Winters das letztere erschweren. Dieses habe ich ihm

vorgestellt, und er hat versprochen, sein Möglichstes zu tun. Was ich dabei helfen und dienen kann, wird gern geschehen. Er ist jetzt fast täglich in meinem Hause bei meinem Sohne, und die beiden jungen Leute scheinen Geschmack aneinander zu finden. Indessen bin ich mit meinem Sohne in der letzten Zeit nicht eben zufrieden. Er braucht zu viel Geld und weiß keine offene Rechenschaft von dessen Gebrauche abzulegen. Da er bis jetzt gemauert hat, so hat er von mir Gesellenlohn, das ist monatlich 10 rh., und außerdem alles frei erhalten; dabei aber hat er sich eine Schuld von 62 rh. auf den Hals gebracht, die ich nur im äußersten Fall zu zahlen entschlossen bin. Künftigen Montag werde ich ihn zum Gesellen sprechen, und dann hat er den blauen Himmel vor sich und mein Gebot hinter sich.

Warum ich Ihnen, mein ehrwürdigster Freund, dies schreibe, hat keine geringere Absicht, als Sie zu bewegen, mir ein Mittel vorzuschlagen, diesen jungen Menschen, der wirklich eigne Anlagen hat, auf einen Weg zu bringen, der bei einiger Analogie mit seinem Talent ihm selbst begreiflich und angenehm wird. Er ist mein Stiefsohn, und ich habe bis daher für ihn und seine zwei Schwestern getan, was ich vielleicht für meine übrigen acht Kinder nicht so kann. Sein Vater und seine Mutter, die die schönste Frau in Berlin war, sind nicht mehr, aber ich liebe diese Kinder mit Zittern, und es würde mich zum unglücklichsten Manne machen, wenn dieser junge Mensch ganz umschlüge, was sehr leicht möglich ist. Ich schicke ihn deshalb fort von hier, weil die hiesige race der Jünglinge großenteils durch Stumpfheit, Leerheit und Verachtung alles Ernstes sehr herunter ist. Nach Paris schicke ich ihn deswegen, weil es dort wenigstens Leben, Treiben und Geschäftigkeit gibt, die einen jungen Menschen von Anlagen in Bewegung setzen können, denn das Gekrieche hier auf dem Steinpflaster und im Sande herum tötet den letzten Funken, woran die Alten selber schuld sind und sich noch viel damit wissen. Meine Frage also wäre: ob es wohl nicht recht gut wäre, wenn Sie einmal einige ernsthafte Worte an den jungen Steffany ergehn ließen, die meinem Sohn, der Ihren Namen vergöttert, zugleich zum Heil würden; es würde ganz gewiß viel Gutes wirken,

und der Steffany würde sich nicht weiter führen lassen als er weiß, daß er mitgehn soll. Besonders hat dieser eine Art von Zurückhaltung gegen mich, welche wohl freilich nur Schüchternheit ist; denn wenn ich ihn zum Essen bitten lasse, so kömmt er nach Tische und hat schon gegessen, obgleich er des Abends mit meinem Sohne auf dessen Stube isset. Ich weiß, daß ich in Ihrer Gunst stehe, und fühle es als mein Glück, deshalb mute ich Ihnen zu, daß Sie mich über meine Frage belehren werden. Künftiges Frühjahr soll mein Sohn also fort. Er hat selbst beschlossen, über Weimar zu gehn, welches mir recht ist. Er soll Ihnen einen Brief von mir bringen; aber er soll Deutschland nicht verlassen, ohne das Antlitz des größten deutschen Mannes zu sehn.

Vergeben Sie mir meinen langen Brief und empfehlen Sie mich Ihrem teuren Hause.

Zelter.

13. An Zelter

Der Fall, mein wertester Herr Zelter, wegen dessen Sie sich an mich wenden, ist gewöhnlich, aber bedenklich. Der Mensch löst sich freilich gar zu geschwind von denen los, denen er noch manchen Rat und Beistand verdanken könnte; doch diese Unart dient zu seinem Glück, wenn er sich dereinst selbst helfen muß und jeden Rat und Beistand entbehrt. Die Schwierigkeit bleibt immer, bei Jungen und Alten, daß derjenige, der sein eigner Herr sein will, sich auch selbst zu beherrschen wisse, und dieser Punkt wird in der Erziehung aus mehr als Einer Ursache verabsäumt. Die Weise, wie ich darüber denke, benimmt mir alle Hoffnung an ein schriftliches Wirken gegen Entfernte und gewissermaßen Fremde. In der Gegenwart läßt sich manches leisten; aber nur durch stetige Behandlung.

Das zurückgezogene Wesen des jungen Steffany kenne ich auch an ihm und andern jungen Leuten. Jeder gebildete Mann benimmt ihnen gleich völlig alle Freiheit, und sie mögen sich nicht gerne da befinden, wo sie sich zu weit zurück, ja vielleicht gar in einem Gegensatz fühlen.

Wie gern möchte ich mit Ihnen eine solche Materie durchsprechen, die, weil sie sich an alles anschließt, schriftlich so schwer zu behandeln ist.

Noch habe ich nicht alle Hoffnung verloren, Sie diesen Winter bei uns zu sehen. Professor Meyer heiratet und ist ausgezogen. Sie finden deshalb ein leidlicher Quartier.

Voß hat, wie Sie wohl wissen, Eutin verlassen und sich in Jena angekauft. Er wünscht sehnlich, mit uns andern, Sie wiederzusehen.

Wenn ich gegenwärtig von kleinen Gedichten nichts schicke, so verzeihen Sie. Ich bin eben im Begriff, eine Partie derselben durchzuarbeiten, und mag sie gern zusammenhalten, bis ich an jedem in seiner Art nichts weiter tun kann.

Wenn Sie Ihren Sohn in die Welt schicken, so lassen Sie ihn bei mir vorbeigehen. Haben Sie die Güte, sich des jungen Stefanys ferner anzunehmen, und besuchen uns, sobald es möglich ist.

Weimar, am 3. November 1802. Goethe.

14. An Zelter

Wenn ich in diesen trüben Tagen an erheiternde Gegenstände dachte, so erinnerte ich mich öfters Ihrer vorjährigen erfreulichen Gegenwart. Die Hoffnung, Sie bald wiederzusehen, ist gering, und doch ist mein Wunsch, daß immer ein Faden zwischen uns fortgesponnen werde.

Nehmen Sie also den „Grafen und die Zwerge", die sich hier produzieren, freundlich auf, die erst jetzt, wie mich dünkt, Art und Geschick haben. Hegen Sie diese muntern Wundergeburten im treuen musikalischen Sinne und erheitern sich und uns einige Winterabende. Nur lassen Sie das Gedicht nicht aus Händen, ja, wenn es möglich ist, halten Sie es geheim.

Mein ganzes Hauswesen denkt Ihrer mit Anhänglichkeit und Liebe.

Weimar, am 6. Dezember 1802. Goethe.

[Beilage] Hochzeitlied

Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
Der hier in dem Schlosse gehauset,
Da, wo ihr den Enkel des seligen Herrn,
Den heute vermählten, beschmauset.
Nun hatte sich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hause vom Rösselein stieg,
Da fand er sein Schlösselein oben,
Doch Diener und Habe zerstoben.

Da bist du nun, Gräflein, da bist du zu Haus,
Das Heimische findest du schlimmer!
Zum Fenster da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
„Was wäre zu tun in der herbstlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch schlimmer vollbracht,
Der Morgen hat alles wohl besser gemacht.
Drum rasch bei der mondlichen Helle
Ins Bett, in das Stroh, ins Gestelle!"

Und als er im willigen Schlummer so lag,
Bewegt es sich unter dem Bette.
Die Ratte, die raschle, so lange sie mag!
Ja, wenn sie ein Bröselein hätte!
Doch siehe! da stehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein so zierlich, mit Ampelenlicht,
Mit Rednergebärden und Sprechergewicht,
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, schläft er nicht, möcht' er doch schlafen.

„Wir haben uns Feste hier oben erlaubt,
Seitdem du die Zimmer verlassen,
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu prassen.

Und wenn du vergönneſt und wenn dir nicht graut,
So ſchmauſen die Zwerge, behaglich und laut,
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut."
Der Graf im Behagen des Traumes:
„Bedienet euch immer des Raumes!"

Da kommen drei Reiter, ſie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten;
Dann folget ein ſingendes klingendes Chor
Poſſierlicher kleiner Geſtalten.
Und Wagen auf Wagen mit allem Gerät,
Daß einem ſo Hören als Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlöſſern der Könige ſteht;
Zuletzt auf vergoldetem Wagen
Die Braut und die Gäſte getragen.

So rennet nun alles in vollem Galopp
Und kürt ſich im Saale ſein Plätzchen;
Zum Drehen und Walzen und luſtigen Hopp
Erkieſet ſich jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klingelt und klirrt,
Da ringelt's und ſchleift es und rauſchet und wirrt,
Da piſpert's und kniſtert's und fliſtert's und ſchwirrt;
Das Gräflein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.

Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal
Von Bänken und Stühlen und Tiſchen,
Da will nun ein jeder am feſtlichen Mahl
Sich neben dem Liebchen erfriſchen.
Sie tragen die Würſte, die Schinken ſo klein
Und Braten und Fiſch und Geflügel herein,
Es kreiſet beſtändig der köſtliche Wein;
Das toſet und koſet ſo lange,
Verſchwindet zuletzt mit Geſange.

Und sollen wir singen, was weiter geschehn,
So schweige das Toben und Tosen.
Denn was er so artig im Kleinen gesehn,
Erfuhr er, genoß er im Großen.
Trompeten und klingender singender Schall
Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall,
Sie kommen und zeigen und neigen sich all,
Unzählige, selige Leute –
So ging es und geht es noch heute.

15. An Goethe

Berlin, den 12. Dezember 1802.

Ein Teil von den Mitgliedern der Singakademie hatten mir gestern abend eine angenehme surprise veranstaltet, um meinen Geburtstag zu feiern. Ein kleines Schauspiel, mit vielen meiner Lieder durchwebt, wurde sehr artig aufgeführt; alle meine Kinder hatten Rollen darinne. Den Beschluß machte eine Burlette, bei der Sie sich nicht schlecht würden verwundert haben, in einer Dame der Königin Bathseba unsern Zimmermann Steffany anzutreffen, der auf die possierlichste Weise von der Welt kostümiert war und sich eine gorge angezimmert hatte, die das Gelächter meines ganzen Hauses erregte. Unter den vielen freundlichen Geschenken dieses Tages war Ihr lieber Brief, den ich an der Aufschrift erkannte und seinen Inhalt an der ungewöhnlichen Größe erriet. Ihr schönes „Hochzeitlied" soll nicht aus meinen Händen kommen, und sobald es komponiert ist, sollen Sie auch die Komposition erhalten.

Ihren Brief vom 3. November habe ich so oft gelesen, daß ich Ihnen nun auch wohl, für mich und meinen Sohn zugleich, recht warm dafür danken kann. Die Wahrheit ist so natürlich und liegt so nahe, daß man glauben sollte, man dürfe nur die Augen aufmachen, um sie zu sehn, und doch ist eine freundliche Zusprache nirgend mehr an ihrem Orte, als wo man mit sich selbst und dem Glücke seines Kreises ernsthaft beschäftigt sein muß. Ihre edeln Worte

sollen auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen sein, und ich habe aufs neue recht tief empfunden, was man alles von Ihnen lernen kann.

Daß Voß jetzt in Jena wohnt, war mir noch nicht bekannt; ich freue mich, ihn dort zu wissen. Ich habe sein edles Wesen und seine Liebe zur Kunst in wenigen Stunden des Umgangs mit ihm sehr lieb gewonnen. Er hat sich eine gute Zeit still gehalten, und es läßt sich denken, daß er mit was Rechtem wieder erscheinen werde.

Die angenehme Nachricht, daß Sie im Begriff sind, der Welt von Ihren Schätzen mitzuteilen, hat mich auch wieder erweckt, und ich habe mich seitdem wieder an Ihren Gedichten versucht. Was Sie mir einst, bei Gelegenheit der „Ersten Walpurgisnacht", von der dramatischen Form der Romanzen geschrieben, bestätigte mir eine Neigung, die ich schon im „Zauberlehrling" zu entwickeln versucht hatte. Die „Walpurgisnacht" blieb aber deswegen unfertig, weil sich mir immer die alte abgetragene Kantatenuniform aufdrängte. Nun habe ich's mit „Der Müllerin Reue" versucht, und es kommt nun darauf an, was Sie dazu sagen. Da es einmal zwei Personen singen müssen, so wird es gut sein, wenn die eine ein Tenor ist. Das Stück ist, leider, etwas schwer zu produzieren und muß gut gelernt werden, daß weder Atem noch Zunge fehlt. Der Tenor muß sehr heftig und polternd deklamieren und der Diskant zusammenhängend, mild und herzvoll sein.

Den „Liebesgötterhandel" habe ich mir als ein kleines Intermezzo im italienischen Stil gedacht: wenn drei Mägdlein, leicht angezogen, mit netten Vogelkäfigen auf dem Rücken, freundlich und lustig in einem frohen Kreise auftreten, „Wer kauft Liebesgötter?" rufen und dann das Gedicht nach der Melodie recht leicht und schalkhaft singen, kann eine gute Wirkung nicht fehlen. Das Fortepiano, das wenigstens einen geläufigen Vortrag fordert (nur keinen leidenschaftlichen Ausdruck), könnte auch hinter einem Schirme, doch in demselben Zimmer, stehn.

Und so nehmen Sie so gern, was ich so gern gebe. Ich möchte Ihnen den Frieden der Himmlischen in Tönen nach Weimar senden,

denn wo keine Götter sind, ist doch kein Himmel. Empfehlen Sie mich herzlich Schillern. Ich möchte mich gern selber mit der Freude überraschen, nach dem lieben Weimar zu kommen. Noch kann ich nichts bestimmen, besonders insofern mir das bevorstehende Karnaval, wo die königliche Familie in Berlin ist, eine Aufmerksamkeit zur Pflicht macht, die ich mir natürlich selber auflege, indem sie die Singakademie betrifft. Dieses Institut genießt eines gastfreundlichen Vorrechts in einem königlichen Hause, und es müßte mir schmerzhaft sein, wenn höhern Orts eine Nachfrage in meiner Abwesenheit geschähe, wo niemand wäre, der für zweihundert Personen und eine unbekannte Sache das rechte Wort zu sagen wüßte, und gewiß, Mittel und Zwecke durcheinander geworfen, eine abenteuerliche Ansicht gewährte. Denn wer mag wissen, wie in unsern Zeiten eine muntere Jugend und eine edle Mannbarkeit ordnungsmäßig zusammentritt, um ein andächtiges Kyrie zu singen.

Ich weiß nicht, wie und warum die wenigen schönen Zeilen Ihres letzten Briefes eine lebendige Sehnsucht in mir erweckt haben, die lange genug im Schoß meines tiefsten Herzens, ungeboren, aber nicht unerkannt, lag. O, es wird ein Faden bleiben, den keine Parze gesponnen und keine zerschneiden wird. Mein Herz kennt nur Eine Liebe, die das Ganze umfaßt, überall gern eingeht und noch niemals ungestärkt heimgekehrt ist; sie erschrickt nicht vor dem Gebell des Hundes, der mit seiner Kette klirrt und prangt, weil es auch Vögel gibt, die singen. Es ist die Liebe zur Kunst, die nichts Unreines leidet und jedes Einzelne sein läßt, was es kann; es ist die Liebe zu Ihrem Genius, mein hochgeliebter Freund, der ewig war und immer sein wird und sich niemals verändert, auch nicht in seiner Vergrößerung und Verewigung; [es ist die Liebe] die nichts fürchtet und wie ein Faden Leben an Leben zieht.

Zelter.

16. An Goethe

Ich säume nicht, Ihnen die Komposition des „Hochzeitliedes“ zu senden. Sie war schon vor Abgang meines letzten Briefes fertig, doch wollte ich sie gern völlig reif werden lassen. Sie werden finden, daß sich diejenigen Strophen, in welchen nach dem 7. Verse ein Punktum ist, am besten herausmachen, und da mir die 3 Reime des 5., 6. und 7. Verses die Absicht dieses für mich neuen Metrums festzustellen schienen, so habe ich die Modulation des Ganzen nicht nach der ersten, sondern nach der zweiten Strophe eingerichtet.

„Der neue Amadis“ mag nur mit in sein Vaterland gehn. Ich habe ihn des 5. reimlosen Verses wegen als ein Exerzitium komponiert.

Von Ihren ungedruckten Gedichten habe ich bis jetzt keins aus Händen gelassen. „Des Schäfers Klage“ habe ich nicht von Ihnen, und da mich die Frau Hofrätin Herz um meine Komposition bat und das Gedicht schon hatte, habe ich ihr solche gern gegeben. In einem Manuskripte zu einer neuen Liedersammlung von Reichardt, die ich bei Sandern gesehn, habe ich auch den „Frühzeitigen Frühling“ gefunden, den Reichardt wahrscheinlich von Ihnen selber erhalten hat.

Es heißt: der König komme den 21. dieses nach Berlin, und so kann das Karnaval gegen Ende Januars geendigt sein. Die nahe Entbindung der Königin bestätigt diese Vermutung, dann könnte ich in den ersten Tagen des Februar in Weimar sein, wenn mir diese angenehme Rechnung nicht zufällig geschmälert wird. Sie haben mir so freundlich Ihr Haus angeboten, und ich nehme es insofern an, als dabei nicht die geringste Unbequemlichkeit für Ihre Einrichtung stattfindet. Die Stube, welche ich schon einmal hatte, war mir vollkommen recht; aber auch in einem Keller will ich wohnen, wenn's nur in Ihrer Nähe sein kann. Ich freue mich darauf wie ein Kind und habe keinen andern Gedanken.

Berlin, den 18. Dezember 1802. Zelter.

1803

17. An Zelter

Der Hoffnung Ihres Besuchs kann ich nicht so stillschweigend entgegensehen, um so weniger, als ich Ihnen für so manches zu danken habe.

Die überschickten Lieder haben mir und andern viel Freude gemacht und sind schon mehrmals in kleinen Konzerten, die ich, mit Rücksicht auf Ihre Ankunft, zeither veranstaltete, fleißig gesungen worden. Freilich erwartet, wie ich wohl spüre, die Ausführung noch Ihre letzte Hand.

Brächten Sie denn wohl einige nicht zu schwere mehrstimmige Sachen mit? auf daß Ihre Gegenwart für unsern Kreis auf mancherlei Weise von Wirkung sei.

Ich sage nichts weiter, und damit dieses Blatt, welches ohnehin schon einen Posttag liegen geblieben, heute fortkomme, nur so viel. Ihre Wohnung, die Sie kennen, ist, nebst einem kleinen Schlafzimmer, eingerichtet, so daß Sie selbst unangemeldet kommen möchten. Ich selbst befinde mich in einer günstigen Lage, um in dem nächsten Monat Ihres Hierseins mit Ruhe und Sammlung genießen zu können.

Lassen Sie mich also je eher je lieber wissen, daß Sie kommen und daß Sie sich eingerichtet haben, einige Zeit bei uns zu verweilen.

In Hoffnung, bald mündlich manches Interessante zu verhandeln, wünsche ich gute Gesundheit und frohen Mut zur Reise.

Weimar, am 24. Januar 1803.

Haben Sie doch ja die Güte, was Sie von unsern Freunden, Herder, Voß, Schiller, komponiert haben, mitzubringen, damit auch diese sich freuen, durch Ihr köstliches Organ sich reproduziert zu finden.

18. An Zelter

Nur mit wenigem will ich melden: daß der gute Doktor Chladni hier ist und etwa bis den 9., 10. Februar in der Gegend bleibt. Vielleicht hat dies einigen Einfluß auf die Bestimmung Ihrer Reise. Wenn Sie ihn hier noch treffen könnten, sollte es eine recht lebhafte musikalisch-akustische Unterhaltung geben.

Nur so viel, um nochmals meinen lebhaften Wunsch, Sie bei mir zu sehen, zu bezeugen. Weimar, am 31. Januar 1803.

Goethe.

19. An Goethe

Da ich die schöne Hoffnung, einige Tage des Winters in Weimar leben zu können, wohl werde aufgeben müssen, so nehme ich die Gelegenheit wahr, Ihnen zu schicken, was ich lieber selber gebracht hätte. Ich habe mit dem beigehenden „Reuterliede" seit Jahren nicht zufrieden werden können. Sie erhalten es deswegen in Partitur, um allenfalls für das Theater davon Gebrauch machen zu können. Wollen Sie dieses, so haben Sie die Güte, wenn Sie solches für sich in Stimmen kopieren lassen, mir die Partitur gelegentlich wieder zurückzusenden, weil ich keine Abschrift behalten habe. Sie werden wohl darauf halten, daß das Stück sowohl vom Orchester als von den Sängern mehr frei, lebendig und leicht als schwer und schleppend vorgetragen werde, und weiter habe ich nichts daran zu erinnern, als daß es mir lieb wäre, wenn es Schillern so, wie es nun ist, gefallen könnte, denn alle mir bis jetzt bekannte Kompositionen dieses Liedes sind unglückliche Versuche.

Madame Mara ist hier angekommen, und ich dürste darnach, den göttlichen Gesang dieser Künstlerin nach so vielen Jahren wieder zu hören. Ich habe in der Zeit keine Sängerin gehört, die mit dem schönsten Organ alles machen kann und nie etwas macht, als was sich gerade gehört.

Ihr lieber und gütiger Brief vom 24. Januar hat mich fast traurig gemacht. Ich wollte nicht mit leeren Händen in Weimar erscheinen und bin daher nicht unfleißig gewesen. Mehrere ganz neue

Lieder von Ihnen sollten sich Ihre Gunst erwerben. Die „Sehnsucht“: „Was zieht mir das Herz so?“ und „Der Sänger“ sind ganz neu und, wie ich glaube, besser als selbst Reichardts Kompositionen. Den „Sänger“ habe ich seit der Erscheinung des ersten Teils des „Wilhelm Meister“ in mir herumgetragen und endlich aufgeschrieben. Reichardts Komposition dazu ist marschmäßig und hat etwas Befehlendes und müßte, wie er es angefangen, wenigstens durchkomponiert sein; ich habe die Balladenform wieder hergestellt. Dann habe ich mehrere Ihrer Lieder vollendet: das „Blümlein Wunderschön“ hat 4 neue Strophen bekommen. „Der Junggesell und der Mühlbach“ haben auf Veranlassung einer Kritik im „Apollon“ etwas mehr Korpus bekommen. Schillers „Hero und Leander“, „Worte des Glaubens“, „Kampf mit dem Drachen“, „Die Sänger der Vorwelt“ haben die letzte Hand bekommen; einige neue Sonette, worunter eins von Herder, mehrere alte deutsche Lieder des 17. Jahrhunderts, von Abschatz, Zincgref, Paul Gerhardt, sind neu komponiert. Ich zähle Ihnen meine kleinen Herrlichkeiten vor wie ein Kind, dem die Musen Weihnachtsgeschenke gegeben, und am Ende weiß ich nicht, was ich mit all den lieben Sachen anfangen soll. Könnte ich nur an etwas Großes kommen! Meine Jahre gehn dahin, und es wird – nichts. Schlagen Sie mir doch einiges von Herder vor, den ich sehr hochachte. Bei meiner wenigen Lektur, zufolge deren ich immer das schon Liebgewonnene wiederlese, entgehn mir oft schöne Sachen. Und nun, ihr Musen, genug! Geben Sie doch acht, ob es in Ihrem Hause nicht umgeht. Es ist mein Geist, der sein Quartier bei Ihnen eingenommen hat und sich nach und nach ansiedelt und nistet.

Unter den Ihnen von meiner Komposition gesendeten Liedern ist eins: die „Erinnerung“, wovon ich alle meine Abschriften weggegeben habe. Dürfte ich Sie wohl bitten, mir, wenn es möglich, eine Abschrift von Ihrem Exemplar machen zu lassen und mir solche zu schicken? Wenn ich nicht irre, ist es aus H-Dur oder E-Dur; ich wünschte es drucken zu lassen.

Berlin, 3. Februar 1803. Zelter.

20. An Zelter

Ich begreife recht wohl, daß eine Entschließung dazu gehört, seinen Kreis zu verlassen und in dieser Jahrszeit auswärtige Freunde aufzusuchen. Diesmal aber hat mich Ihr absagender Brief in gar vielfachem Sinne betrübt. Außer dem, was wir für das Allgemeine und Höhere der Kunst durch Kommunikation würden gewonnen haben, bin ich noch in dem besondern Fall, daß ich diesen Winter mit der Organisation der Oper und des Orchesters mehr für die Zukunft als für den Augenblick beschäftigt bin, wobei ich Ihren Beistand mir als ganz unentbehrlich gedacht habe.

Die Wichtigkeit des alten sprichwörtlichen Rates: Gehe vor die rechte Schmiede! ist mir früh einleuchtend gewesen; aber was hilft die Einsicht, wenn die Schmiede so weit liegt, daß man mit seinem Geschirr sie nicht erreichen kann?

Ich darf daher die Hoffnung, Sie zu sehen, nicht aufgeben und tue deswegen einen Vorschlag, den Sie freundlich aufnehmen werden.

Wäre es möglich, daß Sie mehr oder weniger Zeit fänden, einen Ausflug zu uns zu unternehmen, so würde ich in meiner gegenwärtigen Lage und in Rücksicht des großen Vorteils, den ich für die Anstalten, die mir am Herzen liegen, durch Sie erwarte, mich verpflichtet fühlen, Ihnen wenigstens die Kosten der Hin- und Herreise zu erstatten und für Ihren hiesigen Aufenthalt zu sorgen. Wollten Sie alsdann die Beschwerlichkeit der Reise und die Verwendung Ihrer kostbaren Zeit gegen das Vergnügen aufrechnen, das Sie allenfalls bei uns genießen möchten, so blieben wir doch nicht in so hohem Grad Ihre Schuldner, und es ließe sich vielleicht eine Leitung treffen, daß wir uns, wo nicht mit Ihrem großen Vorteil, doch wenigstens ohne Ihren ökonomischen Nachteil auch künftig öfters sehen könnten.

Bedenken Sie das und sagen mir Ihre Gedanken über diesen Vorschlag, auf den ich um so eher eine günstige Antwort hoffe, als Sie wegen Zeit keineswegs geniert sind und binnen hier und Pfingsten Ihre Ankunft uns jeden Tag willkommen sein würde.

Noch steht Ihr Zimmer ruhig und bereit, Sie zu empfangen.

Alle Freunde gedenken Ihrer mit Enthusiasmus, welcher durch die gestern erst wieder aufgeführten neuen Kompositionen des „Reiterliedes" und der „Zwerge" aufs neue angefacht worden. Schiller dankt sehr lebhaft.

Es ist ein neuer Tenor bei uns angelangt, der eine sehr schöne Stimme hat, aber in jedem Sinne Noviz ist. Was würde ihm und uns ein Wink sein, auf welche Weise er sich weiterzubilden hätte! Ich nenne nur dieses einzige Glied aus der Kette der Verbindlichkeiten, die wir Ihnen schuldig zu werden wünschten.

Daß die Verbesserung unsers Theaters und besonders der Musik, in Rücksicht der Vermählung unseres Erbprinzen und der in dem letzten Viertel des gegenwärtigen Jahres notwendigen Feste und so weiter, ein ernsthaftes Geschäft sei, brauche ich nicht zu sagen, so wie ich meine getane Vorschläge und Bitten nicht wiederhole.

Die verlangte sehr liebenswürdige Komposition liegt bei.

Wenn Sie die von Herder ehemals herausgegebenen „Volkslieder" durchlaufen sowie seine „Zerstreuten Blätter", finden Sie gewiß manches, was Sie anspricht. Ich wünsche sehr, daß in meinen kleinen Konzerten jeder Freund sich über sich selbst verwundere, wenn er seine Arbeiten durch Ihr Organ wieder vernimmt.

Sagen Sie mir doch ein gründliches Wort, wie Sie Madame Mara gefunden.

Leben Sie recht wohl und lassen mir bald ein erfreuliches Wort hören.

Weimar, den 10. März 1803. Goethe.

21. An Zelter

Zu den Argumenten meines letzten Briefs füge ich noch hinzu, daß Überbringer dieses, Herr Professor Gentz, in vier Wochen nach Weimar zurückkehrt. Machen Sie ihm die Freude, einen solchen Reisegesellen zu besitzen, und verschaffen uns den unschätzbaren Genuß, Sie wiederzusehen.

Weimar, am 22. März 1803. Goethe.

22. An Goethe Berlin, den 1. April 1803.

Nur einige Worte in der größten Eile, weil morgen früh die Post abgeht. Herr Professor Gentz ist seit einigen Tagen hier und hat mir vorgestern Ihr liebes Briefchen abgegeben.

Ich komme ganz gewiß nach Weimar, spätestens im Monat Junio, und freue mich wie ein Kind darauf. Schon seit sechs Wochen sehe ich meine Mutter sterben, die Tag und Nacht entsetzlich leidet, wodurch mein Haus in großer Unruhe ist.

Mein Sohn ist den 21. März von hier ab nach Dresden gegangen, von wo er nach Weimar geht. Ich habe ihm keinen Brief an Sie mitgegeben, er wird sich persönlich darstellen und um Ihren Segen bitten.

Einliegende Anzeigen, die Madame Mara betreffend, sind von mir, das Mehrere künftig.

Zelter.

23. An Zelter

Nehmen Sie, wertester Herr und Freund, ein kleines Gastgeschenk mit Neigung an, das Ihnen Herr Geheimer Rat v. Wolzogen überbringt.

Der Spaniol des Herrn v. Knebel schmeckte Ihnen, und es fand sich noch ein Vorrat. Wo? sollen Sie erfahren, wenn er glücklich in Ihre Hände gelangt. Füllen Sie damit die Dose und gedenken manchmal meiner Liebe und Verehrung, wenn Sie, allein oder in guter Gesellschaft, eine Prise nehmen. Das ist ja immer ein behaglicher Moment.

Der Sämann, wenn er gesät hat, entfernt sich und läßt die Saat keimen; schade, daß Sie nicht sehen können, wie manches Gute aufgeht, was Sie unter uns ausgestreut haben.

Lassen Sie bald von sich wissen und leben mit den Ihrigen wohl und glücklich. Die Meinigen grüßen.

Weimar, den 1. Juli 1803. Goethe.

24. An Goethe Berlin, den 1. Julius 1803.

Nach einem freudenreichen Aufenthalt von acht Tagen in Dresden bin ich am 25. vorigen Monats wieder hier angekommen. Mehrere sehr schöne Gegenden in und um Dresden haben meinen Augen wohlgetan. Vor allem ist mir der tägliche Besuch der Bilder- und Antikengalerien wert und nützlich gewesen, indem ich der Natur zum Leben und zum Wirken der Kunst bedarf, die meinen Geist festhält.

In Dresden traf ich Madame Mara, die sich unendlich freute, mich dort zu sehn. Sie war im Begriff, ein Konzert zu geben, dem ich beiwohnte. Sie hat hier wie überall Unfreunde und Bewunderer gefunden. Das Liebste war ihr – eine unerwartete gute Einnahme, auf welche sie jetzt am meisten zu halten scheint.

Das erste, was meine Aufmerksamkeit in Berlin spannte, war: eine Ihnen zur Hälfte dedizierte kurze Biographie des verewigten Mozart, welcher eine nicht kurze, nicht ästhetische Darstellung seiner Werke nebst einem nicht guten Porträt beigehängt ist. Könnten Sie mich doch wissen lassen, wer der Neudietendorfer Verfasser dieses Bildungsbuchs für junge Tonkünstler ist. Von dem können die Neudietendorfer etwas profitieren.

Aus der Zeitung habe ich gelesen, daß meine schöne Königin Ihre Mutter so huldreich beschenkt hat, und das hat mir innige Freude gemacht. Man glaubt hier steif und fest, daß Sie mit Schillern ehestens in Berlin sein werden, und ich bin verschiedentlich darüber ausgefragt worden. Die Möglichkeit habe ich nicht ableugnen wollen, zumal Ihre Freunde der Meinung sind, daß es bald Zeit sei, über das sündige Geschlecht Gericht zu halten, und dies könne nur in Person geschehn.

Den 4. Julius. Gestern habe ich zum ersten Male Schillers „Braut von Messina" hier aufführen sehn. Es war die dritte Vorstellung dieses Stücks. Madame Meyer als Donna Isabelle tat ihr Möglichstes, Madame Fleck als Beatrice etwas mehr. Manuel, Herr Beschort, zeigte zuweilen edle Stellungen; Iffland spielte den Bohemund,

wie sich's gehört, und am besten spielte Bethmann den Cesar. In allen äußern Teilen wird das Stück hier hoch und prächtig gegeben, und selbst das Gruppenwesen, die Chöre ausgenommen, zeugt von Theaterkenntnis und Sorgsamkeit. Fast alle Gruppen der beiden Brüder, der Mutter und der Schwester verraten eine besondere Künstlerhand, und die Kleider sind schön, wie die Dekorationen, von denen viere neu sind. Die letzte Dekoration mit dem Sarkophag und einer neuen dazu gemachten Theatermusik kann ich vortrefflich nennen.

Das Spiel selbst zieht sich hier mehr ins Lange als Breite. Lange Reden in Versen sind nicht Madame Meyers Sache. Sie hat weder Atem noch Ton und also auch keine Modulation, Schillers Periodenbau zu umfassen, und darüber wird ein großer Teil des ersten und letzten Akts schleppend und undeutlich. Von Zeit zu Zeit sucht sie sich zusammenzuraffen und in die Höhe zu treiben, doch weiß sie sich nicht zu erhalten. Unser Publikum, im Vertrauen auf des Verfassers großen Namen, läßt keine Gelegenheit vorbei, die Artisten durch lauten und oft anhaltenden Beifall für die gute Sache zu ereifern, und es scheint den Durst nach dem Bessern, Höhern nicht länger verhehlen zu wollen. Das Haus war eben voll und bediente sich seiner Kraft.

Über die Chöre möchte ich lieber nichts sagen, weil mir alles dunkel und unbestimmt vorschwebt. Wetten wollte ich, daß Schiller recht hat und daß etwas dahinter liegt, was wir alle noch nicht kennen. Vielleicht schreibe ich Ihnen einst ein Mehreres darüber, wenn das Stück gedruckt ist und ich Schwarz auf Weiß vor mir liegen sehe. Mehrere Stellen der Chöre waren würklich von Wirkung, welches mir auch schon Freunde in Berlin vorhergesagt hatten. Wenn ich bedenke, daß unsere Truppe, jahraus, jahrein, tagtäglich sich mit den sogenannten Hausmannsstücken, mit dem Studium des ordinären, leicht faßlichen, familiären Wesens tummeln müssen und eine Menge des gemeinsten Stadt- und Lokalwesens, das fast nur auf die Wochentage paßt, im Munde führen sollen, so gestehe ich meine Verwunderung, wie sie sich so geschickt anzustellen ver-

stehn, und Schiller selber würde nicht mit den einzelnen Teilen unzufrieden sein.

Die Stellung der Chöre war nicht nach meinem Sinne. Ich dächte, die Chöre müßten auf beiden Seiten dicht an den Kulissen und so weit im Hintergrunde stehn als möglich, damit sie von den Hauptgruppen durch den größtmöglichsten Zwischenraum abgesondert blieben. Dadurch würden sie gleichsam ein Hauptelement des Ganzen, welches seine Luft und sein Licht durch sie erhielte. Man spricht sie hier nach dem Takte, wenigstens scheinen sie so eingelernt zu sein, und Iffland gibt durch seine Beweglichkeit hin und wider den Takt an. Diejenigen Stellen, welche glücklich mit dem Takte zutreffen, sind von großer Wirkung. Es wäre zu versuchen, ob der Takt nicht noch besser erhalten und das Ganze von bestimmterer Wirkung sein möchte, wenn der Takt durch gedämpfte Paukenschläge angegeben würde. Der Chor auf beiden Seiten müßte auch wohl in zwei Chöre geteilt sein, die nach Art der Antiphonien der Alten abwechselten, auch wohl gar in Fragen und Antworten bestehn könnten. Ein Tonkünstler müßte in jedem Falle dazugezogen werden, der da wüßte, was erreicht werden soll. Auch ließe sich wohl versuchen, die Chöre auf ordentliche Tribünen zu stellen, um sie unbeweglich zu erhalten; denn die Beweglichkeit, die sie hier haben, scheint nicht ihr Vorteil und der Vorteil des Stücks zu sein; sie könnten eher das Gemüt, den allgemeinen Sensum repräsentieren, und die Handlung würde dagegen kontrastieren. Ich weiß mein eigenes Gefühl hierüber nicht deutlicher zu machen, es müßte durch Proben geschehn, zu welchen man der Leichtigkeit wegen im Anfange würkliche Sänger nähme, indem das Ganze erst wieder muß erfunden werden.

Ich wünschte wohl, von Ihnen über die wahre Tendenz des griechischen Chors belehrt zu werden. Ich habe mir solchen niemals anders vorstellen können als eine lebendige Wand, und deswegen glaubte ich, daß der Chor unbeweglich sein müsse. Es ließe sich freilich noch eine Deutung des Chors denken, wenn sie nicht zu fein und spekulativ erschiene. In den frühesten Zeiten des Drama kann

es nämlich noch kein Publikum gegeben haben, dem ein Dichter hätte verständlich sein können; der Dichter war sonach genötiget, sich alles selber zu machen: die Sprache, das Stück, die Charaktere und auch das Publikum, und dies letztere könnte der Chorus repräsentiert haben. Wenigstens muß dieser Chorus sehr alten Ursprungs und von den Griechen schon vorgefunden sein. Sie nahmen ihn willig auf, um ihrem Auditorio ein Publikum gegenüberzustellen, durch das sie empfinden und denken lernen sollten, wie es der Dichter jedesmal will, und nichts heute fordern sollen, was der Dichter heute nicht geben will.

Sonnabend, den 9. Julius.

Ihr edles und schönes Geschenk, mein hochverehrter Freund, und Ihr Schreiben dabei sollen als ein Denk- und Ehrenmal bei meiner Familie bleiben. Ich bin stolz darauf und nehme es auf Treu und Glauben an, als ob ich es mir selber erworben und da verdient habe, wo Ehre zu erwerben ist.

Der herrliche Spaniol, der den Duft aller Musen haucht, ist mir ein wahres Labsal. Wenn ich nun etwas Gutes hervorbringe, ist es kein Wunder.

Ich muß schließen, wenn der Brief nicht noch einen Posttag hierbleiben soll. Lassen Sie sich den „Pyramus" empfohlen sein.

Zelter.

25. An Zelter

So oft bin ich Ihnen in Gedanken gefolgt, daß ich leider versäumt habe, es schriftlich zu tun; heute nur weniges zur Begleitung beiliegenden Blättchens. Ich werde diese Betrachtung fortsetzen und nur, so kurz als möglich, die Hauptpunkte berühren; die Ausführung werden Sie ihm schon selbst geben.

Von Mozarts Biographie habe ich noch nichts weiter gehört, ich werde mich aber darnach sowie nach ihrem Verfasser erkundigen.

Ihre schöne Königin hat auf der Reise viel Glückliche gemacht, niemand glücklicher als meine Mutter; ihr konnte in den letzten Lebensjahren nichts Erfreulicheres begegnen.

Schreiben Sie mir ja von Zeit zu Zeit und schicken mir doch etwa alle Monate die Komödienzettel. Schreiben Sie mir doch auch etwas von der Aufführung der „Natürlichen Tochter", nur geradezu und ohne Rückhalt. Ich habe ohnehin Lust, einige Szenen zu verkürzen, welche lang scheinen müssen, selbst wenn sie vortrefflich gespielt werden.

Mögen Sie mir einmal die Pflichten eines Konzertmeisters skizzieren? soviel als allenfalls für unsereinen zu wissen nötig ist, um einen solchen Mann einigermaßen zu beurteilen und allenfalls zu leiten.

Madame Mara hat Dienstag in Lauchstädt gesungen; wie es abgelaufen ist, weiß ich noch nicht.

Für die Lieder, die ich durch Herrn v. Wolzogen erhalten habe, danke ich zum schönsten, in meinem Namen und im Namen der Freunde.

An Produktion war die Zeit nicht zu denken. Nächstens hoffe ich Ihnen die Aushängebogen meiner Lieder zu schicken, mit Bitte, sie die erste Zeit geheimzuhalten, bis sie im Buchhandel erscheinen. Leben Sie recht wohl und gedenken mein. Weimar, am 28. Juli 1803.

Sie haben nunmehr die „Braut von Messina" gedruckt vor sich und wissen genauer zu schätzen, was der Dichter geleistet hat, sowie Sie aus seiner Vorrede erfahren, wie er über die Sache denkt und inwiefern Sie mit ihm übereinstimmen. Ich will, bezüglich auf Ihren Brief, meine Gedanken über diesen Gegenstand hinwerfen; wir werden ja einander durch wenig Worte verständlich.

In der griechischen Tragödie zeigt sich der Chor in vier Epochen.

In der ersten treten zwischen dem Gesang, in welchem Götter und Helden erhoben, Genealogien, große Taten, ungeheure Schicksale vor die Phantasie gebracht werden, wenige Personen auf und rufen das Vergangene in die Gegenwart. Hievon findet sich ein annäherndes Beispiel in den „Sieben vor Theben" von Aeschylus. Dieses wären also die Anfänge der dramatischen Kunst, der alte Stil.

Die zweite Epoche zeigt uns die Masse des Chors als mystische Hauptperson des Stücks, wie in den „Eumeniden“ und „Bittenden“; hier bin ich geneigt, den hohen Stil zu finden. Der Chor ist selbstständig, auf ihm ruht das Interesse; es ist, möchte man sagen, die republikanische Zeit der dramatischen Kunst, die Herrscher und Götter sind nur begleitende Personen.

In der dritten Epoche wird der Chor begleitend, das Interesse wirft sich auf die Familien und ihre jedesmaligen Glieder und Häupter, mit deren Schicksalen das Schicksal des umgebenden Volks nur lose verbunden ist. Der Chor ist untergeordnet, und die Figuren der Fürsten und Helden treten in ihrer abgeschloßnen Herrlichkeit hervor. Hier möchte ich den schönen Stil finden. Die Stücke des Sophokles stehen auf dieser Stufe. Indem die Menge dem Helden und dem Schicksal nur zusehen muß und weder gegen die besondere noch allgemeine Natur etwas wirken kann, wirft sie sich auf die Reflexion und übernimmt das Amt eines berufenen und willkommenen Zuschauers.

In der vierten Epoche zieht sich die Handlung immer mehr ins Privatinteresse zurück, der Chor erscheint oft als ein lästiges Herkommen, als ein aufgeerbtes Inventarienstück. Er wird unnötig und also in einem lebendigen poetischen Ganzen gleich unnütz, lästig und zerstörend, zum Beispiel wenn er Geheimnisse bewahren soll, an denen er kein Interesse hat, und dergleichen. Mehrere Beispiele finden sich in den Stücken des Euripides, wovon ich „Helena“ und „Iphigenie auf Tauris“ nenne.

Sie sehen hieraus, daß man, um sich musikalisch wieder anzuschließen, Versuche aus den zwei ersten Epochen machen müßte, welches durch ganz kurze Oratorien geschehen könnte. Weimar, am 28. Juli 1803. G.

26. An Zelter

Nehmen Sie heute mit Nachstehendem vorlieb und lassen sich meine genetische Entwicklungen gefallen. Natur- und Kunstwerke

lernt man nicht kennen, wenn sie fertig sind; man muß sie im Entstehen aufhaschen, um sie einigermaßen zu begreifen.

Ich lege einige Abdrücke von dem großen Siegel bei. Es läßt sich manches dabei erinnern; doch wünsche ich, daß es Ihnen zu Ihrem Zweck nicht mißfällig sein möge.

Schon habe ich eine über Erwartung gute Zeichnung, „Ulyß und Polyphem", als Lösung der diesjährigen schweren Preisaufgabe erhalten. Es ist erfreulich, wie der echte Kunstsinn so leise in Deutschland herumschleicht. NB. Es ist von einem jungen Künstler, der bei uns noch nicht konkurriert hat.

Hierbei ein Brief des jenaischen Advokaten in den Fichtischen Angelegenheiten. Der Handel wegen des Hauses hat, wie ich höre, indeß eine günstige Wendung genommen.

Wie steht es um die Musik des zweiten Teils der „Zauberflöte"? Und so nur noch ein herzliches Lebewohl! Weimar, den 4. August 1803. G.

Wie sich nun die griechische Tragödie aus dem Lyrischen loswand, so haben wir noch in unsern Tagen ein merkwürdiges Beispiel, wie sich das Drama aus dem Historischen oder vielmehr Epischen loszuwinden trachtete; wir finden es in der Art, mit welcher in der Karwoche in katholischen Kirchen die Leidensgeschichte abgesungen wird. Drei einzelne Menschen, wovon einer den Evangelisten, der andere Christum, der dritte die übrigen Zwischenredner vorstellt, und der Chor (Turba) stellen das Ganze dar, wie Ihnen genugsam bekannt sein wird. Zur schnellern Übersicht will ich ein Stückchen hersetzen.

Evangelist. Da sprach Pilatus zu ihm:

Interlokutor. So bist du dennoch ein König?

Evangelist. Jesus antwortete:

Christus. Du sagest's! ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt kommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.

Evangelist. Spricht Pilatus zu ihm:

Interlokutor. Was ist Wahrheit?

Evangelist. Und da er das gesagt, ging er wieder hinaus zu den Juden und spricht zu ihnen:

Interlokutor. Ich finde keine Schuld an ihm. Ihr habt aber eine Gewohnheit, daß ich euch einen auf Ostern losgebe; wollt ihr nun, daß ich euch der Juden König losgebe?

Evangelist. Da schrieen sie wieder allesamt und sprachen:

Turba. Nicht diesen, sondern Barrabam!

Evangelist. Barrabas aber war ein Mörder.

Verweisen Sie nun die Funktion des Evangelisten bloß auf den Anfang hin, so daß er eine allgemeine historische Einleitung als Prologus spreche, und machen durch Kommen und Gehen, Bewegen und Handeln der Personen die von ihm gegenwärtig emanierenden Zwischenbestimmungen unnütz, so haben Sie schon ein Drama recht gut eingeleitet.

Man hat, wie ich mich erinnere, in Passionsoratorien schon diesen Weg eingeschlagen; doch ließe sich wohl, wenn man recht von Grund und Haus aus zu Werke ginge, noch etwas Neues und Bedeutendes hervorbringen.

27. An Goethe Berlin, 15. Julius 1803.

Herr Geheimer Rat v. Wolzogen ist so willfährig gewesen, durch einen Bekannten sechs Exemplare meiner Lieder für Sie mit abgehen zu lassen. Eins davon war für Schillern und eins für den guten Ehlers bestimmt, die übrigen sollen Ihrer Disposition unterworfen sein.

Seit meiner Zurückkunft von Weimar und Dresden hat sich ein neuer Zustand in mir angefunden. Ich habe Ihren „Cellini“ gelesen, den ich, teils aus Zeitmangel und anderer unerheblichen Ursachen wegen, unverantwortlicher Weise noch nicht gelesen hatte, obschon ich wußte, daß der „Cellini“ in den „Horen“ schon vor Jahren erschienen ist. Ich habe das Buch mit unnennbarem Anteil gelesen und bin davon durch und durch erschüttert. Alle Gedanken an die Dinge der Welt sind mir davon vergangen, und die Sehnsucht nach Italien hat sich meiner wieder so bemeistert, daß ich nichts als weinen

möchte. Herr v. Wolzogen hat mit mir über die Tunlichkeit gesprochen, mich in dies Vaterland der Musen zu führen. Ich habe seine wohlmeinende Absicht erkannt, woher sie kömmt. Was für Talente und Produkte könnte ich vorzeigen, um mich einer für mich so kostbaren Unternehmung würdig zu beweisen? da alles noch in mir wie im Schoß der Mutter ruht und auf eine Zeit hofft, die wohl niemals erscheint. Jeder Nerv meines Geistes fängt erst jetzt an, sich nach und nach loszumachen von den Bändern und Schienen, die Zufall und Gehorsam ihm angelegt hatten, und nun, da ich immer verständiger und zahmer werden sollte, fühle ich mich wie ein junges Pferd, das zum erstenmal seine Freiheit ahndet.

Beinahe 30 Jahre habe ich die Last und den Druck getragen, die mich auf dem flachen Boden halten, indem mich eine unbekannte Macht nach oben zieht, und ich lebe noch und kann noch ruhig scheinen, wo die höchste Anstrengung meines Leibs und Gemüts nicht sichtbar werden soll.

Hätte ich doch das Glück zwanzig Jahre eher gehabt, in Ihren Kreis zu geraten! Alles um mich her in dieser großen Stadt lebt von dem, was es liebt, und ihm ist wohl bei dem, was es treibt. Ich darf nicht einmal dreist sagen, was ich liebe, und was ich bin, soll ich nicht sein. Was ich so machen kann, wie es keiner macht, verlangt keiner, und was die meisten wenigstens eben so gut als ich können, gibt mir ein saures Brot, das ich ohne Freude über vergoßnen Schweiß genieße.

Aus dieser Darstellung sollen Sie, mein ehrwürdiger Freund, beurteilen, was Sie mir wert sind, indem Sie mich wert achten. So viele Jahre habe ich mit Anstrengung mein Innerstes meinen nächsten Nachbarn verhehlt, und Sie haben in der Ferne den Schleier hinweggezogen. Von meiner Ergebenheit gegen Sie sage ich Ihnen nichts, denn was sollte ich wohl sagen? Nur zeigen möchte ich Ihnen, was ich durch Sie sein könnte.

Wie mich manchmal die ungeheure Leidenschaft zur Kunst anpackt und mich nicht loslassen will, bis ich meine Kleinen ansehe. Dann gibt sich's wieder, und ich bin wieder der alte.

Ich hätte billig vorher daran denken sollen, meinen äußern Zustand zu verändern. Die Furcht, ein unzulängliches Talent zu kultivieren, so wie der Mangel aller Ermunterung haben mich fast erdrückt. Bei dem allen bin ich doch dahin gekommen, in der Kunst das Bessere vom Guten zu unterscheiden, in der Kunst, die eben so wie ich unter dem Druck einer populären Sensation erstickt.

Ihre „Natürliche Tochter" ist bis heute zweimal gegeben worden. Was soll ich Ihnen davon sagen? Alle hier tun, was sie können, und jeder das Seinige, wie er nun ist. Daß wir hier zu Lande vor der Hand dahin kommen, etwas Natürliches natürlich zu finden und zu gebrauchen, dazu ist vor der Hand keine Aussicht, doch kann es besser werden. Die Hoffnung ist schwach, aber nicht unmöglich. Eine totale Geschmacksfinsternis, die nicht von der Stelle rückt, in die sich alles einfugt, dem das Denken sauer wird, die ihren höchsten Genuß in der Mäkelei, Vergleichungssucht, kurz die Lust in der Unlust zu finden meint, kann nur durch eine gewaltsame Explosion aus der stinkenden Ruhe in einen andern Zustand übergehn, und was dann draus wird, muß man wieder hinnehmen. Wer von dem Undank unserer Kunstwelt will zu erzählen haben, darf sich nur um sie bemühen.

Brockmann aus Wien ist jetzt hier und hat im „Clavigo" den Beaumarchais gespielt. Er ist mit jauchzendem Beifall empfangen worden. Meines Urteils über sein Spiel enthalte ich mich, da er ein Mann ist, der einen großen Ruf für sich hat. Gut hat er in jedem Falle gespielt, doch nun verstehe ich erst ganz, was der brave Fleck, der nichts recht machen konnte, für ein Mann gewesen ist.

Den 7. August. Indem ich Ihren lieben Brief vom 28. Julius erhielt, hatte ich so eben Schillers Vorrede zur „Braut von Messina" mit Muße gelesen und bereits Hand an einen Versuch gelegt, die Chöre des Stücks in eine musikalische Form zu bringen. Soviel habe ich bis jetzt gesehn, daß ich ein ruhiges Jahr haben müßte, glücklich in das neue Genre hineinzugeraten. Sobald etwa soviel fertig ist, daß man es erkennen kann, schreibe ich Ihnen über meinem Fund. Was Sie mir über die Chöre geschrieben, ist mir sehr nütz-

lich dabei gewesen, weil es mir mehr um eine bestimmte Ansicht des alten griechischen Chors als um meine neue Erfindung zu tun ist. Der Musiker ist so auf eine horrible Art unter dem Dichter geordnet und bedarf außerdem der ganzen Kraft seiner Kunst. Ihr Gedanke, einen Versuch mit einem kurzen Oratorio zu machen, ist vortrefflich, und ich wünschte aus mehr als einer Ursache ihn ausgeführt zu sehn. Es ist ein neuer Weg zum Herzen, und ich denke unaufhörlich daran.

Daß Ihnen jemand ein Buch dedizieren könnte, ohne es Ihnen zu senden, ist mir gar nicht beigefallen. Es ist Ihnen und Herren Müller (wahrscheinlich dem Kantor der Leipziger Thomasschule) dediziert.

Sobald die „Natürliche Tochter" wieder gegeben wird, will ich mich bemühen, alles zu verstehn, was unsere Schauspieler reden, und Ihnen darüber schreiben, was ich kann. Es ist fast unmöglich, in dem großen schallenden Hause einen ganzen Vers zu gewinnen, und über die Plage vergeht einem zuletzt aller Mut. Die Komödienzettel werde ich sammeln und Ihnen zuschicken.

Ihre Lieder sollen mir höchst willkommen sein, zumal jetzt, da ich vor lauter Arbeit nicht arbeiten kann. Mit Schmerzen habe ich schon auf die Erscheinung der „Natürlichen Tochter" gehofft, allein es ist noch nicht zu bekommen.

Was ich über das Orchesterwesen niedergeschrieben, erhalten Sie anbei. Etwas Vollständiges ließe sich nur hervorbringen, wenn man eine Zeitlang mit einem Orchester unablässig zu tun hätte. Ich wünschte zu wissen, ob Ihnen das Wenige interessant ist und ob ich Ihnen von Zeit zu Zeit mehr darüber schreiben darf; doch dann müßte ich die Blätter zurückhaben, von welchen ich keine Kopie genommen. Es wäre gar viel zu sagen, und worüber Sie Auskunft verlangten, würde ich Ihnen gar gerne dienen. Ich glaube das Wesen zu kennen wie einer und jetzt besser darüber reden zu können wie alle, die an der Ordnung sind. Es müßte eine ganz neue Zucht eingeführt werden, wenn etwas gewonnen werden sollte.

Leben Sie so wohl, als ich es wünsche, und empfehlen mich Ihrem lieben Hause. Auf ewig

Ihr

Zelter.

28. An Goethe Berlin, den 10. August 1803.

Die Fortsetzung Ihrer Gedanken über den Chor erhielt ich noch kurz vor dem Abgange meines letztern Briefes. Ich fange an, gute Aufschlüsse über den Chor einzunehmen, welches ich der klaren Auseinandersetzung Ihrer Briefe verdanke. Ich bin nun auf mich selbst begierig, wie es mir mit Schillers „Braut" gelingen wird, wo freilich manches anders ist. Die Schwierigkeit ist hier, daß nichts anderes herauskomme, als was dem Stücke gehört.

Die Abdrücke des Siegels sind mit vieler Zufriedenheit aufgenommen worden, und ich bitte, mir solches von unserm Künstler nebst dem Preise senden zu lassen. Könnte das kleinere auch dabei sein, so wäre es noch besser, wenn ich beide zusammen erhielte; sie sollen dann mit umgehender Post bezahlt werden.

Sie fragen, wie es um die Musik des zweiten Teils der „Zauberflöte" stehe. Ich denke, Sie meinen damit unsere neue Repräsentation der Winter'schen Musik. Das Stück wird hier mit ganz außerordentlichem Pomp und Theateraufwand gegeben. Eine unzählbare Menge neuer Dekorationen, Luft- und Erderscheinungen, die fast von Minute zu Minute aufeinander folgen, sodaß kaum die Menschen mit ihren Arien dazwischen Platz haben, beschäftigen das Stück und die Maschinisten, die man zwischenein sieht und hört, ehe man sie sehn und hören soll. Die Musik paßt zum Stück ungefähr so, wie der zweite Teil der „Zauberflöte" auf den ersten. Sie ist sehr reich gearbeitet und voll von Effekten, die das Ohr und den Sinn betäuben und überrennen. Das Haus ist jede Vorstellung voll, indessen bemerke ich keine eigentliche Zufriedenheit bei dem Teil des Publikums, für den das Stück gemacht zu sein scheint. Es wird aber wohl noch kommen.

Der Nutzen, den ich mir von solchen Stücken verspreche, besteht in der Hoffnung, den Geschmack unsers Theaterpublikums durch Überfüllung und Mangel gesunder Geistesnahrung zuletzt an Wassersucht oder Auszehrung ersterben zu sehn, und je früher es dahin kommt, je besser für die Kunst.

Nun kann ich mir wohl erklären, warum die alten Kunstmeister mit ihren Kenntnissen und Erfahrungen über Ökonomie und Effekt so geheim und halblaut gegen ihre Schüler und Nachkommen gewesen sind.

Die Effekte sind bald gelernt, aber es bleibt ewig schwer, sie so anzuwenden, daß es wahre Effekte sind. Dieses undankbare Geschlecht sieht mit leerem Stolz auf die Helden zurück, die ihnen die kostbaren Kunstmittel so vor die Tür geliefert haben, daß sie jetzt nur zugreifen dürfen, wo jene den Olymp stürmen mußten, um einen Funken Geistes zu erobern. Sie erscheinen gegen diese Alten wie reiche junge Prasser, die das von ihren ehrwürdigen Vätern übernommene Erbgut in Braten und Kuchen verfressen und alles zu allem gebrauchen.

Die kostbaren und vielen Dekorationen dieser Oper zusamt dem lärmenden und störenden Maschinenwesen sind so faselhaft und pfuscherhaft zusammengesetzt und so schlecht gemalt, daß man das Gesicht mit Verdruß wegwendet, wenn es in dem nämlichen Augenblicke angelockt und hergerissen war. Auf eine ängstlich-gefährliche Weise schweben die Figuren dreier schönen Mädchen länger als eine halbe Stunde, an dünnen Seilen gehalten, über 20 Fuß hoch in der Luft und singen mit Angst und Schrecken, daß einem das Herz wehe tut. Das Ende dieses 4 Stunden langen Kinderspiels, welches durch 3 lange eingeschobene musikalische Szenen so in die Länge gezerrt wird, besteht in dem Untergang des Reiches der Königin der Nacht: Ein König von Paphos namens Typheus, an dem die Königin der Nacht ihre Tochter Pamina verkuppeln wollen, wird endlich vom Tamino erlegt und in den Schlund eines feuerspeinden Berges geworfen, aus welchem nun die Flamme hoch in die Höhe schlägt, sich mit einem von oben fallenden Feuerregen vereinigt, und mit entsetzlichem Krachen und Knallen, unter welchem sich die starke und mühvolle Musik ganz verliert, wird die Königin der Nacht, welche oben steht, herab[ge]schleudert.

Eine Stelle des Gedichts ist nicht ohne komischen Reiz: Papageno, der abermals seiner erst gefundenen Papagena beraubt ist,

sucht diese unter andern in einer ländlichen Gegend, wo er zufällig seinen Vater, seine Mutter und ein unzähliges Heer kleiner und größerer Geschwister von 2 bis zu 20 Jahren, die alle Kinder seines Vaters sind, antrifft, welches zu unendlich vielen Possen und komischen Dingen Gelegenheit gibt. Außer dem ist das Gedicht von der unbegreiflichsten Schlechtheit.

Professor Fichte, dem ich den innegewesenen Brief des jenaischen Advokaten abgegeben, dankt doppelt dafür, weil er etwas Angenehmes enthält und gerade hinreicht, etwas Unangenehmes zu verhüten. Fichte ist im Begriff, darüber an den Herrn Geheimen Rat Voigt zu schreiben.

Fichte ist mit einer Abkürzung der „Natürlichen Tochter" nicht einverstanden; er glaubt, das Stück sei ganz, rund und könne durch Abkürzung nur leiden. Er ist gesonnen, etwas darüber, besonders aber über die beiden Berliner Vorstellungen, welchen er mit besonderer Sammlung beigewohnt, an Schillern zu schreiben. Er ist sogar mit der hiesigen Repräsentation mehr zufrieden als ich, der ich das Stück vorher zweimal gelesen hatte und nun ganz unbekannte Personen fand, die ich hinterher natürlich finden soll.

Ich bin nun mit der Komposition des Chors mit mir selbst über etwas Bestimmtes einig worden. Es muß nämlich alles gesungen werden, was der Chor produziert. Ein Unglück ist es mir, daß ich gerade jetzt Ihre Nähe entbehren muß. Sowie ich das Gedicht durchschweife, fallen mir tausend Gedanken ein, und es ist die Frage, ob ich nicht am Ende die Rolle der Braut durch eine Sängerin besetzen muß. Nicht als ob sie alles singen sollte, allein hin und wider wird sie singen müssen. Lassen Sie mich Ihre Gedanken darüber wissen. Außerdem schwebt mir vor, daß mit dem Gedichte selbst etwas vorgehen müsse, worüber ich mich noch nicht deutlich erklären kann, da ich die ganze Arbeit so fragmentarisch handhaben muß. An eine Veränderung wird Schiller nicht heranwollen, allein gegen das Ende zieht sich das Gedicht nach meinem Gefühl auseinander, statt sich zu komprimieren, und deswegen würde ich vorschlagen, statt dessen, was im Manuskript der 4. Akt

ist, eine Art von Epilog stattfinden zu lassen, worin der Chorus in seiner ganzen ungebundenen Hoheit als Hauptperson erschiene und sich in den höchsten Regionen, die der Musikmeister erreichen kann, gleichsam zu Hause befände. Könnte ich doch auch hierüber Ihre Gedanken wissen.

Die Komedienzettel dieser Woche und das neue Repertorium für die künftige Woche erfolgen anbei. Ich weiß nicht, ob ich es recht mache, Ihnen solche mit der Post zu senden, indem ich keine andere Gelegenheit weiß.

Madame Mara soll heut oder morgen, den 14. August, hier ankommen. Sie soll in Lauchstädt sich manchen Verdruß zugezogen haben, jedoch soll ihr Konzert durch Reichardts Hülfe wohl vonstatten gegangen sein. In Dresden hatte sie erklärt, daß sie wünsche, den Kurfürsten mit ihrem Talent bewirten zu können; da man ihr aber gesagt habe, daß Se. Durchlaucht bei der Musik zu speisen geruhten, so müsse sie gestehn, daß es ihr unmöglich sei, beim Essen zu singen. Über diese Erklärung ist sie denn um hundert Dukaten und der Kurfürst um eine Arie ärmer geblieben.

Die Acquisition mit der neuen Preisaufgabe ist mir sehr erfreulich. Das Gute wird schon hervorkommen, wenn darnach gefragt wird und wenn man es will. Über diesen Mangel ist bis daher manches ehrenwerte Talent hingestorben, weil es keinen Vereinigungspunkt gab, festen Fuß zu fassen. Das Glück schweift frei umher, und der gefesselte Mensch kann's nicht erreichen und halten. Bei uns ist die Bescheidenheit das Höchste, was von einem Künstler gefordert wird; als wenn eine solche Foderung nicht an sich selbst die höchste Arroganz wäre! Was daraus folgt, liegt am Tage, und vor der Hand läßt es sich nicht ändern, und darüber vergeht die schöne Zeit.

Ich muß schließen, sonst kömmt der Brief nicht fort.

Zelter.

N.S. Ich halte die Komedienzettel mit Fleiß zurück, weil es besser ist, solche monatlich zu senden, der Übersicht wegen.

29. An Zelter Weimar, den 29. August 1803.

Ich muß einen Anlauf nehmen, um mich der Schuld gegen Sie zu entladen. Es ist die Zeit her so wild und wunderlich bei uns zugegangen, daß ich an das werteste Abwesende nicht habe denken können.

Also zuerst Dank für Ihre Lieder, welche nach Ihrer Anweisung verteilt und sonst gut untergebracht worden; ingleichen für die Blätter, welche sich auf Musikdirektion beziehen. Ich werde sie, sobald unsere musikalischen Übungen wieder angehen, praktisch beherzigen und hoffentlich in den Stand kommen, Sie um weitere Aufklärung zu bitten.

Das große Siegel liegt fertig und sauber gearbeitet bei mir; sobald das kleine eben so weit ist, sollen beide zusammen ankommen.

Fichte hat einen sehr schönen und liebenswürdigen Brief über die „Eugenie" an Schiller geschrieben. Danken Sie ihm dafür und sagen Sie ihm zugleich, daß wir seine Angelegenheit bestens beherzigen. Leider ruht auf dem, was Advokatenhände berühren, so leicht ein Fluch.

Was sagen Sie zu dem Unternehmen, die „Literaturzeitung" nach Halle zu verpflanzen? Wir andern, die wir hinter den Kulissen stehen, können uns nicht genug wundern, daß sich ein Königlich Preußisches Kabinet so gut wie jedes andere Publikum durch Namen, Schein, Charlatanerie und Zudringlichkeit zum Besten haben läßt. Als wenn sich eine solche Anstalt erobern und transportieren ließe, wie der Laokoon oder ein anderes bewegliches Kunstwerk!

Wir setzen sie eben in Jena immer fort, und da der tätigste Redakteur, Hofrat Eichstädt, bleibt, so geht alles seinen alten Gang. Neue Menschen, die beitreten, neue Mittel, die man vorbereitet, sollen, hoffe ich, der Sache einen ehrenvollen Ausschlag geben.

Wollen Sie von den Unsrigen sein, so sind Sie bestens dazu eingeladen. Wie schön wär' es, wenn Sie den Weg der Rezension dazu benutzten, um das, was über Musik gegenwärtig zu sagen so not ist, in einer gewissen Ordnung ins Publikum zu bringen.

Ich werde rätlich und tätig bei der Sache mitwirken, Schiller, Voß, Meyer sind geneigt, ein Gleiches zu tun, und ich hoffe, das nächste Jahr soll sich vorteilhaft vor dem gegenwärtigen auszeichnen. Sagen Sie das auch Fichten, welcher gleichfalls eingeladen ist; Schiller wird ihm deshalb noch umständlicher schreiben.

Wissen Sie uns sonst noch einen tüchtigen Mann in Berlin, in welchem Fache es sei, dem der alte Sauerteig Schützisch-Bertuchisch-Böttigerischer Schaubrote widersteht, so ziehen Sie ihn mit ins Interesse. Überhaupt können Sie von dieser Sache öffentlich sprechen. Das Privilegium für eine Sozietät, die gedachte Fortsetzung unternehmen will, wird eben ausgefertigt, und nächstens wird eine vorläufige öffentliche Ankündigung erscheinen, so wie ich auch bald das Weitere melde.

Sagen Sie mir doch: wer ist der Verfasser der „Bekenntnisse einer Giftmischerin"? Ein tüchtiger Mann in jedem Sinne.

Herr Unger schreibt mir vor einiger Zeit um einen achten Teil. Ich kann weder zu- noch absagen. Nicht ab, weil ich wirklich gern die Zahl voll machte, nicht zu, weil meine nächsten Arbeiten an Cotta versagt sind, mit dem ich sehr zufrieden zu sein Ursache habe. Mögen Sie Herrn Unger ein freundliches Wort darüber sagen, daß er mein Stillschweigen nicht ungleich auslege.

Daß „Cellini" auf Sie wirken sollte, hoffte ich voraus; denn welch eine Welt kommt nicht aus diesem Werk entgegen! Die Zeit, welche ich auf die Bearbeitung verwendet, gehört unter die glücklichsten meines Lebens, und ich werde fortfahren, noch manches dafür zu tun. Hat Sie diese Lektüre in einem gewissen Sinne traurig gemacht, wie ich recht gut begreife, so wünsche ich, daß der heitere Effekt nachkommen möge. Übrigens fühle ich durchaus mit, was Sie im Allgemeinen und Besondern beklagen. Das beste Lebewohl.

G.

30. An Goethe Berlin, den 7. September 1803.

Auch hier ist man voller Verwunderung über den Transport der „Literaturzeitung" nach Halle, und unsere inländischen kritischen

Journale sind am meisten dagegen, weil ihnen dadurch offenbar wehe geschieht. Die Welt mag daraus sehn, daß wir das Gute ernstlich wollen, wenn wir das Bessere auch nicht sogleich erkennen.

Was mich selbst betrifft, so bin [ich] im Jahre 1788 auf eine ehrenvolle Art zur Teilnahme an der jenaischen „Allgemeinen Literaturzeitung" eingeladen worden und habe besonders in der ersten Zeit nicht ohne warmen Eifer mein Scherflein beigetragen. Ich bin nie davon abgegangen und trete jetzt recht gern in den neuen Kreis, der mir schon so lange wert gewesen ist. Fichte ist Ihrem Wunsche geneigt. Er hofft, gegen Ende des Jahres mit seiner „Wissenschaftslehre" fertig zu sein, und wird seine Meinung an Schiller abgeben, weil er den bisherigen Plan der „Literaturzeitung" für fehlerhaft hält.

Zu einem recht brauchbaren Korrespondenten in Paris wäre ich geneigt, den jungen Mendelssohn, der Sie vor einigen Jahren in Frankfurt a. M. zu sprechen das Glück gehabt hat, vorzuschlagen. Er ist ein braver junger Mann von Kenntnissen und gutem allgemeinen Geschmack. Er ist jetzt in Berlin und hofft auf seiner Rückreise nach Paris über Weimar zu gehen. Wäre es Ihnen recht, so würde ich ihm etwas an Sie mitgeben. Was ich sonst für das Interesse der jenaischen „Literaturzeitung" beitragen kann, werde ich mit der Zeit gern tun. Der Architekt Genelli hier zu Berlin wäre vielleicht auch in Ihrem Sinne, und wenn es noch nicht geschehen wäre, möchte er nicht ungeneigt sein hinzuzutreten.

Wie steht es denn mit Paulus? Es heißt hier, er gehe nach Würzburg.

Der Verfasser der „Bekenntnisse einer Giftmischerin" ist ein Herr Buchholz, der das bekannte „Gravitationssystem" geschrieben hat, und lebt hier mit einer zahlreichen Familie in Dürftigkeit. Jetzt redigiert er die politischen Artikel der Unger'schen Zeitung.

Wenn Schiller seine „Jungfrau von Orleans" jetzt sehn will, so muß er nach Berlin kommen. Die Pracht und der Aufwand unserer Darstellung dieses Stücks ist mehr als kaiserlich; der vierte Akt desselben ist hier mit mehr als 800 Personen besetzt und, Musik und alles andere mit inbegriffen, von so eklatanter Wirkung, daß

das Auditorium jedesmal in unwillkürliche Extase davon gerät. Die Kathedrale mit der ganzen Dekoration, welche in einem langen Säulengange besteht, durch den der Zug in die Kirche geht, ist im gothischen Stil. Daß das italienische große Hoftheater dadurch in die größte Verlegenheit gerät, indem es nun gar nichts mehr übrig behält, das Auge an sich zu bringen, können Sie sich vorstellen, und die Italiener schimpfen nicht wenig über diesen Unfug.

Wir haben diesen Winter zwei alte italienische Opern zu hoffen: die „Alceste" von Gluck und eine zweite von einem Komponisten, der Meyer heißt, den wir alle noch nicht kennen. Ein Tenorist ist von Petersburg dazu verschrieben. Unser erste Kapellmeister Righini ist krank; Himmel, der zweite, ist abwesend, und Reichardt reist nach Petersburg. Zu den Vermählungsfeierlichkeiten des Prinzen Wilhelm, welche ins Karnaval fallen, wird ein neuer Prolog und ein neues Ballet gemacht.

Ihre Nachrichten über die Fortsetzung der jenaischen „Literaturzeitung" habe ich in solche Hände gelegt, die sie gehörig verspenden werden. Auch Ungern habe ich das Nötige bekannt gemacht, und er hofft. Die Stelle des verstorbenen Gedike ist durch den Rektor Bellermann aus Erfurt bereits besetzt. Noch in den letzten Tagen hieß es, daß der Konsistorialrat Böttiger aus Weimar dazu berufen werden solle; Sie behalten also doch etwas Gutes. Sehn Sie, wie edel wir denken.

Zelter.

31. An Goethe

Der Sohn des Hessen-Darmstädt'schen Ministers und Gesandten an unserm Hofe, Grafen v. Lichtenberg, ein junger braver Kavalier, hat mich heute gebeten, ihm, da er über Weimar ginge, etwas aufzutragen. Ich bat ihn, im Fall er den Herrn Geheimen Rat v. Goethe sehn sollte, denselben von mir herzlichst zu grüßen; er wollte sich aber nicht anders abfinden lassen, als Ihnen einige Zeilen zu überbringen.

Diese Gelegenheit nehme ich wahr, Ihnen die gesammelte Komedienzettel bis zum 1. Oktober zu übersenden.

Ihren Almanach erwarte ich sehnlichst, noch ist er hier nirgend zu bekommen. Hier auf dem Sande wachsen jetzt die Dichter wie Pilze an der Mauer, und die politischen Zeitungen geben sich Mühe, ihren Geschmack zu bilden; doch unser Theater steht in Gefahr, einen Riß zu bekommen. Der Sänger Ambrosch ist tot, Beschort soll tot sein, Madame Fleck heuratet und verläßt das Theater, Madame Meyer ist verheuratet, geht aber ab, Mademoiselle Eigensatz geht nach Wien, und Eunicke mit seiner Frau sollen sich auch anderswo engagiert haben. Was von allem dem wahr ist, wird die Zeit lehren.

Kotzebue hat eine neue „Flucht nach Paris" begonnen, indem seine Frau gestorben ist. Vom Herrn Hofrat Eichstädt habe ich bereits die Einladung zur „Literaturzeitung" erhalten, und künftigen Posttag werde ich antworten.

Empfehlen Sie Ihrem geliebten Hause und Schillern

Ihren

Berlin, den 1. Oktober 1803. Zelter.

Ein komplettes Exemplar der vorjährigen Zeitungen ist für keinen Preis mehr zu haben, wohl aber will mir Spener sein Handlungsexemplar leihen. Dieses Jahr sammle ich sie selber, und dann steht Ihnen das Exemplar zu Dienst.

Die Komödienzettel werden mir etwas unordentlich gebracht und auch wohl verworfen, weil ich sie selten selber in Empfang nehmen kann, außer wenn ich selber zu Hause bin; die fehlenden Zettel lassen sich aber aus den Wochenzetteln ergänzen. Z.

32. An Zelter

Ich versäume nicht, Ihnen sogleich für das Paket, das ich durch Herrn Grafen v. Lichtenberg erhalten habe, bestens zu danken. Fahren Sie fort, mir die Komödienzettel gelegentlich zu schicken, wenn die Sammlung auch nicht ganz vollständig sein sollte.

Da das Theater ein gedrängtes Leben darstellt, so sind die Schicksale von Ebbe und Flut auch desto auffallender. Indessen rekru-

tiert sich doch alles mehr oder weniger bald, denn es steht doch noch immer manches Talent im Hintergrunde.

Meine Theaterschule, wozu Unzelmann mir den ersten Anlaß gab, ist schon auf 12 Personen angewachsen. Nächsten Donnerstag wird von ihnen das erste Stück, mit allem Apparat, jedoch bei verschlossnen Türen, vorgestellt. Ich hoffe viel Gutes von dieser Bemühung.

Könnten Sie sich wohl genau um den jungen Lauchery, Sohn des königlichen Balletmeisters, erkundigen? er ist beim Kadettenhause in Berlin angestellt. Wir brauchen in unsern Verhältnissen mehr einen Mann, der den Tanz versteht, als der tanzt, einen, der eine leichte Methode im Unterricht und Geschmack zu theatralischen Arrangements und Divertissements hätte. Er ist hierher empfohlen, und ich möchte gerne durch Sie näher von ihm unterrichtet werden.

Mit unserer „Literaturzeitung" geht es recht schön; es haben sich schon recht wackere Auswärtige für uns erklärt.

Möchten Sie nicht gleich den letzten Jahrgang der „Musikalischen Zeitung", der eben jetzt abgeschlossen worden, vornehmen, mit Rückblick auf die vorhergehenden? Mich däucht, es wär' eine schöne Gelegenheit, über das ganze musikalische Wesen im Allgemeinen etwas zu sagen und künftige Urteile einzuleiten.

Den Almanach habe ich selbst noch nicht; er muß aber nun bald erscheinen. Ich weiß nicht, wodurch er aufgehalten worden.

Von unserer diesjährigen Kunstausstellung, welche ganz interessant geworden, sollen Sie nächstens hören.

Leben Sie recht wohl und lassen mich nicht lange ohne Nachricht von sich. Weimar, am 10. Oktober 1803.

Goethe.

33. An Goethe Berlin, den 24. Oktober 1803.

Vorgestern ist die „Natürliche Tochter" hier zum 3. Male gegeben worden. Das ganze Stück sowie die Rollen, alles schien diesmal besser disponiert zu sein als sonst. Iffland spielte den Herzog fein und wahr zugleich. Madame Fleck als Eugenie scheint jetzt, durch

dieses Stück, eine neue Epoche ihres Verdienstes etabliert zu haben. Sie, die wirklich ein herrliches Naturell, ist zu sagen: eine gute tönende Stimme, guten Wuchs, feine Gesichtsbildung und Leibesbewegsamkeit, besitzt, woraus sich eine Verstandes- und Gemütsbeschaffenheit erkennen läßt, sie scheint auf den Begriff der Kunst geraten zu sein, welcher ihr sonst abging, und besonders diesen Charakter in seiner individuellen Haltung in sich aufgenommen zu haben, ja sie scheint für diesen Charakter gemacht zu sein. Sie hüpft in den weltlichen Tendenzen mit einer Freiheit und Leichtheit umher wie eine Gemse auf den Klippen, indem ihr das Besondere weder entgeht noch sie überrascht, und nichts ist im Stande, sie von ihrem Elemente zu trennen, in welchem sie überall lebt, ohne sich deswegen der Notwendigkeit äußerlich zu widersetzen. Von dieser Heldin erwarten wir große Dinge, und man glaubt es gern, daß sie die natürliche Tochter der Fürstin Natur sei.

Iffland vermeidet mit sichtbarer und glücklicher Kunst die kleinen, gewandten Bewegungen der Sprache und des Körpers, die ihm in Lustspielen so wohl anstehn und zum Meister der Bühne machen; nie sind auf unserm Theater Verse so gut gesprochen worden als dieses Mal von ihm und Madame Fleck. Könnte es so fortgehn, es würden sich bald mehrere erheben, die das Höhere ahnen. Es muß ihnen nur vorgeführt werden; es muß ein Zeichen sein, daß es da ist. Das Haus war nicht drückend voll, aber doch gefüllt, und alle Logen und Sitzplätze besetzt. Der Beifall war an vielen Stellen lebhaft, und Madame Fleck ward herausgerufen. Sie verneigte sich bloß, und sehr lautes und lebhaftes Händeklatschen, das einige Minuten währte, begleitete sie.

Das Stück möchte ich, außer dem poetischen Wert, eine diplomatische Deduktion von Notwendigkeit und Schicksal nennen. Es ist ein eigentliches Kunstwerk, ein wahres Konzert, worin sich die Personen oder Stimmen wie Himmelskörper durcheinander bewegen und zu dessen Beurteilung ein Astrolog erfordert würde, der sich auf die Stimmen der Natur verstünde, welche wie die Adern in einem Körper nach bestimmten Gesetzen organisiert sind, aus deren

Bahn nichts bei Seite schreiten kann, ohne die Ordnung des Ganzen zu stören. Wenn dies die höchste Gattung des ernsthaften Drama ist, so hätten die Deutschen also nun schon Eins, und wenn's dem edeln Dichter gefiele, die folgenden bald nachkommen zu lassen, so hat die dramatische Literatur vor der Hand doch einen Stil, der nicht unversucht bleiben wird.

Ihre Theaterschule ist etwas sehr Erfreuliches und kann großen Nutzen stiften. Ich wünsche, daß sich unter Ihren Sängern oder Orchesterleuten einer hervortue, der die jungen Leute auf einen kleinen Umstand aufmerksam mache. Es ist dieser: die Zunge freizumachen! Ein Haupthindernis, weswegen die Deutschen im Allgemeinen ihre Sprache nicht so leicht und fließend reden als andere Nationen, liegt in der Gebundenheit der Zunge, welche mehrenteils von dem Genuß der vielen Vegitabilien und fetten Speisen herkommt. Freilich haben wir hier zu Lande nichts andres zu genießen, allein Mäßigkeit und Vorsicht können dabei gar vieles tun und helfen. Wenn ein Sänger oder Sprecher sich fleißig den Mund und die Zähne vermittelst etwas nicht kalten, mit Weinessig vermischten Wassers reinigt, den Magen vor Verderbnis bewahrt und die Zunge fleißig im Sprechen übt, so ist fast kein Zufall vermögend, ihm etwas anzuhaben. Beim Sprechen der Verse und beim Singen entsteht eine für die Produktion unbequeme Kollision der Zunge mit dem freien Gebrauche der Luft. Indem sich die Zunge zur Aussprache gewisser Konsonanten an den Oberkiefer anlegt, wird die freie Ausströmung der Luft gehemmt und die Sprache dadurch undeutlich. Dies ist am besten dadurch abzuhelfen, wenn die Vokalen so lang als möglich gezogen werden und die Zunge, um die Konsonanten hervorzubringen, mit der größten Schnelligkeit an den Oberkiefer anschnellt. Gerade dadurch wird der Ton sanft und frei, die Sprache markigt und scharf und die Produktion unendlich erleichtert; die Zunge spielt nur, und was dem Munde sonst lästig war, wird ihm jetzt leicht. Wenn man es genau überlegt, so besteht der allgemein anerkannte Vorzug der italienischen Sprache in Absicht des Gesanges am meisten in der schönen Mund-

art des italienischen Volkes und dem Ziehen der Vokalen, wozu noch die mäßige Lebensart gerechnet werden muß, wodurch die Zunge immer rein ist. Und dies ist endlich die eigentliche Manier des italienischen Gesanges oder Produzierens überhaupt. Will man den Italienern nun etwas ablernen, so sollte es dieses sein, nicht aber eine sklavische Nachahmung von Gesangsfloskeln, die schon deswegen in unserm Munde schwer und holprig herauskommen, weil die Zunge nicht frei und der Mund nicht rein und glatt ist, und die für andere Nationen gerade den Fehler hat, daß sie italienisch ist. Jede Nation kann eine gute Mundart, welche auf Geläufigkeit der Sprachwerkzeuge beruht, haben, das sieht man an den Polen und Russen, und daß jede Nation eine eigne und gute Musik haben kann, sieht man an den Polen und Schotten, welche noch nicht in die armselige Bereicherungssucht ihrer Musik geraten sind, den neuern Italienern allerlei Pfuschereien nachzumachen, und denen vielmehr die Italiener ihre schönen Tänze und Lieder, ihre alla Polacca und alla Scozia und dergleichen nachbilden.

28. Oktober. Nach dem Herrn Lauchery habe ich mich umständlich erkundigt, weil ich selber ihn nicht persönlich kenne. Er ist nicht beim Kadettenhause, sondern bei der école militaire als Tanzmeister angestellt. Das Urteil über ihn ist so ausgefallen, daß Sie keine sonderliche Eroberung an ihm haben würden: seine jungen Leute sollen schlecht mit ihm umgehn, und er duldet es, und seine Methode zu unterrichten soll weder gründlich noch leicht sein.

Die Anzeige der „Musikalischen Zeitung" für die Jenaer „Literaturzeitung" will ich gern übernehmen. Ich habe jetzt eine Arbeit vor mir, wo mir Ihre Nähe sehr nötig wäre. Wenn ich damit fertig bin, nehme ich mir die Freiheit, sie Ihnen zu senden und um Ihr Urteil zu bitten, indem es eine für die Kunst und für mich wichtige Sache betrifft.

Um ein Urteil mehr über Ihr Stück zu haben, sende ich Ihnen die Dienstagszeitung, worin Herr Merkel seine kritischen Eier legt. Nehmen Sie damit vorlieb und sein Sie versichert, daß darin seine ganze Theaterweisheit von Anfang bis zu Ende enthalten ist.

Wäre wohl Schiller willig, mir einige Strophen im Hymnenstil zu dichten, die ich komponieren möchte, um meinen König auf der Singakademie damit zu bewillkommen? Der König, der seinen aufrichtigen Wunsch und Willen zu erkennen gibt, dem Kunstwesen die Hand zu bieten, ist noch niemals auf der Singakademie gewesen. Es ist möglich, daß er bald kömmt, und ich möchte ihn gern würdig empfangen. Der Dichter hat ganz seinen Willen; vier oder fünf Strophen sind hinlänglich, und ein ziemlich starker Chor, von wenigstens 150 Stimmen, kann wie Eine Person angesehn werden, die das Ganze produziert. Die Sache würde ich gern vor der Hand geheim halten; Sie können sich denken, wie es hier damit ist.

Zelter.

1804

34. An Zelter

Das Siegel, das schon den ganzen Winter bei mir liegt, bringt Herr Hofrat v. Müller, den Sie, eine kürzere oder längere Zeit, mit großer Teilnahme ergreifen werden. Mit der Post erhalten Sie einen Brief von mir. Zu dem Ring, den ich Ihnen versprach, ließ ich einen javanischen Kalcedon in Dresden schleifen; unglücklicherweise hat er die reizende weingelbe Farbe des rohen Steins jetzt nur zur Hälfte und ist so gut wie nichts wert. Indessen wenn meine Freunde aushalten und warten können, so kommt doch nach und nach mein guter Wille zur Tat.

Weimar, am 7. Februar 1804. G.

35. An Zelter

Wie lange, verehrter Freund, habe ich Ihnen geschwiegen und wie oft habe ich mich Montag und Dienstag zu Ihnen gewünscht! Diesen Winter habe ich fast gar keine Musik vernommen, und ich fühle, welch ein schöner Teil des Lebensgenusses mir dadurch abgeht.

November und Dezember gingen vorzüglich hin auf die Vorbereitung unsers literarischen Feldzugs. Der Januar behandelte mich nicht zum besten, doch hatte ich den Kopf frei und war nicht ganz untätig. Im Februar nahm ich den „Götz von Berlichingen" vor, um ihn zu einem Bissen zusammenzukneten, den unser deutsches Publikum allenfalls auf einmal hinunterschluckt. Das ist denn eine böse Operation, wobei man, wie beim Umändern eines alten Hauses, mit kleinen Teilen anfängt und am Ende das Ganze mit schweren Kosten umgekehrt hat, ohne deshalb ein neues Gebäude zu haben.

Desto mehr aus dem frischen Ganzen ist Schillers „Tell", den Sie nun auch bald sehen werden.

Mit mancherlei angenehmen Besuchen sind wir denn auch in dieser Zeit beglückt worden. Professor Wolf haben wir bei 14 Tage hier gesehn, Hofrat v. Müller wohl ebensolang. Voß war nur einige Tage hier. Frau v. Staël beglückt uns nun aber schon seit Weihnachten. Dieser seltnen Frau, die nun bald nach Berlin geht, gebe ich einen Brief an Sie mit. Suchen Sie solche ja gleich auf; es ist sehr leicht mit ihr leben, und [sie] wird gewiß an Ihren musikalischen Leistungen große Freude haben, obgleich Literatur, Poesie, Philosophie und was sich daran schließt, ihr näher steht als die Künste.

Herr v. Müller wird Ihnen das große Siegel gebracht haben; ein kleineres soll auch bald folgen. Wegen des Ringes bin ich noch immer in Verlegenheit. Ich hatte einen schönen gelben javanischen Karneol nach Dresden geschickt, in Hoffnung, einen Ringstein von reizender Farbe zu erhalten; unglücklicherweise fällt er beim Schleifen halb gemein und halb edel aus, ist also nicht zu brauchen. Demohngeachtet sollen Sie gewiß ein solches Andenken von mir erhalten; nur noch ein wenig Geduld mit dem Zaudernden!

Unsere Zeitung nimmt sich wohl gut genug aus; wenn nur erst die schweren Quadersteine im Grund liegen, wird sich das Übrige schon leichter in die Höhe bauen. Möchten Sie, mein Bester, doch irgend Gelegenheit nehmen, auch über Musik etwas recht Fundamentales zu sagen; der Raum dazu soll Ihnen mit Freuden geöffnet sein. Tun Sie es ja noch diesen Winter, ehe Frühling und Sommer Sie an Ihre Geschäfte ruft.

Mögen Sie mir bald etwas von sich sagen, so würden Sie mir ein großes Vergnügen machen; schon haben wir einander zu lang geschwiegen.

Soviel für heute mit dem herzlichsten Gruß.

Weimar, den 27. Februar 1804. Goethe.

36. An Goethe

Ich hätte Ihnen schon längst schreiben sollen, wenn ich Ihnen auch nicht jetzt zwei Antworten schuldig wäre, und durch Ihre Selbstanklage beschämen Sie mich doppelt.

Daß Sie uns den Herrn v. Müller geschickt haben, daran haben Sie einmal wohlgetan; ich kann Sie zur Belohnung dagegen ganz frisch mit der Nachricht erfreuen, daß Müller der Unsere ist, mit einem Gehalt von 3000 rh. Für das Siegel danke ich herzlich, indem ich herzlich auf das kleine hoffe, welches letztere mir bald notwendig werden dürfte, indem sich meine Singakademie jetzt mehr als je aufgenommen hat. Am 3. Januar ist unsere schöne Königin bei uns gewesen und am 14. Februar der König mit seinem ganzen Hofe, welches mir eine ganz ungeheure Freude gemacht hat. Ich habe den König mit einem 8stimmigen und zweichörigen Tedeum bewirtet, welches ich vor zwei Jahren zu seinem Geburtstage komponiert habe. Er hat darüber seine Zufriedenheit bezeugt und mir persönlich viele angenehme Dinge gesagt, die ich von ihm gern gehört habe.

Mit dem Ringe, den Sie mir zudenken, warte ich gerne; alles, was mir von Ihnen kommt, ist mir teuer und auch das Warten. Da Sie mich einmal über Verdienst halten, so mögen Sie es auch verantworten. Wenn ich mich selbst auch nicht für zu klein halte, so sollten Sie mich auch nicht verwöhnen, sonst werden sie's mir hier wieder abgewöhnen, daß mir die Ohren klingen; sie sagen hier so, daß, seitdem ich von Weimar zurückfei, nicht mehr mit mir auszukommen wäre.

Ihre schöne Relation über Ihre Winterbeschäftigungen gefällt mir so sehr, daß ich Ihnen die meinige dagegen austausche, Sie mögen solche brauchen können oder nicht. Fast den ganzen Winter habe ich an einer Abhandlung gearbeitet, die den Zustand des Kunstwesens in unsern Staaten betrifft. Der neue Kurator der Königlichen Akademie der Künste, Freiherr v. Hardenberg, hatte bei der Bestätigung zu seinem neuen Amte den sämtlichen Mitgliedern

der Königlichen Akademie die Auflage gemacht: ein jeder einzeln seine Vorschläge und Gutachten zur Verbesserung der einzelnen Kunstzweige und der Akademie selber schriftlich beim Curatorio einzureichen. Dies erfuhr ich zufällig und spät, nachdem schon alle Mitglieder ihre Schriften eingegeben hatten. Da ich nun einmal verdammt bin, alles, wozu ich Beruf habe, unberufen zu tun, und mir einbildete, daß nicht leicht jemand hier meine Ansicht der Sache lautmachen werde, erdreistete ich mich, auch meine Meinung zutage zu bringen und der Behörde einzureichen. Meine Pointe, worauf ich den Blick des Curatoris richten wollte, war: den Begriff einer Akademie, wie sie bei uns sein muß und kann, festzustellen und den aktuellen Zustand der Akademie und des gesamten Kunstwesens dagegenzusetzen, damit ein Kurator, der kein Künstler ist, eher ein Auge für die Sache erhielte als durch die Menge verschiedener Ansichten der einzelnen Zweige, deren jeder allen Vorteil und besonders alles Geld für sich allein behalten möchte, wodurch die Künste nie zu einem Ganzen, Unteilbaren und Einzigen werden und wirken können und so bei dem tätigsten Betrieb höchstens eine Einrichtung erscheint, die den englischen Uhrfabriken nicht unähnlich ist. Das Kuratorium hat meine Abhandlung gnädig aufgenommen und lehrreich gefunden; der Minister hat mir sogar geschrieben, daß er bestimmt sei, darauf zu reflektieren. Anbei habe ich dem Minister meine unendlich geliebte Singakademie empfohlen und den Wunsch beigebracht, solche zu sanktionieren und unter das Kuratorium der schönen Künste zu stellen. Diese Singakademie ist jetzt 200 Personen stark und wird mir nebenher zu einer unendlich schweren Last, weil ich Tag und Nacht dafür arbeiten muß. Ich habe sie jetzt so weit gebracht, daß sie sich selbst, auf fortwährende Zeiten, vollkommen anständig und kunstwürdig erhalten kann und muß, wenn der König ihr den Raum im Gebäude der Akademie nach wie vor gestattet, und dies war eben nichts Leichtes, weil die bloße Unterhaltung derselben jährlich gegen 1000 Taler kostet und ich dabei meinen Dienst ganz unentgeltlich verrichte.

Den ganzen Winter habe ich auf Sie gehofft wie auf das Heil meiner Seele. Man glaubte, der Herzog von Weimar würde zu den Vermählungsfeierlichkeiten hier sein, und ich wollte meine Gäste nicht schlecht traktieren. Ich selbst bin nicht faul gewesen und habe einige neue Sachen gemacht, die länger leben werden als ich; aber die Leute kommen und gehn, und selten ist einer drunter, der des Willkommens wert ist; ja sie würden drüber räsonieren, wenn sie's nicht umsonst hätten und ich ihnen nicht wie ein Teufel auf dem Dache säße. Und das ist die einzige weltliche Satisfaktion, die ich von der Sache habe, daß mir keiner muckſen darf, indem sie dem Totaleindrucke nicht widerstehn und doch auch nicht begreifen können, wie ich's mache; indem sie alles wissen, nur nicht, wie man etwas macht.

Der Hauptgrund aber, weswegen ich jetzo Sie hier wünschte, ist rein idealisch. Unser Chor ist anjetzo immer noch nichts weiter als ein großes Organon, das ich mit meiner Hand spielen lassen und stellen kann wie einen Telegraphen, große Sachen andeuten und klarmachen kann.

Sähen und hörten Sie ihn nur ein einziges Mal, es würde Ihnen ein Licht aufgehn, was noch keinem aufgegangen ist, auch nicht mir. Eine Orgel, in der jede Pfeife ein vernunftfähiges, willig-lenkbares Wesen ist, kann das Allerhöchste werden, aber es verlangt auch den allerhöchsten Geist, der es beherrscht. Er findet die schönste und beste Jugend einer nicht ganz verderbten großen Residenz beisammen, die jedes gute Wort gern faßt und stillschweigend darauf ausgeht, eine Schule der Weisheit zu stiften; ihre Mittel sind endlich Poesie, Harmonie und Gesang. Ich sage es noch einmal: Sie würden finden, was niemand noch gefunden; wollen Sie noch nicht kommen?

Mein Papier ist zu Ende. Künftig mehr. Ihre Frau v. Staël soll mit Ihrem Briefe doppelt willkommen sein. An eine Rezension des letzten Jahrganges der „Musikalischen Zeitung" denke ich in diesen Tagen kommen zu können. Ewig

Ihr

Berlin, 5. März 1804. Zelter.

37. An Zelter

So mancher Reisende zeugt von Ihren Werken und Taten, insofern sie erscheinen und nach außen wirken; Ihr erquickender Brief läßt mich ins Innre sehen, wo keine Stahlfeder treibt, sondern ein lebendiger Geist anregt. Wie schätz' ich Sie glücklich, daß Sie in diesem selbstgeschaffnen Elemente bildend fortwirken und daß Sie hoffen können, auch etwas für die Dauer geleistet zu haben! Dabei muß man denn auch, däucht mich, der großen Masse zu Ehren reden, auf die man oft schilt, die aber denn doch die bildsamen Organe hergibt und auch Mittel verleiht, das Geleistete fortzupflanzen. Wir andern in unsern engen Kreisen tun, wie Zauberer, augenblickliche Wunder und sehen sogleich jedes aus der Luft gegriffne Phantom wieder in Luft zerfließen.

Haben Sie Abschrift oder Konzept Ihres eingereichten Aufsatzes, so teilen Sie mir ihn mit, daß ich mich daran labe. Was Sie davon melden, ist ganz nach meinem Herzen.

Freilich haben die Menschen überhaupt gewöhnlich nur den Begriff vom Neben- und Miteinander, nicht das Gefühl vom In- und Durcheinander, denn man begreift nur, was man selbst machen kann, und man faßt nur, was man selbst hervorbringen kann. Weil in der Erfahrung alles zerstückelt erscheint, so glaubt man das Höchste auch aus Stücken zusammensetzen zu können.

Von dem herrlichen Genuß, den Sie so manchem gewähren, bin ich leider getrennt; was ich mir davon im Geiste zueigne, ist mir schon ein großes Gut. Sagen Sie mir manchmal ein frohes lebendiges Wort!

Fast möcht' ich schließen, doch füge noch einiges Besondre hinzu.

Was unser Schauspiel zu leisten vermag, hat sich beim „Tell" gezeigt, der recht gehörig gegeben worden. Unsre Oper ist dagegen desto unerfreulicher. Gestern fand ich Ihre schönen Bemerkungen über so manche Orchesterpunkte, davon ich keinen Gebrauch machen können, weil ich das chaotische Wesen eben aufgeben mußte. Darf ich etwa die kleinen Aufsätze in das Intelligenzblatt der „Jenaischen

Allgemeinen Literaturzeitung“ einrücken lassen? unter den Strich, am Ende, wo Sie manche gute Bemerkung über Kunst und Sprache werden gefunden haben. Darf ich W. K. F. drunter setzen? wodurch wir die Aufsätze bezeichnen, die von uns oder ganz in unserm Sinne sind. Womöglich geben Sie uns auch bald eine Rezension.

Mein Schreiber ist von mir weggezogen, und so muß ich nach so vielen Jahren selbst wieder die Feder ergreifen. Ob ich einen andern finde, der mir ebenso bequem ist, ob ich eigenhändig ein besserer oder schlimmerer Korrespondent werde, muß sich zeigen.

Eben finde ich Ihren Brief, mit welchem Sie mir die Bemerkungen über Orchester schickten. Gewiß, wenn Sie solche gedruckt sähen, würden Sie gereizt werden, auf diesem Wege weiterzugehen und zu sprechen. Ich wünsche gar sehr Ihre Erlaubnis. So etwas, einmal im Publikum, bleibt nicht ohne Wirkung für uns alle.

Leben Sie recht wohl. Ich sinne, wie es möglich sein könnte, Sie dieses Jahr auf irgendeine Weise zu sehen.

Dank für die Komödienzettel. Fahren Sie mit dieser Gabe fort.

Weimar, den 28. März 1804. Goethe.

38. An Goethe

Frau v. Staël ist wieder abgereiset. Mit dieser seltenen Frau ist mir's ergangen, wie mir's mit verdienstlichen Menschen schon öfter ergangen ist: wir haben nicht zusammenfinden können, ohne einander absichtlich auszuweichen. Zweimal habe ich sie am dritten Orte gesprochen; das zweitemal auf der Singakademie, wo sie sich zu gefallen schien. Einen Brief von Ihnen hat sie mir nicht abgegeben, wie ich erwartete. Das erstemal ließ sie mich zu sich einladen, um eine mir gefällige Zeit; ich ging gegen 12 Uhr zu ihr, doch konnte ich sie nicht sprechen, sie war im Bade. Das zweitemal lud sie mich zum Tee, welches ich Geschäfte halber mußte absagen lassen, und so haben Sie meine ganze Geschichte mit Frau v. Staël. Unsere Gelehrte, Künstler und schönen Geister haben

kaum satt werden können, sich herunterdeutschen zu lassen und, auf gut vaterländisch, schweizerisch-französische Naivetäten zu bewundern, die auf meinem Boden nicht gedeihen wollen, wenn ich auch den Dünger dranwenden wollte.

Ihr schöner und lieber Brief hat mich gestärkt, zu einer Zeit, wo mir der Mut und die Kraft versagen wollten. Es ist ein seltenes und reines Glück, auf seinem Felde zu stehn und sagen zu können: das ist mein! das habe ich getan, und so ist's gelungen! Aber es muß auch von Zeit zu Zeit ein Gevatter oder Nachbar erscheinen, der Amen sagt, sonst dringt der Schweiß in das Blut und verdirbt es.

Mein Aufsatz an den Minister v. Hardenberg wäre schon in Ihren Händen, wenn ich die Zeit hätte nehmen können, ihn rein abzuschreiben, und so schicke ich Ihnen eine Abschrift meiner Frau von der Originalschrift, die ich eingereicht habe, und die ich mir sobald als möglich zurückerbitte, indem ich sie vielleicht notwendig brauchen dürfte. Erfolgt ist noch nichts darauf – wie denn vielleicht nichts erfolgt. Es ist aber zu wissen nötig, daß diesem Aufsatze ein Schreiben an den Minister vorhergehet, worin die zwei Fragen des Ministers erörtert waren: wie eine Kunstakademie auf Manufaktur und Gewerbe Einfluß haben könne? und wie die Akademie an und für sich vervollkommnet werden könne? Meine Eingabe an den Minister besagte: daß das Letzte zuerst sein müßte, wenn das Erste erfolgen solle, und also die Künstler vollkommen gute Meister sein müßten, wenn sie überhaupt wirken wollten; daß alle Künste in einer Akademie zugleich angebauet werden müßten und daß bei unserer Akademie Eine Kunst (die Musik) gänzlich fehle, indem sie nicht wissenschaftlich angebauet würde; daß darüber viel Nützliches zu sagen wäre, wenn es mir erlaubt wäre, und so weiter. Darauf antwortete mir der Minister sehr gnädig und ersuchte mich, meine Gedanken zu entwerfen, und so entstand der anfolgende Aufsatz.

Es ist mir überaus wichtig, Ihre Meinung darüber zu erfahren, und Ihre Worte sollten mir goldne Worte sein; denn hier ist kein

Mensch, mit dem sich darüber etwas Ernsthaftes traktieren ließe. Entweder sie können vor Lachen nicht dazu kommen, oder die die gute Meinung haben sind so ungeschickt und grob, daß keiner mit ihnen zum Zwecke kommt, den sie auch nicht klar vor sich haben, denn man muß mit dem Ganzen und mit den einzeln Teilen vertraut sein, den Arm, die Hand und die Finger zu regieren wissen. Meine Vorschläge gehn bloß auf die Musik. In dieser, wäre mein Plan, wollte ich eine Bahn eröffnen und vorangehn, die bald natürlich und leicht erscheinen sollte; denn hier sind zugleich die Mittel so bei der Hand, daß man sie nur brauchen darf und dabei fast keiner weitern Vorsicht nötig hat, als den Tausendtalermännern geschickt aus dem Wege zu gehn.

Die größte Freude, welche mir meine kleine Schrift gewähren könnte, besteht darinne: wenn Sie sie würdig finden sollten, solche, ganz oder einzeln, Ihrer von mir tief verehrten Herzogin Mutter selber vorzulesen, denn nur Sie können sie so lesen, wie ich sie gedacht und in meinem Herzen getragen habe.

Von Schillers „Tell" hat sich noch nichts sehn oder hören lassen. Man sagt: Iffland habe in politischer Hinsicht bedenkliche Stellen darinne gefunden und das Stück zuvörderst dem Kabinett zur Ansicht geliefert. Desto erfreulicher ist die Erwartung auf Ihren „Götz" und den zweiten Teil der „Natürlichen Tochter" hingezogen. Lassen Sie nicht zu lange darauf hoffen.

Mit Ihrer Oper wird's wohl so sein wie hierzulande, die auch nicht erfreulich ist; aber wir erfreuen uns dennoch daran. Was uns Geld kostet, darüber haben wir das Recht zu räsonieren und schlucken's hinunter, es mag schmecken oder nicht.

Mademoiselle Maaß hat hier vielen Beifall gehabt. Ich habe sie nur einmal spielen sehn. Ihre Sprache kann sehr vollkommen werden; sie hat glückliche Momente und hardiesse; vieles kann ihr mit der Zeit leicht werden, was die meisten niemals lernen. Was wird denn aus Ihrem Unzelmann?

Die Bemerkungen über Orchesterwesen habe ich zwar nicht mit der Vorsicht geschrieben, solche gedruckt zu sehn; was Sie aber

davon brauchbar oder nützlich finden möchten, könnte immer hingehn, wenn Sie sich die Mühe des Korrigierens nicht wollten verdrießen lassen. Was Ihnen von meinen Kunstansichten (insofern sie nicht speziell die Singakademie betreffen, über die ich nichts Öffentliches jetzt ergehen lassen möchte) und Nachrichten brauchbar für die „Literaturzeitung" scheint, gebe ich Ihnen freudig hin; auch will ich auf interessante Kunstnachrichten bedacht sein. Dieser Artikel der „Literaturzeitung" ist ein glücklicher Gedanke, wie überhaupt die Abwechselung mit Kunst und Wissenschaft vorteilhaft sein muß, indem das allgemeine Interesse der Zeit mehr auf das Erste gerichtet ist.

Ihr korrespondierender Genius verdient als ein Anfänger Aufmunterung; ich will aber nicht hoffen, daß es in Weimar an einer Hülfe fehle, die das ist, was die verlorne heißt; denn so wie das Selberschreiben zuzeiten sein Angenehmes hat, so kann es auch wieder zur höchsten Last werden und manches Gute verhindern, das ohne eine anständige Bequemlichkeit gar nicht entstehn kann.

Sie haben ein erfreuliches Wort fallen lassen: wie es möglich sein könnte, uns dieses Jahr auf irgendeine Weise zu sehn. Mein Plan, etwas Beständiges für die Musik im allgemeinen zu tun, beschäftigt mich Tag und Nacht und befestigt sich in Absicht auf Grundsätze immer mehr. Von einem Publico ist nicht zu hoffen, was erst werden soll. Es muß gemacht und erschaffen werden, und das kann immer nur Einer tun, und der muß gegen die Menge die Wage halten können. Darüber möchte ich gern recht viel mit Ihnen reden.

Müller ist wieder nach Wien gereiset, um seinen dortigen Abschied in Person nachzusuchen. Von Wien aus sind noch keine Nachrichten von ihm hier. Er selbst scheint fest entschlossen, der Unsere zu sein. Herr v. Kotzebue hat in der Akademie eine von ihm verfaßte Geschichte Preußens vorgelesen, die sehr gerühmt und mit Tacitus verglichen wird.

Gott befohlen! Die Zeit der Post ist nahe. Berlin, den 1. Mai 1804. Zelter.

39. An Goethe

Nur wenige Zeilen für heut, mein teurer Freund, zur Begleitung der Zettel, welche Mademoiselle Amelung gerne mitnehmen will. Ich schäme mich recht, daß ich Ihnen nichts Bessers senden kann als diese Dokumente verflognen Genusses.

Schillers „Tell" ist mit sehr lebhaftem Beifall aufgenommen und seit 8 Tagen schon 3 mal gespielt worden; der Apfel schmeckt uns nicht schlecht, und die Kasse verspricht sich einen guten Handel damit.

Hat Ihnen denn Reichardt seinen Versuch einer musikalischen Behandlung Ihrer „Iphigenie" produziert? Wenn er es hat, wünschte ich gar gern ein Wort von Ihnen darüber zu lesen. Mir kömmt dieser Versuch vor wie eine Operation, die an einem gesunden ausgewachsnen Körper versucht wird, und das Chor ist eine Flicke, wo kein Loch ist. Doch Ihre Meinung ist mir lieber als die meinige.

Alles reiset jetzt von Berlin weg, und ich bleibe hier. Könnte ich doch nur einmal wieder sechs Stunden bei Ihnen sein, ich wollte mich nachher schon wieder ein Jahr lang behelfen. Ewig

Ihr

Berlin, den 12. Julius 1804. Zelter.

Ich habe Schillers „Berglied" komponiert und sende es anbei mit der Bitte, solches an Schiller abzugeben. Wenn ich es ihm nur auch vorsingen könnte, denn schwerlich wird einer den rechten Punkt treffen.

40. An Zelter

Ihr Aufsatz, verehrter Freund, hat mir und einigen Eingeweihten, denen ich solchen kommuniziert, viel Vergnügen gemacht, ja er hat uns erbaut, und wir sind in unserer Überzeugung vom Guten und Rechten gestärkt worden. Er ist ganz aus dem Grunde des Charakters und Talents hervorgegangen und muß auf einigermaßen empfängliche Gemüter die lebhafteste Wirkung hervorbringen. Was wird aber die Welt daran finden und daraus machen? die nicht

gern hören mag, wenn man die Klagepunkte gegen sie artikuliert, und die freilich nicht daran denken kann, einen würdigen Genuß zu schaffen, den sie nicht kennt, sondern vielmehr nach einem flüchtigen hascht, der sich aus ihr selbst gebildet hat und ihr also gemäß ist.

Sehr schlimm ist es in unsern Tagen, daß jede Kunst, die doch eigentlich nur zuerst für die Lebenden wirken soll, sich, insofern sie tüchtig und der Ewigkeit wert ist, mit der Zeit im Widerspruch befindet und daß der echte Künstler oft einsam in Verzweiflung lebt, indem er überzeugt ist, daß er das besitzt und mitteilen könnte, was die Menschen suchen.

Wir sind darin mit Ihnen einverstanden, daß der Musik zuerst und allein durch den Kirchengesang zu helfen sei und daß für ein Gouvernement selbst in jedem Sinne nichts wünschenswerter sein müßte, als zugleich eine Kunst und höhere Gefühle zu nähren und die Quellen einer Religion zu reinigen, die dem Gebildeten und Ungebildeten gleich gemäß ist. Sie haben hierüber sich so schön und bündig ausgedrückt, daß man nichts hinzuzusetzen wüßte.

Nun wollten wir aber um der Wirkung willen Ihnen ans Herz legen, daß Sie wo möglich die Opposition, in der Sie mit der Zeit stehen, verbärgen, auch überhaupt mehr von den Vorteilen, welche Religion und Sitten aus einer solchen Anstalt ziehen, als von denjenigen sprächen, welche die Kunst zu erwarten hat. Zu dem Guten, von dem wir überzeugt sind, die Menschen zu bewegen, dürfen wir uns nicht unserer Argumente bedienen, sondern wir müssen bedenken, was ohngefähr die ihrigen wären.

Heute sage ich nicht mehr, damit Gegenwärtiges, das ich schon so lange verschoben, fortkomme. Der Aufsatz liegt bei, den ich mir habe abschreiben lassen, um ihn manchmal wieder zu lesen und solchen Freunden mitzuteilen, die sich daran erquicken.

Wie sehnlich wünschte ich, Sie in dem Wirkungskreise zu sehen, außerhalb dessen Sie, wie ich wohl fühle, nicht zufrieden leben können.

Haben Sie irgendeins meiner oder eines Freundes Lieder kom-

poniert, so bitte ich, mir solche gefällig zuzusenden. Es ist zwar jetzt alles ton- und klanglos um mich her, aber was von Ihnen kommt, verschaffe ich mir doch zu hören, und ich fühle mich wieder auf eine ganze Zeit erfrischt.

Noch darf ich nicht vergessen, daß Sie in Berlin die Akquisition eines sehr interessanten Mannes gemacht haben, es ist Herr Doktor Tralles von Neuschatell; seine Kultur ruht auf mathematischem Grund und Boden, auch ist er in physischen und naturhistorischen Dingen sehr bewandert und ein durchaus heller und freier Kopf. Ich habe ihm empfohlen, Sie aufzusuchen, und ersuche Sie nun um das gleiche. Es sollte mich wundern, wenn Sie nicht mit ihm in ein schönes Verhältnis kommen könnten.

Leben Sie recht wohl und gedenken mein und schreiben mir bald wieder.

Weimar, den 13. Juli 1804. G.

41. An Goethe Berlin, 22. Julius 1804.

Ihr herrlicher Brief vom 13. dieses hat mich erquickt wie ein Wort des Trostes aus Wolken; er hat mich nicht bloß gestärkt und erfrischt, er hat mir neue Quellen angewiesen, welche zu verfolgen ich nicht säumig sein werde. O, wie haben Sie recht! was wird die Welt dazu sagen, daß der Eine Tropfen im Strome nicht mit dem Strome fortwill? sie, die keine Eigenschaft des Stromes kennen will als ein gänges gedankenloses Fließen und seine erste Eigenschaft, das Wässern, darüber vergißt.

Ihre Vorschläge in Absicht der Wirkung auf die Opposition sind aus meiner tiefsten Seele; ja ich hatte während der Arbeit beständig den einzigen Gesichtspunkt: die Kunst und die Meisterschaft in derselben als das eigentliche Mittel zu Herstellung reiner Sittenhaftigkeit und einer solchen Religiosität, die den äußern Menschen aus dem innewohnenden Gotte moralisch, in jedem einzelnen Falle gleichsam neu konstruiert, darzustellen und so ein moralisches Weltwesen zu resultieren, das äqual wäre einer unsterblichen Originali-

tät und in seiner unendlichen Vielfachheit wie die Strahlen der ewigen Sonne auf Eins zurückführte. Dies wollte ich sagen, wenn ich es hier recht gesagt hätte. Allein da in dem vorliegenden Falle von Kunst allein die Rede war, da die Vorschläge ausschließlich über die Kunst gefordert worden, die dem gegenwärtigen Geschlecht wie ein Leibrock könnten aufgemessen werden, so wollte ich bei den Worten der Kunst bleiben und den Sinn, der von selber erfolgen müsse, im Sinne behalten. Aber wie bin ich erschrocken, als ich nach einiger Durchlesung Ihres Briefes meinen Aufsatz wieder übersah und fand, daß er für die Personen, für welche er bestimmt war, offenbar zu dreist und derb geschrieben ist und ich dennoch nicht imstande wäre, es anders zu machen, wenn ich auch von vorne anfangen wollte, und so habe ich wirklich wenig Hoffnung, daß etwas Rechtes bei der Sache herauskommen werde. Und möchte es auch wirklich zu einem Anfang kommen, so werden sie heut über ein Jahr alten Wein trinken wollen, der heut gekeltert ist, und wenn es auch möglich wäre, die Sache reif und mannbar hinzustellen, so würden sie sie nicht erkennen.

Sie haben mir in Ihrem Briefe Hoffnung gegeben, noch ein mehreres über diese Sache mitzuteilen; tun Sie es doch ja bald: ich kann Ihnen mit keinen Worten sagen, wie unendlich ich mich daran erfreue und wie das Bedürfnis immer in mir wächst, die zerstreuten Funken meines Geistes zu Haufen zu führen, wenn ich nicht verdorren will.

Den Herrn Doktor Tralles habe ich noch nicht gesehn, obgleich mir sein Ruf zu Ohren gekommen ist. Wenn er sich finden lassen will, soll er mich bald haben, noch aber habe ich nicht gehört, daß er in Berlin sei.

Und nun, mein verehrungswürdiger Freund, von einer Sache und eine Frage, die ich nicht ohne Erröten tue. Sie haben mir vor einem Jahre ein Geschenk gemacht, dessen Wert ich nicht gleich erkannt habe. Sie sandten mir dabei einen Vorrat von spanischem Tabak, woran ich Zeit meines Lebens genug zu haben gedachte, indem mein fester Vorsatz war, von da an ein guter Wirt zu werden.

Darüber entfernte ich mich von dem Gebrauche alles andern Tabaks, und nun nach Jahr und Tag sehe ich den Boden in meiner geliebten Büchse, an der ich alle Woche mein Auge weidete und daraus meine Dose füllte. Ich kann sagen, daß dieser Spaniol meinen Kopf verbessert hat und ich seit einem Jahre von einem Schnupfen fast ganz befreit bin, der sonst mein beständiger Gefährte war. Man hat hier mehr als eine Art Spaniol zu Kauf, der aber scharf, beißig und ölicht ist, auch eine viel dunklere Farbe hat. Sie schrieben mir dabei:

„Der Spaniol des Herrn v. Knebel schmeckte Ihnen, und es „fand sich noch ein Vorrat. Wo? sollen Sie erfahren, wenn er „glücklich in Ihre Hände gelangt."

O sagen Sie mir um aller Musen willen: wo ist dieses Wo? wem verdanke ich diese Wohltat? die ich dazumal nicht verstand, weil ich die Wirkung nicht kannte. Ist er etwa von Ihrer unvergleichlichen Herzogin Mutter, die ich gern zu der meinigen machen möchte, wenn zwei gute Mütter für einen Sohn nicht zu viel wären? Dann gebe ich meine Hoffnung auf; aber Herr v. Knebel weiß wahrscheinlich, wo dieser Spaniol zu haben ist, und er soll mir für keinen Tabakspreis zu teuer sein, wenn ich die Gelegenheit nur erfahren kann. Was ich überwinde, indem ich Ihnen dieses eröffne, will ich nicht sagen, denn die Not ist schlimmer wie die Notwendigkeit. Der einzige Trost, der mir dabei übrigbleibt, ist das Gefühl: wie Sie die Sünde hassen müssen, da Sie den Sünder so lieben können.

Leben Sie wohl, mein ewig geliebter Freund! könnte ich doch nur in jeder Woche zwei Stunden in Ihrer Luft leben.

Zelter.

Den 23. Juli. Abends. Soeben habe ich den Herrn Doktor Tralles kennen lernen. Er ist seit wenigen Tagen hier, und ich hoffe, ihn öfterer zu sehn.

29. Julius. Da Ihr Brief heute wieder liegen bleibt, so sende ich ein Lied mit, das ich soeben gemacht. Reichardt hat das italienische Gedicht so schön in Musik gesetzt, daß ich nicht daran dachte,

es zu komponieren; indessen fand ich heut Ihr Gedicht, und da ging's mit eins drüber hin, und ich will zufrieden sein, wenn sich meine Melodie zur Reichardt'schen verhält wie die Übersetzung des Gedichts zum Original. Gestern abend habe ich Schillers „Tell" wieder gesehn: es fängt an zu gehn, aber so langsam, daß ich fürchte, sie kommen nicht damit zu Ende. Iffland spielt mehreres wirklich schön, aber was ist das unter so vielen?

42. An Zelter

Für die durch Demoiselle Amelung überschickten Komödienzettel danke vielmals. Auf das Schillerische Lied freue ich mich, es soll so gut als möglich exekutiert werden, sobald unsere Umgebung wieder zu klingen anfängt.

Von meinem „Götz von Berlichingen" hoffe in vier Wochen Leseprobe zu halten. Daß es damit so weit kommt, bin ich Ihnen ganz allein schuldig. Ich begriff nicht, warum ich seit einem Jahr in dieser Arbeit Penelopeisch verfuhr und, was ich gewoben hatte, immer wieder aufdröselte. Da las ich in Ihrem Aufsatz: Was man nicht liebt, kann man nicht machen. Da ging mir ein Licht auf, und ich sah recht gut ein, daß ich die Arbeit bisher als ein Geschäft behandelt hatte, das eben auch so mit andern weggetan sein sollte, und deswegen war es auch geschehen, wie es getan war, und hatte keine Dauer. Nun wendete ich mehr Aufmerksamkeit und Neigung, mit mehr Sammlung, auf diesen Gegenstand, und so wird das Werk, ich will nicht sagen gut, aber doch fertig.

Nun wollte ich Sie um ein paar kleine Stücke Musik bitten, erstlich zu Georgens Lied: „Es fing ein Knab' ein Vögelein", das Sie, wie ich glaube, schon komponiert haben. Zweitens um einen sanften, andächtigen, herzerhebenden vierstimmigen Gesang, mit lateinischem Text, der ohngefähr acht Minuten dauert. Es kann ein Stück aus einer Messe sein, oder was es auch sonst ist.

Wie sehr wünschte ich, daß wir uns näher wohnten oder beide mobiler wären; denn es ist nicht zu berechnen, was dauernde wechsel-

ſeitige Mitteilung hervorbringt. Laſſen Sie uns alſo wenigſtens von Zeit zu Zeit ſchriftlich kommunizieren.

Schiller hat in ſeinem „Tell“ ein treffliches Werk geliefert, deſſen wir uns alle zu erfreuen haben.

Tauſend Lebewohl! Weimar, den 30. Juli 1804.

Goethe.

43. An Goethe Berlin, 4. Auguſt 1804.

Ihr Brief vom 30. Juli hat mir einen unſterblich angenehmen Morgen gemacht. Das Lied aus dem „Götz“ iſt nicht unter meinen früheren Kompoſitionen; allein ich habe es in der Freude dieſes Morgens ſchon komponiert. Ich wünſche aber zu wiſſen, ob das Lied von dem Orcheſter darf begleitet werden oder ob es der Knab' allein, ohne alle Begleitung ſingen ſoll. Dann frage ich an, ob die Worte: „Domine Deus, rex coelestis, pater omnipotens; Domine fili, Jesu Christe, qui tollis peccata mundi, miserere nostri!“ brauchbar ſind zu Ihrem Zwecke. Auf die Dauer von 8 Minuten werde ich es einzurichten ſuchen. Die lateiniſchen Worte ſind aus der katholiſchen Meſſe, und ich kann auch, wenn Ihnen dieſe nicht anſtehn, Worte aus einem lateiniſchen Pſalm nehmen.

Hierauf bitte ich mit umgehender Poſt um Antwort, und mit der nächſten Poſt ſollen Sie dann wenigſtens eins dieſer Stücke bekommen.

Daß Sie Ihren „Götz“ lieben, iſt keine Kunſt. Wer liebt nicht Sie in Ihrem „Götz“, der Sie nicht ewig lieben würde? Aber denken Sie nun auch an Ihre natürliche ſchöne Tochter. Meine Frau kann gar die Zeit nicht erwarten und lieſt unterweilen noch immer den erſten Teil. Sie empfiehlt ſich Ihnen beſtens.

Es iſt doch wohl das Beſte, daß ich Ihnen das Liedchen gleich beilege. Sollte es verändert oder anders eingerichtet werden müſſen, ſo bitte ich um Ihre Belehrung, ich will's Ihnen machen, wie Sie es haben wollen. Noch eins: 8 Minuten andächtige Muſik auf den Brettern iſt ſchon eine gute Zeit. Freilich kömmt es dabei auf die Umgebung an, und ſo überlaſſe ich dies Ihrem Erwägen.

Gestern ist der Geburtstag des Königs gefeiert worden. Wir hatten einen Kreis, der aus Hufelands, Müller, Tralles, Woltmann, Fichtens, einigen Fremden und meiner Wenigkeit nebst Familie bestand, veranstaltet und haben gar ordentlich vivat getrunken. Kommenden Dienstag feire ich diesen Geburtstag auf der Singakademie und halte eine Rede, die noch nicht aufgeschrieben ist. Leben Sie wohl. Mit umgehender Post erwarte ich Ihre Befehle.

Zelter.

44. An Zelter

Für die baldige Übersendung des Liedchens danke ich zum allerschönsten und will nun etwas Näheres wegen des Chors zum „Götz" sagen. Es wird eigentlich zur Trauung von Maria und Sickingen gesungen. Der einfache Kirchzug geschieht mit Gesang übers Theater, eine Orgel kann man recht gut von weitem hören, und da die Kapelle zunächst ist, so hört man auch den Gesang fort, indessen außen eine Szene vorgeht. Sie werden daher die Güte haben, etwa Worte aus einem Psalm zu wählen. Der Charakter ist, wie Sie bemerken, feierlich und sanft, ins Traurige ziehend, wegen der Umstände, und die folgende Szene vorbereitend, wo die eben erst Getrauten vom Götz gleichsam fortgetrieben werden. Alles wohl überlegt, so haben Sie völlig recht, daß acht Minuten zu lang ist; wir wollen uns mit vieren begnügen, welche auszufüllen völlig in meiner Gewalt stehen.

Wegen des Tabaks kann ich folgendes melden:

Er war allerdings von unserer gnädigen und gütigen Fürstin, der Herzogin Mutter, welche diese Schachtel in Neapel hatte geschenkt bekommen und diesen Schatz lange Zeit aufbewahrt hatte. Wo also eine gleiche herzunehmen, wäre eine schwer zu beantwortende Frage. Nun kommt es darauf an, ob sich etwa ein ähnlicher irgendwo entdecken läßt. Hie und da möchte wohl noch etwas dergleichen in den Garderoben unserer hohen Gönner zu finden sein, an Erkundigung soll es nicht fehlen, und sobald sich etwas zeigt, soll es übersendet werden. Es wird mir eine große Freude sein, wenn ich Ihnen wieder eine Provision verschaffen kann.

Die Melodie des „Ständchens“ ist sehr angenehm und paßt freilich besser auf mein Lied, als mein Lied auf die Reichardtische sehr lobenswürdige Melodie paßt, wofür Ihnen also der schönste Dank gebracht sein soll.

Das Liedchen für George ist ganz zweckmäßig ohne Instrumentalmusik. Wir wollen sehen, wie sich das Knäblein herauszieht.

Ich verlange sehr, diesen umgearbeiteten „Götz“ außer mir zu sehen. Ich wäre schon lange damit fertig, wenn mich nicht seine Länge inkommodiert hätte; denn indem ich das Stück theatralischer machen wollte, so wurde es eher länger als kürzer; das Zerstreute wurde zwar gesammelt, aber das Vorübergehende wurde beharrlich; es wird immer noch nahe an vier Stunden spielen. Sollte es in Berlin gegeben werden, so bitte ich Sie gar sehr, mir gleich von dem ersten Eindruck zu schreiben, den es auf Sie macht; denn außer der Exposition der ersten anderthalb Akte, welche fast ganz geblieben sind, ist das Stück durchaus dekomponiert und rekomponiert.

Grüßen Sie mir Ihre liebe Frau und danken Sie ihr für den Anteil an meinen Söhnen und Töchtern. Leider steht es mit der Fortsetzung der „Natürlichen Tochter“ noch im weiten Felde. Ja ich bin sogar manchmal versucht, den ersten Teil zu eigentlich theatralischen Zwecken zu zerstören und aus dem Ganzen der erst intendierten 3 Teile ein einziges Stück zu machen. Freilich würden die Situationen, die nach der ersten Anlage vielleicht zu sehr ausgeführt sind, nunmehr allzu skizzenhaft erscheinen. Leben Sie wohl und verzeihen heute ein konfuses Geschreibe.

Weimar, den 8. August 1804. G.

45. An Goethe Berlin, 12. August 1804.

Ich bin so frei, Ihnen Georgens Lied noch einmal zu schicken. Es ist einen halben Ton tiefer gesetzt und etwas runder und vollkommner worden; ich denke, es soll sich so noch sorgenfreier singen lassen. Im Fall es nicht gerade ein ganz junger Knabe ist, der die Rolle des Georg spielt, kann das Lied auch wohl noch etwas tiefer, wie

es eben die Stimme des Sängers zuläßt, gesungen werden. Sollten Sie die Freiheit, welche ich mir mit dem: „So! so! Hm! hm!" genommen, nicht billigen, so könnte es wohl auch ganz strikt nach den Worten komponiert werden, obgleich ihm dann etwas an der Leichtigkeit abgehn würde.

Was den lateinischen Kirchengesang anbetrifft, so möchte ich gern eine so genau als mögliche Auskunft über Situation und Gelegenheit der Szene haben. Meine Arbeit ist zwar fertig, allein da mir der Augenpunkt fehlt, so weiß ich selber nicht, was ich aus meiner Arbeit machen soll, und kurz – ich bin nicht damit zufrieden. Ich könnte Ihnen selbst bessere Stücke, anderer Komponisten, vorschlagen, die sich an ihrem Orte gut genug darstellen; doch sind sie für eine neue Gelegenheit immer nicht an ihrer Stelle und müssen ein fremdartiges Gefühl geben, das, wo nicht wehe, doch auch nicht wohl tut, weil es nicht das Rechte ist. Sollten Sie demnach über die Szene selber noch nicht völlig disponiert haben, so könnte die Komposition dieser Stelle so lange anstehen, bis alles vollendet ist, und dann verspreche ich Ihnen die Komposition, von einem Posttage zum andern, gewiß in Ihre Hände zu liefern.

18. August.

Daß ich immer noch keine Rezension geliefert habe, ist zwar meine Schuld, denn ich habe es versprochen; aber es ist auch nur ohne meine Schuld noch nicht geschehen. Es kommen beständig Sachen darzwischen, die nicht wichtiger, aber doch in loco drängender sind. Jetzt bin ich mehr als jemals mit mir selber beschäftigt. Ich habe an den König geschrieben und einen hoffnungsvollen Bescheid erhalten. Könnten Sie, verehrter Freund, es bewirken, daß meine kleine Schrift über Fasch jetzt in der „Literaturzeitung" rezensiert würde, es möchte mir sehr vorteilhaft sein; denn Ihre „Literaturzeitung" gewinnt einen tüchtigen Kredit. Auch in der Hallischen „Literaturzeitung" ist sie immer noch nicht angezeigt, wenigstens ist mir nichts davon bewußt, und vielleicht könnte ich es durch die Jenaische Redaktion erfahren. Man sagt jetzt ganz laut, daß Schiller in Königlich Preußische Dienste getreten sei: ist es denn wahr? –

Schillers Frau muß jetzt entbunden ſein, ich und meine Frau hoffen, glücklich. Darf ich Sie um Antwort bitten? Müller nimmt ſehr edel Anteil an meiner Sache. Sobald etwas Glückliches geſchehen iſt, ſollen Sie zuerſt meine Freude teilen. Ewig

Ihr

Zelter.

46. An Goethe

Berlin, den 21. Auguſt 1804. Mein Gefühl hat mich nicht betrogen. In dem nämlichen Augenblicke, als ich Ihren Brief vom 8. dieſes las, ging mir ein anderes Licht auf, und von meinem ſchon fertigen Chor war nichts zu gebrauchen. Was ich Ihnen von dem Anklange einer Orgel ſchrieb, ſcheint mir jetzt nicht mehr anwendbar und vielmehr verwirrend, weil ein Orgelſchall nicht von da herkommen dürfte, wo der Kirchzug herkömmt, ſondern hinzieht. Die jetzige Einrichtung iſt einfacher und wird hoffentlich ihre Schuldigkeit tun, nicht mehr zu ſagen, als ſie ſoll. Das Orcheſter fängt an zu ſpielen, indem ſich der Zug nähert. Im 5. Takte tritt der Chorus ein; der Marſch der Sänger muß alſo ſo eingerichtet ſein, daß wenigſtens *ſie* bei der erſten Note, die ſie ſingen, alle ſchon ſichtbar ſind, wenn auch der größte Teil des Zuges ohne ſie noch hinter den Kuliſſen wäre. Ihr Gang muß ſo eingerichtet ſein, daß auf jeden Takt *vier* Tritte fallen, auf jede Viertelnote Ein Tritt. Je ſtärker der Singchor an Stimmen iſt, je beſſer; wenigſtens aber müſſen es 12 Sänger ſein: 3 Soprane, 3 Alte, 3 Tenöre und 3 Bäſſe. Sie müſſen die Worte ſehr beſtimmt und feſt artikulieren, und das Orcheſter muß überall *kräftig* eingreifen, nicht faul und verdroſſen. Die Muſik iſt genau auf 4 Minuten berechnet; ſollte ſich indeſſen bei der Ausführung finden, daß ſich der Moment *zu* kurz oder gar eilfertig darſtellte, ſo iſt eine Repriſe in der Partitur angezeigt, der zufolge 10 Takte können wiederholt werden, jedoch *nur* wenn es notwendig iſt. Das Eintreten des Singechors muß überall mit Sicherheit geſchehen, nicht aber einer nach dem andern, wie es hier oft geſchieht, indem der ganze Chor Eine Perſon repräſentiert. Blasinſtrumente ſind nicht eingewebt, weil der Geſang

dadurch leidet; bloß ganz am Ende treten zwei Fagotte nacheinander ein. So wie sich gegen das Ende der Chor entfernt, nimmt das Orchester nach und nach ab, wie es anfangs zugenommen. Die Worte sind aus dem 111. Psalm, nach einer alten Vulgata vom Jahre 1554. Das Gloria habe ich deswegen hineingebracht, weil es bei allen religiösen Zerimonien der Katholiken Gebrauch ist. Könnten zwischen dem Gloria und dem Psalm (indem doch wahrscheinlich Zuschauer auf dem Theater befindlich sind) von diesen Zuschauern einige gehörige Worte gesprochen werden, so habe ich dazu an dieser Stelle eine Fermate gelassen und verspreche mir einige Wirkung davon. So weit meine Predigt, die länger ist als meine Musik, doch wünsche ich, daß die letztere besser und die erstere unnötig sein möge.

Lassen Sie mich doch wissen, ob der neue „Götz" auch mit der Herbergsszene anfängt wie der alte: wenn ich so viel Zeit und Ruhe finden kann, habe ich Lust, eine neue Sinfonie dazuzumachen. Vielleicht daß ich mir damit hier bei unserm Theater ein Freibillet von Iffland verdiene. Sollten Sie für den ersten Akt eine besondere Vorbereitungsempfindung, die nicht absolut in der ersten Szene liegt, in sich spüren, so bitte ich mir solche mitzuteilen; denn die Sinfonie muß meines Bedünkens an die Herbergsszene sich anschließen, obgleich sie sich hüten wird, diese Herbergsszene auszumalen, und vielmehr den Charakter des Helden, welcher in Geist, Leben, Ernst und Festigkeit besteht, darzustellen suchen wird.

Meine Frau dankt herzlichst für den Gruß, mit dem sie sich sehr viel weiß, und hat vor Freude darüber wieder von vorn angefangen, die „Natürliche Tochter" zu lesen; sie glaubt, nun werde sie das Stück erst recht verstehn.

Was mich betrifft, so will ich Ihnen nicht verhehlen, daß ich mit Ihrem Vorsatze, dieses Stück für unser dermaliges Bedürfnis umzuarbeiten, nur dann zufrieden sein würde, wenn es jetzt schon da wäre, indem in jedem Falle etwas Ordentliches herauskommen muß. Die Breite, mit welcher Sie in dem ersten Teile der „Natürlichen Tochter" Ihre Charaktere ohne den fernsten Anklang einer Ge-

schwätzigkeit exponiert haben, der kein anderer alter oder neuer Dichter entgangen wäre, diese Breite hat meine größte Bewunderung erweckt. Ja was noch mehr ist: dem gros des Publikums, welches sich jetzt (man mag ihm auch zur Last legen, was man will) mit der größten Mühe in diese feinen edlen Charaktere eingearbeitet und solche stillschweigend in sich aufgenommen hat, selbst diesem großen Publico muß die Fortsetzung und Entwickelung solcher Charakter, aus welchen zusammen eine große Begebenheit resultiert, als eine Belohnung erscheinen, die es suchen und endlich verdienen wird. Sie, mein geliebter Freund, stehn, nach allen innern und äußern Merkmalen, auf einem Punkt, auf welchem sich nicht sobald wieder die Weisheit, das Genie und die Meisterschaft brüderlich umarmen werden. Sie haben ein großes Maß angelegt, um ein großes Feld zu bestellen, das seinen Mann verlangt. Sie haben sich etwas aufgelegt, das Sie lösen werden. Sie haben Ihre Zeit geehrt, und die Zeit wird es Ihnen nicht danken, weil sie es nicht kann. Ich sage, wir sagen: Desto schlimmer! Sie werden sagen: Desto besser! Satis sunt mihi pauci, satis est unus, satis est nullus! Aber ach! fahren Sie so fort: lassen Sie, wie sonst, bleiben, was ist und bleiben wird, und gehen Sie ins Weite.

Den 23. August. Ich habe eben Ihren „Götz" zweimal nacheinander wieder durchgelesen und begriffen, wie Ihnen die neue Arbeit mühsam sein muß. Wie freue ich mich auf den neuen „Götz"! aber wie werde ich den alten ewig lieb behalten! denn er kann einmal nicht anders sein als er ist. Die Freiheit, Bestimmtheit, ja ich sage die Gestalt der Personen ist dergestalt klar und beziehlich auf Ort, Zeit und Umgebung, daß keine Mücke mehr dazwischen Platz hat, ohne sich lächerlich zu ennuyieren. Was meine Bewundrung am meisten erregt, ist der Charakter der Elisabeth, die kaum gehört und gesehn wird und die Krone aller Frauen sowie dieses Stücks ist. Was muß ein Mann wert sein, der eine solche Frau liebt! Was für eine Ehe haben Sie da gestiftet! Was wäre Götz ohne diese Frau, und was würde uns diese Frau ohne einen solchen Mann sein können!

24. August. Diese Nacht habe ich einen Plan ausgegoren, Ihren ganzen „Götz“ mit Musik zu durchweben. Das neue Stück wird doch in Akte oder sonst in Massen eingeteilt sein, zwischen denen eine Art künstlicher Interpunktion nicht bloß stattfinden und auch zum Verständnis beitragen kann. Die Sinfonie ist so gut als fertig und wartet bloß auf die Beantwortung meiner Fragen an Sie, um geschlossen zu werden; auch habe ich auf einen musikalischen Epilog gedacht, der sich gut an das Ende des Stücks anschließen müßte, falls der alte Götz die letzte Person auf dem Theater wäre, welchen man in Ihrem Stücke wie eine Sonne vor sich untergehn sieht. Zu dem Ende müßte ich aber das Manuskript des Stücks ganz haben, und das werden Sie wahrscheinlich nicht aus den Händen geben, ehe Sie es versenden. Indessen würde ich es nur einige Tage nötig haben, und mit der umgehenden Post könnte ich Ihnen solches zurücksenden. Ich könnte freilich damit so lange warten, bis Iffland das Stück hat, aber dann fällt gleich Reichardt oder Weber darüber her, und ich habe dann wieder nichts. Dieser Epilog ist nur 25 Takte lang und gewinnt seine eigentliche Bedeutung (für Nichtkenner besonders) erst durch wiederholte Aufführungen des ganzen Stücks. Denn dieser Epilog ist zugleich der Prolog und geht vor der Sinfonie her, um gleich anzudeuten: was für ein Genus man in dem Gange des Stücks zu erwarten hat. Es müßte also erfreulich sein, am Ende die Erfüllung der Prophezeiung zu finden. Was meinen Sie zu dem Gedanken?

47. An Zelter

Heute nur das Wort, daß mir Ihre Symphonie sehr angenehm sein soll. Das Stück fängt mit der Herbergsszene an. Ich stecke im Probieren. Alles ginge gut, nur fürcht' ich mich vor der Länge. Sobald es gespielt ist, erhalten Sie Nachricht, und dann bereden wir uns wegen der Zwischenakte. Tausend Lebewohl und Dank für Ihren Herz und Sinn stärkenden Brief! Weimar, den 10. September 1804. G.

48. An Zelter

Durch Herrn Levi sende abermals eine Portion Spaniol; unsere teure Herzogin Amalia übergab mir denselben mit vielen Grüßen an Sie. Ich wünsche, daß er so gut sein möge wie der vorige und daß es mir gelingt, Ihnen mehr zu schicken.

Der „Götz" ist gespielt, ich sende hier den bunten Zettel. Herr Levi übernimmt, Ihnen von dem Stück und der Aufführung zu erzählen. Ich würde es selbst gut heißen, wenn es nicht übermäßig lang wäre. Die nächsten Male laß' ich es teilweise spielen, und dann wird sich finden, welche einzelne Partieen das Publikum am liebsten missen will, die mögen dann herausbleiben.

Herr Levi wird Ihnen sagen, daß Ihr Chorgesang sich gar schön und liebenswürdig ausgenommen und den bedeutenden Augenblick recht zweckmäßig hervorgehoben habe. Auch ein Bogen unserer diesjährigen Kunstausstellung liegt bei. Nächstens mehr. Lassen Sie ja bald von sich hören.

Weimar, am 24. September 1804. Goethe.

49. An Goethe Berlin, den 27. September 1804.

Am 13. dieses sollte der „Egmont" gegeben werden, allein es ward nichts daraus. Madame Unzelmann sagte mir, daß Schiller mit Reichardts Komposition des Liedes im „Egmont" nicht recht zufrieden wäre, darüber habe ich's nun auch versucht, und die Noten folgen anbei. Das erste Wort: „Freudvoll" habe ich wiederholen müssen, indem es einen Diphthong hat, der sich nicht melismatisch behandeln läßt. Die beiden unmittelbar aufeinander folgenden Worte: „Freudvoll und leidvoll" lassen sich musikalisch sehr schwer ausdrücken; es soll nun darauf ankommen, was Sie dazu sagen. Das kleine Präludium vor dem Liede ist nichts als ein Griff über die Zither; dann fällt die Singstimme mit einiger Heftigkeit ein und geht auf dem Worte: „leidvoll" in Melancholie über. Gegen das Ende wird es wieder lebendig, und die Worte: „Glücklich allein ist die Seele, die liebt", müssen mit steigender Lebhaftigkeit ge-

sungen werden. Sie werden ja sehn, wie sich das Lied auf dem Theater ausnimmt, wo es freilich den Fehler hat, daß es zu Reichardts Zwischenakt nicht paßt, denn Reichardt hat auf seine Melodie für den folgenden Zwischenakt Variationen für das Orchester gemacht, die noch schöner sind als sein Lied.

Ihr Herr Hofkammerrat Kirms hat mir geschrieben und mein Urteil über den Silbermann'schen Flügel verlangt, den ich in Ihrem herzoglichen Schlosse gesehn habe. Ich würde Ihnen raten, dieses Instrument zu behalten. Man wird Ihnen wenig dafür geben wollen, und das Instrument ist gut, wenn es auch außer der Mode ist. In einem Palaste, wo des Guten und Schönen so viel Raum hat, wird sich ja ein abgelegnes Zimmer finden, wo dieses nicht geschmacklos gearbeitete Instrument, etwa unter Bildern der alten Helden Ihres Fürstenhauses, einen bescheidnen Platz finden wird, bis einmal eine Zeit kommt, wo es ein Kenner wegnimmt und ein abgedroschnes Fortepiano dafür hinstellt.

Ihre Sinfonie zum „Götz" habe ich zwar ganz entworfen, allein ich bin so herausgekommen und habe soviel zerstreuende Arbeiten anjetzt, daß ich sie Ihnen schwerlich zur Aufführung des Stücks (die wahrscheinlich vor der Tür ist) werde liefern können. Könnten Sie mir wissen lassen, welchen Tag der „Götz" zum ersten Male soll aufgeführt werden, so findet sich vielleicht eine lustige Stunde, das angefangne Werk zu vollführen. Ich lebe jetzt in einer Anspannung, in welcher mir ein Wort von Ihnen Wohltat und Labsal ist. Schiller läßt gar nichts von sich erfahren. In der Zeitung stand vorgestern: er sei kürzlich wieder gefährlich krank gewesen. Ich habe mich so gefreut, daß wir ihn bekommen würden, ohne daß Sie ihn verlieren sollten, und am Ende verlieren wir ihn vielleicht alle.

Tralles grüßt. Künftig ein mehreres. Den 29. September.

Zelter.

50. An Zelter

Gleich nach der ersten Vorstellung des „Götz von Berlichingen" ging Herr Levi von uns ab, ein junger Mann, den ich in Lauchstädt kennen gelernt. Ich gab ihm eine verklebte Schachtel von jenem

berühmten Spaniol mit, und er versprach, Ihnen von der Aufführung des Stücks möglichste Rechenschaft zu geben. Da ich aber die Zeit über von Ihnen gar nichts gehört, so fürchte ich fast, er ist länger unterwegs geblieben, als er sich vorgesetzt, und wohl gar noch nicht in Berlin angekommen.

Darf ich Sie wohl hierüber um einige gefällige Nachricht bitten? das ist unter mancherlei Anliegen dasjenige, welches ich heute allein vorbringen kann.

Wir erwarten unser junges hohes Paar, und da gibt es mancherlei zu besorgen.

Noch eins. Möchten Sie mir wohl die Partitur von Ihrem „Wohl auf, Kameraden" zuschicken; ich finde sie nicht, eben da sie für diesen Winter einstudiert werden und den alten Gassenhauer vertreiben soll. Den besten Gruß von mir und Schiller.

Weimar, am 5. November 1804. Goethe.

51. An Goethe

Berlin, den 7. Oktober 1804. Daß ich Ihnen erst heute für den herrlichen Spaniol danke, der schon manchen Tag in Berlin ist, kommt daher, weil ich ihn soeben erst erhalte, indem Herr Levin über einen Strauß mit dem hiesigen Torschreiber sich die Schachtel samt dem versiegelten Briefe hatte konfiszieren lassen. Den Brief hat er sogleich, aber erbrochen, zurückbekommen, doch die Schachtel ist erst gestern verabfolgt worden. Über den Spaniol bin ich zum höchsten erfreut. Es ist wirklich der alte, und ich zweifelte sehr, daß seinesgleichen noch in Deutschland würde zu finden sein. Der Geruch desselben ist von großer Schönheit und übertrifft so sehr alle andere balsamische Gerüche, daß ich mich von nun an wohl hüten werde, gegen das allgemeine Geschlecht der Nasen damit großzutun. Wie zehnfach angenehm mir dies köstliche Geschenk ist, kann ich nicht mit Worten sagen, und wie ich lebenslang sinnen werde, das huldreiche Andenken Ihrer verehrten Herzogin durch irgend etwas zu verdienen, das der Neigung meines Herzens entspreche.

Ihr „Götz von Berlichingen“ ist also nun an der Wahrheit! Besonders freut es mich, daß unser Chor sich gut aufgeführt hat, weil es das Erste ist, was ich für ein Theater gemacht habe. Daß der „Götz“ bei Ihnen gut gegeben worden, habe ich vom Herrn Levin und auch schon von früherer Hand vernommen. Die große Länge soll übrigens uns nicht beschwerlich werden. Sie ist das Gefäß des Ganzen, und wem dies zu groß ist, der mag sich's in Flaschen füllen; wir andern genießen gern auf einmal, was für einmal verschrieben ist.

Ihr Komödienzettel ist mir recht lehrreich gewesen und bestärkt mich in der alten Meinung: was sich mit wenigen Mitteln ausrichten läßt, wenn über ein Ganzes ein umfassender Geist waltet.

Gegen das Verzeichnis Ihrer Kunstausstellung hätte ich Ihnen gern das unsrige ausgewechselt, wenn ich nicht vermutete, daß Sie es schon besäßen.

Den 15. November. Wenn ich seit dem Anfange dieses Briefes täglich, und ich mag wohl sagen stündlich, an Sie gedacht habe, so ist dennoch dieser Brief unverantwortlicherweise bis daher liegen geblieben, indem ich den Vorsatz hatte, Ihnen etwas über unsere Ausstellung zu schreiben, die mir dieses Mal vor allen erfreulich vorgekommen ist. Ich hatte nur nicht gleich bedacht, daß es mir zu einer solchen guten Intention an guten Kenntnissen mangele, und so ist eine Zeit von beinahe 6 Wochen verstrichen, die deswegen dennoch nicht besser sind angewandt worden. Das Fach der Landschaften war sehr reichlich und verdienstlich dotiert. Zwei dergleichen von Hackert, viere von Lütke, unter denen die größte, eine Harzgegend vorstellend, von großer Schönheit ist, eine von Genelli, eine von Weitsch, drei von Rösel und noch manche andere könnten wohl vortrefflich genannt werden. Unter den historischen Gemälden befand sich eines von einem jungen Maler namens Karl Ludwig, die Höllenfahrt des Judas Ischarioth vorstellend. Daß sich in unsern Zeiten ein junger Künstler an einen solchen Gegenstand gewagt hat, war mir schon auffallend. Das Gemälde ist 7 Fuß hoch und gegen 5 Fuß breit und hat drei Punkte, welche von der rechten Seite

nach der linken, diagonal über das Bild, die Direktion einer Parabel offenbaren. In dem mittelsten Punkt dieser Parabel steht die Hauptfigur des Judas: ein lebensgroßer, brav gezeichnet- und gemalter Akt, im Begriff, den Strick oben zu befestigen. In dieser Handlung wird er durch den Anblick eines leuchtenden Kreuzes, das von zwei Engeln, im ersten Punkte der Parabel, oben rechter Hand, ihm vorgehalten wird, auf das lebhafteste erschreckt. Die Angst einer unwiederbringlichen Reue malt sich auf seinem Gesichte, und so stürzt er, mit einem Fuße auf einem Felsenstück stehend, mit dem andern frei schwebend, den Strick noch unbefestigt, mit der rechten Hand darnach greifend, als wenn er sich dadurch obenzuerhalten suche, dem dritten Punkte der Parabel, unten linker Hand, zu, wo zwei Flammenhände, mit Krallen versehn und in Flammen gehüllt, bereit sind, den Sünder aufzunehmen und die krumme Linie in infinitum fortzusetzen. Die Intention des jungen Künstlers mag gewesen sein, welche sie wolle, so ist die brave Arbeit an diesem Bilde, verbunden mit der Idee des Unendlichen, mit dem ungeheuren Verbrechen und seinen ewigen Folgen, für meine Einsicht so ganz und klar darinne, daß ich mir nicht enthalten kann, das Bild zu bewundern, welches hier von Kennern wenigstens nicht laut ist bemerkt worden; vielmehr hat man nur Einzelnheiten daran getadelt, welche immer tadelhaft sein mögen: wie denn die Engel nicht sonderlich gemalt zu sein scheinen und etwas höher im Bilde stehn sollten, auch das Proszenium der Hölle etwas tiefer herunter sich befinden sollte.

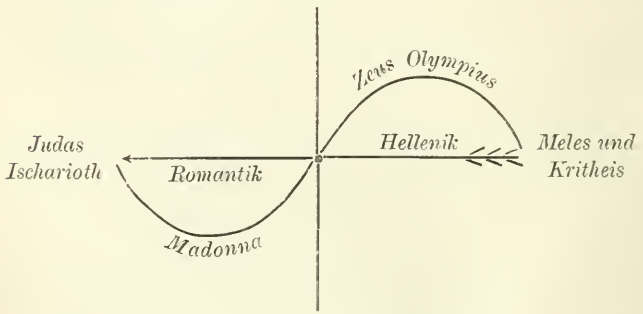
Die Partitur des „Reuterliedes“ werde ich Ihnen mit der nächsten Post senden. Ich habe Ihnen solche in Weimar gelassen, ohne eine Abschrift zu behalten als ein kleines Brouillon auf einem Stückchen Papiere, und muß es also aus dem Gedächtnisse wiederherzustellen suchen. Morgen ist mein Sonntag, da will ich darangehn und sehn, wie weit ich kommen kann. Der Brief muß fort. Leben Sie wohl und empfehlen Sie mich Ihrem Hause und Schillern.

Zelter.

52. An Zelter

Es war mir sehr angenehm zu hören, daß die Ungeschicklichkeit des Herrn Levin, von der mir wirklich etwas ahndete, Sie nicht um den trefflichen Spaniol gebracht hat. Dieses Produkt wird eigentlich in dem Distrikt von Lecce im Tarentinischen verfertigt, und ich will sehen, ob es nicht möglich ist, durch Herrn v. Humboldt [welchen] von dorther zu erhalten. Indessen hat der, welchen ich zweimal übersendet, den großen Vorzug, daß er schon über 14 Jahr alt ist: denn so lange wird er schon in Deutschland aufbewahrt. Auch habe ich Spur von einem solchen Schatze, der noch irgendwo vergraben liegt. Kann ich ihn beschwören, so sollen Sie ihn auch erhalten; indessen bitte haushältisch mit dem Vorrate umzugehen.

Gegen Ihre Beschreibung des Bildes von Judas Ischarioth erhalten Sie auf dem nächsten Blatt die Beschreibung eines alten Bildes, das uns leider verloren gegangen ist, dem von Ihnen beschriebenen e diametro entgegengesetzt. Um die dabei zubringenden Reflexionen abzukürzen, zeichne ich auf der Rückseite ein Schema, wie wir neusten Philosophen uns bildlich und kürzlich gegeneinander auszudrücken pflegen. Ich bin überzeugt, daß es Ihnen klar wie die Sonne entgegenleuchten wird.



Alles Gute!

G.

den 24. November 1804.

Meles und Kritheis.

Fabel.

Die Quellnymphe Kritheis liebt den Flußgott Meles; aus beiden, ionischen Ursprungs, wird Homer geboren.

Bild.

Meles, im frühen Jünglingsalter vorgestellt. Von seiner Quelle, deren Auslauf ins Meer man zugleich sieht, trinkt die Nymphe ohne Durst, sie schöpft das Wasser und scheint mit der rieselnden Quelle zu schwätzen, indem ihr liebevolle Tränen herabfließen.

Der Fluß aber liebt sie wieder und freut sich dieses zärtlichen Opfers.

Die Hauptschöne des Bildes ist in der Figur des Meles. Er ruht auf Krokos, Lotos und Hyazinthen, blumenliebend, der Jugend gemäß. Er zeigt eine jugendliche und weiche Gestalt, aber ausgebildet; man möchte sagen, seine Augen sännen auf etwas Poetisches.

Wodurch er sich aber am anmutigsten erweist, ist, daß er nicht heftiges Wasser ausströmt, sondern indem er mit seiner Hand über die Oberfläche der Erde hinfährt, läßt er das sanft quellende Wasser durch die Finger rauschen, so daß es ein Wasser zu sein scheint, geschickt, Liebesträume hervorzubringen.

Aber kein Traum ist's, Kritheis! Deine stillen Wünsche sind nicht vergebens. Bald werden sich die Wellen bäumen und unter ihrem grünpurpurnen Gewölbe dich und den Gott liebebegünstigend verbergen.

Wie schön das Mädchen ist! wie zart ihre Gestalt und ganz ionisch! Schamhaftigkeit ziert die Bildung, und gerade diese Röte ist hinlänglich für die Wangen.

Das Haar ist unter dem Ohr gebunden und mit purpurner Binde geschmückt. Sie schaut aber so süß und einfach, daß auch die Tränen das Sanfte nicht verändern. Schöner ist der Hals, weil er nicht geschmückt ist, und wenn wir die Hände betrachten, finden wir weiche lange Finger, so weiß als der Vorderarm, der unter

dem weißen Kleid noch weißer erscheint. So zeigt sich auch ein wohlgebildeter Busen.

Was aber haben die Musen hier zu schaffen? An der Quelle des Meles sind sie nicht fremd; denn schon führten sie, in Bienengestalt, die Flotte athenischer Kolonien hierher.

Wenn sie aber gegenwärtig hier leichte Tänze führen, so erscheinen sie als freudige Parzen, die einstehende Geburt Homers zu feiern.

53. An Goethe

Wie gut es sich mit Ihnen handeln und verkehren läßt, habe ich aus Ihrer Beschreibung Ihres alten Gemäldes wahrgenommen, wobei mir mit Eins ein ganz neues Licht über das Wesen der Fabel aufgegangen ist. Aber nun habe ich eine große Bitte: Ich muß nur gestehn, daß ich nicht mehr recht ordentlich weiß, was ich Ihnen über das Gemälde des Judas Ischarioth geschrieben habe, und darum haben Sie die Güte, mir, womöglich mit umgehender Post, meinen Judas-Brief zurückzuschicken, um mir solchen zu kopieren. Denn nun ist mir mein Gedanke erst wichtig geworden, mit dem ich mich bei einigen Kennern hiesigen Orts nicht schlecht lächerlich gemacht habe, als ich ihnen selbigen vorlegte; denn (im Vertrauen!) das Gemälde hat hier bei weitem nicht die Sensation erregt, die ich davon erwartete. Auch haben unsre Künstler wohl so ganz unrecht nicht, wenn sie vor der Hand zuerst den größern Wert der Künstlerprodukte in einer tüchtigen Handhabung der Farben und Umrisse gelegt wissen wollen, über welches Kapitel denn ich wenig mitreden kann.

Aber Ihre Fabel sowohl als die Darlegung und Position der Figuren nebst deren Gestaltung ist unendlich schöner, reicher und poetischer als die meinige, ohne daß ihr der Ursprung und die Folge des Unendlichen abgeht. Man sieht so recht, wie die Idee des Göttlichen allein das innere Leben und Licht aller alten Kunst hat sein sollen und wie ohne dieses Medium das ganze Kunstwesen eine eitle, leidige und undankbare Beschäftigung für vernünftige Wesen ist.

Wenn Ihre Fürsorge, mich mit vortrefflichem Spaniol zu versehn, mich auf einer Seite schamrot macht, so ist das Bewußtsein, mit dem Schatze, den ich jetzt besitze, wenigstens ein volles Jahr gegen Mangel in Sicherheit zu sein, Ihr Werk und ein Geschenk, das ich verehrend erkenne. Ich würde untröstlich gewesen sein, wenn ich um die neue Provision gekommen wäre, die Sie mir durch Herrn Levin geschickt, und ich war schon im Begriff, deswegen selber zum Minister Struensee zu gehn, der aber damals krank war und jetzt tot ist.

Daß Sie das „Reuterlied" noch nicht erhalten haben und auch mit diesem Briefe noch nicht erhalten, liegt an einer sauern Arbeit, die ich mir freilich selber aufgelegt habe. Ich hatte hier unter meinen Freunden bekannt gemacht, daß ich willens sei, eine Art von Kursus der Singkunst mündlich vorzutragen. Dazu fanden sich bald mehrere Teilnehmer, und ich brauche nun schon seit 14 Tagen dazu wöchentlich 9 Stunden, auf die ich mich anfänglich und bis jetzt mit großem Fleiße präparieren mußte, um mich nicht zu zerstreuen, um einer Erwartung zu entsprechen, die sich ohne meine Prätension etabliert hat. Indessen bin ich besser in den Zug gekommen, als ich es selber geglaubt hätte, und bin nicht in Zweifel, etwas Ersprießliches zu wirken. Ja es würde mir noch weit mehr Vergnügen machen, wenn ich nicht dieser Sache wegen jetzt eben gezwungen wäre, eine Menge schlechter Bücher, die über das Singen geschrieben sind, zu lesen. Künftig ein Mehreres, die Post geht ab.

Sonnabend, 8. Dezember 1804. Zelter.

54. An Zelter

Hier der verlangte Brief. Nächstens werde manches mitteilen, das Ihnen Vergnügen machen wird.

Die Partitur des „Reuterlieds" habe aus den Stimmen herstellen lassen. Bemühen Sie sich deshalb nicht weiter damit. Tausend Lebewohl.

Den 13. Dezember 1804. G.

55. An Zelter

Sie erhalten den verlangten Brief, den ich mir gelegentlich wiedererbitte. Ich glaube wohl, daß Judas Ischarioth in Berlin wenig Glück gemacht hat. Man muß ein Sonntagskind sein, wenn man das Verdienst eines solchen Gegenstandes gewahrwerden will. Dagegen findet sich in dem Verzeichnis der Berliner Ausstellung manche Seite, ja manches Blatt, worauf geschrieben stehet, was auf dem Gemälde nicht zu sehen ist und nicht zu sehen sein kann.

Daß ich nicht an Ihren Vorlesungen teilzunehmen imstande bin, tut mir sehr leid. Zwar ist es meiner Natur gemäß, an einem kleinen Orte zu leben; aber das Schlimmste ist, daß man da fast nichts zu genießen hat, als was man sich selbst auftischt, da man an großen Orten oft und bequem zu Gaste gehn kann.

Bei Gelegenheit des Zu-Gaste-Gehens fällt mir ein irdisch Bedürfnis ein, das Sie recht gut befriedigen können. Schicken Sie mir doch mit dem Postwagen einen halben Scheffel echte märkische Rübchen, nur lassen Sie solche gut emballieren, damit sie nicht gleich von der Kälte leiden. Dagegen sende ich nächstens wieder einige griechische Früchte, die den großen Vorzug haben, daß sie Leib und Seele zugleich erquicken. Tausend Lebewohl!

Weimar, den 16. Dezember 1804. J. W. v. Goethe.

56. An Goethe Berlin, 22. Dezember 1804.

Meine Frau ist aufs höchste erfreut, Ihnen mit etwas aufzuwarten, das wenigstens um die jetzige Jahreszeit nicht für Geld zu haben ist. Ihre märkische Rüben werden soeben gepackt, um, sobald das Wetter gelinder ist, abzugehn, weil diese kleinen Gewächse den Frost nicht vertragen können und sogleich faulen. Es verdrießt mich bloß, daß ich sie Ihnen nicht heute noch schicken kann, indem heute Posttag ist und ich soeben Ihren lieben, lieben Brief erhalte.

Ich laboriere heute an der Verdauung einer ungeheuern Spektakeloper, „Die Sternenkönigin“, welche ich gestern zum ersten Male

gesehn habe und gegen deren unendlichen Schlechtigkeit wir alle zu Felde liegen und dabei das Stück spielen und auch sehn.

Mein Kursus geht seinen guten Gang. Das Beste, was ich davon hoffe, ist, daß er mich zu etwas in der Kunst und Wissenschaft führen wird, das ich noch nicht kenne, und dann habe ich mehr als Einen Zweck erreicht.

Hätten Sie einmal eine lustige Stunde, so wollte ich Ihnen eine kleine Arbeit dazu vorschlagen: einen Plan zu einem kleinen schalkhaften Singspiele von einen oder 2 Akten auszudenken, worin es etwas munter hergeht.

Ihre neue Erbprinzessin wird nebst dem Erbprinzen von Weimar zum Karnaval erwartet, welches wegen der Entbindung der Königin aufgeschoben ist. Was mir dabei wichtig ist, weiß ich wohl; ich denke: Sie sollten einmal mitkommen, wenn auch nicht, unsre Opern zu sehn.

Tausend Lebewohl!

Zelter.

1805

57. An Goethe

Ein halber Scheffel märkische Rüben erfolgen anbei. Ich wollte Ihnen einen ganzen Scheffel senden, allein meine Frau hat ihre Gründe dagegen, indem es möglich wäre, einen starken Frost eintreten zu sehn, und man alsdann einen halben Scheffel nachsenden könnte. Die Rüben wollten nicht allein reisen, und so hat sich ein gesunder Hecht zu ihnen gesellt, der Ihnen einen neuen Vers von der Leber eingeben soll.

Lassen Sie mich ja wissen, ob alles wohl überkommen ist und nichts gelitten hat; meine Frau ist sehr besorgt darum.

Soeben, vor meiner Zuhausekunft, ist Herr Ehlers bei mir gewesen und hat Grüße von Ihnen und Schillern abgegeben. Er hat sich nicht wollen halten lassen, und so weiß ich nicht, ob ich ihn gar sprechen werde. Heut und morgen Mittag ist er engagiert und hat nicht verlassen, wie ich ihn sehn soll.

In diesen Tagen habe ich ein neues Lied von Schillern: „Die Gunst des Augenblicks", komponiert, worin eine anwachsend größere musikalische Form versucht ist und welches ich mit Herrn Ehlers senden will, wenn ich ihn noch sehe.

Den Brief sende ich anbei zurück und frage noch an wegen der griechischen Früchte. Ist denn der „Götz von Berlichingen" noch nicht hier?

Ihr

Berlin, den 19. Januar 1805. Zelter.

Eine Anweisung über die Behandlung der Rüben hat meine Frau eingelegt.

58. An Zelter

Rübchen und Fisch sind glücklich angekommen, die ersten schön trocken, der zweite tüchtig gefroren. Den Leberreim bleib' ich schuldig, so wie manches andre. Ich muß mir Verschiedenes erst vom Halse schaffen, ehe ich wieder an einiges denken kann, was Ihnen Freude macht. Indessen werden Sie zwischen hier und Jubilate von mir und andern Freunden hie und da manches antreffen, woran Sie teilnehmen mögen.

Durch Oels hoffe ich von Ihnen zu erfahren und das versprochene Lied zu erhalten.

„Götz von Berlichingen", der neue, ist schon seit Anfangs Dezember an Iffland abgegangen. Es ist nun aber seine Manier in solchen Fällen, stumm zu sein und das Wesen bei sich zu kohobieren und zu schmoren, bis er es endlich gar genug glaubt, um damit hervorzukommen. Lassen Sie sich also nichts davon merken. Einem Mann von seinen Verdiensten muß man eine Eigenheit schon nachsehen, um so mehr, da eine solche Handelsweise in seiner Lage vielleicht nötig ist. Soviel für heute. Danken Sie Ihrer lieben Frau für das Übersendete. Das Rezept ist genau befolgt worden, und das Gericht ist sehr gut geraten.

Nächstens wieder von Erscheinungen entgegengesetzter Polarität, von griechischen Gemälden und vom Tarentiner Spaniol. Leben Sie heiter und gedenken mein.

Weimar, den 29. Januar 1805. Goethe.

59. An Goethe Berlin, den 2. April 1805.

Nur wenige Worte zur Begleitung der Einlage, welche ich an den jungen Herrn Voß abgeben zu lassen bitte.

Ich habe das Lied dreimal in Musik gesetzt. Was endlich geworden ist, sende ich Ihnen, indem es vielleicht gebraucht wird. Finde ich es noch besser, so werde ich's nachsenden. Die Sängerin wird das Beste daran tun und auf die geschickte Einschaltung der Melo-

die zwischen dem Dialog, ingleichen auf natürlichen ruhigen Ausdruck halten müssen. An Herrn Voß werde ich schreiben, sobald ich vor aller Lauferei und Zerstreuung dazu kommen kann.

Ich hoffe, daß Sie vollkommen genesen sind. Ihre Krankheit hat durchaus eine eigne Sensation gemacht, und alles freut sich Ihrer Genesung. Ich selbst werde von meiner Angst nicht eher erlöst sein, bis ich Ihre Zeilen wieder sehe.

Gott befohlen! Ich bin nach meiner Art sehr tätig und denke in der Hauptsache nicht umsonst zu arbeiten. Ewig und unauflöslich

Ihr

Berlin, 2. April 1805. Zelter.

60. An Zelter

Seit der Zeit, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe, sind mir wenig gute Tage geworden. Ich dachte mich selbst zu verlieren, und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins. Eigentlich sollte ich eine neue Lebensweise anfangen; aber dazu ist in meinen Jahren auch kein Weg mehr. Ich sehe also jetzt nur jeden Tag unmittelbar vor mich hin und tue das Nächste, ohne an eine weitre Folge zu denken.

Da indessen die Menschen aus jedem Verlust und Unglück sich wieder einen Spaß herauszubilden suchen, so geht man mich von seiten unsres Theaters und von mehrern Seiten dringend an, das Andenken des Abgeschiedenen auf der Bühne zu feiern. Ich mag hierüber weiter nichts sagen, als daß ich dazu nicht abgeneigt bin und jetzt nur bei Ihnen anfragen möchte, ob Sie mir dabei behülflich sein wollen, und zwar zuerst, ob Sie mir Ihre Motette: „Der Mensch lebt und bestehet", wovon mir die „Musikalische Zeitung" Nr. 27 Nachricht gibt, gefällig mitteilen und noch einiges andre in feierlichem Stile entweder komponieren oder komponierte Musikstücke, deren Charakter ich Ihnen angeben würde, zu Unterlegung schicklicher Worte aussuchen und überlassen wollten. Sobald ich hierüber Ihre nähere Gesinnung weiß, so erfahren Sie das Weitere.

Die schöne Folge Ihrer kleinen Aufsätze über Orchestereinrichtungen habe ich bisher bei mir liegen lassen und zwar, weil sie eine Art von Satire auf unsre eigenen Zustände enthielten. Jetzt wünscht sie Reichardt für die „Musikalische Zeitung"; ich suche sie wieder auf, sehe sie an und kann sie unmöglich dem Intelligenzblatt unsrer „Literaturzeitung" entziehen, wo sie sich nächstens unter dem Strich gar trefflich ausnehmen sollen. Es haben sich einige Umstände bei uns geändert, und am Ende darf man ja wohl auch dasjenige tadeln, was man geschehn läßt.

Geheimderat Wolf von Halle ist gegenwärtig hier. Könnte ich doch auch hoffen, Sie dieses Jahr zu sehen. Wäre es nicht möglich, daß Sie Ende Juli nach Lauchstädt kämen, um daselbst jene obengedachte Arbeit einzuleiten und ausführen zu helfen? Bedenken Sie das und sprechen mir nur von der Möglichkeit; die Mittel wollen wir alsdenn auch schon bedenken.

Wie sieht es mit Ihrem Spaniolvorrat aus? Ich bin indessen glücklich genug gewesen, wieder eine Partie von dem echten zu erhalten. Wie soll ich Ihnen denselben zuschicken?

Leben Sie recht wohl und lassen mir bald von sich hören.

Weimar, den 1. Juni 1805. G.

61. An Goethe Berlin, 8. Junius 1805.

Ich habe Ihnen, mein unendlich geliebter Freund, so lange nicht geschrieben, daß mir angst und bange worden ist. Und so manchen Brief ich in der Zeit geschrieben habe, so wäre es mir vielleicht unmöglich gewesen, ohne besondere Veranlassung eine ordentliche Zeile an Sie zusammenzubringen. Ihr lieber Brief vom 1. Juni hat mich erweckt. Ich habe ihn soeben erhalten und antworte Ihnen sogleich, wenn auch diese Antwort erst künftigen Mittwoch den 12. von hier abgehn kann. Meine Motette erhalten Sie anbei. Ich zweifle indessen, daß Sie einen Gebrauch davon werden zu dem bewußten Zwecke machen können, indem sie achtstimmig ist und mit einem Chore von wenigstens 32 guten Chorsängern besetzt werden

muß, wenn sie nicht ohne Wirkung bleiben soll. Ich habe sie am meisten deswegen gemacht, um mich selbst in einem gewissen Kunstfache zu tentieren, das in unsern Zeiten wenig gebraucht und gesucht wird; sie würde vielleicht auch nicht uneben klingen, wenn die Stimmen sämtlich durch ein Orchester (jedoch ohne Blasinstrumente) verstärkt und versichert würden. Übrigens lege ich Ihnen den Anfang meines Requiem bei, das Ihnen vielleicht auch nützlich werden könnte, indem dazu nur ein Chor von 16 bis 20 Sängern und 4 Solostimmen erforderlich sind; der Chor könnte dann auch durch das Orchester verstärkt werden. Warum aber wollen wir uns mit geborgten Gütern behelfen? Ich sollte denken, es werde Ihnen eben nicht schwer fallen, etwas Besonders zu machen oder anzuordnen, wozu ich Ihnen die Musik, so bald als es mir nur möglich ist, liefern will. Die vorerwähnten Stücke sind wirklich auf eine Kirche berechnet, und ich fürchte, daß sie außer dieser Sphäre nicht ihre volle Wirkung haben werden. Wenn dagegen wir beide, um eines Dritten willen, den wir nun wohl fortlieben werden, etwas zustande bringen, so sollte ich denken, es müßte sich sehn und hören lassen; mir wenigstens wird es nach unseres Freundes Tode die erste erfreuliche Arbeit sein. Darüber erwarte ich mit umgehender Post Ihre Meinung und Ihren Willen.

Herr Geheime Rat Jacobi, mit dem ich sehr bald bekannt und lieb geworden bin, wird Ihnen sagen können, wie ich jetzt lebe, wie ich Sie liebe, und was er sonst von mir weiß. Er wird wahrscheinlich noch diesen Monat bei Ihnen sein.

Ehlers ist jetzt in Berlin. Er ist zweimal mit Beifall aufgetreten, doch scheint er kein Günstling von Umständen zu sein, die sich nicht zu seinem Vorteile zu fügen scheinen.

„Rameaus Neffen“ habe ich gestern zum ersten Male mit großem Genusse gelesen, und es hat mich nicht wenig gekränkt, daß Sie und er mehr von der Musik verstehn als ich. Ich habe niemals etwas gelesen, das mir die Augen so mit Zangen aufgerissen hätte, wie diese Schrift. Man kann über sich selbst erstaunen, dies Buch zu verstehn, und ich denke mir: Sie haben nicht widerstehn können,

es zu übersetzen, wenn es übersetzt ist. Ihre Anmerkungen über die Personen, von denen im Buche die Rede ist, sind so trefflich, daß ich Sie deswegen verehren müßte, wenn Sie auch weiter nichts geschrieben hätten.

Der unvermutete Tod unseres lieben Schiller hat bei uns in Berlin eine allgemeine und starke Sensation erregt. Ifflands Betragen (obwohl man demselben keine deutlichen Zwecke noch unterlegen kann) ist ehrwürdig. Er scheint auf etwas zu sinnen oder auf einen ersonnenen Zweck mit eigentlicher Lebhaftigkeit hinzuarbeiten. Diesen Abend wurden die „Räuber" mit aller Kraft, welcher unser Personale und die Kasse fähig ist, sehr eklatant und eifrig vorgestellt. Das Haus war zum Ersticken voll. Iffland spielte den Franz mit unverkennbarer Absicht, sein Ganzes zu leisten. Die Rollen des Karl und der Amalie wurden gleichfalls von Mattausch und Madame Fleck trefflich gespielt. Unser Publikum, welches dieses Stück sehr liebt, hat es auch diesmal wieder, nur mit verdoppeltem Enthusiasmus aufgenommen. Künftigen Freitag steht „Kabale und Liebe" auf dem Repertorio, und es scheint, als wenn die Direktion durch kurz aufeinander folgende Darstellungen aller Schiller'schen Stücke teils das Publikum, das Schillern sehr liebt, fetieren und seinem Eifer Nahrung geben, teils die großen Verdienste des Verewigten auf Eine Tafel bringen wollte, um endlich dadurch etwas für Schillers Andenken zu bewirken. Auch leidet die Kasse eben dadurch nicht, denn das Haus ist bei Schiller'schen Stücken jetzt immer voll, welches in der jetzigen Jahreszeit sonst nicht der Fall ist.

Lassen Sie demnach uns auch etwas für diese Sache tun, das sich daurend an einen dauernden Gegenstand anschließt. (Versteht sich für uns.) Wenn Sie nicht zu sehr angegriffen sind, so kann es eine lindernde wohltätige Arbeit für Sie sein, und ich will mich zusammennehmen und leisten, was ich kann. Um so mehr, da eigentlich in dieser Art nichts Rechtes existiert, das sich für eine Bühne eignete. Vielleicht könnte unsere Arbeit etwas Allgemeines werden, das sich wie ein ordentliches Stück bei jeder feierlichen Gelegenheit anwenden ließe.

Nach Lauchstädt käme ich gern. Die einzige Ursache, Sie dort zu finden, sollte mir für alle gelten, allein es wird sich nicht tun lassen. Meine Frau ist mir diesen Winter so krank gewesen, daß sie das Pyrmonter trinken und an Ort und Stelle baden soll; dann bin ich allein mit meinen vielen Kindern und Arbeiten und habe keine Hülfe.

Das Requiem, welches ich Ihnen anbei sende, ist das nämliche, mit welchem ich Schillers Andenken am 21. Mai in der Singakademie im Beisein unseres Freundes Jacobi begangen habe.

Mein Spaniol hat sich tapfer gehalten. Noch habe ich etwas, indem ich sehr sparsam damit bin. Für die neue Lieferung danke ich im voraus. Es wäre am besten, wenn Sie mir solchen geradezu mit der Post senden wollten, der Impost kann von keiner Bedeutung sein gegen den Wert, welchen er für mich hat. Leben Sie wohl und erfreuen Sie mich durch beruhigende Nachrichten über sich; ich verharre mit ewiger Liebe

Ihr

Geschlossen am 11. Junius 1805. Zelter.

62. An Zelter

Für die baldige Übersendung der erbetenen Musik sei Ihnen der beste Dank gesagt. Ich will suchen, sie baldmöglichst, so gut es immer gehen will, zu hören. Übrigens bin ich mit Ihnen überzeugt, daß man bei dieser Gelegenheit nicht flicken, sondern etwas aus dem Ganzen schneiden sollte. Ich habe nur leider nie das Glück gehabt, neben mir einen tüchtigen Tonkünstler zu besitzen, mit dem ich gemeinschaftlich gearbeitet hätte, und daher habe ich mich immer in solchen Fällen an das Stoppeln und Zusammensetzen halten müssen, und so schwebte mir das auch bei der gegenwärtigen Gelegenheit wieder vor.

Sie sollen aber nun baldmöglichst wenigstens zuerst mein Schema erfahren und mir Ihre Gedanken darüber eröffnen. Sowohl Vorsatz aber als Arbeit bleibt unter uns, bis wir fertig sind und getrost auftreten können.

Indem ich an „Rameaus Neffen“ und dessen Zubehör arbeitete, habe ich oft an Sie gedacht und mir nur wenige Stunden Unterhaltung mit Ihnen gewünscht. Ich kenne Musik mehr durch Nachdenken als durch Genuß und also nur im allgemeinen. Mich freut, daß Ihnen dieses Bändchen eine gute Unterhaltung gegeben. Das Gespräch ist aber auch ein wahrhaftes Meisterwerk.

Für den „Wilhelm Meister“ bleib' ich Ihr Schuldner, so wie für manches andere. Indessen sende ich hier eine Schachtel Spaniol, welcher wohlbehalten anzukommen wünsche.

Iffland hat auf jede Weise recht, den pathologischen Anteil des Publikums für seine Zwecke zu benutzen. Wenn die Deutschen nicht real gerührt sind, so sind sie ideal schwer zu rühren. Setzt er seine Reihe der Vorstellungen durch und führt er sie am Ende zu einer tüchtigen Benefizvorstellung für die hinterlassenen Kinder, so soll er gerühmt werden.

Das Frankfurter Absurdum lege ich bei. Man setzt in die Zeitung: er sei nicht reich gestorben, habe vier Kinder hinterlassen, und gewährt dem lieben Publikum einen freien Eintritt zu einer Totenfeier! Pfaffen und Mönche wissen die Totenfeier ihrer Heiligen besser zum Vorteil der Lebenden zu benutzen. Das tiefe Gefühl des Verlustes gehört den Freunden als ein Vorrecht. Die Herren Frankfurter, die sonst nichts als das Geld zu schätzen wissen, hätten besser getan, ihren Anteil realiter auszudrucken, da sie, unter uns gesagt, dem lebenden Trefflichen, der es sich sauer genug werden ließ, niemals ein Manuskript honoriert haben, sondern immer warteten, bis sie das gedruckte Stück für 12 Groschen haben konnten. Verzeihen Sie mir, daß ich so weitläuftig bin. Ich könnte es noch mehr sein, wenn ich sagen wollte, was über diesen Gegenstand alles zu sagen ist.

Geheimerat Wolf von Halle war auf 14 Tage bei mir. Die Gegenwart dieses so höchst tüchtigen Mannes hat mich in jedem Sinne gestärkt. Jacobi erwarte ich alle Tage. Warum kann ich nicht hoffen, Sie auch noch dieses Jahr zu sehen?

Leben Sie wohl und sagen mir bald wieder etwas, daß nicht so

lange Pausen entstehen. Man pausiert sich sonst einmal unversehens ins ewige Leben hinein.

Weimar, den 19. Junius 1805. G.

63. An Goethe Berlin, 2. Julius 1805.

Ihren lieben Brief vom 19. Junius erhalte ich soeben und danke herzlichst für den göttlichen Spaniol, der allerdings echt und vielleicht noch feiner als der erste ist.

Für das Exemplar des „Wilhelm Meister" hat die verwittwete Madame Unger schlechterdings kein Geld von mir nehmen wollen, obgleich ich nicht gesagt habe, daß es für Sie sein solle, und also habe ich Ihnen auch keinen Geldbetrag angeben können; wir beide sind darüber im voraus auf dem reinen, und wenn ich wüßte, wie ich Ihnen mein ganzes Herz und Sein einpacken und übersenden sollte, so — doch das ist immer bei Ihnen, denn Gott weiß, daß ich jede Stunde an Sie denke und mich mit Ihnen unterhalte.

Meine Frau geht Mitte dieses Monats nach Pyrmont und kann etwa 6 Wochen ausbleiben. Lassen Sie mich doch wissen, wannehe Sie nach Lauchstädt gehn und wie lange Sie dort zu bleiben gedenken.

Auf Ihr Schema bin ich vollkommen vorbereitet und erwarte es. Sobald ich Ihre Gedanken weiß, sollen Sie von Posttag zu Posttag Nachricht haben. Ich werde mich von allen Nebenarbeiten rein zu halten suchen, um mit Eifer und Muße zu leisten, was ich kann. Ich eile, denn der Brief muß auf die Post. Ewig Ihr

Zelter.

Über den „Winckelmann" künftig.

64. An Goethe Berlin, 2. Julius 1805.

Jawohl! Man pausiert sich ins ewige Leben hinein. Und so fange ich einen neuen Brief sogleich an, indem mein letzter Brief vom heutigen Dato erst seit 4 Stunden auf der Post ist. Die letzten Worte Ihres lieben Briefes haben so ernsthafte Betrachtungen in mir er-

weckt, daß ich weinen möchte, wie sie eben auf mich Eindruck machen. Es kann vielleicht eben dahin kommen, daß ich meine unendlich geliebte Singakademie, die Frucht eines unablässigen Fleißes von sechszehn sauern Jahren, aufgebe und aufhebe, mitten in ihrer schönsten Blüte und in einer Aussicht von Hoffnungen für Kunst und wahren Gehalt, die ich immer redlich in mir verschlossen habe, um nur immer mit Tat und getaner Arbeit erscheinen zu können.

Noch kann ich nichts, mag ich nichts weiteres hierüber sagen, indem mir diese Äußerung im größten Unmute da her aufs Papier gefahren ist, worüber ich mich nun ärgere. Allein auf den ersten Hieb sollen sie mich nicht klein hauen, ich will sie ruhig erwarten und mich wehren, wie ich kann.

Die Winckelmannischen Briefe haben mir einen Genuß gegeben, den ich Ihnen tausendmal danke. Ihren Anteil an diesem köstlichen Werke segne Ihnen der Gott des Lichts, der in seiner hohen Unverdrossenheit diese dumme Welt erleuchtet, die man zugleich lieben und verachten muß, um bei Ehren zu bleiben. Die intime Kennerschaft des Höchsten, Wahren, verbunden mit Ihrer absolut trugfosen historischen und praktischen Kenntnis des gesamten Kunstwesens, hat noch niemals so brüderlich nebeneinander gestanden. Wie würde sich der edle Winckelmann freuen, wenn er sähe, welch einen königlich prächtigen Grundriß Sie hier niedergelegt haben, die Geschichte der Kunst eines ganzen Jahrhunderts zu sichern, worin das Fundament jeder Säule so aus einem Stücke gelegt ist, daß nur ein solcher Arm es von seiner Stelle rücken könnte, der zugleich fähig wäre, ein ganz neues Gebäude auf seine Art zu konstruieren. Aber wer, mein göttlicher Freund, wird es verstehn, was Sie hier dem Charakter des Antiken, Heidnischen, der Freundschaft, Schönheit und so weiter so tief und kräftig untergelegt haben? Soll ich stolz sagen: Keiner! indem ich es ahnde? Man sieht hier so recht, wenn man will, den Unterschied zwischen einem wahren Menschen und einem, der aussieht wie ein Mensch, und andererseits: wie die Leute recht haben, von Hause aus an allem zu verzweifeln, wohin ihnen kein Trieb geworden, und unterweilen mit dem vorliebzu-

nehmen, was vor ihnen liegt, und am Ende den Triumph davonzutragen, sie hätten das Rechte gefaßt.

Ich denke jetzt auf nichts, als wie ich nach Italien kommen soll, um wenigstens zwei Jahre dort zu sein; denn ein Jahr würde draufgehn, zu verschnaufen, den gewohnten Menschen abzulegen und mich an die neue Luft zu gewöhnen. Meine Zwecke würde ich an Ort und Stelle erst signalisieren können, indem solche verschieden sind von andern mir bekannten Zwecken. Ich fühle es im Innersten, ja ich sehe es ein, daß ich hier nichts leisten kann, wo in allem Überfluß und Mangel zugleich ist, in dessen Anschaun mein Wesen verdorrt. Wenn ein Fremder aus diesem Lande in meine Nähe kommt, denke ich immer: das wird ein Bote sein, der dich ruft. Dann schmiege ich mich an ihn, bewirte ihn wie einen Gesandten der Götter und horche seinen Worten, und dann kommt es heraus, daß die Wege schlecht, die Armut groß und das Essen teuer ist, und so weiter.

Jacobi wird jetzt bei Ihnen sein, den ich deswegen beneide. Lassen Sie sich doch ja nicht abhalten, Ihr Schema zu verfolgen, damit ich etwas zu tun bekomme; ich denke die Zeit, da meine Frau in Pyrmont sein wird, recht einsam zuzubringen.

Wollten Sie mir gelegentlich wohl Auskunft geben: was unter dem heroischen Stil in der Landschaftmalerei verstanden wird? Ich dachte es durch Nachdenken zu finden, kann aber auf nichts Rechtes kommen.

Über die lieben Frankfurter habe ich herzlich gelacht, indem es deren auch hier in Berlin eine ziemliche Anzahl gibt. Wenn solche Leute einmal in den Schuß kommen, etwas der Würde eines großen Gegenstandes Gemäßes zu tun, so vergessen sie darüber ihre eigne Würde und es kommt ordinär etwas so Dummes heraus, daß sie am Ende selber über sich lachen müssen. Ich habe darüber seit manchen Jahren hier Erfahrungen gemacht, die keiner besser als Rameaus Neffe würde der Geschichte einverleiben können. Dieser Mensch hat mich durch seine allgemeine Einsicht in alles Weltwesen bis zum Erstaunen entzückt; ich kann ihn mir denken, wie er leibt und lebt.

65. An Zelter

Ich wollte, Sie hätten Luft und Mut, wenn Sie Gegenwärtiges erhalten, ſich aufzumachen und nach Lauchſtädt zu kommen. Sie finden mich allein und frei von allen Verhältniſſen. Ein hübſches Zimmer iſt zu Ihrer Aufnahme bereit. An allem Übrigen zur Leibesnotdurft ſoll es nicht fehlen. Mit Hin- und Widerſchreiben iſt nichts getan. Ich bleibe wohl noch drei Wochen, doch müßten Sie bald kommen, daß auch etwas geſchehen könnte. Nichts mehr! Die Antwort hoffentlich aus Ihrem Munde. Lauchſtädt, den 22. Juli 1805. G.

Ich gedenke in dieſer Zeit die Schilleriſche „Glocke“ dramatiſch aufzuführen, was könnte das nicht durch Ihre Beihülfe werden! Kommen Sie ja!

66. An Goethe Dienstag, 30. Juli 1805. Berlin.

Meine Sehnſucht nach Ihnen und Ihre letzte Einladung nach Lauchſtädt zuſammen bringen mich beinahe zur Verzweifelung. Ich habe ſoviel Arbeit und Brotweſen auf dem Halſe, daß ich nicht von der Stelle kann und auf meinem Acker bleiben muß. Außerdem wird heut über acht Tage der Geburtstag unſeres Königes auf der Singakademie gefeiert, wozu ich allerlei Anſtalten bereitet habe, mit denen ich auch noch nicht zu Rande bin.

Es gab eine Zeit, und ſie iſt noch nicht lange vorüber, in der mir die Meinung natürlich geworden war: das Höchſte, was ein Menſch, der mit ſich ſelbſt einverſtanden iſt, machen könne, ſei Ihr „Taſſo“, mein „Taſſo“. Dieſe Meinung habe ich zwar nicht abgelegt, doch wie ich die „Natürliche Tochter“ wieder und wieder leſe und nach und nach in das freie Naturell dieſer Perſonen eingehe, wie ſie ſich meinem Gemüte offenbaren und befeſtigen, tritt ein Bild des menſchlichen Weſens vor meine Sinne, das mich die Welt unter jedem Sonnenpunkt kennen lehrt. Ja wahrhaftig! man hat an dem zehntauſendſten Teil der Kunſt genug, wer ſie ganz verſteht, und

ich beschwöre Sie im Namen alles Heiligen und Ewigen: lassen Sie von diesem Werke nicht ab! Es wird immer eine Zeit geben, wie es immer eine gegeben hat, doch diese Zeit wird nicht wiederkommen; sie wird eine neue gebären, doch die neue wird nicht die vorige sein. Ich bin mit Ihrem Werke, wie es da ist, vollkommen befriedigt; ich würde es sein, wenn nur Ein Akt davon vorhanden wäre. Meine Begierde nach der Folge ist ganz unendlich und hat allen dermaligen theatralischen Zwecken so den Abschied gegeben, daß ich auf dem Theater, das, wenn Gott wollte, gar nicht sein müßte, nichts lieber sehe, als was die Leute eben treiben und worin sie sich gefallen. – Abends. Mein Brief muß auf die Post, leben Sie wohl!

Ewig Ihr

Zelter.

67. An Zelter Lauchstädt, den 4. August 1805.

Bis zum heutigen Tage habe ich mir, wiewohl nur mit einer schwachen Hoffnung, geschmeichelt, Sie hier zu sehen. Es gehört zu den traurigsten Bedingungen, unter denen wir leiden, uns nicht allein durch den Tod, sondern auch durch das Leben von denen getrennt zu sehen, die wir am meisten schätzen und lieben und deren Mitwirkung uns am besten fördern könnte.

Damit dieser Brief gleich fortkomme, gehe ich von so traurigen Betrachtungen gleich zu einer Bitte über. Ich stelle die „Glocke" Schillers dramatisch vor und ersuche Sie dazu um Ihren Beistand. Lesen Sie das Gedicht durch und schicken Sie mir eine passende Symphonie dazu von irgend einem Meister. Dann wünschte ich in der Mitte des fünften Verses, den der Meister spricht, nach den Worten: „Betet einen frommen Spruch!" einen kurzen Chorgesang, zu dem die Worte:

„In allem, was wir unternehmen,
Sei deine Gnade, Herr, uns nah!"

zum Texte dienen könnten. Darauf würden die folgenden vier Zeilen bis: „Schießt's mit feuerbraunen Wogen" wieder gesprochen,

darauf aber das Chor wiederholt oder, wenn Sie wollen, musikalisch weiter ausgeführt.

Zum Schlußchor wünschte ich die Worte:

„Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango."

in einer Fuge zu hören, die, insofern es möglich wäre, das Glockengeläute nachahmte und sich der Gelegenheit gemäß in: „Mortuos plango" verlöre.

Wenn Ihnen hierzu ein glücklicher Gedanke kommt, so tun Sie mir wohl die Liebe und arbeiten ihn aus und schicken mir die Partituren gerade nach Weimar, wo ich bald eintreffen werde.

Wäre es möglich, daß diese Ihre Gabe zum 19. oder 20. bei mir sein könnte, so käme sie sehr gelegen: denn ich wollte in Weimar mit dieser Vorstellung anfangen.

Sodann hoffe ich das andre Gedicht, wenigstens ein Schema, zu senden, das alsdann zum 10. November, zur Feier des Geburtstags unseres Freundes, könnte gegeben werden. Mehreres nächstens.

G.

68. An Zelter

Ich bin wieder in Lauchstädt angekommen und diktiere das in den Zimmern, wo Sie [mich] durch Ihre Gegenwart so glücklich machten.

Mit Geheimerat Wolf bin ich indessen nach Magdeburg und von da nach Helmstädt gegangen, wo ich manches höchst Interessante an Menschen und Dingen gefunden. Hernach gingen wir über Halberstadt, am Harze her, und über Aschersleben wieder nach Halle.

Hier bin ich nun wieder ganz allein, nachdem ich meinen August, der mich bisher begleitet, nach Weimar gesandt habe, und rekapituliere, was mir in den letzten 8 Wochen Gutes widerfahren ist, und suche das unter uns Verabredete nach und nach hervorzulocken.

Zu diesem Zwecke dienet wohl ein altes Werk, das mir fast zufällig in die Hände gekommen ist. Sie erhalten hierbei die Übersetzung einer Übersetzung. Sobald ich sie nach dem Original re-

vidieren kann, werden die Worte freilich ganz anders klingen, aber Sie werden vielleicht nicht mehr dabei denken als jetzt bei diesen noch hie und da stockenden Äußerungen.

Schreiben und schicken Sie bald nach Weimar! Ehe ich aus diesen Gegenden gehe, erhalten Sie noch einiges. Besonders diktiere ich eben etwas über die angestrichne Stelle des alten Mystikers. Tausend Lebewohl und Dank für Ihren Besuch, der mir wieder Lust zu leben gegeben und vermehrt hat.

Lauchstädt, den 1. September 1805. G.

Da wir überzeugt sind, daß derjenige, der die begreifliche (intellektuelle) Welt beschaut und des wahrhaften Begreifens (Intellekts) Schönheit gewahr wird, auch wohl ihren Vater, der über allen Sinn erhaben ist, bemerken könne, so versuchen wir denn nach Kräften einzusehen und für uns selbst auszudrücken (insofern sich dergleichen deutlich machen läßt), auf welche Weise wir die Schönheit des Geistes und der Welt anzuschauen vermögen.

Nehmet an daher, zwei steinerne Massen seien nebeneinander gestellt, deren eine roh und ohne künstliche Bearbeitung geblieben, die andere aber durch die Kunst zur Statue, einer menschlichen oder göttlichen, ausgebildet worden. Wäre es eine göttliche, so möchte sie eine Grazie oder Muse vorstellen; wäre es eine menschliche, so dürfte es nicht ein besonderer Mensch sein, vielmehr irgendeiner, den die Kunst aus allem Schönen versammelte.

Euch wird aber der Stein, der durch die Kunst zur schönen Gestalt gebracht worden, alsobald schön erscheinen; doch nicht, weil er Stein ist (denn sonst würde die andere Masse gleichfalls für schön gelten), sondern daher, daß er eine Gestalt hat, welche die Kunst ihm erteilte.

Die Materie aber hatte eine solche Gestalt nicht, sondern diese war in dem Ersinnenden früher, als sie zum Stein gelangte. Sie war jedoch in dem Künstler nicht, weil er Augen und Hände hatte, sondern weil er mit Kunst begabt war.

Also war in der Kunst noch eine weit größere Schönheit. Denn

nicht die Gestalt, die in der Kunst ruhet, gelangt in den Stein, sondern dorten bleibt sie, und es gehet indessen eine andere geringere hervor, die nicht rein in sich selbst verharrt, noch auch wie sie der Künstler wünschte, sondern insofern der Stoff der Kunst gehorchte.

Wenn aber die Kunst dasjenige, was sie ist und besitzt, auch hervorbringt und das Schöne nach der Vernunft hervorbringt, nach welcher sie immer handelt, so ist fürwahr diejenige, die mehr und wahrer eine größere und trefflichere Schönheit der Kunst besitzt, vollkommener als alles, was nach außen hervortritt.

Denn indem die Form, in die Materie hervorschreitend, schon ausgedehnt wird, so wird sie schwächer als jene, welche im Einen verharrt. Denn was in sich eine Entfernung erduldet, tritt von sich selbst weg: Stärke von Stärke, Wärme von Wärme, Kraft von Kraft, so auch Schönheit von Schönheit. Daher muß das Wirkende trefflicher sein als das Gewirkte. Denn nicht die Unmusik macht den Musiker, sondern die Musik, und die übersinnlichere Musik bringt die Musik in sinnlichem Ton hervor.

Wollte aber jemand die Künste verachten, weil sie die Natur nachahmen, so läßt sich darauf antworten, daß die Naturen auch manches andere nachahmen; daß ferner die Künste nicht das geradezu nachahmen, was man mit Augen siehet, sondern auf jenes Vernünftige zurückgehen, aus welchem die Natur bestehet und wornach sie handelt.

Ferner bringen auch die Künste vieles aus sich selbst hervor und fügen anderseits manches hinzu, was der Vollkommenheit abgehet, indem sie die Schönheit in sich selbst haben. So konnte Phidias den Gott bilden, ob er gleich nichts sinnlich Erblickliches nachahmte, sondern sich einen solchen in den Sinn faßte, wie Zeus selbst erscheinen würde, wenn er unsern Augen begegnen möchte.

69. An Goethe Berlin, 25. August 1805.

Sie haben, mein göttlicher Freund, in Ihrem Briefe vom 4. dieses, der unter meiner Anwesenheit in Lauchstädt hier angelangt ist, die Musik zur „Glocke" zum 19. oder 20. dieses zu erhalten

gewünscht. Heute ist nun schon der 25., und soeben bin ich erst mit der Sinfonie fertig worden. Allein ich bin auch am 13. erst wieder hieher zurückgekommen, und acht Tage habe ich gebraucht, mein Individuum und meine weitläuftigen Geschäfte, welche ganz aus den Schienen gewichen waren, wieder in ihre alte Assiette zu setzen.

Ich fahre nun fort, alle Tage etwas zu machen, und so wird die Sache mit der Zeit fertig sein, doch wennehe weiß ich wirklich nicht zu sagen, indem die Arbeit sehr langsam geht, wenn man nicht im Zuge bleiben kann und durch alles Äußere gestört wird.

Wie geht es denn nun mit Ihrem Befinden und wie ist Ihnen die Reise bekommen? Wie haben Sie den Beireis gefunden, der ein eigner Mann sein soll? Was mich betrifft und meine Exkursion zu Ihnen: ich habe neue Lebensluft getrunken. Die Fatigue hat mich gestärkt, Ihre Nähe hat mich erwärmt, aufgeklärt, erhoben, befreit, und mir ist zu Mute, wie einem sein muß, den irgendein Bad oder Klima von einer schleichenden Krankheit befreit hat.

5. September. Gestern kam Ihr lieber schöner Brief vom 1. dieses hier an, den ich nun schon unzählige Male gelesen habe. Ihre neue Bekanntschaft mit dem alten Freunde, der so tief in die Kunst unterzutauchen vermag, ist sehr merkwürdig. Wo haben Sie diesen klaren Mystiker aufgefunden? und welche Bewandtnis hat es mit Ihrer Übersetzung einer Übersetzung? Ist das Original lateinisch oder griechisch? Ist es ein Mönch? ein Künstler? ein Philosoph? – Er gehört in jedem Falle zu den Unsern, und ich bin begierig auf seine nähere Bekanntschaft. Dieses kleine Fragment enthält den ganzen Grund aller Kunst und Künste und ist bestimmt genug ausgesprochen. Die Übereinandersetzung der Begriffe von Kunst, Künstler und Kunstwerk, woraus der Zusammenhang von oben nach unten einleuchtet: daß die Kunst über dem Künstler, der Künstler über dem Werke und das Werk über der Materie stehe, enthält den Grund aller sinnlichen und übersinnlichen Erscheinung und den einigen sichern Beweis des Zusammenhangs des Unendlichen mit der Materie. Hier ist kein toter Raum, um den herum

sich Philosophen und Empiristen abjagen können, und wer hätte denken sollen, daß endlich der beste Beweis vom Dasein Gottes und der Unsterblichkeit aus der Kunst hervorgehe, die Kant in Künste zerstückeln und Linnéisch klassifizieren wollen, weil ihm dieses Kriterium abgeht? Man sieht hier deutlich: was der Mensch und seine Bildung ist ohne die Kunst. Ohne diese kann sein dürstender Geist ewig in dem Unendlichen umherschweifen und nichts finden, weil er nicht suchen, nicht sehen gelernt hat. — So fällt auch der Vorwurf, daß die Künste die Natur bloß nachahmen, von selbst in seine Nichtigkeit zurück, indem diese Nachahmung nichts weiter sein kann und darf als ein Anknüpfen des Göttlichen an die Materie, wo eben der tote Raum lag und nun die Kunst, die natürliche Vereinigung des Geistes und Sinnes mit der Materie, als Werk einer und eben derselben Schöpfung und als Schöpfungskraft erscheint.

Um nicht noch mystischer zu werden wie unser alte Freund, will ich nur aufhören; lassen Sie mich ja mehr von unserm Manne wissen.

7. September. Gestern ward Ihr „Götz" zum zweiten Male hier aufgeführt. Ich habe ihn beide Male gesehn und hoffe ihn morgen wieder zu sehn. Die gestrige Darstellung hat mich erfreut und befriedigt. Die Rollen des Götz, Weislingen, Georg, Lerse, Franz, Sickingen, der Adelheid und Elisabeth sind nach unserer Art bestens besetzt und greifen auch leidlich ineinander. Mattausch hat sich dem Götz sehr gut zugetan, und Madame Bethmann spielt die Adelheid reizend, hoch und zuletzt wirklich tragisch. Künftig mehr davon, indem ich jetzt so voll davon bin, nichts darüber sagen zu können.

8. September.

Das Gemisch einer so großen Menge von Charaktern, an Personen und Dingen, die aus einer realen Zeit in eine künstliche, ideale übertragen sind und sich, jedes nach seiner Art, wie von selbst gewachsen, durcheinander bewegen, ist sehr erfreulich. Man erkennt leicht und gern ihr Zeitalter, und ihre Sitten gefallen, selbst in der Rauheit. Das Tragische ist nicht lastbar, vielmehr

leicht hinschreitend und gleichsam elektrisch wirkend. Wie das Gemeine und Hohe kontrapunktisch durcheinander fährt, sich überall anknüpft und wieder ablöst, so betrübt man sich und erfreut sich an nichts länger, als man soll. Die Kunst bleibt oben, das Kunstwerk in der Mitte und das Publikum, das sich gern in alles hineinlegen und darinne wälzen mag, an seinem Orte. So mag ich es denn gerne haben und bin in diesem Sinne mit der neuen Bearbeitung des Stücks zufrieden.

Daß hier bei uns Maria im letzten Akte zwischen den Kulissen (ungesehn) schläft, ist ohne Verstand und Bedeutung. Das nächtliche Gespenst trägt drohend einen Dolch in der Hand, wodurch eine Vermischung dieses Wesens mit der Vehm entsteht und die sinnliche Erscheinung an ihrer intensiven Bedeutung verliert. Dieses Gespenst ist etwas Sichtbar-Unsichtbares, das Gegenbild eines Innbildes, einer schwerbewußten innern Schuld, das einen Sinn mehr in Anspruch nehmen soll. Winkend müßte es weit furchtbarer sein als drohend, daher darf es nicht bewaffnet sein. Diese Szene ist ein Meisterstück tragischer Kunst. Nach bisherigen Vorstellungen ward die Bosheit von der Rache verfolgt und oft spät eingeholt. Hier ist es anders: die rächende Zeit selbst ist bewaffnet mit Minuten und Pulsschlägen. Das Auge sieht sie gleichsam persönlich anhertreten. Das Verbrechen schreitet hin, die Rache daher, sie gehn einander vorbei, werden sich nicht gewahr, das Schreckliche ist unwiderruflich, es ist da, seine Gegenwart ist entsetzlich, seine endliche Entfernung verkündigt grausend die Gewißheit des Verbrechens und der Strafe. Es ist kein erscheinender Geist, es ist ein wirkliches nächtliches Gespenst, ein Bote des Abgrunds, der in den Abgrund winkt und führt.

Es fehlt mir wenig an der bestimmten Meinung, daß diese neue Zutat zum Stücke vollkommen hinreichend sei, alle poetische Gerechtigkeit an Adelheiden zu vertreten und von nun an das heimliche Gericht mit seinem Apparat entbehrlich zu machen, das ganz zuletzt an diese Greueltat unangenehm erinnert. So würde zwar dem neuen Stücke ein Bild aus der Reihe der Eigenheiten des Mittel-

alters fehlen, allein da dieses heimliche Gericht in der alten Ausgabe des Stücks aufbewahrt bleibt, so wäre es nicht verloren. Lassen Sie mich doch mit ein paar Worten wissen, ob ich Ihre Meinung getroffen habe.

70. An Zelter Jena, den 12. Oktober 1805.

Seit dem Empfang Ihres lieben Briefs ist es sehr bunt um mich her zugegangen, und ich benutze eine ruhige Stunde in Jena, Ihnen einige Nachricht von mir zu geben.

Vor allen Dingen ersuche ich Sie um eine gefällige Anzeige, wie weit Sie mit der Musik zur „Glocke" gekommen. Ich mochte sie auf die alte Weise nicht geben, weil man durch eine erste Aufführung ein Stück für immer konstituiert und das Publikum nachher auch selbst das Bessere nicht aufnehmen mag. Indessen ist freilich die Zeit vergangen, und der Prolog erscheint wahrscheinlich eher gedruckt, als ich ihn bei uns rezitieren lasse. Indessen hat auch das soviel nicht zu sagen, wenn es nur nicht gar zu spät wird. Sagen Sie mir daher doch bald, was ich zu hoffen habe.

Ich habe mich so leidlich wohl befunden und manches mehr vorbereitet als getan. Ich habe mich mit gewissen Gegenständen der Naturlehre beschäftiget und will suchen, meine Farbenschrift gegen das Frühjahr vom Stapel laufen zu lassen. Von dem wunderbaren Mystiker hätte ich Ihnen gern noch einige Stellen übersetzt, ehe ich sage, wer es ist, aber ich konnte auch leider nicht daran kommen.

Von der Aufführung meines „Götz" habe ich weiter nichts gehört, als was Sie mir schreiben. Die Blätter, die von solchen Dingen allenfalls klatschen, kommen mir nicht zu Gesicht. Sagen Sie mir doch noch etwas darüber und schicken mir einen Zettel.

Unsre Erbprinzessin ist wohl; der junge Prinz auch. Das hieraus entspringende Vergnügen ward durch den Tod des Herzogs von Oels unterbrochen, der kurz nach der Taufe starb.

Ich bin herüber nach Jena gegangen, um noch vor Winters einiges anzuordnen und abzuschließen, im Glauben, daß so eine An-

stalt, die unsterblich ist, auch wieder eine gute und glückliche Epoche hoffen darf.

Sonst wüßte ich im Augenblicke nichts zu sagen, das interessieren könnte, und schließe mit den besten Wünschen für Ihr Wohl.

G.

71. An Goethe

Durch Mademoiselle Jagemann und Mademoiselle Hufeland erhalten Sie die Suite der Komödienzettel und ein Gläsel Mixpikkel, der Ihrem Magen wohltun soll.

Mademoiselle Jagemann hat hier so viel Glück gemacht, daß der Neid des ganzen Theaters rege geworden ist, und wir denken sie zu behalten, ob sie gleich zurück nach Weimar geht.

Gestern habe ich einen Brief erhalten vom seligen Schiller über Holland vom 16. Januar vorigen Jahres, den er einem Herrn Wengk aus Gotha zur Empfehlung an mich zugestellt. Er schreibt darin: er ergreife diese Gelegenheit, ein Lebenszeichen von sich zu geben. — Das hat einen eigenen Eindruck auf mich gemacht; es hat mich nie etwas auf so angenehme Art traurig gemacht, und ich habe den Brief viele Male mit unendlichem Vergnügen gelesen.

Über die jetzigen Kriegsangelegenheiten ist hier alles in Verwirrung, was die Kunst betrifft, denn unser Kunstminister ist zugleich Kriegsminister. Die Folge muß lehren, was aus diesem schwebenden Zustande hervorgehn soll, der für mich sehr ängstlich und unangenehm ist. Ewig

Ihr

Berlin, den 15. Oktober 1805. Z.

72. An Goethe

Durch Ihren lieben Brief vom 12. dieses haben Sie mich aus meinem Sündenschlafe erweckt; ich bin schwach genug gewesen, die kostbare Zeit, welche mir meine tägliche Lauferei übriggelassen, zu verschwenden und aus niederträchtiger Gefälligkeit Rezensionen zu machen, von denen ich mich ganz losgearbeitet haben wollte,

und man hat mir auch so viel aufgeschultert, daß ich noch nicht damit fertig bin. Unterdessen habe ich doch die Musik zur „Glocke" bis zum letzten Stücke fertig, aber ich werde einige ruhige Tage brauchen, ehe ich wieder en train damit komme, welches letztere mir mein Verhältnis sehr erschwert. Heute ist nun schon der 26. Oktober, und es kommt darauf an, ob sich die Sache wohl in die letzten Tage des Novembers wird verschieben lassen, denn die künftige Woche will ich in allen Fällen wieder darangehen und hineinzukommen suchen; von meinen Progressen sollen Sie dann sogleich unterrichtet werden.

Kommen Sie doch nach Berlin. Der Russische Kaiser ist seit gestern hier, Ihr Herzog ist hier, ich bin hier: dimmi, che vuoi di più!

Unterdessen sende ich eine Portion märkischer Rüben, welches die besten sein müssen, die zu finden sind, indem sie aus Tellus' eignen Händen in die Ihrige übergehn. An Mademoiselle Jagemann habe ich eine kleine Gabe für Sie und ein großes Pack Komödienzettel abgehändigt, die aber, wie ich höre, noch in Berlin ist; seit der Zeit ist der „Götz von Berlichingen" nicht gespielt, und ich habe also diesmal keinen Zettel senden können.

Berlin, 26. Oktober 1805. 3.

73. An Zelter

Den Dank für die gute Versorgung des Leibes will ich Ihnen nicht länger vorenthalten, sowohl die märkischen als englischen Produkte sind glücklich angekommen. Die Rübchen erschienen um so willkommener, als es dies Jahr am Rhein und Main keine Kastanien gibt. Sie werden daher bei uns nicht als ganzes Gericht genossen, sondern zum Kohl serviert, da sie denn vortreffliche Wirkung tun. Das Piccalillo wirkt auf meinen Magen besser als jede Arznei, und ich werde mir, wenn es zu Ende geht, eine neue Portion gegen dankbaren Ersatz der Auslage erbitten.

Am 9. November, als am Tage, an welchem wir Schillers auch auf unserm Theater gedenken wollten, nahmen des Russischen Kaisers Majestät bei uns mit „Wallensteins Lager" vorlieb. Sobald Sie uns Ihre Arbeit freundlich zusenden, soll das Versäumte nachgeholt werden.

Wie geht es Ihnen mit Ihren musikalischen Lehrstunden? Ich habe auch wöchentlich einen Morgen eingerichtet, an dem ich einer kleinen Sozietät meine Erfahrungen und Überzeugungen, natürliche Gegenstände betreffend, vortrage. Ich werde bei dieser Gelegenheit erst selbst gewahr, was ich besitze und nicht besitze.

Demoiselle Jagemann ist endlich auch wieder angekommen. Die Komödienzettel waren früher eingetroffen, und auch die haben mir, als ein Zeichen Ihres Andenkens, Freude gemacht.

Lassen Sie mir bald wieder von sich hören. Von dem, was ich sonst im stillen tue und treibe, sollen Ihnen die Resultate auch zunächst einige Freude machen.

Soviel für heute, das ich mit den besten Wünschen fortsende.

Weimar, den 18. November 1805. G.

74. An Goethe Berlin, 14. Dezember 1805.

Sie erhalten anbei eine Kiste mit kleinen Spezialien in natura, welche ein Produkt meines Geburtstages sind, den mir die sämtlichen Mitglieder und Freunde der Singakademie, 250 an Zahl, vorigen Mittwoch sehr liebvoll bereitet hatten.

Meine schöne Königin hat mich dabei mit einer vortrefflich gearbeiteten porzellanen Tasse eigenhändig beschenkt und meiner Frau einen goldenen Halsschmuck umgehängt.

Meine Baugeschäfte schieben sich in den Winter hinein, und seit beinahe drei Monaten befinde ich mich so wenig wohl, daß eine beständige fieberhafte Anspannung mich zu Geistesgeschäften unfähig erhalten hat; deswegen ist die Musik zur „Glocke" bis daher nicht fertig geworden, ohne daß ich sagen kann, daß ich mich besser

fühle, indem mir alles unendlich sauer wird, weil eine unselige Schlaffigkeit meiner Gebeine über jede Bewegung müde macht.

Deshalb aber bleibt mein Anteil an dieser Arbeit nicht liegen, und sobald ich nur wieder daranbin, soll es hintereinander fertig sein.

Ewig

Ihr

Zelter.

1806

75. An Zelter Weimar, den 5. Januar 1806.

Es gehört mit zu dem verkehrten Weltwesen, daß Sie, da ich Ihren Geburtstag feiern sollte, mir Ihren Geburtstag feiern durch Übersendung köstlicher Naschwaren. Ihnen wird aber auch dafür an unsrem Tische schon lange täglich gedankt. Wären wir nur nicht durch einen so großen Raum getrennt, daß wir hoffen könnten, Sie manchmal unter uns zu sehen!

Die guten Wirkungen Ihres Lauchstädter Besuchs haben lange angehalten, und es kann Ihnen davon binnen den ersten sechs Monaten manches zu Gesicht kommen, das ich Ihnen zum voraus empfehle. Leider vermutete ich gleich, als ich so lange nichts von Ihnen vernahm und das Zugesagte außenblieb, daß Sie sich diesen Winter nicht wohl befinden müßten; denn ich weiß, daß Sie mir, selbst mit Ihrer Unbequemlichkeit, gern etwas zuliebe tun. Lassen Sie aber doch deshalb das gute Werk nicht liegen und erfreuen mich später damit.

Sie haben doch das „Wunderhorn" im Hause und lassen sich dadurch wohl manchmal aufregen? Teilen Sie mir ja die Melodien mit, die gewiß dadurch geweckt werden. Soviel für heute, daß nur ein Zeichen des Andenkens sei und das Schweigen unterbrochen werde.

G.

76. An Zelter Weimar, den 5. März 1806.

Schon lange habe ich, mein lieber und vortrefflicher Freund, nichts von Ihnen gehört und begreife recht gut, daß es Ihnen geht wie uns andern. Jeder hat so viel in seinem Kreise zu tun, daß er sich nach außen wenig umsehen kann. Indessen bin ich auf mancher-

lei Art fleißig und hoffe Ihnen mit dem, was ich tue und vorbereite, wo nicht bald, doch auch nicht allzu spät, einige Freude zu machen. Auch Sie sind gewiß zum Vergnügen und zur Erbauung mancher Menschen tätig, nur daß ich leider meinen Teil davon nicht so leicht nehmen kann.

Berlin und Sie zu besuchen, war ich diese Zeither manchmal angelockt, so manches aber hält mich wieder unbeweglich an der Stelle, und da seh' ich denn freilich nicht, wie es zu einem gesegneten Entschluß kommen könnte. Weil ich doch aber ein dringendes Bedürfnis fühle, nicht allein von Ihnen zu hören, sondern auch mir Ihre Zustände recht klar zu vergegenwärtigen und Ihnen die meinigen näherzubringen, so bin ich auf den Gedanken gekommen, Ihnen meinen Sohn zu schicken, daß er Sie von mir herzlich grüße und in früher Jugendzeit, wo die weltlichen Dinge noch einen lustigen Eindruck machen, das Bild einer so großen Stadt in sich aufnehme und auch zu meinem Genusse lebhaft zurückbringe.

Ob er nun gleich schon ein gesetzter und gefaßter Knabe ist, so möchte ich ihn doch nicht ganz allein und sich selbst überlassen in diesem städtischen Strudel denken. Die Frage wäre also, ob Sie ihm in Ihrer Nähe eine Wohnung verschaffen und zunächst für seine Bedürfnisse sorgen möchten. Ich sende Ihnen eine Assignation, damit er nicht gerade alles nötige Geld in der Tasche habe. Weiter sag' ich nichts: denn alles übrige bleibt den Umständen überlassen. Die Hauptfrage ist, ob Ihnen ein solcher Besuch nicht lästig sei. An meine übrigen Freunde in Berlin geb' ich ihm Briefe und Karten mit, und die Verhältnisse werden sich schon finden. Aber vor allen Dingen möcht' ich ihn an einem sicheren Platz etabliert wissen. Länger als vierzehn Tage oder drei Wochen dürfte der Aufenthalt nicht dauern. In der Karwoche könnte er anlangen. Tausend Grüße und Bitte um baldige Antwort.

G.

77. An Goethe Berlin, 12. Januar 1806.

Es ist sehr schlimm, wenn in dem zerstreuenden Weltgewirr der Kunstproduktion die Anregung von außen abgeht, ja es kommen Zeiten, wo man unter solchen Umständen sein Kapital vergißt, wenn kein Kreditor erscheint und mahnt. So ohngefähr ergeht es mir, indem ich überall in Schulden stecke und seit den Sommertagen wenig oder gar nicht an Komponieren gedacht habe.

Ich bin seit wenigen Tagen von einem sehr empfindlichen Halsschmerz befreit, in den sich mein länger als dreimonatliches Übelbefinden aufgelöset zu haben scheint. Ich fühle mich freier, und meine alte Munterkeit scheint wieder Platz nehmen zu wollen. Ihr Brief, den ich soeben erhalte, soll hoffentlich bestärken, was meine alte gute Natur wieder angesetzt hat, und so soll's noch diese Woche an unsere „Glocke" gehn, die, wenn ich nur in Zug kommen kann, bald tönen soll.

Unser Hof ist jetzt brillant durch die Anwesenheit Ihres Erbprinzen und der Großfürstin. Heute habe Herrn v. Wolzogen zum ersten Male in Professor Fichtens Sonntagskollegium gesprochen. Er sagte mir, der Erbprinz habe nach mir gefragt; indessen da er im königlichen Schlosse wohnt, habe ich nicht ungerufen zu ihm gehn wollen, weil dort des Ab- und Zugehens kein Ende ist. Künftigen Dienstag oder Dienstag über acht Tage denke ich ihn in der Singakademie zu bewirten, und da werde ich ihn wohl sprechen.

Meine Singakademie ist in vollem Flor und wartet auf Sie. Kommen Sie doch und kommen Sie bald, ehe mein Sommer vergeht und – und so setze ich diesen Brief heute den 11. März, also zwei Monate später fort, welches vielleicht auch heute noch nicht geschehen würde, wenn ich nicht Ihren geliebten Brief vom 5. dieses zu beantworten hätte. Für die Ankunft Ihres Sohnes ist schon alles besorgt. Wenn er nicht früher kommt als in der Karwoche, werde ich ihn in meinem Hause aufnehmen, und wie es auch bei mir sein mag, so ist er doch bei mir, wo ihm wohl werden kann. Käme er eher, so ist auch dafür schon gesorgt, und Sie können ihn in

jedem Falle mit Sicherheit herſenden. Meine Frau iſt eben auf dem Punkt zu gebären und erwartet jede Stunde ihre Niederkunft, wozu alles eine glückliche Folge verkündigt. Dann wünſchte ich, daß Ihr Sohn ſpäteſtens den grünen Donnerstag hier einträfe, um die Graun'ſche Paſſionsmuſik zu hören, die er doch vielleicht nirgend und nie wieder in ſolcher Vollkommenheit hören kann. Das Übrige wird ſich alles finden, wenn er hier iſt, und Sie ſollen darauf rechnen, daß Ihnen durch den Aufenthalt Ihres Sohnes hier zu Berlin keine Verbindlichkeit gegen jemand aufgeladen wird. In jedem Falle muß er ſogleich bei ſeiner Ankunft bei mir: in der Neuen Münzſtraße Nr. 1, abtreten, um nicht ohne Not umherzuirren.

Ich hatte mir einen köſtlichen Plan ausgedacht. Die Muſik zur „Glocke" iſt ſo weit fertig, um ſie einem beſtimmten Orcheſter gleichſam auf- und anzupaſſen. Zu dem Ende wollte ich auf einige Wochen nach Weimar kommen und das Letzte daſelbſt vollenden; alles dies hat der gelinde läppiſche Winter vereitelt, während deſſen ich faſt durchaus habe müſſen arbeiten laſſen, damit meine Leute nicht verhungern. Endlich geſtehe ich, daß ich um Ihres Erbprinzen und der Großfürſtin willen nicht von hier fortgehn wollte, indem ich hoffte, ſie würden einmal etwas Ordentliches von Muſik hören wollen, das nicht gedudelt und gefiedelt iſt. Herr v. Wolzogen iſt einmal in der Singakademie geweſen, das iſt ohngefähr ſo, als wenn einer zum erſten Male den geſtirnten Himmel ſieht: man wird nicht klug daraus, und klug will doch jeder gerne ſein. Geſtern abend bin ich mit einer tüchtigen Kirchenmuſik fertig worden, die auf das Andenken eines verdienten Predigers, der vor 5 Wochen geſtorben iſt, künftigen Sonntag aufgeführt werden ſoll. Wie ich höre, kömmt in Tübingen bei Cotta eine neue Ausgabe Ihrer Schriften heraus, und ſo bitte ich Sie um ein Exemplar auf dem beſten Papiere, von Ihrer Hand, ſintemal meine Edition durch den beſtändigen Hausgebrauch meiner ganzen Familie ſo unſcheinbar wird, daß ſie nicht mehr ſehr lange vorhalten wird. Ich leſe ſoeben wieder Ihren „Wilhelm Meiſter" und erfreue mich innig an dem tätigen Weltweſen darin, an der Verſchiedenheit und Beſtimmt-

heit der Charakter, an der Sorg- und Arglosigkeit, mit der Sie alles still, ich möchte sagen anmutig niedergelegt haben, daß es nicht mehr und weniger bedeuten kann, als es bedeutet, daß alles in die Höhe wachsen kann, ohne seine Grenzen zu verändern. Man wird ordentlich klüger davon, ohne den Wunsch, so zu sein wie dieser oder jener, ja man freut sich, so zu sein, wie man ist, um auch werden zu können, was man kann. Wäre es möglich, daß Ein Mensch zwei solche Bücher schreiben könnte, so möchte man wünschen, daß Sie nichts wie Romane geschrieben hätten, dann müßte man aber freilich Ihre andere Schriften nicht gelesen haben.

Nun mache ich einen Vorschlag: wenn Ihr Sohn hier ist, dann holen Sie ihn von Berlin ab. Ihnen kann ich freilich mein Haus nicht anbieten, aber überlegen Sie es, mir däucht, mein Vorschlag sei nicht übel.

Zelter.

78. An Goethe Berlin, 18. März 1806.

Anstatt etwas Freudiges, Angenehmes zu berichten, erhebe ich mich aus der tiefsten Trauer, um Ihnen zu sagen, daß ich vorgestern, unvermutet und gegen alle Vorbedeutung, meine liebenswürdige geliebte Frau, kurz vor der Entbindung, durch den Tod verloren habe. Das Kind ward nach dem Tode zur Welt gebracht und auch tot.

Was ich anfangen werde und wie ich's tragen werde, weiß ich noch nicht. Ich bin nun wieder allein und hoffe.

Wenn ich sage, daß in den zehn Jahren unserer Ehe nur Eine Meinung und Gesinnung über alles Äußere und Innere unter uns gewesen ist, daß keine Faser an ihr war, von der ich nicht geliebt wurde, so sage ich: sie verdiente, von Ihnen gekannt zu sein, denn dies gehörte zu ihren Wünschen.

Morgen früh wird sie bestattet. Ich bin allein und habe Platz die Fülle. Schicken Sie Ihren Sohn, sobald Sie können, er soll nirgend sein als bei mir. Meine Wohnung ist: Neue Münzstraße Nr. 1.

Zelter.

79. An Goethe Berlin, 19. März 1806.

Die gute Gelegenheit, welche mir Mademoiselle Amelung anbietet, möge dazu dienen, den Rest der Komödienzettel des vorigen Jahres zu senden; sie sind komplett und können gebunden werden.

Meine neue Einsamkeit und die Notwendigkeit, mich zu beschäftigen, nutze ich, Ihnen diese Zeilen zu schreiben, um nach und nach Gedanken zu sammeln, die sich durch meinen traurigen Fall zerstreut haben. Ich bin gesund und werde auch wieder zu Kräften kommen, wenn nur die nächsten harten Tage vorüber sind, in denen jeder neue Anblick mich meinem tiefen Schmerze übergibt, den ich liebe, als ob er heilsam wäre.

Ich lese vor dem Schlafengehn in diesen Tagen die „Bekenntnisse der schönen Seele" mit vielem Anteil; die schöne kontemplative Tendenz wirkt balsamisch, und man muß sich freuen, etwas Gutes, durch unbedachtsamen Gebrauch und Mißbrauch Verdorbenes ins Gebiet der Vernunft zurückgebracht zu sehn. Bei der ersten Ansicht des Buches hat mich dieses lange Kapitel erschreckt, und ich konnte mich nicht gleich hineinbringen, weil die Begierde gespannt war; nachdem ich es allein las, merkte ich wohl und jetzt begreife ich, daß es in der Reihe der aufgeführten Weltdinge und Charakter ganz wohl Platz hat und hingehört. Man muß kein Herrnhutischer Bruder werden wollen; wer es aber ist, muß es sein, wie ein Baum ein Baum und ein Stein ein Stein ist. Man sieht, wie nichts so leicht zu verschrauben und zu verpfropfen ist wie der vernünftige allweise Mensch, wenn die andern von ihm so gering geachteten Dinge bleiben, was sie sein und bedeuten sollen.

Den 20. März. Ein Königlicher Hofstaatssekretär Bußler, der sich anbei mit der Kunst beschäftigt und sonst ein Ehrenmann ist, hat mir den beikommenden Band Verzierungen aus dem Altertume schon vor einiger Zeit mit der Bitte zugestellt, Ihnen dieses Exemplar zu senden. Einige von den Blättern scheinen mir Aufmunterung zu verdienen. Ich habe diesem Manne allerlei Verbindlichkeiten, die besonders darinne bestehen, daß mir durch seinen Beistand die

Privatbibliothek des vorigen Königs in Potsdam, welche manche musikalische Schätze enthält, offenstand. Könnten Sie es demnach über sich gewinnen und sind die radierten Blätter nicht ganz wertlos, so geschieht mir etwas Angenehmes, wenn Sie ihm einige Worte darüber durch mich zukommen lassen, die er sehr hoch aufnehmen und mir dadurch noch gefälliger werden wird, da ich so oft in den Fall komme, ihm Freunde zu empfehlen, welche gern den königlichen Garten in Potsdam mit seinen Schätzen sehn.

In Lauchstädt sagten Sie mir: in der Ostermesse werde Ihre Farbenschrift erscheinen. Sie schienen nicht ungeneigt, dem Direktor unserer Kunstakademie, Herrn Hofmaler Frisch, ein Exemplar mit Ihrem Namen durch mich zukommen zu lassen. Ohne diesen wackern Mann wäre mir vielleicht voriges Jahr die Singakademie untergegangen, und ich wünschte etwas zu tun, das ihn, der sehr alt ist, erfreuen könnte. Da er sehr viel auf Sie hält, bin ich gewiß, ihm auf diese Art angenehm zu werden, und deswegen bin ich so frei, Sie daran zu erinnern. Z.

80. An Zelter

Da nicht jedermann wie Napoleon sagen kann, welchen Tag er kommen, sehen und siegen will, so ergebe ich mich darein, daß eine kleine Hindernis eintritt und mein August nicht in der Karwoche bei Ihnen sein kann. Haben Sie tausend Dank, daß Sie ihn aufnehmen und sich seiner annehmen wollen. Es ist ein bedeutender Schritt, den er in die Welt tut, und Sie verbinden mich aufs neue. Sollte Ihnen irgendeine häusliche Unbequemlichkeit aus seiner Gegenwart erwachsen, so haben Sie ja die Güte, ihn in der Nachbarschaft unterzubringen. Der Gedanke, daß ich kommen soll, ihn abzuholen, muß so übel nicht sein: denn ich hab' ihn auch gehabt. Doch wird wohl nichts daraus werden. Die Ärzte wollen mich einfür allemal nach Karlsbad haben, und ich muß wohl hingehen, obgleich ohne Vertrauen zu dergleichen Mitteln. Indessen habe ich noch eine Menge zu tun und vorzubereiten.

Heute nichts weiter, damit der Brief fortkomme, als das herzlichste Lebewohl und die besten Grüße.
Weimar, den 22. März 1806. G.

81. An Zelter

Kaum ist mein Brief abgegangen, der die verspätete Reise meines Augusts meldet, so kommt der Ihrige mit der unerwarteten traurigen Nachricht, die mich ganz außer Fassung bringt. Eben zu der Zeit, da ich mir Berlin mehr als je vergegenwärtige, da wir den Plan vor uns haben, die Neue Münzstraße aufsuchen, eben da ich hoffe, durch meinen Knaben Ihr Wesen, Ihre Umgebung mir nähergebracht zu sehen, wie er mir vorm Jahr das Bild meiner Mutter zurückbrachte, so erleben Sie den gewaltsamen Riß, den ich in jedem Sinne mitempfinde, ich mag mir nun Sie einsam, von einer großen Haushaltung und manchen schwierigen Geschäften umgeben denken, oder ich mag auf mich zurückkehren und mir in meiner eignen Lage ein so schreckliches Ereignis imaginieren. Leider ist das Hindernis, das meinen Abgesandten zurückhält, nicht zu beseitigen, sonst fertigte ich ihn gleich ab, weil die Gegenwart eines neuen freundlichen und liebenden Wesens Ihnen vielleicht heilsam würde und das daraus entspringende Gute die Unbequemlichkeit wohl überwöge, die er verursacht. Mir wäre es auch ein Trost, einen Repräsentanten meiner Neigung und herzlichen Teilnahme bei Ihnen zu wissen; doch auch das soll nicht sein, und gerade trifft das alles zusammen in eine Zeit, wo ich auch mancherlei zu heben und zu schleppen habe. Nicht weiter! Bitte um baldige Nachricht.
Weimar, den 26. März 1806. G.

82. An Goethe Berlin, 20. März 1806.

Ich habe mir Arbeit vorgenommen und kann nicht in Zug kommen, es will nicht gehen, überall nicht.

Ich bin wie ein gespaltener Baum. Die schöne Hälfte, die Sommerseite ist mir abgetrennt, und gegen diese wirkt nun alles an, was schmerzhaft ist.

Die Freunde wollen mich aus dem Hause haben, mich von mir selber entfernen; das will ich nicht. Ich kann nur durch mich selber wieder zum Ganzen meiner selbst kommen, und ich werde überwinden. Ich fühle meine Kraft und hoffe übrigzubehalten, doch will ich meinen Zustand lebendig fühlen.

Vor fünf Tagen ahnte ich noch kein Unglück; ich kann sagen, es freute mich, noch ein Kind und mein Dutzend wieder vollzuhaben. Mein jüngster Sohn war auf einem Karfreitag geboren, sie hatte ihn darum Raphael genannt; sie glaubte wieder einen Sohn zu tragen, dieser sollte Felix heißen, und nun kommt mir das!

Am Sonnabend, dem Tage vor ihrem Tode, war sie in die Kirche gegangen, die Probe meiner Musik zu hören. Ich sollte es nicht wissen, und wie freute ich mich, sie dort zu sehn. Sie sagte mir nachher so viel Angenehmes und Verständiges darüber, daß ich nun erst wußte, was ich gut gemacht habe. Sie habe zum ersten Male, sagte sie, ihren schweren Leib gefühlt, weshalb sie nicht mitsingen können.

O mein Freund, warum haben Sie diese wohltuende, mächtige, süße Stimme nicht gehört! Aus ihrem Gesange ging ein Gefühl der Gesundheit in das unbesorgte Ohr, wofür ich nur den einen Ausdruck kenne, den sie mit ins Grab genommen hat. Das reine Herz strömte wie eine frische stärkende Luft aus ihrem Munde, rührend, erleichternd. Wenn sie auf der Akademie im Chore sang, konnte ich ihre sanfte erquickende Stimme unter hundertundfunfzig erkennen, ohne daß sie sich angreifen durfte. Der Ton ging leicht und los heraus, wie sie nur den Mund öffnete. Vor zwei Jahren, da eben ihre Stimme durch Nervenschwäche angegriffen war, sang sie mit Madame Mara in einer hiesigen Kirche. Die Freunde der Mara stritten und glaubten überall, wo die göttliche Stimme tönte, ihren Liebling zu hören; einer von unsern Kennern hatte gesagt: „Da sieht man –“ und so weiter.

Sie wissen, mein edler Freund, wie ich über die Mara gesonnen bin, der an Vermögen, gründlicher Virtuosität und Geschmack nie eine deutsche Sängerin beigekommen ist; doch ihre Stimme hat

zwei gefährliche Registertöne, die sich wie ein böses Schicksal manchmal, selbst wenn sie aufgelegt zum Singen ist, zwischen ihren Willen und ihr Vollbringen stellen und selbst ihr großes Talent verlegen machen. Meiner Frauen Tonleiter war durch drittehalb Oktaven wie eine kostbare Reihe gleichgeschliffner Brillanten, ineinander spielend und zugleich abgesondert, woraus eine Kantilena hervorging, die nicht überraschte, doch immer mehr entzückte, je mehr man sie hörte.

Mittwoch nachmittag, den 26. Soeben erhalte ich Ihren Brief; soeben ist das Zimmer, worin Ihr August residieren soll, fertig worden. Sein Bett, sein Sekretär, Tische, Stühle stehen zu seinem Empfange bereit, er kann morgen kommen und wird willkommen sein. Daß mein Gedanke, Sie hier zu sehn, nicht übel war, wußte ich wohl, wenn ich nur nicht immer mehr erfahren müßte, daß das Beste, was ich denke und wünsche, am wenigsten geschieht, und so muß denn auch ich mich darein ergeben.

Es ist Sonnabend. Ich sage Lebewohl, der Brief muß zur Post. Z.

83. An Zelter

Die Abhaltung, warum August nicht kommen kann, dauert noch immer fort, und da es sich einmal so weit verzogen, so mag er eben so mehr warten, bis die Bäume grün sind, damit er doch auch die Berliner Linden wirklich als Linden schaue.

Ich danke Ihnen für Ihre Briefe. Schreiben Sie mir doch von Zeit zu Zeit. Ich will manchmal auch was von mir hören lassen, ob ich gleich jetzt nach außen nicht der Kommunikativste sein kann. Ich habe mich indessen ganz leidlich befunden; doch muß ich Zeit und Stunde aussuchen, um mit der Redaktion meiner Arbeiten, die gedruckt werden sollen, vorzurücken.

Von meinen ästhetischen Werken erhalten Sie erst ein geringes Exemplar zum Gebrauch, und wenn ich erlebe, daß alle zwölf Teile fertig sind, ein gutes zum Andenken.

Nicht weniger sollen Sie von der „Farbenlehre" eins erhalten, um nach Belieben damit zu verfahren.

Da wir Herrn Bußler über seine Arbeit etwas Freundliches mit gutem Gewissen sagen können, so soll es in der „Jenaischen Literaturzeitung" und zwar in diesen Tagen geschehen. Die Rezension geht heute schon ab.

Hören Sie Fichtens Vorlesungen diesmal wieder, so sagen Sie mir doch etwas darüber, oder wenn Sie nicht hineingehen, etwas von der Stimmung und dem Sinne der Bessern.

Und so heute nichts weiter als einen herzlichen Gruß von den Meinigen und die lebhaftesten Wünsche für Ihr Wohlbefinden.

Weimar, den 19. April 1806. G.

84. An Goethe Berlin, 21. April 1806.

Ich kann nicht ohne Sorge unaufhörlich an Sie denken, da ich gar keine Nachricht von Ihnen habe. Ich denke mir Sie befallen von Ihrem alten Übel, einsam, brütend, sich selbst verzehrend. Ich bin jetzt so furchtsam wie ein Kind, das geringste Unvermutete erschreckt mich. Am 13. dieses Monats ließ sich die Mutter meiner Frau zum Mittagstisch bei mir ansagen. Wir haben ein freundliches fröhliches Mahl gehalten, am andern Morgen war sie tot. Sie war 82 Jahre alt und dabei munter, gesellig, bewegsam, und ich kann sagen: schön – so schied sie von uns. Vor zwei Monaten ist mir meine Schwester gestorben – ich weiß nicht mehr, was ich anfangen soll. Ich bitte inständigst, lassen Sie mich von sich hören. Auch Ihr Sohn kömmt nicht. Ich hatte vergessen, daß, wenn Ihr Sohn etwa in Gesellschaft eines Führers oder Begleiters käme, ich vollkommen imstande bin, beide aufzunehmen, indem eine helle, gesunde, warme Stube, zwei Betten und was sonst mein Haus leistet, bereitet ist, liebe Gäste aufzunehmen.

Den 23. April. Abends. Soeben finde ich Ihren lieben Brief vom 19. dieses, der mich beruhiget und tröstet, da ich Sie in so angenehmer Arbeit begriffen weiß. Binnen 14 Tagen, hoffe ich, sollen

die Bäume, die schon ausschlagen, vollkommen grün sein; wir fürchten nur die Kälte und besonders, daß noch Schnee fallen möchte.

Auf die neuen Bände Ihrer Schriften freue ich mich mehr, als wenn ich sie noch gar nicht kennete, ob ich gleich so manches erwarte, das ich noch nicht kenne. Wie steht es denn mit den Supplementen zum „Faust"? und kommen etwa diese gleich mit zum Vorschein? Es harren viele darauf, und ich hungere darnach.

Herr Bußler wird sich freuen, seine Arbeit beifällig aufgenommen zu wissen; ich werde ihn darauf vorbereiten.

Von Fichtens Vorlesungen habe ich nur die ersten, mit großer Satisfaktion, gehört; die letzten fielen in die Trauerperiode meines Hauses, wo ich keiner freien Handlung fähig war und nur das Notwendigste und Notdürftigste tat, was gerade vor mir lag. Ich habe nie eine Fichte'sche Vorlesung ohne eigentliche Erbauung verlassen, obgleich es mir nicht wohl möglich wäre, das Gehörte zu referieren; denn es setzt sich durch seine Vorträge bei mir eine nur mir homogene Wesenheit ab, die sich von selbst zu etwas meiner Art gestaltet und nicht wieder zurückkehren kann zu dem Geiste, von dem sie ausging. Daher würde ich was ganz anderes von mir geben, wenn ich es wiedererzählen sollte, und vor der Welt zuschanden werden. Der König hat, wie Sie wissen werden, Fichten eine Professur in Erlangen zugeteilt, doch weiß ich nicht, wann er dahin abgehen wird, weil ich ihn in der letzten Zeit nicht in enger Gesellschaft gesehn habe. Fichtens Auditorium konnte man, in Absicht auf den Gegenstand, zahlreich nennen. Was die Stimmung des Publikums betrifft, so glaube ich fast, daß er soviel Individuen für als gegen sich hat, insofern besonders die jüngere Klasse einen Trieb zeigt, das Ernsthafte wo nicht aufzunehmen und zu bewahren, doch frei an sich vorübergehn zu lassen, und so wird sich manches Gute hier und da festmachen und wohl gar ein Früchtchen tragen.

Dagegen haben wir denn wieder eine neue Zauberoper, wozu Herr Levi, der sich auf dem Buche Robert nennt, den Text und unser Kapellmeister Himmel eine schöne Musik gemacht hat. Das Publi-

kum hat sich noch nicht über die Aufnahme des Werkes bestimmt, indem sich viele schämen, dergleichen Zauberwerk schön zu nennen, und meinen, sie müßten so daran glauben, welches erschrecklich wäre. Aber es ist nicht schrecklich, denn sie glauben daran und gäben gern ihren ganzen Plunder von Aufklärung für den ersten Hexenspaß, der ihnen vorgebracht wird, wenn sie sich nicht vor ihren Kindern fürchteten. Wäre diese Oper, als was sie ist und sein kann, nicht zu lang (sie spielt 4 Stunden) und die Musik nicht bis zur Unausführbarkeit schwer, so möchte ich sie die beste in ihrer Art nennen, obgleich ich sie nur erst ein einziges Mal besucht habe. Das Ganze hat eine wahrhaft moderne Tendenz, in welchem man den theatralischen Kunstcharakter unserer Zeit in nuce beisammen hat. Das Schöne, Gute, Hohe, Niedere, Schwankende, Anmutige, Durchwirkte, Rauschende, Fratzenhafte, Prächtige, Übermütige, Dunkle, Abenteuerliche, Losgelassne, kurz die persönliche Äußerlichkeit des heutigen Kunstwesens, das seine Fackel immer beim Alten, Fabelhaften wieder anzustecken suchen muß, die nicht brennen will, da kein neues Öl dazukommt – spricht sich ganz deutlich aus dem, der hören will. – Da der Verfasser ein Jude ist, so können Sie denken, was er sich alles muß bieten lassen, da er noch obenein zu den poetischen Poeten gehört; denn dies letztere verzeihen die Berlinischen Staats- und Gelehrte-Zeitungs-Kritiken nicht, wenn sie auch dem Juden wollten Gnade widerfahren lassen.

Sonnabend. Gestern abend ward ein neues Lustspiel: „Die freundlichen Unheilstifter", nach Picard, von 4 Akten, am Ende des zweiten Akts förmlich ausgepocht. Die Schauspieler behielten also die 2 letzten Akte im Halse. Das darauffolgende Stück: „Die junge Spröde", war vollkommen ebenso elend und langweilig, und vielleicht nur der einzige Umstand, daß gar keine Mannsperson darin vorkommt, konnte es vom Untergange retten.

Ich muß schließen, damit der Brief nicht noch einen Posttag liegen bleibe. Z.

85. An Zelter

In etwa drei Wochen werde ich nach Karlsbad gehen. Vorher möchte ich noch ein Wort von Ihnen vernehmen und frage deshalb an, wie Sie sich befinden. Leider ist meines Sohnes Reise zu Ihnen durch den Aufschub auch aufgehoben worden, und ich muß mir für diesmal die Freude versagen, durch seine Augen nach Berlin in Ihr Haus zu sehen. Ich habe mich die Zeit leidlich befunden und bin wenigstens mäßiger von meinen Übeln heimgesucht worden. Die Ausgabe meiner Schriften, die Redaktion der „Farbenlehre", ein Vortrag physikalischer Gegenstände nach meinen Ansichten ist, was mich so von einem Tage zum andern beschäftigt, außer dem, was uns noch so nebenher interessieren mag. Auch haben wir einen angenehmen und hoffnungsvollen jungen Mann bei uns, einen Doktor Oehlenschläger aus Kopenhagen, den Sie vielleicht in Berlin gesehen haben. Er besitzt ein unverkennbares poetisches Talent und wird auch für uns Deutsche, da er unsre Sprache zu bemeistern sucht, manches Angenehme hervorbringen. Da mich mein Geschick diesen Sommer noch weiter von Ihnen entfernt, so kann ich freilich auf glückliche und erquickende Augenblicke, wie die Lauchstädter vorigen Sommer waren, nicht rechnen. Schreiben Sie mir daher in diesen Tagen ein Wort, damit man sich wenigstens im Geiste wiedersehe. Leben Sie recht wohl und gedenken mein.

Weimar, den 2. Junius 1806. G.

86. An Goethe Berlin, 1. Junius 1806.

Pfingsten ist vorbei, die Linden sind grün und voll, das Wetter warm, die Tage lang, und — wer nicht kommt, ist August. Ich will nicht hoffen, daß er mit seinem Namensvetter, dem Monat August, zugleich wird eintreffen wollen, er könnte dann leider einen feuchten Aufenthalt finden.

Herr Bußler ist sehr erfreut über Ihre Zufriedenheit mit seiner Arbeit und hat mir schon den zweiten Teil seines Werkes geschickt,

den Sie gelegentlich erhalten sollen. Vielleicht sind Sie mit diesem zweiten Teile noch mehr zufrieden, wie mir die Arbeit daran noch kräftiger und dreister scheint.

Die neuen Bände Ihrer Schriften erwarte ich mit Ungeduld, indem ich, von Ihren ästhetischen Werken besonders, so manches sicher noch nicht kenne.

Fichte hat seine vor- und diesjährigen Vorlesungen drucken lassen und mir gesagt, daß er Ihnen solche zuschicken werde.

8. Junius. Leider hatte ich schon halb erraten, was Ihr Brief vom 2. dieses, den ich soeben erhalte, bestätigt. Nun wünsche ich vor der Hand, daß Ihnen das Karlsbad ordentliche Dienste tue, Fröhlichkeit und leichtes Blut mache. Herrn Oehlenschläger habe ich hier bei Reichardt kennen lernen. Auch hier wird er sehr gerühmt, doch mir ist von seinen Arbeiten noch nichts vorgekommen.

Von Schillers Benefiz hier bei uns sage ich nur, daß die Vorstellung der „Braut von Messina“ die beste war, welche hier möglich ist. Wie viel oder vielmehr wie wenig eingekommen ist, werden Sie wohl wissen, und so kann ich darüber schweigen. Iffland hat sich dabei redlich und tüchtig aufgeführt, das kann man ihm bezeugen.

Wenn ich weiß, wann Sie in Karlsbad eintreffen, schreibe ich Ihnen dahin das Neueste oder Nächste, wenn es auch nicht eben wichtig ist, wie denn hier eine völlige Windstille herrscht, so daß ich von aller Begier nach Neuigkeiten wie verlassen lebe. Meine Einsamkeit hat ihre guten Momente, in denen ich sozusagen vom Leben ausruhe. Ich habe alles um mich her versammelt, was meiner Frau gehört; so beschäftige ich mich nach meiner Art, und mir ist dabei, als ob sie lebte. Zuweilen packt mich's gar zu unsanft an, wenn ich zurückdenken muß, und doch muß ich vorwärts, den Verlust ertragen und schweigen. Gesund bin ich. In zwei Monaten denke ich meine Tochter mit dem Sohne meiner Schwester zu verheiraten, dann habe ich des Raumes noch mehr. Mein ältester Sohn arbeitet als Polierer, der zweite lernt mauern, der dritte geht in die Schule, ist nicht ohne Gaben, wild, lernt schwer, stark vom Leibe und kujo-

niert seine Schwestern. Die Mädchen, deren ich, wenn die Braut fort ist, noch sechs behalte, gehn in die Schule und sind alle gesund. Wie es dann werden wird, wenn die Braut fort ist, daran mag ich gar nicht denken. Mir steht ein saures Leben bevor, doch will ich's kommen sehn und vor nichts erschrecken, das vorüber muß.

Den 11. Juni abends. Soeben komme ich aus dem neuen Ritterschauspiele, wovon Sie wohl werden haben reden hören, weil soviel davon gesprochen wird: „Die Weihe der Kraft". Herr Werner ist der Verfasser, der nämliche, welcher die „Söhne des Tales" geschrieben hat. Die Urteile darüber werden wohl sehr verschieden ausfallen, indem ein Teil des Publikums etwas Großes erwartet, unterdessen ein anderer dagegen eingenommen ist, weil die Reformation dadurch zu einem Gegenstande belustigender Unterhaltung wird. So stelle ich mir's wenigstens vor, denn die Polizei hatte für die erste Aufführung des Stückes Maßregeln getroffen, welche eine Bewegung im Publico notwendig voraussetzen.

Das Stück ist für uns lange gut und dürfte um vieles besser sein, um den meisten weniger zu gefallen. Mir kommt es vor wie eine Sonate eines jungen Komponisten: es ist alles drinne, wie im Kasten Noah. Der Verfasser hat, wie es scheint, ganz hohe Intentionen mit seinem Sujet verbinden wollen, und da ist ihm der Bündel etwas schwer worden, wie er denn im 5. Akte, nach der Zerstörung des Bilderglaubens und Kunstsinnes, mitten auf der Landstraße liegen bleibt. Gesungen und gebetet wird – nach Noten, und der Eindruck des Ganzen ist mir – widrig religiös gewesen. Es ist kein Schauspiel mehr, es ist die Parodie einer ernsthaften heiligen Kirchenangelegenheit, die sich begreiflich machen will, indem sie sich profaniert. Für die Meditation bleibt nichts übrig, was der Rede wert wäre. Luther steht allein in allem Vorteil, und das Papsttum ihm gegenüber, ein gemeines Teufelswerk, ohne Reiz für den Pöbel, ohne Begier, List und Autorität, nimmt sich albern aus, ja dumm. Der Unglaube (Kaiser und Reich) steht in der Mitte, ohne etwas zu wollen und zu wirken. Das Allegorische steht dem Historischen nicht gegenüber wie ein Spiegel dem Gegenstande, sondern neben-

einander und reproduziert oder wiederkäut sich selber. Daß sich unsere soi-disant Geistlichen daran sehr ärgern müssen, wenn ihre Gemeinden lieber im Komödienhause predigen, singen und beten hören als in der Kirche, läßt sich denken.

Sonnabend, den 21. Juni. Die Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften hat mich am 12. dieses Monats zu ihrem Ehrenmitgliede und Assessor ernannt und mir darüber ein Patent zufertigen lassen. Wie lieb mir dieses meiner Singakademie wegen ist, können Sie denken, und ich bitte, solches in der „Literaturzeitung" bekanntzumachen.

Damit dieser Brief nicht noch einen Posttag liege, schließe ich, und somit Gott befohlen. Z.

87. An Goethe

Die Gelegenheit, welche mir Mademoiselle Minna Unzelmann, Tochter der Madame Bethmann, darbietet, Ihnen diese Zeilen zukommen zu lassen, soll Ihnen sagen, daß diese Mademoiselle Unzelmann eine hoffnungsvolle Schauspielerin und meine Schülerin im Singen ist.

Das Neuste, was ich von mir sagen kann, besteht darinne, daß alles beim Alten ist, und das Alte, daß ich gesund bin und Ihrer täglich, stündlich gedenke.

Morgen abend nach der Singakademie denke ich nach Potsdam auf einige Tage zu gehn, um mich unter den musikalischen Schätzen des verstorbenen Königs ein wenig umzusehen. Ich habe eine Spekulation im Sinne, von der ich Ihnen mehr sage, wenn sie gelungen sein wird.

Leben Sie wohl! und lassen Sie sich von dem Bade gut bedienen. Ewig Ihr

Berlin, 23. Junius 1806. Zelter.

88. An Zelter Jena, den 26. Junius 1806.

Ihr Brief, mein lieber Freund, hat mich noch in Jena getroffen, von wo ich in wenig Tagen nach Karlsbad gehe. Mögen Sie mir in der ersten Zeit direkt dorthin schreiben, so wird es mir viel Freude machen. Später tun Sie es nicht: denn die Briefe gehen langsam und ungewiß auf diesen Straßen.

Endlich ist der Ihnen so lang versprochene Ring fertig geworden. Der Karniol ist der beste, den ich in meiner Sammlung hatte; die Arbeit ist etwas deutsch geraten, obschon die südliche Anlage noch immer durchsieht. Rechnen Sie den guten Willen und die Freundschaft des Gebers mit dazu, so werden Sie ihn nicht ungern tragen und nicht ungern damit siegeln. Einen Wunsch hat mir der Goldschmidt verdorben. Er sollte den Musterring, den ich von Ihnen hatte, mit einschmieden, aber die Buchstaben sollten nicht verloren gehen. Das erste behauptet er getan zu haben, die Buchstaben aber sind verschwunden.

Für die baldige Nachricht über Doktor Luthers Theatererscheinung danke zum allerschönsten. Ich sehe, es sind in diesem Stück gerade die widerlichen Entgegenstellungen, die einem in den „Söhnen des Tals" verdrießlich fallen. Das soll nun Ideen heißen und sind nicht einmal Begriffe. Indessen werden die Menschen darüber konfus, und da man ihnen etwas vorzeigt, was sie nicht beurteilen können, so lassen sie's eine Weile gut sein.

Da Iffland als Dr. Luther sich wohl behaben wird und die Kasse wahrscheinlich auch keinen Schaden leidet, so ist übrigens alles in der Ordnung.

Ich denke sehr oft an Sie und Ihre Zustände. Sie haben eine schwere Aufgabe zu lösen. Möge Ihr Mut Sie immerfort begleiten. Für diesmal sag' ich nichts weiter, als daß es mir die Zeit über ganz leidlich gegangen ist und daß ich gute Hoffnungen von meiner Badekur hegen kann. G.

89. An Goethe Berlin, 2. Julius 1806.

Ich freue mich wie ein Kind auf meinen Ring. Er wird mir anfangs etwas zu weit sein, denn ich bin mager worden, aber ich will mich schon feisten, um ihn auszufüllen. Tragen will ich ihn, er soll mir vergegenwärtigen das Entfernte und Vergangene, und wenn Beten zu allen freundlichen Göttern hilft, so sollen Sie neugeboren von Karlsbad zurückkommen.

Wie gesagt: der Doktor Luther hat Spaltungen erregt, die mir viel Vergnügen machen. In der einen Berliner Zeitung wurde das Stück gelobt, in der andern bitter getadelt. Da fechten nun die Kämpfer mit ihren stumpfen Rappieren gegeneinander, und da es keine Wunden gibt, sondern bloße Hiebe und Kreidepunkte, so haben sich mehrere Liebhaber und Dilettanten ihre Haut jücken lassen, um sich solche nachher kratzen zu lassen. Man könnte es das Mückenfest nennen, wie sie alle gegen die Laterne fliegen, worin das Lämpchen steckt, und sich die Köpfe stoßen oder den Bart absengen, denn die eigentlichen Theaterephoren sind grob und beißig für das, was ihnen an Kenntnis und Billigkeit abgeht. Übrigens ist die ganze Fechterei eine pure Stichelei, wobei so wenig herauskommt als beim ganzen Plunder, es müßte denn sein, daß wir denn doch wieder ein Stück mehr haben. Das Publikum spielt dann dabei wieder seine Rolle im Ganzen, denn das Stück wird jede Woche dreimal gespielt, und das Haus ist gedrückt voll. Iffland hat sich wie der leibhafte Dr. Luther angetan und unterhält das Stück; denn mit Ideen geht's darin her, als wenn eine Schwalbe durch ein Haus fliegt. Sollte übrigens das Genre Nachahmung finden, wie sich denn von der löblichen Buchhändlerschaft gehörige Tätigkeit hoffen läßt, so haben wir gegen die neue Messe hoffnungsvolle Aussichten, in Ermanglung würdiger dramatischer Produkte Bibeln und Gesangbücher auf dem Theater umherflankieren zu sehn.

Mein Hauswesen geht einen ziemlichen Gang. Ich habe mir eine Haushälterin zugelegt, die nicht ganz jung, dabei resolut und von

guter Familie ist. So wollen wir's nun wieder eine Zeitlang mit ansehn und uns gefallen lassen, was nicht zu ändern steht.

Aber den Ring habe ich noch nicht, und da in Ihrem Briefe nichts steht, wie und wodurch er an mich gelangen soll, so bin ich in Sorge.

Diesen Brief adressiere ich nach Karlsbad; Sie erhalten jedoch keinen zweiten eher, bis ich ein Zeichen des Empfangs von Ihnen habe. Die Akademie der Künste gibt diesen Herbst eine Kunstausstellung, über die Sie zu seiner Zeit einige Nachricht bekommen sollen. Einige sehr große Bilder, zum Exempel von Bury und Frisch, werden zu sehen sein. Weitsch und Lütke wollen jedoch nichts mehr in die Ausstellung bringen, weil die Akademie vor zwei Jahren ihr Wort gegen diese Künstler nicht gehalten hat. Der Streit ist läppisch, und die Akademie hat dazu, soviel ich einsehe, unrecht. Ich schließe und sage nur noch ein Lebewohl; es ist Sonnabend.

Zelter.

90. An Zelter

Durch Madame Unzelmann habe ich Ihren ersten Brief vor einigen Tagen erhalten und sogleich darauf den zweiten mit der Post. Dieser letzte ist 11 Tage gegangen. Rechne ich nun auf den gegenwärtigen wieder ebensoviel, so träfe mich eine Antwort auf diesen hier nicht mehr an. Schreiben Sie mir also nach Weimar, wo ich zu Anfang August wieder eintreffe.

Was den Ring betrifft, so habe ich in meinem letzten Briefe das Beste vergessen; ich wollte nämlich fragen, wie ich Ihnen denselben zubringen soll. Man kann ja wohl dergleichen auf der Post schicken? Denn auf eine Gelegenheit warten, ist langweilig, und es könnte doch wieder Händel geben, wie mit der Schachtel Spaniol. Schreiben Sie mir deshalb Ihre Meinung.

Für die Nachricht oder vielmehr für Ihre Gesinnungen über Dr. Luthers neue Erscheinung danke ich zum schönsten. Ich habe hier auch schon einige Personen gesprochen, die das Stück gesehen hatten. So wie mir auch Madame Unzelmann gestern davon erzählte, dar-

aus ich mir denn abstrahieren kann, daß es ein Werk von Herrn Werner ist, dessen Art und Kunst ich aus den „Söhnen des Tals" einigermaßen kenne.

Mein Befinden ist übrigens sehr leidlich, wo nicht gut zu nennen; doch muß man sich einer völligen Tagdieberei hingeben, weil man gar zu geschwind fühlt, daß man zu jeder Art von Tätigkeit untüchtig wird.

Die Lage von Karlsbad ist sehr interessant. Zwischen den alten Granitfelsen, aus den nächsten Übergangsgebirgen entspringt das heiße Wasser, und die ganze umliegende Gegend fodert zum Mineralogisieren auf, das denn wieder sehr bei mir an die Tagesordnung getreten ist. Die nächsten Promenaden sind seit zehn Jahren vortrefflich eingerichtet worden, so daß man alles mit Bequemlichkeit besteigen, überschauen und genießen kann. Wie sehr wünschte ich Sie einige Tage hieher. Leider daß Ihr Rollwäglein Sie nicht so bequem durch diese Gebirge als nach Lauchstädt bringen würde.

Ich freue mich von Herzen, wenn ich höre, daß Sie nach dem großen Verlust sich wiederherzustellen anfangen, besonders auch, daß Sie Mittel gefunden haben, sich die Last des Hauswesens zu erleichtern.

Leben Sie recht wohl. Ihr Brief soll mich in Weimar freundlich empfangen.

Karlsbad, den 14. Julius 1806. G.

91. An Goethe Berlin, den 2. August 1806.

Zuerst sage ich Dank für den lieben Brief aus dem Karlsbade und wie ich mich Ihres Wohlbefindens erfreue und diese Freude jetzt meine ganze Einsamkeit ausfüllt und ich mich davon ernähre. Dann bitte ich inständigst, mir sobald als möglich den lieben Ring, wohl eingepackt, nur mit der Post zu senden; denn das ist doch der sicherste Weg, den ich kenne.

Künftigen Dienstag ist der Geburtstag des Königs. Vor einem Jahre reisete ich am Abend dieses Tages von hier nach Lauchstädt; das war ein Jubel, der für diesmal versagt ist.

Von meinen Gesinnungen über „Dr. Luther“ weiß ich nur insofern Rechenschaft zu geben, als ich fühle, daß es die Ihrigen sein müssen. Aber das Stück hat eine sonderbare Spannung hervorgebracht, von der ich begierig das Ende zu sehn wünsche. Wäre das Geschlecht nicht so tief unter sich selbst versunken, so ließe sich von dieser Spannung was Gutes hoffen; doch wenn sie auf etwas Neues fallen, so taugt es wahrscheinlich wieder nichts.

Ich glaube Ihnen geschrieben zu haben, daß sich eine Partei gegen das Stück gelegt hatte, um es bei der ersten Aufführung fallen zu machen. Dagegen waren von der Polizei so kräftige Maßregeln im Anzuge, daß es zu nichts kam, und da es mit Aufwande gegeben wird, so ist es bis jetzt immer besucht worden; doch habe ich eigentlich noch niemanden gut davon sprechen hören als solche, denen man die Not ansieht, Gründe dafür aus der Feder zu drücken, die denn auch danach sind. Ein Graf Brühl zum Exempel hat allerlei Wischiwaschi von sich gehen lassen, um für das Stück zu wirken, aber es hat wohl wenig geholfen; denn was wirklich gut ist, weiß am Ende doch jeder.

Am 23. dieses war hier eine sehr lustige Schlittenfahrt. Viele Offiziere von der königlichen Gendarmerie hatten sich einen Schlitten mit bedeckten Rädern bauen lassen und fuhren abends nach 10 Uhr mit vielen Fackeln und großem Geschrei durch die Straßen der Stadt. Im Schlitten saß Doktor Luther mit einer ungeheuern Flöte und ihm gegenüber sein Freund Melanchthon. Auf der Pritsche die Käthe v. Bora mit einer Peitsche und knallte durch die Straßen und einer ungeheuern, 10 Ellen langen Schleppe. Auf Reitpferden mit Fackeln saßen die Nonnen des Augustinerklosters, von ihrer Priorin angeführt, sämtlich mit langen Schleppen und ungestalten Masken – so ging der Zug mehrere Stunden lang durch die Straßen zur Ergötzung des schaulustigen Publikums.

Diesen burschikosen Spaß nun, für den sich sehr verschiedene Auslegungen anfinden, von welchen mir die die wahrscheinlichste scheint, daß die dramatische Tendenz des „Luther“ ohngefähr das ist, was man eine Schlittenfahrt im Sommer nennt, um nur alle Tage

neue Gerichte auf seiner Tafel zu haben, hat Iffland so sehr übel genommen, daß er (wie behauptet wird) beim Könige persönlich Klage über dieses Unwesen geführt hat. Daraus nun ist entstanden, daß einer dieser Offiziere namens Albensleben von Berlin versetzt ist, und die übrigen haben Arrest mit der Weisung bekommen, daß sie in ähnlichen Fällen würden kassiert werden. So steht nun die Sache, und seitdem ist das Stück nicht wieder gegeben worden. Übrigens lassen die Sünder wenig Reue blicken und warten, wie es heißt, nur auf das Ende ihres Arrestes, um Ifflanden ferner etwas anzuhängen.

Den 5. August. Es ist Dienstag, ich muß auf die Singakademie und halte zum Geburtstage des Königs heute noch eine Rede, welche der Geheime Kabinettsrat Beyme hören wird. Ich schließe mit dem besten Lebewohl! Z.

92. An Zelter Jena, den 15. August 1806.

Von meiner Karlsbader Kur kann ich nur kürzlich so viel sagen, daß es mich reut, sie nicht früher angestellt zu haben. Der Gebrauch des Trinkens und Badens ist mir sehr wohl bekommen, und da ich sehr auf mich acht gebe, so ist wirklich etwas Wundersames in alle diesem, und ich freue mich, daß ich meinen Unglauben aufgeben kann. In guter Reisegesellschaft habe ich ein ganz frohes Leben geführt, habe viele Bekanntschaften gemacht, und mancher ist mir persönlich begegnet, dessen Namen und Wirkungen ich sonst nur kannte. Die seltsame Quelle, die aus den urältesten Gebirgen heiß hervorspringt, hat uns diesmal so wie früher auf die Urdokumente hingewiesen, und wir verdanken der Zeit, die in Erfahrungen und Betrachtungen vorschreitet, auch hier gar manches. Da ich mit freieren Empfindungen und besseren Hoffnungen zurückkehre, such' ich die Fäden anzuknüpfen, die ich gelassen hatte und die mir entfallen waren, und so seh' ich in einem sehr engen Kreise einen sehr interessanten Herbst vor mir. Einiges höchst Erfreuliches habe ich bei meiner Rückkunft noch außer Ihrem Briefe vorgefunden, zum Bei-

spiel die Äußerungen eines jungen Malers über Farbe, bestimmt und umständlich. Ein Teil seines kurzen Aufsatzes steht beinah wörtlich in meiner „Farbenlehre". Zu einem andern Teil findet sich der Kommentar in meiner Arbeit, und dann hat der Verfasser solche Stellen, die ich ihn ersuchen werde mir abzutreten, weil man das, wovon ich überzeugt bin, nicht besser sagen kann. Diese Zustimmung eines Lebenden, der bisher gar nichts von mir und meinen Bemühungen gewußt hat, gibt mir eine neue Lust, weiter fortzufahren und mein Pensum zu endigen. Soweit für diesmal. Der Ring folgt hierbei, dem ich Glück wünsche, daß er Ihnen so nah kommt, welches mir versagt ist. Lassen Sie bald von sich hören. G.

93. An Goethe Berlin, 30. August 1806.

Ihr lieber, süßer, goldner Brief, den ich gestern mittag wie den Ring erhalten habe, macht mir unsägliche, ja unendliche Freude. So oft habe ich ihn gelesen, daß ich ihn auswendig weiß, und ich lese ihn immer wieder und wieder. So hat die Hoffnung, das Leben der Liebe, eine neue Liebe zum Leben in mir erweckt, die auch mir aus der Karlsbader Quelle kömmt, und auch ich bin genesen, wie mein ganzes Wohlsein jetzt mit dem Ihrigen zusammenhängt.

Mit dem Ringe haben Sie mir ein erhebendes Geschenk gemacht, dessen ich so gewiß wert sein will, als ich an Wahrheit und Tugend glaube. Er paßt auf das genaueste zu meinem Finger, wo er nicht herunter soll.

Keinen aber beneide ich mehr als Ihren jungen Maler. Wie reich ist, wer Ihnen von dem Seinigen abtreten kann! und doch — wenn er Ihnen nur zurückgäbe, was er von Ihnen hat? schon längst von Ihnen hat? Denn so geht es mir: ich kenne nichts in mir, das nicht auch klar vor meiner Seele als Ihr Eigentum stände.

Künftig ein Mehreres, damit Sie nur gleich erfahren, daß ich Ihren Brief und den Ring erhalten habe.

Zelter.

94. An Goethe Berlin, den 17. Dezember 1806.

Herr Schmidt, ein geborner Weimaraner, Theaterdirektor des Fürsten Esterhazy zu Eisenstadt, der Ihnen diese Zeilen bringen will, wird Ihnen des Mehrern sagen können, wie er mich gefunden.

Ich bin durch das Unglück des Landes Munizipal worden und damit, anstatt dem Ufer näherzukommen, in offne See verschlagen. Von mir kann dabei keine Rede sein, und wie die gute Stadt dabei fahren wird, mag die Zeit ausweisen.

Meine Singakademie ist seit dem 14. Oktober suspendiert. Ich habe den Faden still liegen lassen, um ihn, wie es möglich sein wird, ebenso wieder aufzunehmen, wozu jedoch bis heute keine Aussicht ist.

Seit noch nicht zwei Monaten, da wir Gäste sind in unsern Häusern, sieht man schon, wie Kunst und Wissenschaft hier aneinander gehangen. Es geht mir auf wie eine Hoffnung, wenn ich denke, wie die fremden Vögel, die wir gefüttert, von hinnen ziehn werden, um sich neue Nester zu suchen; ihr Abschied soll mir so willkommen sein, wie die Vertreiber unwillkommen waren.

Suchen Sie doch es möglich zu machen, mir einige Worte zukommen zu lassen, besonders wie es um Ihre Universität steht. Ich weiß, was ich verlange, aber ich kann den Wunsch nicht unterdrücken. Der Herzog von Weimar und sein Sohn sind hier, doch habe ich keinen von ihnen gesehn; den Geheimen Rat Müller aus Weimar habe ich einigemal gesprochen, das erstemal in der Antichambre des Kaisers. Lassen Sie mich wissen, ob Ihre Kunstschätze verschont geblieben. Auf der hiesigen Akademie, wo ich meine schönen Musikwerke niedergelegt hatte, fand ich die Schränke erbrochen, doch vermisse ich bis jetzt nichts. Die Kapitalwerke und Monographa sind vorhanden, und da die Sammlung groß ist, brauche ich einige Wochen, um alles nachzusehn, und dazu habe ich jetzt weder Zeit noch Licht, weil die Tage so kurz und dunkel sind.

Ich bin vollkommen gesund, und noch ist mir nicht bange worden. Viele sind von Berlin weggegangen; Johannes Müller und

Humboldt sind hier, den erstern hat der Kaiser rufen lassen, doch habe ich ihn nach der Zeit nicht gesprochen.

Herr Schmidt scheint Akteurs und Sänger für das Wiener Theater werben zu wollen, doch hat er mir bis jetzt nichts davon gesagt, wie denn auch ich nicht gefragt habe. Leben Sie wohl. Hätte ich Sie doch nur erst wieder einmal gesprochen. Zelter.

95. An Zelter

Haben Sie, mein verehrter Freund, tausend Dank, daß Sie das peinliche Stillschweigen endlich brechen mochten. Seit dem 14. Oktober bin ich täglich in Gedanken bei Ihnen gewesen, und noch eben, wie dieses geschrieben wird, steht ein zugesiegelter Brief an Sie auf meinem Schreibpult, den ich fortzuschicken nicht den Mut hatte: denn was soll man sich einander sagen? Am 12. Dezember habe ich Ihren Geburtstag im stillen gefeiert, und so werden wir wohl auch künftig nur das stille Gute im stillen feiern können.

Durch die bösen Tage bin ich wenigstens ohne großen Schaden durchgekommen. Es war nicht not, mich der öffentlichen Angelegenheiten anzunehmen, indem sie durch treffliche Männer genugsam besorgt wurden, und so konnt' ich in meiner Klause verharren und mein Innerstes bedenken.

In den schlimmsten Stunden, wo wir um alles besorgt sein mußten, war mir die Furcht, meine Papiere zu verlieren, die peinlichste, und von der Zeit an schick' ich zum Drucke fort, was nur gehn will. Die „Farbenlehre" schreitet stark vor. Auch werden meine Ideen und Grillen über die organische Natur nach und nach redigiert, und so will ich von meinem geistigen Dasein zu retten suchen, was ich kann, da niemand mehr weiß, wie es mit dem Übrigen werden wird.

Von meinen Werken bei Cotta sind Aushängebogen da. Einige Lieder des ersten Bandes sollen, hoff' ich, bei Ihnen Melodieen hervorrufen, damit wir fühlen und sehen, daß wir noch die alten sind. Daß Sie Ihre Musikschätze unversehrt fanden, dazu wünsche ich

Glück. Daß Sie in die Administration mit verwebt sind, wie manches andre, was mir Herr Schmidt erzählt, bedaure ich. Doch ist es freilich in der jetzigen Zeit unserer Wahl nicht anheimgestellt, auf welche Weise wir tätig sein wollen. Der gute Geist wird Sie nie verlassen; möge der gute Mut auch nie von Ihnen weichen! Lassen Sie manchmal etwas von sich hören; ich will das Gleiche tun. Ein herzliches Lebewohl.

Weimar, den 26. Dezember 1806. Goethe.

1807

96. An Zelter

Hierbei sende durch gute Gelegenheit die erste Lieferung meiner Werke. Ich hatte gehofft, daß sie Ihnen in friedlichern Stunden zukommen sollten; allein da es doch auch in den schlimmsten Zeiten langweilige Stunden gibt, die man sich mit Lesen vertreiben mag, so kommen diese Bände vielleicht auch zur rechten Zeit.

Lassen Sie mich bald von sich hören. Von mir weiß ich nichts zu sagen, als daß ich die ruhigen Intervalle, die uns gegenwärtig gegönnt sind, so gut als möglich benutze und der Vergessenheit und Vergänglichkeit zu entziehen [suche], was ich gedacht und allenfalls geleistet habe.

Könnten Sie durch einige meiner Lieder aufgeregt werden, sie zu komponieren, so würde mir das ein erfreulicher Beweis Ihres Daseins und Ihrer Neigung werden.

Soviel für diesmal, mit einem herzlichen Gruße von den Meinigen.

Weimar, den 27. März 1807. G.

97. An Goethe Berlin, 4. April 1807.

Und nun sei dann auch einmal wieder geschrieben! Ihr Brief vom 26. Dezember vorigen Jahres hat gewirkt. Es ist ein Werklein entstanden und ganz und fertig worden; ja es hat sich sehn lassen und ist gern gesehn worden.

Daß es mir unter unsern Umständen nicht an Beschäftigung fehlt, die mir in den ersten Tagen sehr fremd und abgeneigt gewesen ist, kann ich wohl sagen. Auch ward die Sorge für meine Geburtsstadt durch die Sorge für meine individuelle Erhaltung in hohem Grade

vermehrt. Seit fünf Monaten hatte ich nichts verdient und nichts Verdientes eingenommen; ich hatte gar keine Aussicht, mein Haus zu erhalten, und noch niemals hat die Sorge so mich angepackt.

Als ich das erste Januarstück der „Literaturzeitung" las, regte sich der alte Trieb mächtig in mir, und ich beschloß, eine Musik zu machen, wozu die schönen langen Nächte die Zeit hergeben mußten. Ich komponierte das anliegende Gedicht in Ermanglung eines bessern und habe daraus gemacht, was ich machen kann.

Am Auferstehungstage habe ich die Musik öffentlich aufgeführt; sie ist beifällig, sogar von unsern Gästen, aufgenommen worden, und ich habe damit gegen achthundert Taler verdient, mit denen ich jetzt meine Schulden bezahle und neuen Kredit etabliere.

Was hätte ich darum gegeben, wenn Sie die Musik hätten hören können! Ich habe darin unsere Idee des Chors nach meiner Art zu realisieren gesucht und bin, dem Gedichte zum Trotz, vielleicht nicht ganz unglücklich damit gewesen, ohne das Gedicht zu verletzen. Vielleicht hat es sich gar in seinen bedeutendsten Teilen erhoben.

Die ganze Auferstehungskatastrophe sowie die der Himmelfahrt hat der Chorus vorgetragen, und die Sache hat sich mächtig und deutlich gemacht. Übrigens ist dieser Chorus durch das ganze Werk permanent behandelt und greift überall an schicklichen Stellen ein, um seine Gegenwart, ohne die nichts geschehen darf, wissen zu lassen.

Nun ist mir die Lust angewachsen, wieder eine Musik mit dem Chore zu machen, aber ich finde kein Sujet, wenn ich auch hier einen fände, der mir die Verse machen möchte. Denken Sie doch auf ein solches Sujet und lassen Sie mich es wissen. Unter meinen hiesigen Bekannten ist ein Mann, der ganz artige Verse machen kann; dieser könnte mir nützlich sein, und was er macht, könnte ich Ihnen immer zuschicken, ehe ich daran arbeite. Es braucht nicht eben geistlich zu sein, wenn es nur heroisch ist. Da hier sobald nichts Ordentliches wird gebauet werden, so werde ich wohl vor der Hand Musik machen müssen, um mich zu erhalten.

Man hat mir wiederholte Vorschläge von Wien aus getan, die

ich freilich nicht eben abgewiesen habe; doch kann ich jetzt nicht von hier gehn, und ich will es auch nicht, selbst unter vorteilhaften Bedingungen nicht. Man hat mir von dort aus eine Melodrama mit Chören: „Hyperm[n]estra, die edle Danaide", zugeschickt. Es ist aber so modern, flach und leer, daß ich mich wohl hüten werde, an einem solchen Gedichte gute Arbeit wegzuwerfen.

Ich warte mit Ungeduld auf die ersten Bände Ihrer neuen Ausgabe. Machen Sie doch ja, daß ich gleich ein Exemplar bekomme. Seit der Invasion habe ich nichts anderes gelesen als die „Propyläen"; sie haben mir bei der Komposition meiner Musik gute Dienste geleistet, wenn vielleicht ein eigentlich musikalisches Buch mich verleitet hätte, etwas Besseres machen zu wollen, als ich machen kann.

Mitten in diesen unruhigen Zeiten hat sich auch wieder ein neues Theaterstück sehen lassen: „Die Söhne des Tals" vom Herrn Werner. Wie mir dies Stück besser behagt als das vom Luther, so irrt der Verfasser noch immer im Reiche der Dinge und Undinge umher, wo er alle Hände voll mitbringt, ohne zu wissen, was er hat und was er eigentlich geben will. So wie das Stück keinen Charakter des Ganzen hat, so ist auch keine Person von eignem Charakter darinne, und alle seine Personen laufen durch das Stück, wie über einen Markt Krethi und Plethi hinwegschreitet. Außerdem ist unser Theater in einem sehr hülflosen Zustande. Die Schauspieler spielen ohne Beifall fast nichts als Übersetzungen aus dem Französischen, ja es lassen sich selbst die Kotzebue'schen Stücke nur wenig sehen. Die Einnahme will die Kosten nicht mehr decken, weil das Haus zu oft leer ist, die Schauspieler werden müssen auf halbe Gage gesetzt werden, und so kann es kommen, daß – wir auch von dieser Seite gedemütiget werden. Schon übt sich die junge Welt dramatischer Prätendenten an der Übersetzung der fatalen Molière'schen Stücke, welche so dependent sind von ihrer Zeit und Nationalität, daß daraus unmöglich etwas Gesundes und Tüchtiges hervorgehn kann; so gehn wir getrost oder doch unbefangen genug dem alten Chaos entgegen.

Schreiben Sie mir doch etwas Dramatisches von dorther. Ich

hoffe doch, daß Ihr Theater noch besteht und sich Ihrer Vorsorge erfreut. Wie geht es mit der Universität? Wie befindet sich das herzogliche Haus? und ist es denn so ganz unmöglich, uns gegen Pfingsten oder etwas später irgendwo auf einige Tage zu sehn? Auf acht bis zwölf Tage wüßte ich mir schon Urlaub zu verschaffen, wenn nur der weite Weg nicht so viele Zeit erforderte. Gehn Sie etwa nach Lauchstädt oder Dessau, Dresden und dergleichen?

Heut ist schon der 18. April, ich muß nur machen, daß der Brief auf die Post kommt, sonst bleibt er noch länger liegen. Ewig

Ihr

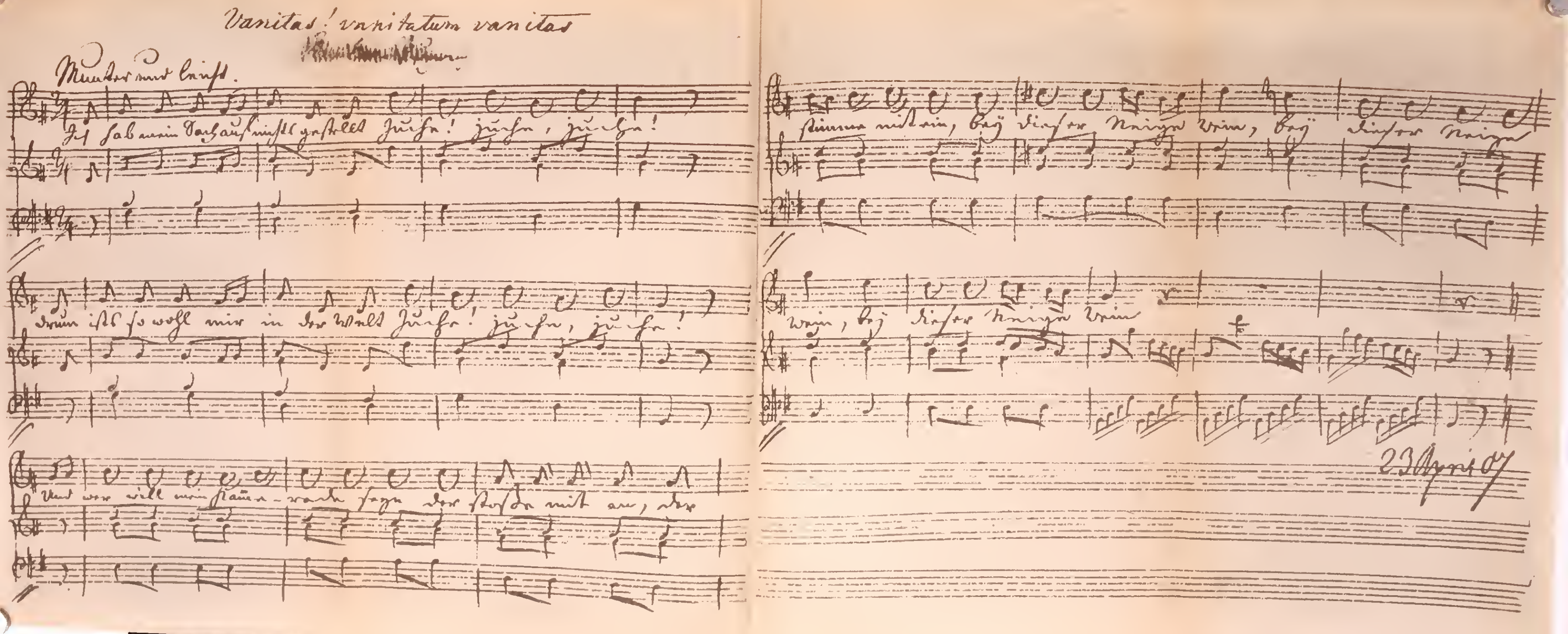
Zelter.

98. An Goethe Berlin, 23. April 1807.

Indem ich heute früh so dachte, daß Sie nun wohl meinen letzten Brief könnten erhalten haben, schickt mir der Geheime Rat v. Müller Ihr angenehmes Päckchen mit den lieben Büchern und Ihren Brief vom 27. März. Die beiliegende Komposition hat sich auf der Stelle während der Lesung des Gedichtes von selber gemacht. Die Sorge fiel beim Lesen mir wie ein Stein vom Herzen, und wenn die Melodie getroffen ist, so ist es kein Wunder und nicht meine Schuld.

Als ich meinen letzten Brief zur Post gegeben hatte, erhielt ich die Nachricht von dem Tode der Herzogin Mutter Amalia. Auch diese also soll ich nicht wiederfinden! Wer wird sich denn hinfort unsere lieben Lieder gefallen lassen, wenn alles Liebenswürdige dahingeht? Ach! ich wußte wohl, daß sie alt war und voll Schrecken über eine Zeit, die sie nicht mehr abwenden können, und doch muß ich trauren in meiner Entfernung.

25. April. Seit vorgestern habe ich noch fünf Ihrer Lieder in Musik gesetzt und unter andern auch: „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.“ Dieses habe ich sozusagen durchkomponiert und bin eben nicht unzufrieden damit. Ich stelle mir diese Überschrift als ein gesellschaftliches Spiel vor, das ich aber nicht kenne. Lassen Sie mich doch wissen: wie dieses Spiel beschaffen ist. Etwas fehlt


Vanitas! vanitatum vanitas
23 April 07

meiner Komposition, und ich vermute, es ist die Wissenschaft dieses Spieles. Es müßte aber bald sein, da mir die Idee meiner Komposition noch frisch und neu ist.

Ich habe nun unter den in dem ersten Bande dieser neuen Ausgabe befindlichen Liedern sechsunddreißig in Musik gesetzt, und es werden noch mehrere nachfolgen. Etliche werde ich nicht komponieren, die Reichardt unübertrefflich gemacht hat, zum Exempel: „Das Veilchen", „Heidenröslein", „Der untreue Knabe".

Indem ich endlich aufs allerschönste für die vier Bände Ihrer Schriften danke und voll Wehmut bin, nichts dagegen senden zu können, frage ich: wo bleibt die „Farbenlehre"? und Ihre Ideen über die organische Natur? Kommen diese auch mit der Ostermesse ans Licht?

Ich erwarte mit großer Ungeduld den nahen Frühling, und — Gott weiß, was er bringen wird. Aber wir hoffen doch: pacem te poscimus omnes.

Wie soll ich es machen, Sie zu sehn? mich verlangt es sehnlich, und manchmal weiß ich tagelang nicht, was mir fehlt. Gott befohlen!

Zelter.

99. An Goethe Berlin, 30. April 1807.

Wie danke ich Ihnen für den unendlich schönen „Elpenor", und wie werd' ich überrascht, am Ende zu finden, was ich aus dem Titel schon wußte: daß es ein Fragment war! Aber welch ein Fragment! Man ist durch diesen ersten Akt vollkommen in alle 5 Akte des Stücks eingerichtet wie im eigenen Hause; man sieht, wie alles kommen muß, an der Gesundheit und Fülle der ersten Gliedmaßen. Es sind würkliche Gedanken, Gedanken mit Muskeln; keine Worte und deswegen kein Wort zuviel. Das Stück produziert sich selber, und da, wo es plötzlich abbricht, bleibt die erfreuliche Begierde: wie geschickt und gescheut der Dichter alles Folgende, dessen historischen Teil wir so sicher ergriffen haben, würde auf seine Weise vor uns ausgebreitet haben, um alles wieder neu und unerwartet

zu finden. Auf diese Art ist es möglich, ein Stück bis auf das letzte Wort in Ruhe zu genießen, ohne vorher vier lange Akte mit Ungeduld zu verschlingen, damit man die Pointe ebenso verschlingen könne. Sie haben an diesem Torso ein unsterbliches Werk geboren; die Nachwelt wird es nicht glauben, daß die Sonne unserer Tage ein solches Werk hat hervorgehen sehen. Und wie ich eben denke, was alles geschehn muß, wenn ein guter einzelner Teil eines guten Ganzen entstehn soll, fällt mir eine Stelle aus einem Briefe ein, den Winckelmann aus Rom an Geßner geschrieben: daß in einigen Jahrhunderten keine schöne Hand in Marmor gearbeitet worden.

1. Mai. In diesen Tagen habe ich das Verzeichnis der Kunstsachen, welche Herr Denon bei uns für das Pariser Museum ausgewählt hat, gesehn. Der einzige Trost, den man beim Anblicke solcher Dinge haben und geben kann, ist: daß das Gute für die Welt gehört, es sei, wo es sei, und daß wir dieser schönen Dinge unwürdig waren. Das Erwerben und das Erhalten sind zwei Dinge in Eins, und wer das eine nicht kann, kann auch das andere nicht. Die Nichtachtung gegen Albrecht Dürer und Lucas Cranach, an deren Werken wir reich zu nennen waren, bestraft sich hart genug an unsern Künstlern, die sich am meisten darüber ärgern, daß ihre Werke nicht entführt werden, und sich über alles zu trösten wüßten, wenn sie nur ihre Pensionen behalten hätten. Ist Ihnen an dem Verzeichnisse dieser Sachen gelegen, so will ich suchen, eine Abschrift zu erhalten.

Den 2. Mai. Gott befohlen! Ihr

Zelter.

100. An Zelter

Für die Komposition des Liedes danke ich zum allerschönsten. Es ist in den jetzigen Augenblicken sehr erquicklich, wenn man sich nur kurze Zeit in eine leichte lose Stimmung versetzen kann.

Das gesellschaftliche Spiel, wonach Sie fragen, besteht in folgendem: Man nimmt einen dünnen Span oder auch einen Wachs-

stock, zündet ihn an und läßt ihn eine Zeitlang brennen. Dann bläst man die Flamme weg, daß die Kohle bleibt; dann sagt man so eilig als möglich das Sprüchelchen:

Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.
Lebt er lang, so wird er alt,
Lebt er, so lebt er,
Stirbt er, so stirbt er.
Man begräbt ihn nicht mit der Haut,
Das gereicht ihm zur Ehre.

Nun gibt man die glimmende Kerze geschwind dem Nachbar in die Hand, der dasselbige Gesetzchen wiederholen muß, und das geht so lange fort, bis die Kohle bei einem auslischt, der denn ein Pfand geben muß.

Der Verlust unserer Herzogin Mutter ist bei so manchen andern zerrütteten und verrückten Verhältnissen sehr groß. Man darf, wie gegenwärtig überhaupt, über nichts, also auch darüber nicht weiter nachdenken. Man muß von einem Tage zum andern leben und eben tun und leisten, was noch möglich ist.

Sie wiederzusehen wär' mein großer Wunsch; aber ich mag Sie nicht einladen. Mit meiner Gesundheit will es nicht recht fort, und ich eile gleich nach Pfingsten ins Karlsbad; komm' ich zurück, so läßt sich vielleicht auf irgendeine Weise an eine fröhliche Zusammenkunft denken.

An meiner „Farbenlehre" wird sachte fortgedruckt; aber es geht wohl noch ein Jahr hin, bis ich fertig werde. Ich bin auf gar zu vielerlei Weise unterbrochen worden, ob ich gleich den Faden niemals ganz habe fahren lassen.

Gelegentlich meld' ich Ihnen, was ich von Ihren Kompositionen meiner Lieder besitze, und Sie haben die Gefälligkeit, mir die fehlenden zu senden.

Leben Sie recht wohl! Soviel für heute. Eh ich weggehe, schreibe ich noch einmal, oder von Karlsbad aus.

Weimar, den 4. Mai 1807.

Ihrer Briefe, die nacheinander ankommen, erfreue ich mich gar sehr und fahre fort, einiges zu erwidern. Wie erwünscht wäre mir gewesen, Ihr Oratorium mit anhören zu können: denn leider bin ich von Musik gar zu sehr abgeschnitten, und das bißchen Operette, ob wir gleich mitunter recht gute Stimmen haben, will's doch auch nicht tun. Daher scheint auch in mir aller Sang und Klang verschwunden, so wie alle Imagination, die sich auf Musik bezieht. Vielleicht führt uns das gute Glück und ein vernünftiger Vorsatz bald wieder zusammen, und wir finden uns imstande, etwas in Gesellschaft zu arbeiten.

Daß Ihnen mein „Elpenor" Freude gemacht hat, ist mir höchst angenehm und der Zweck dieser Blätter nun schon erreicht. Doch ist vielleicht bei dem Beifall, den Sie meinem Fragmente schenken, Ihre Neigung zu mir und meinem Wesen als mitwirkend anzusehen: denn ich gestehe gern, daß ich diese Arbeit selbst nicht mehr beurteilen kann. Wenn etwas ins Stocken gerät, so weiß man immer nicht, ob die Schuld an uns oder an der Sache liegt. Gewöhnlich aber wirft man eine Abneigung auf etwas, das man nicht vollenden kann, als auf ein Ding, das uns widerstrebt und das wir nicht Herr werden können. Überhaupt habe ich bei Herausgabe meiner Werke sehr lebhaft gefühlt, wie fremd mir diese Sachen geworden sind, ja daß ich fast kein Interesse mehr daran habe. Das geht so weit, daß ich ohne freundliche, treue, fortgesetzte Beihülfe diese zwölf Bändchen gar nicht zusammengebracht hätte. Jetzt haben wir sie aber meist hinter uns, und bis auf einen kommen sie diese Tage sämtlich in Cottas Hände. Da mag nun weiter aus uns werden, was will, so wäre doch soviel gerettet. Ich freue mich zum voraus auf den Spaß, den Ihnen der fortgesetzte „Faust" machen wird. Es sind Dinge darin, die Ihnen auch von musikalischer Seite interessant sein werden.

Können Sie mir das Verzeichnis der von Berlin weggeführten Kunstschätze erteilen, so geschieht mir ein Gefallen. Wenn man nur weiß, wo sie aufbewahrt werden, so sind sie uns nicht verloren.

Leben Sie recht wohl und schreiben mir noch einmal vor Pfingsten, und dann lassen Sie nach Karlsbad von sich hören.

Weimar, den 7. Mai 1807. G.

101. An Goethe

„Leben und leben lassen!" spricht Papa Wieland, und wenn unsereinem hierzulande erlaubt ist, ein Wörtlein mitzusprechen, so sage ich: Schreiben lassen und schreiben!

Versicherte nicht Geheimer Rat Wolf, dem ich diese Zeilen einlege, daß Sie vollkommen gesund sind, so könnte mir bange sein, daß ich auf drei Briefe kein Zeichen von Ihnen gesehn habe.

Vielleicht ist's bloß der göttliche Frühling, der Sie am Schreiben hindert, denn diesem läßt man etwas hingehn, und wenn alles andere so wäre wie dieser Frühling — —

Haben Sie denn die „Memorie enciclopediche Romane sulle belle arti, antichità etc." schon gesehn? und wer ist dieser Herr Giuseppe Antonio Guattani, Herausgeber derselben? Addio! Der Bediente wartet auf diese Zeilen.

ewig Ihr

Berlin, 17. Mai 1807. Zelter.

102. An Goethe Berlin, 17. Mai 1807.

Abends. Hätte ich Ihren lieben Brief vom 7. dieses zu seiner Zeit erhalten, so wären Sie einem Mahnbriefe entgangen, zu dem mich Geheimer Rat Wolf vermocht hat, der mich zu einer Einlage an Sie einlud.

In der Zeit habe ich den „Elpenor" noch einmal gelesen. Ich habe mir ihn von Anfang an zu Ihren frühern Werken gedacht. Wie sollte ich wohl meine Neigung zu Ihnen und Ihrem Wesen mir verhehlen wollen, die eben aus Ihren Werken jener Zeit entstanden ist und sich in dem Maße erhoben und erweitert hat, wie meine Einsicht zugenommen und Feld gewonnen hat. Was ich an diesem Fragmente loben möchte, scheint mir eben in dem Fragmentarischen

zu bestehn: daß es nämlich nicht weniger ist und doch auch nur ein einziger Akt ist. Und da Sie selber zu zweifeln scheinen, es vollenden zu können (indem es anjetzt ein jeder kann und vielleicht mancher der Luft nicht wird widerstehn können), so spräche dies für den Grund des Fragmentarischen mit.

Wenn Ihnen das Karlsbad bekömmt wie voriges Jahr, will ich gern die Freude entbehren, Sie zu sehn. Ich bin nicht übel willens, einige Tage nach Leipzig zu gehn und zu versuchen, ob ich etwas von meinen Kompositionen verhandeln kann, die sich nach und nach anhäufen und, in Abschriften umherzerstreut, zirkulieren, so daß ich mehrere derselben selber nicht mehr besitze. Weiß ich nun etwa die Zeit, wann Sie vom Karlsbade zurückekommen, so möchte es doch wohl möglich sein, irgendwo zusammenzutreffen; doch muß ich jetzt zu solchen Dingen ordentlichen Urlaub haben.

Vergessen Sie doch in der neuen Edition das kleine niedliche Drama „Die Fischerin" nicht beizubringen; in den frühern Editionen fehlt es, und ich liebe es ganz ungemein. Es müßte sich in dem 4. Band ganz artig neben dem Schäferspiele ausgenommen haben.

In den von Ihnen herausgegebenen Winckelmannischen Briefen ist am Ende der Wunsch erhoben nach einer vollständigen Sammlung der Winckelmannischen Schriften. Ihnen möchte ich freilich dies Geschäft nicht geradezu auflegen wollen, wie aber, wenn sich Meyer dazu bewegen ließe, unter Ihren Augen und mit Zuziehung der gehörigen Erfordernisse das Stückchen zu unternehmen? Kupferstecher und Zeichner werden dazu bei Ihnen nicht fehlen, und es wäre schade, wenn die Sache, welche doch endlich geschehen muß, in unrechte Hände käme.

Auf den „Faust" freue ich mich gar sehr, wie ich mich über das Wenige gefreut habe, das Sie mir in Weimar vorgelesen haben.

Das bewußte Verzeichnis soll Ihnen werden, allein es ist noch nicht vollständig. Jemehr sich der Friede in die Länge zieht, je durstiger wird Herr Denon nach ein Mehreres. Hoffentlich wird er uns von mancher Schlechtigkeit erlösen, die teuer genug bezahlt ist.

3.

103. An Zelter

Sie haben, lieber teurer Freund, lange nichts von mir gehört. Jetzt will ich im kurzen zusammenfassen, wie es mir bisher gegangen. Ich kam nach Karlsbad in dem übelsten Befinden, das sich durch einen zwar gewöhnlichen, aber für meine Zustände nicht passenden, schlendrianischen Gebrauch des Wassers anfänglich so vermehrte, daß ich in einen höchst peinlichen Zustand geriet. Durch eine Abänderung der Kur und den Gebrauch einiger Mittel nach Verordnung des Dr. Kappe von Leipzig wendete sich's auf einmal ins Bessere; wobei es denn auch schon sechs Wochen anhaltend verharrt, welches ich sehr gern meinen Freunden zu wissen tue. Acht Wochen bin ich nun schon hier und habe mich in verschiedenen Epochen auf verschiedene Weise beschäftigt: erst kleine Geschichten und Märchen, die ich lang im Kopf herumgetragen, diktiert, sodann eine Weile Landschaften gezeichnet und illuminiert; jetzt bin ich beschäftigt, meine geologischen Ansichten der hiesigen Gegend zusammenzustellen und eine Sammlung von Gebirgsarten, welche hier ausgegeben wird, kürzlich zu kommentieren.

Interessante Menschen von sehr verschiedener Art habe ich kennen lernen, unter welchen der französische Resident Reinhard, der zuletzt in Jassy gestanden und dessen Schicksale Ihnen gewiß im ganzen bekannt sind, wohl den ersten Platz einnimmt. Übrigens lebe ich denn doch sehr einsam: denn in der Welt kommen einem nichts als Jeremiaden entgegen, die, ob sie gleich von großen Übeln veranlaßt werden, doch, wie man sie in der Gesellschaft hört, nur als hohle Phrasen erscheinen. Wenn jemand sich über das beklagt, was er und seine Umgebung gelitten, was er verloren hat und zu verlieren fürchtet, das hör' ich mit Teilnahme und spreche gern darüber und tröste gern. Wenn aber die Menschen über ein Ganzes jammern, das verloren sein soll, das denn doch in Deutschland kein Mensch sein Lebtag gesehen noch viel weniger sich darum bekümmert hat, so muß ich meine Ungeduld verbergen, um nicht unhöflich zu werden oder als Egoist zu erscheinen. Wie gesagt, wenn jemand seine verlorenen Pfründen, seine

gestörte Karriere schmerzlich empfindet, so wäre es unmenschlich, nicht mitzufühlen; wenn er aber glaubt, daß der Welt auch nur im mindesten etwas dadurch verloren geht, so kann ich unmöglich mit einstimmen.

Sagen Sie mir, mein Lieber, wie es mit Ihnen geworden ist. Ich habe tausendmal an Sie gedacht und an das, was Sie als Privatmann geleistet haben, ohne von seiten der Reichen und Mächtigen unterstützt oder sonderlich aufgemuntert zu werden. Vielleicht ist das, was wir bei der politischen Veränderung am meisten zu bedauern haben, hauptsächlich dieses, daß Deutschland, und besonders das nördliche, in seiner alten Verfassung den einzelnen zuließ, sich so weit auszubilden als möglich, und jedem erlaubte, nach seiner Art beliebig das Rechte zu tun, ohne daß jedoch das Ganze jemals eine sonderliche Teilnahme daran bewiesen hätte.

Diesen allgemeinen Reflexionen, welche freilich nicht zulänglich sind und die ich wohl einmal mit Ihnen mündlich weiter ausführen möchte, füge ich eine besondere Bitte hinzu, um deren baldige Gewährung ich Sie freundlichst ersuche.

Ob wir gleich Stimmen und Instrumente in Weimar haben und ich noch dazu der Vorgesetzte solcher Anstalten bin, so habe ich doch niemals zu einem musikalischen Genuß in einer gewissen Folge gelangen können, weil die garstigen Lebens- und Theaterverhältnisse immer das Höhere aufheben, um dessentwillen sie allein da sind oder da sein sollten. Nun haben wir von Schleswig wieder ein paar neue Leute, einen sehr guten Tenor und eine Art von Korrepetitor, bekommen, die ich noch nicht persönlich kenne, die aber gute und verständige Leute zu sein scheinen.

Mit der Oper, wie sie bei uns zusammengesetzt ist, mag ich mich nicht abgeben, besonders weil ich diesen musikalischen Dingen nicht auf den Grund sehe. Ich möchte daher das Seculum sich selbst überlassen und mich ins Heilige zurückziehn. Da möchte ich nun alle Woche einmal bei mir mehrstimmige geistliche Gesänge aufführen lassen, im Sinne Ihrer Anstalt, obgleich nur als den fernsten

Abglanz derselben. Helfen Sie mir dazu und senden mir vierstimmige, nicht zu schwere Gesänge, schon in Stimmen ausgeschrieben. Ich ersetze die Auslagen mit Dank. Zeigen Sie mir an, ob man im Notendruck, oder gestochen, dergleichen findet. Auch Kanons und was Sie zu dem Zwecke nützlich halten. Sie sollen immer in unserer Mitte sein, geistig, und herzlich willkommen, wenn Sie persönlich erscheinen möchten. Schreiben Sie mir ein Wort hieher, denn ich bleibe noch 4 Wochen hier, und schicken mir ein Paket nach Weimar, damit ich gleich anfangen kann, wenn ich nach Hause komme. Leben Sie recht wohl und bleiben meiner dauernden Freundschaft gewiß.

Karlsbad, den 27. Juli 1807. G.

104. An Goethe Berlin, den 6. August 1807.

Ihr Brief vom 27. Juli, mein göttlicher Freund, den ich gestern abend fand, war mir ganz unendlich erfreulich, ja unverhofft, da ich solange nichts von Ihnen gesehn und dagegen manches gehört, welches Ihr Brief geradezu widerlegt. Geheimer Rat Wolf wollte zum Exempel vorgestern wissen: Sie seien nach Wien gegangen und befänden sich daselbst ungemein wohl. Gestern aber sagte er mir, er habe für sicher gehört, Sie befänden sich in Töplitz, und so weiter. Gegen Ihre Relation Ihres Lebens und Bewegens kann ich Ihnen die meinige austauschen, die jedoch nicht so gloriös ist. Ich bin seit Anfang des Novembers selbstsiebenter in die Administration unserer Stadtangelegenheiten verflochten. Wie die Sachen im allgemeinen stehen, wissen Sie, und was das Besondere betrifft, so gehen die Sachen so, wie sie sich eben von uns wollen treiben lassen. Der Geheime Finanzrat Sack, der ein sehr gewandter, geschickter und arbeitslustiger Mann ist, dirigiert das Generalbureau unseres Geschäftswesens, indem er sich die besten und tätigsten Königlichen Staatsbedienten zu Hülfe nimmt. Alle zu bearbeitenden Sachen kommen täglich zum Vortrage und zur Entscheidung unseres pleni, werden ausgefertiget, von uns unterschrieben und gehen dann ins

Weite und wirken, was sie können. Dies ungefähr macht mein Leben von einem Tage zum andern aus. Außerdem bewirte ich in Gemeinschaft mit meinen Kindern meine Einquartierung, die in französischen, schwarzburgischen, bayrischen, usingischen und so weiter Militärpersonen und Pferden besteht, welche müde und durstig ankommen, auch wohl mitunter ungern wieder von mir gehen und sich's im ganzen bei mir gefallen lassen müssen, da ich keine Frau habe und durch diese Umstände auch nicht reicher werde. Mein einsames und besseres Leben besteht nun darinne, daß ich täglich, ja stündlich an Sie denke, mich mit Lesen alter Bücher, Unterrichten junger Leute, Komponieren und dergleichen beschäftige, auch wohl der schweren Sorge hingegeben bin: wie das alles enden soll. Denn da gar nichts verdient wird und in der Regel alle Tage 15 Personen satt sein müssen, denen es besser zu schmecken scheint als sonst, so kommen wohl Sorgen und halten aus. Dann habe ich auch manche hübsche Lieder gemacht, meistens nach Gedichten von Ihnen. Dann habe ich seit dem Monat März eine Ripienschule für Instrumentalmusik angelegt, die mir viele Mühe und noch wenig Fortschritte macht. Endlich setze ich zwei Tage in der Woche die Singakademie fort, so still, daß es die Gäste nicht merken, die ich dabei nicht haben mag, und dies ist dann meine Beschäftigung von Woche zu Woche. Die Nebenzeiten muß ich dann anwenden, um die tausendmaltausend Jeremiaden und Beschwerden der Bürger und Freunde über Prägravationen geduldig anzuhören, zu bescheiden, zu trösten, zu poltern und dergleichen. Daß dabei aus dem Schlafen so gar viel nicht wird, können Sie denken. Jetzt zum Exempel ist es halb zwei nach Mitternacht, und vor einer guten halben Stunde bin ich erst vom Rathause gekommen. Morgen um 6 Uhr früh soll ich die Leiche eines nahen Verwandten bestatten helfen. So wird denn das Leben endlich ein Ende nehmen. Dessenungeachtet denke ich jetzt mit großem Ernste nach Italien, da ich mir nun einmal das Denken nicht wieder abgewöhnen will. Freilich hängt gar viel dabei von den öffentlichen Angelegenheiten ab. Sollte aber auch wieder nichts aus der Reise werden, so bin ich doch reise-

fertig. Mein Plan ist folgender: Ich sammle eben eine Anzahl junger Künstler um mich her. Je mehr je besser! Diese könnten eine Karawane formieren und gehn mit mir, oder sie nehmen mich mit. Es ist lehrreich, sicher und wohlfeil, in Gesellschaft zu reisen; ja es ist bequem, denn was einer nicht kann oder hat, ist beim andern. Ein gesellschaftlicher Vertrag muß das Ganze binden und halten. Jeder hat auf der Reise sein Amt. Man reiset soviel als möglich zu Fuße, über Wien. – Das ist das Allgemeine meines Plans, das Nähere sollen Sie auch zu seiner Zeit erfahren, da es sich noch nicht bestimmen läßt. Den 7. Was ich als Privatmann und ohne Unterstützung von Äußerm geleistet, lasse ich vor der Hand auf sich beruhen, indem ich bedenke: die politischen Verhältnisse mögen hingeraten, wo sie wollen, so wird einem doch Luft und Atem bleiben. Ich wüßte wirklich nicht, wie es schlimmer werden sollte, als es war. Was ich und meinesgleichen voraushabe, kann niemals weniger gelten, als es galt, denn niemand hat was dafür geboten; auch habe ich nichts gefodert und mich vielmehr vor den Großen und Reichen mehr bewahrt, als ich gesollt hätte, doch auch keineswegs bereue. Und wenn nur etwas Gutes von mir übrigbleibt und nachzuwirken vermag, so bin ich über mein Schicksal völlig getröstet. Freilich ist's sonderbar genug, wie sich alles absichtlich zu fügen scheint, mich ins Weltwesen zu reißen oder vielmehr mich mir selber zu entreißen. Denn wenn ich nach langem Rudern und Streben meinem Ufer nähergerückt zu sein glaube, kommt ein Windstoß, der mich wieder zurückewirft, wie es denn so eben wieder der Fall ist. Doch ich bleibe bei mir und will mich nicht verwirren lassen, wie ich denn auch aufrichtig nicht verlange, daß mein Ziel mir entgegenkommen soll. Ja ich sehe oft mit Ruhe und Wohlgefallen auf meinen Anfang zurücke wie auf die totale Entfernung dessen, was ich bin – und muß, wie ich in all das Wesen hereingepreßt werde, zu dem ich mich so sonderbar verhalte, da doch auf der ganzen Erde Heiß nicht Kalt und Unten nicht Oben ist. Ich gehe in der Regel, ja durchaus mit lauter Dingen um, die meinem Selbst auch nicht das Geringste abmerken, so wie ich

ganz natürlich mir nicht das Geringste merken lasse und allemal hinterher herzlich zu lachen nicht unterlassen kann.

Ich kann aufrichtig sagen, daß mich noch nichts Mißlungenes geschmerzt und wohl eher angefeuert hat, obgleich ich den Neid nicht ganz verhehlen kann, der sich mir aufdringt, wenn ich sehe, wie dicht neben mir alles ganz anders ist, wie die Leute so ruhig wandeln können, indem sie tun, was sie ernährt, ja wohl mich tadeln, indem sie mich bemitleiden. Es gibt Stunden, in welchen dies sehr bitter ist, da man nicht allein und von der Meinung der Welt dependent ist; dieses und die Hemmung, da man nicht vom Flecke kommt, nicht zeigen kann, was man will, und nicht überspringen kann – dies ist der höllische Schmerz, der einen braven Kerl wohl einmal aus der Fassung bringt, und den habe ich genossen wie Einer, der gelebt hat; denn daß einer noch lebt, um es zu tragen, will mir gar nicht ein. Was nun lächerlich ist und worüber Sie vielleicht auch lachen müssen, ist, daß ich mir neue Kleider machen lassen muß, weil ich fett werde wie Ihr Hamlet, indem das Land mager, mein Verdienst und mein Geld von Tag zu Tage dünner wird.

Den 8. August. So habe ich Ihnen denn gesagt, was Sie in Ihrem Briefe fragen: was mit mir geworden ist, und woraus Sie sich selber prophezeien sollen, was werden kann. Ich habe eine unwiderstehliche Sehnsucht nach Ihnen. Könnten wir uns nicht etwa in Leipzig treffen? Ich habe einen doppelten Grund, nach Leipzig zu gehen, wo ich gern etwas von meinen Kompositionen, die mir unter den Händen angewachsen sind, verschachern möchte, denn hier ist durchaus nichts zu machen.

Und nun von dem, was Sie ferner verlangen. Von solchen geistlichen Stücken, als Sie in Ihrem Hause unter 4 oder 6 Personen aufführen könnten, habe ich sehr wenige; denn das Meiste und Beste, was ich besitze, ist für einen großen, lang geübten Chor und besteht in alten Sachen, an welchen die neuern Sänger schon deswegen keinen Geschmack finden, weil sie solche ohne Willen, Ausdauer und gründliche Anweisung nie ordentlich singen lernen. Doch

werde ich Ihnen schicken, was sich etwa schickt. Vor der Hand schlage ich eine Sammlung vierstimmiger, in ihrer Art sehr guter Gesangsstücke von Haydn vor, welche vor etwa 2 Jahren in Leipzig bei Härtel gedruckt erschienen sind und die Sie wahrscheinlich in Weimar kaufen können. Dann werde ich Ihnen kleine Gesänge von hieraus senden, wovon aber die meisten schlechte deutsche Texte haben. Da ich diese Sachen nicht selber besitze, so muß ich sie aufsuchen und werde Ihnen von Zeit zu Zeit solche zuschicken. Möchten Sie doch den schönen Herbst in Berlin verleben wollen, denn sollen Sie schon etwas hören, das so schlimm nicht ist. Denn gehe ich nach Italien, so ist die Singakademie so gut als verloren; denn es kann nicht bestehen, das sehe ich mit Trauern. Sie ist jetzt gegen drittehalb hundert stark, und ich sehe keinen, der dies Schiff flott halten soll. Es ist ein anderes, ein bezahltes Orchester, und ein anderes, so viel freie Leute in diesen Zeiten vor sich selber zu bewahren! – Kommen Sie doch! Sie sollen schon das Rechte finden. Geheimer Rat Wolf ist hier; der schlingt mir so ein Stück Arbeit, woran die Zeit ein Jahrtausend gearbeitet hat, hinter wie eine Tasse Tee. Das kann nicht bekommen. Übrigens befindet er sich wohl in Berlin, und ob wir ihn behalten, muß die Zeit lehren.

105. An Goethe Berlin, 23. August 1807.

Sie erhalten anbei ein Päcklein Singsachen von allerlei Art. Sie sind sämtlich kurz und daher nicht zu schwer, um in einem kleinen und engen Kreise brauchbar zu sein. Freilich sollte man für das Engere, Gesellschaftliche andere als geistliche, besonders heitere und noch leichtere Stücke haben, als diese zum Teile sind. Indessen muß irgendwo der Anfang gemacht werden, wo dann alles gut ist, was klingen will.

Es sind hier in Berlin anjetzt vielleicht mehr als 50 solcher Familienkreise, die sich singend vergnügen und Singetees genannt werden. Ich darf an keinem einzigen derselben Anteil nehmen, weil sie die gefährlichsten Feinde der Singakademie sind. Daher

lerne ich ihre Stücke nicht kennen; ich habe aber bereits Kommission auf eine zweite Lieferung gegeben. Aus einem solchen kleinen Kreise ist freilich die Singakademie entstanden; allein es ist alle Aufmerksamkeit nötig, diese nicht wieder in einen Singtee aufgelöset zu sehn, da alle Freiheit und kein Gesetz für alle vorhanden ist. Deswegen wird die Singakademie nur mit großen und vielstimmigen Stücken beschäftigt, und wenn Sie, mein Freund, solche einst brauchen werden, da kann ich mit reichem und tüchtigen Vorrat aufwarten.

Wäre es doch möglich, daß Sie diesen Oktober hier sein könnten, da sollten Sie was Tüchtiges hören! Die Singakademie hat meiner Frauen Büste in weißem Marmor aushauen lassen. Sie soll in der Akademie feierlich aufgestellt werden, und ich werde bei dieser Gelegenheit ein großes Singstück, welches Händel auf den Tag der heiligen Cäcilia gemacht hat, aufführen. Was aus den andern Dingen dieser Welt werden kann und mag, überlasse ich denen andern; ich für mein Teil will da fortfahren, wo ich stehen geblieben bin, oder vielmehr fortschreiten. Das wird keiner wehren, wenn es auch keiner dankt, und das werden endlich auch Sie tun, und wenn jeder für sich tut, was er muß, wozu der Geist ihn treibt, so, dächte ich, müßte es eher besser werden als schlechter.

Wolf hat einen Plan gemacht, statt der alten Universität Halle eine neue preußische hier im Orte zu etablieren und solche wo möglich mit der hiesigen Akademie der Wissenschaften zu verbinden. Er hat den Plan bereits dem Könige zugeschickt, um der erste zu sein; dann an Planen wird's hoffentlich in Zukunft weniger fehlen als an solchen Ausführern, die wissen, was sie wollen, und können, was sie müssen. Wolf hat in seinem Plane auch meiner gedacht. Ich dagegen denke mir unter den vorliegenden Umständen alles anders wie alle andere Menschen: ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt und gehe nach Italien – Sela.

Den 24. August. Ich muß Ihnen wohl sagen, daß, wenn Sie diese Stücke bei sich singen lassen, Sie die ganze Sache von Anfang an gleich beschränken müssen, sonst gehn die Sänger (nach neuer Kunstart) die Stücke bloß durch, haben ihre Meinungen darüber,

verschlucken eins nach dem andern, und dann sind sie auf einmal damit fertig und sehen sich nach mehr um; wie sie denn überhaupt glauben, die Kunst sei nur da, um ihr Urteil zu rechtfertigen, statt dessen man das Gute und Beste gar nicht eher erkennen kann, bis man's auswendig weiß und davon durchdrungen ist. Da es nicht den geringsten Aufwand erfordert, 4 Singstimmen beisammenzuhaben, so werden die Leute auch dies sehr bald gewohnt und überdrüssig, je schöner und einfacher es ist; es muß daher in solchem Kreise etwas darneben sein, womit die Sänger abwechseln und verschnaufen können. Endlich muß auch der Raum nicht zu klein sein, wo solche mehrstimmige Sachen gesungen werden. Anfänglich tut man zwar wohl, sie im Zimmer zu üben; wenn man aber kann, tut man wohl, in einen großen Raum überzugehn, damit sich die Stimmen auslegen können, die sich von selber nach der Größe der Atmosphäre beschränken oder auseinander gehn.

Mit künftiger Sendung sollen Sie ein „Stabat Mater" erhalten, das aus lauter Kanons besteht, deren Summe zweiundzwanzig ist.

106. An Zelter Karlsbad, den 30. August 1807.

Recht von Herzen sei es Ihnen gedankt, teuerster Freund, daß Sie mich so tief in Ihr Wesen, in Ihren Zustand hineinsehen lassen. Es ist wirklich etwas Prometheisches in Ihrer Art zu sein, das ich nur anstaunen und verehren kann. Indessen Sie das kaum zu Ertragende gefaßt und gelassen tragen und sich Plane zu künftiger erfreulicher und schaffender Tätigkeit bilden, habe ich mich wie ein schon über den Kocyt Abgeschiedener verhalten und an dem Letheischen Flusse wenigstens genippt. Übrigens, insofern ich mich noch als Erdebewohner fühle, habe ich auch nach meiner Art das Meinige getan, manche Erfahrung in mich aufgenommen, manches gelesen, gelernt, notiert, ausgearbeitet und wie es eben gehn wollte. Meine Gesundheit ist leidlich, und bei einem sehr strengen diätetischen Verhalten kann ich meine Zeit sehr wohl nutzen und angenehme Tage zubringen. Auf eine Nach-Hause-Reise über

Dresden, wozu mich der Herzog, der in Töplitz ist, einlud, habe ich aber leider renunzieren müssen. Ich darf mir nichts zumuten. In der Hälfte Septembers bin ich zu Hause. Können Sie uns durch Ihre Gegenwart beglücken, so wüßte ich nichts Erwünschteres. Leben Sie recht wohl und schreiben mir bald.

G.

107. An Zelter

Sie sind ein trefflicher Freund! Wie ich nach Hause kam, fand ich die Gesänge, und schon ist der Anfang zur kleinen Singschule gemacht. Wir werden nach und nach die Sänger des Theaters und unsere Choristen herbeiziehen, auch Personen aus der Stadt, und sehen, wie weit wir kommen. Hübschen Raum haben wir im Theatersaal.

Ihre abermalige Einladung macht mir das Herz schwer. Daß ich Ihre Anstalt nicht schon habe kennen lernen, ist unerlaubt; aber ich habe schon seit mehreren Jahren ein gewisses Kleben am Wohnort, das vorzüglich daraus entspringt, weil in mir noch soviel Aufgeregtes und doch Unausgebildetes liegt. Da habe ich das ganze Jahr zu tun, um nur hie und da ins klare zu kommen, meine Gesundheits- und die Zeitumstände nicht mitgerechnet. Doch würden mich diese ohne jenes weniger abhalten. Aber ich fürchte mich, wenn man es genau besieht, vor neuen Einwirkungen und Aufregungen und entbehre daher mit Willen manchen Genuß.

Der Beifall, den unser Theater in Leipzig erhalten, macht mir Lust und Mut, mich der Sache diesen Winter wieder lebhaft anzunehmen. Wir sind bei dieser Gelegenheit für unser Ausdauern belohnt worden und wollen mit Zutrauen und Hoffnung auf dem alten Wege fortgehen, und so kann auch die niederträchtigste detraktive Opposition, wie wir sie früher von Berlin her erfahren müssen, nichts ausrichten.

Auch ist mir Ihre Ausdauer, mein werter Freund, immer vor Augen. Nur ist freilich zu fürchten, daß, wenn Sie nach Italien gehen, der herrliche Bund so vieler Jahre sich auflösen werde.

Natürlich und lustig ist es, daß sich Ihre Samenkörner so weit und breit herum und auch an die Teetische disseminiert haben. Schaffen Sie mir doch ja von solchen Gesangweisen: denn diese möchten gerade für unsern Schnabel gerecht sein.

Von dem, was ich sonst tue und treibe, schweig' ich und hoffe, bald von meinem stillen Fleiße einige Früchte mitteilen zu können. Leben Sie recht wohl und senden mir manchmal auch ein Lied. Auch solcher kleinen Produktionen würde ich jetzt eher genießen können, besonders wenn Sie ein leichtes Akkompagnement für die Gitarre dazu setzen wollten, deren ich jetzt mehrere um mich habe.

Weimar, den 15. September 1807.

108. An Goethe Berlin, den 20. September 1807.

Ich habe mir Schaden am Fuße getan und kann nicht ausgehen. Dies und Ihr lieber Brief vom 15. dieses zusammen ermuntert mich, sogleich wiederzuschreiben.

Den 22. September. Ein langer, nicht unangenehmer Besuch hielt mich vorgestern abend ab, diesen Brief fortzusetzen. Mein Fuß ist noch nicht wieder ganz besser, doch habe ich in die Singakademie fahren und die Übungen abhalten können, von wo ich eben herkomme. O daß Sie doch die Händel'schen Chöre des „Alexanderfestes" hören könnten! ich bin gewiß, daß die Pracht, Kraft, das Leben und die Ruhe Ihnen die Musik von einer Seite zeigen würden, wie sie nur wenigen und nur selten erscheint. Das Gedicht, welches von Dryden und ursprünglich englisch ist, erzählt, wie Timotheus den Alexander durch seine Kunst bewegt und über diesen gewaltsamen kriegerischen Charakter den Sieg davongetragen habe. Daß nur auch ich erzählen könnte, was mich immer schüchterner und stummer macht: die Einfalt, Klarheit, Freude und das Leben! Ja ich begreife gar nicht, wie man nur ohnedem sein kann, und doch lebt man – es ist aber auch darnach.

Jacobi hat mir aus München seine Abhandlung: „Über gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und Zweck" zugeschickt. Ich

habe sie zweimal gelesen, und die Mühe soll mich nicht verdrießen, sie noch einmal zu lesen. Vielleicht sprechen wir einmal mündlich über dies Kapitel, denn schreiben will sich das von mir nicht lassen. Ich denke immer, auch jener Acker wird etlichemal müssen umgepflügt werden, ehe man wieder an Säen und Pflanzen denken kann. Übrigens gereicht es zur Beruhigung, wo in Deutschland einige Ruhe ist, die Wissenschaften sich anniften zu sehn, und so wollen wir denn auch von hieraus nach unserm Maße tun, was sich durch uns will tun lassen.

Daß Sie den Faden Ihres Theaters festhalten, wundert mich weniger als der Beifall desselben in Leipzig; aber ich freue mich darüber, weil es den Mitgliedern Mut gibt. Der junge Unzelmann ist jetzt hier und mit großem Beifalle schon zweimal aufgetreten. Einmal ist er herausgerufen und sehr applaudiert worden. Leider kann ich jetzt nicht ins Theater gehen, meines Fußes wegen; ich denke indessen, er werde noch einige Zeit es sich hier gefallen lassen. Unser Theater fängt sich an zu heben, nach einem sehr traurigen Sommer, wo man fast fürchtete, es geschlossen zu sehen. Das Haus ist jetzt jedesmal voll; vor allem gefällt das Ballett und die Oper, die denn auch wirklich im ganzen und in ihrer Art besser sind als das Andere, zumal wir jetzt unsere besten Frauenzimmer entbehren: denn Madame Bethmann ist abwesend und Madame Fleck hochschwanger.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob ich Ihnen die Komposition der „Generalbeichte" gesandt habe. In der Ungewißheit sende ich Ihnen solche, Sie werden sie für Ihren Chor brauchen können. Ich habe das Gedicht wirklich dramatisch behandelt, und Sie werden finden, daß es nach unserer Art gelungen ist. Da es so leicht ausgeschrieben ist, so sende ich es in Partitur, um nicht wieder einen so starken Brief zu machen. Ich habe es genau überschrieben, und Sie selber werden besorgt sein, daß es mit der gehörigen Würde gesungen und nicht überjagt werde.

Auf die folgenden Bände Ihrer Schriften hoffe ich sehnlichst, indem ich mir schmeichle, sie werden diese Messe erscheinen.

3.

109. An Zelter Weimar, den 28. September 1807.

Heute, mein Bester, ersuche ich Sie nur um einige kleine Besorgungen, mit dem Wunsche, daß Sie dieses Blatt fein wohl antreffen möge.

Der bei uns engagierte Schauspieler Unzelmann, der jüngere, ist gegenwärtig in Berlin. Ich höre, daß er daselbst gespielt hat. Wollten Sie die Gefälligkeit haben, mir den oder die Komödienzettel, worauf er angezeigt ist, wo möglich mit umgehender Post zu überschicken.

Zugleich oder bald darauf wünschte ich ein Preiskurant von dem Berliner Porzellan zu erhalten, versteht sich, wie es gegenwärtig abgelassen wird, da, wie ich höre, die Preise heruntergesetzt sind.

Sodann würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mir einen Scheffel echte Teltower Rüben schicken könnten, aber freilich bald, ehe die Kälte eintritt.

An den überschickten vierstimmigen Gesängen wird schon fleißig studiert. Alle Sonntag früh kommt man bei mir zusammen. Die angezeigten Haydn'schen Dinge habe ich von Leipzig kommen lassen. Können Sie mir nach und nach noch etwas weiteres verschaffen, so erzeigen Sie mir eine besondere Gefälligkeit; dabei bitte ich zu notieren, was ich Ihnen schuldig werde, damit ich nicht zur Einquartierungslast eine neue hinzufüge. Von anderem nächstens.

G.

110. An Goethe Berlin, den 6. Oktober 1807.

Anbei die rückständigen Komödienzettel bis auf den heutigen Tag.

Sodann den Preiskurant über das hiesige Porzellan.

Ferner etwas Musik für Ihren neuen Chorus, wenn ich Ihnen etwa dieses Stück noch nicht gesandt hätte. Ein Mehreres wird erfolgen, sobald mein Lieferant von Leipzig zurück ist.

Endlich sind Ihre Rüben längst besorgt und bestellt; da sie aber

noch im Wachstume sind, so können Sie solche nicht eher erhalten, bis sie das Erdreich verlassen haben. Für heute nicht mehr als ein zärtliches Lebewohl

Ihres
ewigen
Z.

[Beilage.]

Sie erhalten hiebei, lieber Herr Zelter, den gewünschten Preiskurant, so vollständig, als man ihn machen kann. Vater läßt nebst besten Gruß zugleich noch sagen, daß er die beste Art des Transports nach Weimar hin Fracht finden würde. Man könne es zwar bis Halle zu Wasser schicken, doch seien die Schiffsgelegenheiten sehr selten, und von dort würde es doch mit einem Fuhrmann gehen müssen; hingegen sind Fuhrgelegenheiten von hier nach Leipzig und von dort nach Weimar besonders in jetziger Zeit zur Messe sehr häufig.

Vom weißen Porzellan ist Ausschuß angenommen (Wrack wäre zu schlecht), und ganz im guten wird nicht weißes, sondern nur gemaltes Porzellan verkauft.

Herzlich werde ich mich freuen, wenn der Auftrag durch mich nach Ihrem Wunsche ausgefallen ist.

Henriette Rosenstiel. 6. Oktober.

111. An Goethe

Anbei erfolgen Ein Scheffel beste Teltower Rüben, welche Sie sich gut bekommen lassen sollen und denen ich die letzten Komödienzettel angefügt habe.

Der junge Unzelmann ist hier sehr oft und mit vielem Beifalle aufgetreten. Mehrere Male habe ich ihn gesehen. In den „Klingsbergen", den „3 Gefangnen" und im „Doktor und Apotheker" hat er mir besonders gefallen. Er hat Dreistigkeit, Gewandtheit und Glück; auch hat er sein Gesicht, gegen andere junge Schauspieler, in seiner Gewalt.

Ich schreibe dies auf dem Rathause und schließe daher, mit dem aufrichtigen Wunsche, daß es Ihnen besser ergehn möge als

Ihrem

ewigen

Berlin, 27. Oktober 1807. Z.

112. An Zelter

Erst konnte ich, mein Bester, von Ihnen nicht genug verlangen, erbat mir bald dieses bald jenes, ich plagte Sie mit meinen Kommissionen, da Sie ohnehin genug zu tun haben, und da nun alles angekommen ist, Gesänge, Preiskurant, Rübchen: so mache ich's wie die erhörten Beter und wende mich ohne weiteren Dank von dem Geber zu den Gaben.

Ich will das nicht entschuldigen, denn zu ein paar Zeilen an einen Freund gäbe es immer Zeit; allein ich bin seit meiner Rückreise aus dem Karlsbad so wunderlich von der Gegenwart geklemmt worden, als wenn ich für jene vier Monate, die ich wie ein abgeschiedener Gymnosophist auf ungetrübter Bergeshöhe zugebracht, wieder büßen sollte. Zwar ist mir nichts Unangenehmes widerfahren, doch drängte sich so manches Liebes und Unliebes heran, daß meine Kräfte weder physisch noch moralisch recht ausreichen wollten.

Endlich dachte ich auch die zweite Sendung meiner Werke an Sie abgehen zu lassen; sie ist aber bei mir selbst noch nicht angekommen, nicht einmal in vollständigen Aushängebogen, sonst hätte ich die einstweilen geschickt, insofern sie etwas Neues enthalten.

Mein kleines Singechor, das freilich noch kaum über vier Stimmen hinausgeht, bildet sich schon recht hübsch und wirkt auch schon auf das Theater zu. Kurz vor meiner Abreise ist es durch eine junge weibliche Stimme, die man fast einen Alt nennen könnte, sehr ausgeschmückt worden. Dürfte ich Sie gelegentlich um das Schiller'sche „Punschlied" bitten? Es ist davon leider bei mir nur eine Stimme übrig; die andern sind verschleppt.

Werner, der Sohn des Tals, ist seit zwölf Tagen hier bei uns in Jena. Seine Persönlichkeit interessiert uns und gefällt uns. Er liest von seinen gedruckten und ungedruckten Arbeiten vor, und so kommen wir über die seltsamen Außenseiten dieser Erscheinungen in den Kern hinein, der wohlschmeckend und kräftig ist.

Soviel, mein Liebster, für diesmal. Ich packe ein, um wieder nach Weimar zu gehen. Hier ist es mir ganz gut geworden, und was Sie wohl nicht raten würden: ich bin ins Sonettenmachen hineingekommen. Davon schicke ich Ihnen gelegentlich ein Dutzend, mit der einzigen Bedingung, daß sie niemand sieht und daß keine Abschrift genommen wird. Möchten Sie aber eins davon komponieren, so würde es mich recht glücklich machen. Ich mag gar zu gern meine Produktionen auf Ihrem Elemente schwimmen sehen. Sagen Sie mir bald wieder etwas, wenn es auch nicht viel ist. Ein Freundeswort ist in diesen trüben und kurzen Tagen doppelt erfreulich.

Geheime Rat Wolf hat uns mit einem trefflichen Hefte über das Studium des Altertums beschenkt, das einen großen Reichtum enthält und an alles erinnert, was wir wissen, und uns freundlich andeutet, was wir weiter noch wissen und wie das alles behandlen sollen. Ein nochmaliges Lebewohl.

Jena, den 16. Dezember 1807. G.

1808

113. An Goethe Berlin, 9. Januar 1808.

Für heute will ich nur nichts weiter schreiben, als den beifolgenden sieben Sachen einige Worte der Begleitung mitzugeben.

Ein Fäßchen Mixpikle soll gegen die faule Luft und zur Erregung guten Appetits dienen.

Dann liegt eine zweite Sendung von Singsachen schon gute Zeit bei mir und wartet auf Abgang. Von Schiller schicke ich zwei von mir komponierte „Punschlieder" mit, Sie werden schon das rechte herausfinden und sich die folgenden Strophen dazuschreiben lassen.

Endlich erfolgen die Komödienzettel bis Ende Dezember vorigen Jahres.

Ihren lieben Brief vom 16. Dezember vorigen Jahres habe ich am 23. ejusdem erhalten. Ich freue mich sehr über die Sonette und bitte herzlich: schicken Sie mir solche doch bald. Die Bedingungen sollen erfüllt werden. Niemand soll sie sehn und abschreiben, und was sich von mir will komponieren lassen, sollen Sie sogleich haben. In Erwartung einer neuen Sendung Ihrer Schriften habe ich die „Iphigenie" wieder gelesen, mit solchem Vergnügen, als ob mir erst jetzt ein Licht darüber aufgegangen wäre. Schicken Sie mir doch ja bald etwas Neues. Wann werde ich Sie denn einmal wieder sehn können? In diesem Monate wollte ich mich schon an den Ufern des Adriatischen Meers herumtreiben; eine ungeheure Traurigkeit befällt mich, wenn ich daran denke. Leben Sie wohl, künftig ein Mehreres.

Ihr

Zelter.

114. An Zelter

Speise ging vom Gefreßnen und Stärke vom Aufgezehrten, also sagt' ich, indem Ihr kraftgefüllter Kasten ausgepackt wurde. Alles

ist glücklich angekommen, und der Topf war so tüchtig eingedrängt, daß nichts ausgelaufen war, ob er gleich einen Schrock bekommen hatte. Die Hausfrau dankt, besonders aber Auguste, der die größten Bissen der Gabe zu verschlingen imstande ist. Wir andern nehmen geringere Portionen davon.

Die Musik ist schon der kleinen Schule übergeben worden. Ihre erste Sendung ist noch immer das Beste, was wir die Zeit her erhalten haben. Gestern wurde das Meiste davon unsern Fürstinnen vorgetragen, welche viel Vergnügen daran fanden.

Sie sagten einmal von einem „Stabat Mater". Verzeihen Sie, daß ich's erinnre. Meine kleine Anstalt geht recht gut; nur schreiten die jungen Leute, wie Sie wohl wissen, gar gern aus dem Wege, und jeder dünkt sich behaglicher, wenn er solo irgendein lamentables Grablied oder ein jammervolles Bedauern verlorner Liebe singt. Ich lasse ihnen dergleichen wohl zu, gegen das Ende jeder Session, und verwünsche dabei die Matthissons, Salis, Tiedgen und die sämtliche Klerisei, die uns schwerfällige Deutsche sogar in Liedern über die Welt hinausweist, aus der wir ohnehin geschwind hinauskommen. Dabei tritt noch der Fall ein, daß die Musiker selbst oft hypochondrisch sind und daß selbst die frohe Musik zur Schwermut hinziehen kann. Ich lobe mir, was von Ihnen, lieber Freund, entspringt. Auch gestern wieder bei dem: „Niemals erscheinen die Götter allein", beim: „Lieben Freunde, es gab bessre Zeiten" war es gleich, als ob jedermann den Staub und die Asche des Jahrhunderts vom Haupte schüttelte.

Soviel Gutes verdanke ich Ihnen! Vielleicht seh' ich mich einmal im Falle, Ihnen etwas dagegen zu erstatten. Das beste Lebewohl.

Weimar, den 22. Januar 1808. Goethe.

115. An Goethe Berlin, 27. Januar 1808.

Ihr lieber Brief vom 22. dieses hebt endlich meine Besorgnis wegen der überschickten vulkanischen Speise. Meine Kinder be-

ſtanden zwar darauf, alles aufs feſteſte einballiert zu haben, doch bin ich erſt jetzt ruhig.

Aber wo bleiben meine Sonette, auf die ſich mein Herz ſchon ſo lange freut? Laſſen Sie mich nicht länger darnach ſchmachten und ſchicken Sie ja nicht weniger als das verſprochene Dutzend; ſonſt komponiere ich Elegieen und Hymnen von Tiedge und ſende Ihnen ſie zur Landplage.

In der Tat habe ich – einen Hymnus an die Sonne von Tiedge komponiert, weil er jetzt hier iſt mit ſeiner Gönnerin, der Frau v. d. Recke, deren Gunſt auch ich mich zu rühmen habe. Auch von der Frau v. d. Recke habe ich ein geiſtliches Gedicht komponiert und ihr ſolches in der Singakademie zu hören gegeben.

Hier ſpricht man: Reichardt führe ſeine Opern zu Weimar den Winter über auf. Bei uns zu Lande paſſiert nichts als Überſetzungen aus dem Franzöſiſchen, die denn auch ihr Gutes haben, um ſo mehr, da ſie doch im ganzen noch immer das Beſte ſind, das aus der Pluralität hervorgeht. Außerdem erfreuen wir uns im Theater am meiſten an den Balletten, wo man denn doch körperliche Vorzüge mit Behaglichkeit ſehn kann.

Meine italieniſche Reiſe habe ich aufgeben müſſen. Ich glaube dieſe Neigung jetzt bemeiſtert zu haben und kann mit Ruhe daran denken, beſonders wann mir einfällt, daß im 50. Jahre ſich eine Neigung zur Bequemlichkeit einſtellt, die mit einem nomadiſchen Leben auf fremdem Grund und Boden nicht verträglich iſt. Auch habe ich trotz aller Bemühung nicht Einen Menſchen hier gefunden, der den Wert einer Künſtlerreiſe, wie ich ſie wünſchte, ahnete und wahrzumachen Trieb hätte. Alle wollten gern reiſen und auch hier bleiben, den Zuſtand der Ruhe abwarten, und ſo weiter – ſo will ich es denn auch tun, und nun nichts mehr davon. Gute Nacht!

Den 20. Februar. Geſtern abend habe ich wieder den „Wilhelm Meiſter" geendigt, den ich mit dem größten Vergnügen von Kopf zu Fuß durchgeleſen habe. Welchen Schatz von Weisheit haben Sie, mein unſterblicher Freund, in dieſen Blättern niedergelegt! Ich erfreue mich wie ein unerfahrnes Kind an der reinen und ſichern

Erfahrung, die wie in leichten Zahlen den tiefsten philosophischen Sinn erregt und in das Blut des Lebens übergeht, woraus es genommen ist. Ich weiß, daß ich das alles längst gewußt habe, und doch ist mir alles neu, frisch und grün. Eine Galerie der buntesten Gestalten zieht vorüber, die sich zu verwirren scheinen und dadurch aufklären: treffliche Personen, die die tollsten Streiche begehn müssen, und tolle Menschen, von denen man die Tugend lernt. Kein Gedanke an die jüdische Würfelei, welche die Romanenschreiber mit ihren sogenannten Tugenden und Lastern treiben, um charakterlosen Menschen Ansehn zu geben, daß man sie lobe oder tadle, anstatt zur Selbstbetrachtung würdig angeführt zu werden.

Ich muß wohl schließen, damit der Brief nicht wieder liegen bleibe, bitte aber endlich noch inständigst um die Sonette, die ich gar nicht entbehren kann. Ich führe ein einsames Leben, mitten im Getümmel, und denke täglich, ja stündlich an Sie. Zu Erscheinung einer neuen Erbprinzessin wünsche ich Glück. Gott befohlen! Z.

116. An Zelter

Endlich muß ich nun auch wieder einmal etwas von mir zu vernehmen geben. Diese Tage ist Werner von uns abgereist, nachdem er beinahe vier Monate bei uns zugebracht. Er wird Sie von mir grüßen. Warum können wir nicht auch, wenigstens einige Wochen, wieder zusammen sein?

Wenn ich meine neusten kleinen Gedichte ansehe, so findet sich leider nichts Singbares drunter, und da mag ich sie nicht schicken. Dagegen erhalten Sie in einiger Zeit Versuche eines jungen Musikus, der bei meiner kleinen Singschule diesen Winter mitgewirkt hat. Sie haben die Gefälligkeit, mir eine kleine Rezension drüber zu machen. Es sind vierstimmige Gesänge, und wenn sie Ihnen einiges Zutrauen erregen, so schicke ich den jungen Mann selbst vielleicht auf künftigen September, damit er sich Ihres gegenwärtigen Einflusses einige Wochen erfreue.

Indem ich nun immer in meinen Briefen, anstatt Ihnen etwas mitzuteilen, Ihnen etwas Angenehmes zu erzeigen, immer nur wieder etwas Neues von Ihnen suche und erwarte, so sehe ich um mich her, ob ich denn nicht auch etwas Erfreuliches für Sie wüßte, und da ist mir das Außenbleiben meiner folgenden Bände verdrießlich. Ich vermute, Cotta will die acht letzten Bände zusammen herausgeben. Sobald sie in meinen Händen sind, soll Ihr Exemplar auf den Postwagen. Es ist manches darin, was Ihnen gewiß Freude machen wird.

Reichardt ist, wie Sie wissen, in Kassel engagiert. Aus der Aufführung seiner Opern hier, wovon die Rede gewesen, ist also nichts geworden. Himmel, höre ich, ist in Rom gestorben. Es ist doch schade für das schöne Talent! Leben Sie recht wohl und sagen mir noch vor Ende Aprils etwas. Dann hören Sie von mir aus dem Karlsbad. G.

117. An Zelter Weimar, den 20. April 1808.

Hier, mein Bester, kommen die Gesänge. Werfen Sie einen Blick darauf. Vielleicht machen Sie einige Bemerkungen mit roter Tinte und sagen im allgemeinen, was Sie von der Anlage des jungen Mannes denken, und besonders auch belehren Sie mich, wie weit er es in dieser schweren Kunst gebracht zu haben scheint. Ich schicke ihn vielleicht auf Michaelis, weil er wohl künftigen Winter der Anführer meines kleinen Hausgesanges werden möchte. Da es mein Geschick nicht war, an der reichen Tafel einer großen Stadt bequemlich mitzuschwelgen, so muß ich im Kleinen bauen und pflanzen, hervorbringen und geschehen lassen, was dem Tag und Umständen nach möglich ist.

Sagen Sie mir doch auch, wenn Sie Zeit haben, ein Wort über alte konstantinopolitanische Kirchenmusik, die sich mit der griechischen Kirche im Osten ausgebreitet und die sarmatischen Völker gestimmt zu haben scheint.

Woher kommt wohl die so allgemeine Tendenz nach den Molltönen, die man sogar bis in die Polonäse spürt?

Dieses Osterfest gingen eben acht Kirchensänger hier durch von Petersburg nach Paris zur Kapelle des russischen Gesandten. Sie sangen in der hiesigen griechischen Kapelle die beiden Festtage, an welchen sie, wie mir die Hoheit sagte, nur noch allein ganz echt-alte Musikstücke aufführen. Das Ähnlichste, was ich davon gehört habe, ist der canto fermo der Italiener und die Art, wie die Passion in der päpstlichen Kapelle vorgetragen wird, nämlich der wirkliche Text der Evangelisten.

Noch immer habe ich nichts von meinen Druckschriften zu schicken. Den ersten Bogen von „Faust" lege ich bei; weiter ist mir noch nichts davon zugekommen. Lassen Sie ihn, ich bitte, niemand sehen und schicken mir ihn mit den Noten zurück; denn sonst wird mir ein Exemplar defekt. Leben Sie recht wohl, verzeihen Sie und schreiben mir bald. G.

118. An Zelter

Den 12. Mai gehe ich von hier weg. Ich kann also auf den gegenwärtigen Brief hier keine Antwort mehr von Ihnen erwarten. Schicken Sie aber doch die Eberweinischen Gesänge, den Bogen von „Faust" unter meiner Adresse hierher. Mein Hausbureau besorgt das Weitere. Einen Brief bitte ich mir nach Karlsbad zu senden, wo ich etwa den 15. anlange. Bei den „Drei Mohren" ist mein Quartier.

Kommen auch die acht Bände meiner Werke nach meiner Abreise an, so ist doch bestellt, daß Sie solche gleich erhalten. Die wenige Aussicht, die Sie zu einem ruhigern Zustande haben, macht mich oft nachdenklich, ja konfus. Man sieht wohl, daß man nach und nach seine ganze Vorstellung verändern, die Hoffnung auf die Rückkehr des Alten völlig aufgeben und sich für die übrige Zeit seines Lebens wo nicht erneuen, doch umwenden müßte. Schreiben Sie mir hübsch einen langen Brief, so sollen Sie auch von Karlsbad aus manches von mir hören.

Weimar, den 3. Mai 1808. Goethe.

119. An Goethe Berlin, 6. April 1808.

Sie werden erlauben, daß ich einen kleinen etwas großen Zank mit Ihnen anfange. Denn 1mo muß ich Ihre Sonette haben, weil sie mir versprochen sind und ich dagegen wieder versprochen habe, woraus ein Kontrakt entstanden ist, der um so heiliger gehalten werden muß, da nicht Brief und Siegel, wie zwischen Kaufleuten oder Potentaten, sondern Wort und Treue das Recht verwalten. 2do muß ich als Königlich Preußischer angesehner Bürger und Kaiserlich Französischer, Königlich Italienischer Heptarch der ci-devant Residenzstadt Berlin doch wohl wissen, was sich nicht singen läßt; denn wer es jetzt nicht lernen wollte –

Ergo und kraft dessen bitte ich demütigst um meine 12 Sonette, von denen ich mir keins abdingen lassen will und mich zugleich anheischig mache, das zu singen, welches Sie für das unsingbarste bezeichnen wollen.

Telemann (ein hamburgischer Komponist des vorigen Jahrhunderts) hat gesagt: „Ein ordentlicher Komponist muß den Torzettel singen können", und ich sollte die Schande auf meinen Kaiser kommen lassen, ein Sonett nicht singen zu können? Das sei ferne! – Also nur her mit den Sonetten! ich will sie biegen wie Salat.

Um Himmels Talent ist's im geringsten nicht schade; nicht als ob seinesgleichen eben zu viele wären, aber er lebt, und wenn ihn Gott so lange will leben lassen als ich, so kann er's noch eine Weile mit ansehn. Er ist, wie ich höre, von Rom nach München gegangen, vielleicht treffen Sie ihn im Karlsbade.

Die Versuche Ihres jungen Komponisten erwarte ich, und er selber soll willkommen sein, wenn er uns besuchen will.

Jetzt bin ich mit den Anstalten zu zwei Konzerten beschäftiget, durch welche ich meinen lieben Mitbürgern einige Taler abzulocken gedenke. Ginge nur der Weg nach dem Karlsbade über Berlin, ich wollte den Leuten noch Geld dazu geben.

Nach Ihrem Briefe ohne Datum, den ich heute erhalten habe, müßte Werner schon in Berlin sein, wenn er keinen Umweg gemacht

hat. Man hat hier gesagt, Werner habe ein Stück für die weimarische Bühne geschrieben und solches dort aufgeführt, und man erwartet diesmal etwas ganz Besonderes. Mögen sie warten, bis er selber kommt; er wird's ihnen nicht verhalten, was er hat. Mir will nun einmal das konfuse Wesen nicht eingehn, von Gestalten, die sich zwischen der Idee und der Wirklichkeit abtreiben, denen man am Ende Kopf und Füße ansetzen muß, um sich etwas dabei zu denken. Einem Charakter muß man es ansehn, daß ihn Gott gemacht hat. Kommt er nicht daher, so mag ich auch nichts mit ihm zu tun haben; was geht mich der Poet an und dem Poeten der gute Freund! Aber satt Brot muß ich haben, wenn mir das, was drüber ist, gedeihen soll.

Den 1. Mai. Tausend Dank für Ihren lieben lieben Brief vom 20. April. Die „Zueignung" hat mir unendliche Freude gemacht. Heute vor 12 Jahren war mein Hochzeittag, und heute habe ich diese „Zueignung" schon unzählige Male gelesen, es hat mir den tiefsten Grund aufgeregt, es hat mir Trost und Mut gegeben.

Unter den Liedern des Herrn Eberwein, die anbei nebst dem 1. Bogen des „Faust" zurückerfolgen, behagt mir am meisten das „Am Neujahrstage". Man erkennt darin eine bestimmte Empfindung, und was noch mehr sagen will, diese Empfindung erhält sich homogen. Das Stück fängt an, es baut sich auf, es wächst zu einer Höhe, deren Gipfel der 35. und 36. Takt ist, und schließt ruhig.

Der 5stimmige Satz darin hat eine notwendige Ursache und ist wenigstens fleißig durchgeführt.

Der Satz ist notdürftig rein; ich sage: notdürftig, denn hier trifft man auf den angehenden Komponisten, obgleich ich wieder sagen möchte, daß sich die Mittelstimmen natürlich genug bewegen; es fehlt bloß an Freiheit, Sicherheit, die nur eine gute Schule gibt, die aber jetzt nirgends angetroffen wird.

Das Meiste läßt sich gegen die Modulation oder harmonische Interpunktion einwenden. Es ist dieses jedoch ein so weitläuftiges Kapitel, daß sich brieflich davon nicht reden läßt. Einiges wollen wir versuchen:

Der Anfang des Gedichts besteht in einer Anrufung, die nach meiner Empfindung hier falsch behandelt ist. Diese Anrufung geschieht hier nicht an die Eigenschaft, welche sich von selber versteht, sondern an die Person; der Komponist aber hat diese Eigenschaft — 6 Tonstufen höher akzentuiert als die Person, und daher hat der erste Takt etwas Unmelodisches, Zerstückeltes, wodurch der Anfang unverständlich erscheint. Um mich verständlicher zu machen, habe ich's nach meiner Art mit roten Noten hineingeschrieben. Die zweite Zeile des Gedichts habe ich abgeändert, nicht um das Gedicht zu verbessern, sondern dem Komponisten zu zeigen: wie er interpungiert hat. Wie gesagt, es läßt sich darüber schwer oder gar nicht schreiben, Herr Eberwein muß darüber so lange denken, bis er es hat; deswegen habe ich die 4 ersten Takte ausgearbeitet.

Einige nicht zu billigende Fortschreitungen habe ich mit roten Kreuzen bezeichnet. Sie scheinen zwar versteckt dem Auge, aber ein geübtes Ohr empfindet sie übel, obgleich man sie in jetziger Zeit oft genug hören muß. Mir sind sie unangenehmer als offenbare Verstoße, weil sie etwas Armseliges haben, gegen welches ich meine Schüler täglich warne. Die Fehler eines Meisters kommen allemal von der Meisterschaft her und schaden daher nicht, dahingegen das Schnitzelwerk nur die Scham der Pfuscherei bedeckt.

Auch muß man sich hüten, besonders in vielstimmigen Stücken, Worte ohne Not zu wiederholen, weil die Cantilena dadurch leidet.

Die andern Stücke scheinen mir weniger zu vielstimmigen Stücken geeignet, dahingegen dieses noch unendlich vielstimmiger sein könnte; auch ich singe mit, und wenn ich mir die sexta vox allein dazu setzen müßte.

Man muß sich früh gewöhnen, die Kunst nicht als einen notwendigen Luxus, sondern als eine Wirkung von Ursachen anzusehn; sonst entsteht der falsche Geschmack, auf dem sich das Falsche fort- und fortbaut, bis die ganze Bauerei einstürzt.

Das Lied „Ich denke dein" hat etwas Kirchenartiges und dabei noch Lamentables. Ich dächte, es könnte eher hoffnungsvoll sein. Die Molltonart will mir nicht eingehn, wie ich denn überhaupt

das Tieftraurige nicht ohne den tiefsten Seelenschmerz gestatten möchte. Ja man kann zu allen von Natur erdrückenden und zermalmenden Empfindungen der Kunst ganz und gar überhoben sein, deren Zweck Erbauen, nicht aber Erdrücken und Niederreißen ist. An solchen Gegenständen scheint mir die Kunst ebenso übel angewandt wie der beste Wein an einem Trunkenen. Freilich hängt dabei viel von dem individuellen Charakter des Künstlers ab; aber dafür ist eben die Kunst, welcher ja sonst der Künstler nicht bedürfte und so auch kein Künstler sein könnte. So wenig demnach es einem Schauspieler könnte erlaubt sein, eine lustige Rolle traurig oder einen gemäßigten Charakter übertrieben darzustellen, ebenso wenig könnte ein Komponist in seiner Art das Ähnliche tun.

Den 2. Mai. Gestern abend habe ich Wernern im Schauspiele gesprochen. Er ist sehr zufrieden, Sie zu kennen, und hat mir in kurzer Zeit unendlich viel Schönes von Ihnen gesagt.

Sie fragen, woher die allgemeine Tendenz nach den Molltönen komme, die man sogar bis in die Polonäse spüre.

Ich habe die nämliche Erfahrung gemacht, doch die musikalischen Geschichtschreiber liefern darüber nichts Befriedigendes. Die Molltonart unterscheidet sich von der Durtonart durch die kleine Terz, welche an die Stelle der großen Terz gesetzt wird. Unsere heutige diatonische (natürliche) Tonleiter entspringt aus der Teilung der Saite. Teilt man diese in die Hälfte, so entsteht die Oktave; teilt man sie in drei Teile, so entsteht die reine Quinte; teilt man sie in 5 Teile, so entsteht die große Terz. Man mag aber die Saite in so viele Teile teilen, als man will, so entsteht niemals eine kleine Terz, obgleich man dieser dadurch immer näherkommen kann. Demnach ist diese kleine Terz kein unmittelbares donum der Natur, sondern ein Werk neuerer Kunst, und man muß sie wie eine erniedrigte große Terz betrachten, wie sie denn auch von den strengsten Komponisten in allen Zeiten ist wie ein konsonierendes Intervall behandelt worden, das heißt: sie darf überall, wie die große Terz, frei und unpräpariert eintreten, was in einem reinen Stile keine Dissonanz darf.

Die ziemlich allgemein gewordne Neigung zu den Molltonarten aber glaube ich zuerst in den Gesängen nordischer Erdbewohner angetroffen zu haben, besonders der Insulaner und Küstenbewohner. Von Gesängen in ganz nördlichen Klimaten weiß die musikalische Kunstgeschichte soviel wie gar nichts. Reisende, die einige Kenntnisse von Musik gehabt haben mögen, haben so unbefriedigende Aufzeichnungen derselben geliefert, daß sich daraus mehr auf ihre geringe Kenntnis schließen läßt als auf den wahren Geist jener Gesänge, denn nur gute Musiker sind imstande, solche Sachen richtig aufzuzeichnen. Russische, lettische, norwegische und schottländische Jagd- und Fischerlieder sind das Erste, woraus sich etwas auf eine freie Äußerung des Charakters schließen läßt, mehr jedoch die Tänze, welche eines mehrern äußern Ausdrucks fähig sind als Lieder, die schon eine innere Bildung erfordern. Daher sind die russischen, schottischen und polnischen Tänze so schön und echt national, daß sie unter allen gebildetern Nationen, wiewohl ungeschickt genug, nachgetanzt werden. Selbst diese Tänze aber, insofern ich sie für echt hielt, waren immer aus Molltonarten, wenigstens waren es die besten. Bekanntlich tanzen Russen und Polen gern, schön und mit einem bieg- und regsamen Ausdruck, der eine weit edlere Lebhaftigkeit sehen läßt, als man im gemeinen Leben an ihnen wahrnimmt. Die russischen Lieder und Tänze, welche ich gehört habe, waren ohne Ausnahme aus Molltönen, dabei sehr lebhaft und bestanden aus vielen geschwinden Noten und kurzen Metren. Wären diese Tänze aus Durtönen gewesen, so würden sie mir ausgelassen lustig und wild vorgekommen sein; durch die Molltonart aber werden sie ernst, mild, ja sehnsüchtig, indem sie nach Heiterkeit zu streben scheinen, die eine feuchte kalte Luft und der Genuß scharfer Nahrungsmittel vielleicht verhindern.

Die echte Polonäse zieht sich schon ins Südliche. Eine behaglichere Leidenschaft scheint darin zu erwachen. Der ungerade oder Tripeltakt, der schon ein künstlicher, wenigstens kein natürlicher Takt ist, zeichnet sie ganz besonders aus, und die vielen melodischen Drucker, welche in der Polonäse herrschen und immer mitten ins

Metrum einschneiden, scheinen diesen ungeraden Takt ausgleichen und gerade machen zu wollen, was entweder eine Neigung ins mehr Nördliche verrät oder daher stammt, und so wird's auch wohl mit den Molltonarten sein, welche man zwar hier findet, aber nicht so allgemein.

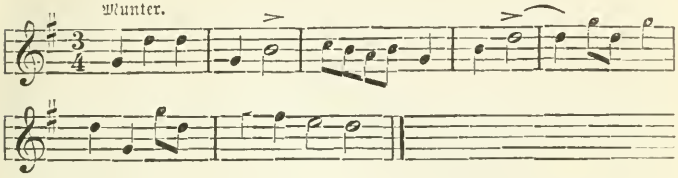
Springen wir von hier mit eins nach Italien, so finden sich, besonders in den besten Zeiten der musikalischen Kunst, die Molltonarten nur in den Tempeln und Kirchen, wo sie der alten, sogenannten griechischen oder Kirchentonarten wegen nicht zu entbehren waren. In Liedern und Tänzen und Theaterstücken herrscht eine leichte biegsame Melodie, selbst im Ausdrucke der heftigsten Leidenschaft (mit wenigen Ausnahmen), und in neuern Zeiten sind die Italiener hierin so weit gekommen, daß man zu einer Arie:

Tu mi da me dividi,
Barbaro! tu m'uccidi!
Tutto il dolor ch'io sento,
Tutto mi vien da te.
Non son nelle selve ircane
Tigre di te più feroce.

und dergleichen die heitersten Melodieen findet, um nur durchaus nichts Trauriges in sich aufkommen zu lassen, und diese Arien sind dann die berühmtesten von allen. Besonders aber findet man (im ganzen) die Opera buffa in weit größerer Vollkommenheit als die ernsthafte Oper, für die noch immer keine bessere Gedichte vorhanden sind als die von Metastasio, Apostolo Zeno und dergleichen. In der Opera buffa werden jedoch die Molltonarten gebraucht, um das Komische zu erhöhen und dem Ernste gleichsam Trotz zu bieten.

Demnach könnte man die Neigung zu den Molltonarten im Klima suchen. Da stehn nun die Norddeutschen in der Mitte, deren eifriges Studium nach allen Polen greift, um ihr flaches Erdreich zu bereichern. Da sie alles machen lernen, so greifen sie endlich nur nach Gewürzen, die das Blut befeuern, und das nennen sie denn Leidenschaft.

Mit den Bergbewohnern und Hirtenvölkern ist es anders. Sie scheinen ihre Tonleitern von ihren Hifthörnern zu nehmen, da sie keine andern Instrumente kennen, und darnach sind denn ihre Lieder und Tänze entweder Dur oder Moll, wie es das Horn angibt. Ein solcher Tanz ist die schottische Hornpipe, deren Melodie ich herseße.



Dieser Tanz ist aus einem Durton, aber es sind mir Schweizerlieder auch aus Molltönen vorgekommen, deren ich mich eben nicht gleich erinnere.

Über konstantinopolitanische Musik weiß ich soviel als meine Historiker, das heißt: gar nichts. Ein orientalischer Kaiser, Constantinus IX., mit dem Zunamen Porphyrogenneta, der in seinem 7. Jahre Kaiser und im Jahre 959 vergiftet worden ist, soll ein großer Musikus gewesen sein. Dann hat, wie mir Nicolai sagt, ein griechischer Kaiser Constantinus im X. Jahrhunderte ein Werk über die Zerimonien des Hofes zu Konstantinopel gemacht, welches im Jahre 1751 zu Leipzig in 2 Foliobänden griechisch und lateinisch gedruckt ist und nach seiner Behauptung unfehlbar in der Bibliothek zu Weimar vorhanden sein muß. Vielleicht ist in diesem Buche auch etwas über konstantinopolitanische Musik enthalten. In des Abts Gerbert lateinischem Werke: „De cantu et musica sacra“, welches ich aber nicht besitze, finden Sie vielleicht noch etwas. Der nämliche hat auch ein Werk herausgegeben: „Scriptores ecclesiastici de musica sacra potissimum. Ex variis Italiae, Galliae et Germaniae codicibus manuscriptis collecti.“

Was sagen Sie denn zu Vossens Sonett? Wenn mir einfällt, daß er sich bei Verfertigung dieses Spaßes die Knebel zerstoßen und etliche Zähne stumpf gebissen hat, die ihm so leicht nicht wieder wachsen werden, so muß man lachen, je weniger man den Witz ver-

steht. Ratten und Mäuse vergiften, ist das auch ein Handwerk für Poeten? Gespenster, dächt' ich, vertrieben sich von selber, wenn man nicht daran glaubt.

Es ist heute schon der 7. Mai, und so mache ich nur, daß dieser Brief in die Post kömmt. Leben Sie fein wohl. Ewig

Ihr

Zelter.

120. An Zelter Karlsbad, den 22. Juni 1808.

Ihr lieber Brief vom 6. April ist mir erst hier in die Hände gekommen. Die Eberweinischen Gesänge habe ich sogleich zurückgeschickt und Ihre gefällige Rezension abschriftlich nachgeschickt. Wie vorteilhaft würde es diesem jungen Menschen sein, wenn er eine gehörige Zeit unter Ihnen studieren könnte. Jetzt aber widerfährt ihm, was allen Anfängern begegnet: sie gehen in der Irre wie die Schafe, und ein Jeglicher sieht auf seinen Weg.

Für alles Übrige, was Sie auf meine Fragen mir zum Trost und Belehrung sagen, danke ich zum allerschönsten; nur habe ich bei Ihren theoretischen Äußerungen, welche, wie ich recht gut weiß, mit den Überzeugungen der physikalischen und musikalischen Welt übereinstimmen, nach meiner Art etwas zu erinnern. Wie sehr wünschte ich über diese Sache, welche mit andern, die ich ruminiere, so genau zusammenhängt, mit Ihnen zu sprechen, weil sich mir alsdann gewiß einige Hauptknoten lösen würden. Ich lege ein Blatt bei, worauf Ihre Äußerung wiederholt steht, dahinter meine Zweifel, Einwendungen und Fragen, insofern ich mich in einer so komplizierten Sache zusammenfassen konnte. Da ich die Punkte numeriert und eine Abschrift davon behalten habe, so könnten Sie mir nur auch Nummer für Nummer freundlich antworten und ich würde Ihre Aufschlüsse mit meinem Konzept zusammenhalten können.

Schon seit dem 15. Mai bin ich hier, habe die ersten vierzehn Tage bei dem schönsten Wetter auch fleißig genug zugebracht; nachher ist gute Gesellschaft gekommen und schlecht Wetter eingefallen, wodurch denn meine Lebensweise sich verändert hat. Eine dritte

Epoche steht mir bevor: schönes Wetter und große Gesellschaft; da ich denn wohl meine Zeit abermals in der Einsamkeit nutzen werde.

Das Exemplar meiner letzten acht Bände ist wohl noch nicht bei Ihnen angekommen. Auch bei seinem etwas späteren Erscheinen werden sie Ihnen hoffentlich willkommen sein. Die Fragmente eines ganzen Lebens nehmen sich freilich wunderlich und inkohärent genug nebeneinander aus; deswegen die Rezensenten in einer gar eigenen Verlegenheit sind, wenn sie mit gutem oder bösem Willen das Zusammengedruckte als ein Zusammengehöriges betrachten wollen. Der freundschaftliche Sinn weiß diese Bruchstücke am besten zu beleben.

Wenn Ihnen das Vossische Sonett zuwider ist, so stimmen wir auch in diesem Punkte völlig überein. Wir haben schon in Deutschland mehrmals den Fall gehabt, daß sehr schöne Talente sich zuletzt in den Pedantismus verloren. Und diesem geht's nun auch so. Für lauter Prosodie ist ihm die Poesie ganz entschwunden.

Und was soll es nun gar heißen, eine einzelne rhythmische Form, das Sonett zum Beispiel, mit Haß und Wut zu verfolgen, da sie ja nur ein Gefäß ist, in das jeder von Gehalt hineinlegen kann, was er vermag? Wie lächerlich ist's, mein Sonett, in dem ich einigermaßen zu ungunsten der Sonette gesprochen, immer wieder[zu]käuen, aus einer ästhetischen Sache eine Parteisache zu machen und mich auch als Parteigesellen heranzuziehen, ohne zu bedenken, daß man recht gut über eine Sache spaßen und spotten kann, ohne sie deswegen zu verachten und zu verwerfen.

Den beikommenden Gedichten dieser Art wünsche ich bei Ihnen eine desto bessre Aufnahme. Nur bitte ich inständig, sie nicht aus Händen zu geben.

Von hier wüßte ich nun weiter nichts zu schreiben, als daß ich mich recht wohl befinde und auch fleißig bin, wie es gehen will. Sind Ihnen die beiden ersten Hefte des Wiener „Prometheus" zur Hand gekommen, so haben Sie ja auch wohl meiner „Pandora" einen günstigen Blick geschenkt. Im fünften oder sechsten Stück werden Sie dieses hübsche Kind näher kennen lernen. Lesen Sie doch ja:

Friedrich Schlegel, „Über die Sprache und Weisheit der Indier“, und bewundern, wie er ein ganz krudes christkatholisches Glaubensbekenntnis mit den herrlichsten Ansichten über Welt-, Menschen- und Kulturgeschichte zu verweben gewußt hat. Man kann dieses Büchlein also auch für eine Deklaration seines Übertritts zur alleinseligmachenden Kirche ansehen. Alles dieses Hokuspokus, es mag nun wirken, wie es will, wird ihm aber doch im Ganzen nichts helfen. Die echte Sinnesart ist zu weit verbreitet und kann nicht mehr untergehen, sie mag sich auch durch Individualitäten soviel modifizieren, als sie will. G.

[Erste Beilage]

1) Die Molltonart unterscheidet sich von der Durtonart durch die kleine Terz,

Unterscheidet sie sich nicht aber auch durch die Verkleinerung oder Verengerung der übrigen Intervalle?

2) welche an die Stelle der großen Terz gesetzt wird.

Dieser Ausdruck kann nur gelten, wenn man von der Durtonart ausgeht. Ein Theorist nordischer Nationen, der von den Molltönen ausginge, könnte ebensogut sagen, die große Terz werde an die Stelle der kleinen gesetzt.

3) Unsre heutige diatonische (natürliche) Tonleiter

Daß die diatonische Tonleiter allein natürlich sei, dagegen geht eigentlich meine Opposition.

4) entspringt aus der Teilung der Saite. Teilt man diese in die Hälfte ꝛc. ꝛc.

Daß die Teilung der Saite in bestimmbare Teile Klänge hervorbringt, die für das Ohr harmonisch sind, ist ein sehr hübsches Experiment, das denn auch eine gewisse Tonleiter begründen möchte; aber was auf diese Weise nicht gelingt, sollte es nicht auf eine andre Weise möglich sein?

5) Man mag aber die Saite in so viel Teile teilen, als man will, so entsteht niemals eine kleine Terz, obgleich man dieser dadurch immer näher kommen kann.

Es ist von einem Experiment zu viel gefordert, wenn es alles leisten soll. Konnte man doch die Elektrizität erst nur durch Reiben darstellen, deren höchste Erscheinung jetzt durch bloße Berührung hervorgebracht wird. Man müßte auf ein Experiment ausgehen, wodurch man die Molltöne gleichfalls als ursprünglich darstellen könnte.

6) Demnach ist diese kleine Terz kein unmittelbares donum der Natur, sondern ein Werk neuerer Kunst,

Ich leugne die Folgerung, da ich die Vordersätze nicht zugebe.

7) und man muß sie als eine erniedrigte große Terz betrachten,

Dieses ist eine Ausflucht, deren sich die Theoristen gewöhnlich zu bedienen pflegen, wenn sie etwas die Natur Beschränkendes festgesetzt haben: denn alsdann müssen sie auf eine sehr paradoxe Weise, was sie einmal behauptet, wieder aufheben und vernichten. Wenn eine große Terz ein Intervall ist, das uns die Natur gibt, wie kann man sie erniedrigen, ohne sie zu zerstören? Wie viel und wie wenig kann man sie erniedrigen, daß es keine große Terz und doch eine Terz sei? und wo hört sie denn überhaupt auf, noch eine Terz zu sein? Mein supponierter nordischer Theorist würde mit eben dem Rechte sagen, die große Terz sei eine erhöhte kleine.

8) wie sie denn auch von den strengsten Komponisten wie ein konsonierendes Intervall behandelt worden,

Hier tritt ja deutlich der Fall ein, der in der Kunst und Technik so oft vorkommt, daß sich der praktische Sinn von einer theoretischen Beschränkung ohne viel Komplimente zu retten weiß.

9) das heißt: sie darf überall, wie die große Terz, frei und unpräpariert eintreten, was in einem reinen Stile keine Dissonanz darf.

Wenn sie als konsonierendes Intervall behandelt wird, so ist sie konsonierend: denn dergleichen läßt sich durch Konvention nicht erst festsetzen. Wenn sie frei und unpräpariert eintreten darf, so ist sie keine Dissonanz: sie ist von Natur harmonisch und ebenso alles, was wieder aus ihr entspringt.

Hier tritt eine oben schon berührte, bei der ganzen Naturforschung höchst merkwürdige Betrachtung ein. Der Mensch an sich selbst, insofern er sich seiner gesunden Sinne bedient, ist der größte und genaueste physikalische Apparat, den es geben kann. Und das ist eben das größte Unheil der neuern Physik, daß man die Experimente gleichsam vom Menschen abgesondert hat und bloß in dem, was künstliche Instrumente zeigen, die Natur erkennen, ja was sie leisten kann, dadurch beschränken und beweisen will. Ebenso ist es mit dem Berechnen. Es ist vieles wahr, was sich nicht berechnen läßt, so wie sehr vieles, was sich nicht bis zum entschiedenen Experiment bringen läßt. Dafür steht ja aber der Mensch so hoch, daß sich das sonst Undarstellbare in ihm darstellt. Was ist denn eine Saite und alle mechanische Teilung derselben gegen das Ohr des Musikers? ja man kann sagen: was sind die elementaren Erscheinungen der Natur selbst gegen den Menschen, der sie alle erst bändigen und modifizieren muß, um sie sich einigermaßen assimilieren zu können? Doch in diese Betrachtungen will ich mich diesmal nicht verlieren; ich behalte mir vor, nächstens besonders darüber zu reden sowie noch über einige andre Punkte mir Auskunft zu erbitten.

Ein Gleichnis
als
Nachschrift.

Alle Künste, indem sie sich nur durch Ausüben und Denken, durch Praxis und Theorie heraufarbeiten konnten, kommen mir vor wie Städte, deren Grund und Boden, worauf sie erbaut sind, man nicht mehr entziffern kann. Felsen wurden weggesprengt, eben diese Steine zugehauen und Häuser daraus gebaut. Höhlen fand man sehr gelegen und bearbeitete sie zu Kellern. Wo der feste Grund ausging, grub und mauerte man ihn; ja vielleicht traf man gleich neben dem Urfelsen ein grundloses Sumpffleck, wo man Pfähle einrammen und Rost schlagen mußte. Wenn das nun alles fertig und bewohnbar ist, was läßt sich nun als Natur und was als Kunst ansprechen? Wo ist das Fundament und wo die Nachhülfe? Wo der Stoff? wo

die Form? Wie schwer ist es alsdann, Gründe anzugeben, wenn man behaupten will, daß in den frühsten Zeiten, wenn man gleich das Ganze übersehen hätte, die sämtlichen Anlagen natur-, kunst- und zweckgemäßer hätten gemacht werden können! Betrachtet man das Klavier, die Orgel, so glaubt man die Stadt meines Gleichnisses zu sehen. Wollte Gott, ich könnte auch einmal an Ihrer Seite meine Wohnung dort aufschlagen und zum wahren Lebensgenuß gelangen, wobei ich alle Fragen über Natur und Kunst, über Theorie und Praxis herzlich gern vergessen möchte.

[Zweite Beilage]

I. Mächtiges Überraschen.

Ein Strom entrauscht umwölktem Felsensaale,
Dem Ozean sich eilig zu verbinden;
Was auch sich spiegeln mag von Grund zu Gründen,
Er wandelt unaufhaltsam fort zu Tale.

Dämonisch aber stürzt mit einem Male –
Ihr folgen Berg und Wald in Wirbelwinden –
Sich Oreas, Behagen dort zu finden,
Und hemmt den Lauf, begrenzt die weite Schale.

Die Welle sprüht und staunt zurück und weichet
Und schwillt bergan, sich immer selbst zu trinken;
Gehemmt ist nun zum Vater hin das Streben.

Sie schwankt und ruht, zum See zurückgedeichet;
Gestirne, spiegelnd sich, beschaun das Blinken
Des Wellenschlags am Fels, ein neues Leben.

II. Freundliches Begegnen.

Im weiten Mantel bis ans Kinn verhüllet,
Ging ich den Felsenweg, den schroffen, grauen,
Hernieder dann zu winterhaften Auen,
Unruhigen Sinns, zur nahen Flucht gewillet.

Auf einmal schien der neue Tag enthüllet:
Ein Mädchen kam, ein Himmel anzuschauen,
So musterhaft wie jene lieben Frauen
Der Dichterwelt. Mein Sehnen war gestillet.

Doch wandt' ich mich hinweg und ließ sie gehen
Und wickelte mich enger in die Falten,
Als wollt' ich trutzend in mir selbst erwarmen;

Und folgt' ihr doch. Sie stand. Da war's geschehen!
In meiner Hülle konnt' ich mich nicht halten,
Die warf ich weg, sie lag in meinen Armen.

III. Wachsende Neigung.

Als kleines art'ges Kind nach Feld und Auen
Sprangst du mit mir so manchen Frühlingsmorgen.
„Für solch ein Töchterchen mit holden Sorgen
Möcht' ich als Vater segnend Häuser bauen!"

Und als du anfingst, in die Welt zu schauen,
War deine Freude häusliches Besorgen.
„Solch eine Schwester! und ich wär' geborgen:
Wie könnt' ich ihr, ach! wie sie mir vertrauen!"

Nun kann den schönen Wachstum nichts beschränken;
Ich fühl' im Herzen heißes Liebetoben.
Umfass' ich sie, die Schmerzen zu beschwicht'gen?

Doch ach! nun muß ich dich als Fürstin denken:
Du stehst so schroff vor mir emporgehoben;
Ich beuge mich vor deinem Blick, dem flücht'gen.

IV. Gewöhnung.

Sollt' ich mich denn so ganz an sie gewöhnen?
Das wäre mir zuletzt doch reine Plage.

Darum versuch' ich's gleich am heut'gen Tage
Und nahe nicht dem vielgewohnten Schönen.

Wie aber mag ich dich, mein Herz, versöhnen,
Daß ich im wicht'gen Fall dich nicht befrage?
Wohlan! Komm her! Wir äußern unsre Klage
In liebevollen traurig-heitren Tönen.

Siehst du, es geht! Des Dichters Wink gewärtig,
Melodisch klingt die durchgespielte Leier,
Ein Liebesopfer traulich darzubringen.

Du denkst es kaum und sieh, das Lied ist fertig!
Allein was nun? – Ich dächt', im ersten Feuer
Wir eilten hin, es vor ihr selbst zu singen.

V. Trennung.

War unersättlich nach viel tausend Küssen
Und mußt' mit Einem Kuß am Ende scheiden;
Nach herber Trennung tiefempfundnem Leiden
War mir das Ufer, dem ich mich entrissen,

Mit Wohnungen, mit Bergen, Hügeln, Flüssen,
Solang ich's deutlich sah, ein Schatz der Freuden;
Zuletzt im Blauen blieb ein Augenweiden
An fernentwichnen lichten Finsternissen.

Und endlich, als das Meer den Blick umgrenzte,
Fiel mir zurück ins Herz mein heiß Verlangen;
Ich suchte mein Verlornes gar verdrossen.

Da war es gleich, als ob der Himmel glänzte;
Mir schien, als wäre nichts mir, nichts entgangen,
Als hätt' ich alles, was ich je genossen.

VI. Entsagen.

Entwöhnen sollt' ich mich vom Glanz der Blicke!
Mein Leben sollten sie nicht mehr verschönen.
Was man Geschick nennt, läßt sich nicht versöhnen;
Ich weiß es wohl und trat bestürzt zurücke.

Nun wußt' ich auch von keinem weitern Glücke;
Gleich fing ich an, von diesen und von jenen
Notwend'gen Dingen sonst mich zu entwöhnen,
Notwendig schien mir nichts als ihre Blicke.

Des Weines Glut, den Vielgenuß der Speisen,
Bequemlichkeit und Schlaf und sonst'ge Gaben,
Gesellschaft wies ich weg, daß wenig bliebe.

So kann ich ruhig durch die Welt nun reisen:
Was ich bedarf, ist überall zu haben,
Und Unentbehrlichs bring' ich mit – die Liebe!

121. An Goethe

Berlin, 8. Mai 1808. Je mehr sich das tolle Weltwesen durcheinander wirrt, je – ruhiger, möcht' ich sagen, erhebt sich meine Natur aus den verkohlenden Bruchstücken einer Verfassungsmäßigkeit, woran Gewohnheit und Furcht festhalten. Ihr Brief vom 3. dieses, der soeben angekommen ist, gibt mir Gelegenheit zu diesem Bekenntnisse. Daß ich rechtschaffen mitleide, können Sie denken, aber es sollte mir Trost sein, wäre ich der Einzige im Lande, der diese Schmach verdient hätte.

Ich habe Stunden ohne den Wunsch, daß es anders sein möchte, als es ist, wo sich alles Einzelne, Gemeinte in unendlicher Ferne vor mich hinstellt und mit dem Gewesenen und Werdenden in eine Reihe tritt, die ich wie ein abgeschiedener Geist überschaue. Manchmal ist mir zu Mute wie einem Orestes, der Heilung spürt von dem alten Bannfluche, je näher er sich dem Hades glaubt.

Ich kann einmal nicht begreifen, wie etwas Rechtes geschehen könne ohne Opfer, und daß vielmehr alle eitle Treiberei zum Gegenteil dessen führen muß, was wünschenswürdig scheint. Mit diesen Gedanken lege ich mich oft auf mein einsames Lager und stehe am frühen Morgen damit auf; ja ich erhole mich daran von den mühseligen notvollen Tagen der letzten 18 Monate, und daher bin ich nicht versunken, wie es manche sind, und heute stehe ich noch auf meinen Füßen und denke ernstlich daran, mich darauf zu erhalten.

Dies, mein ewig geliebter Freund, wollte ich Ihnen sagen, weil es sonst keiner hören kann. Alles sieht noch mit den alten Augen, und – alles läuft hinter der Pein her, der sie zu entlaufen gedenken. Was sie mit den Händen ergreifen könnten, suchen sie meilenweit außer sich.

Den 9. Mai. Mein letzter Brief ist gestern mit dem ersten Bogen des „Faust" und den Eberwein'schen Gesängen an Sie abgegangen, er kann Sie also noch in Weimar antreffen. Diesen Brief erhalten Sie dagegen, Gott weiß wann, im Karlsbade.

Meine Ripienschule, von der ich Ihnen, wie ich glaube, voriges Jahr schrieb, habe ich auf eine Zeitlang einstellen müssen, weil die Akademie der Künste eine Ausstellung vor hat, die noch in diesem Monate ihren Anfang nehmen soll. Daß mir diese Unterbrechung nicht angenehm sein kann, versteht sich von selber. Ein ganzes Jahr habe ich mit mühsamen Hinweisungen auf die ersten Anfangsgründe musikalischer Praxis hingebracht und kaum *etwas* erlangt.

Worin sich die Wenigsten, selbst der Bessern und Ältern finden können, ist, wenn sie an Dinge erinnert werden, die sie ehemals wollen gewußt haben. Der Anfang einer Sache scheint ihnen nur für die Anfänger dazusein. Darüber ist ihnen denn nichts klar und jede Rückkehr zum Rechten verschlossen. So ist's überall, man mag hinsehn, wohin man will.

Den 15. Mai.

Unterdessen habe ich die ehemals angefangnen Versuche fortgesetzt, besonders künstliche Versmaße musikalisch zu behandeln und sie dem Chor in den Mund zu legen. Ich glaubte die gute Ge-

legenheit zu nutzen, da Geheimer Rat Wolf hier ist. – Wir können nicht recht zusammenkommen. Wir wohnen weit auseinander. Auch er hat sich in die weite Residenz einstrudeln lassen.

3. Julius. Gestern ist Ihr lieber Brief vom 22. Junius angekommen, der soviel Schönes enthält. Es ist ein Unglück, daß ich von meinem letzten langen Briefe an Sie keine Abschrift habe. Aber mein Kopist ist gestorben, und nun werde ich wohl keinen wieder heuraten. Ich weiß selber nicht mehr, wie ich Ihnen alles geschrieben habe, doch will ich suchen, Ihre Fragen zu beantworten.

Die Reperkussion Ihrer Bemerkungen gegen die musikalische Theorie habe ich elektrisch gefühlt, da so manche dieser Einsprüche schon längst auch in mir sich regen. Doch kann ich nur sagen, was wir wissen. Zum Untersuchen fehlt es mir an mathematischer Geduld, und was ich aufs Klare zu bringen suche, ist etwa soviel, als ich für mein eigenes Haus brauche, da mir bei meinen Kompositionen ein gewisses Streben nach klassischer Tendenz natürlich ist.

Unsere Theorie ist ein System worden, das man soll lernen und lehren können. Daß und inwiefern dabei der Natur Gewalt geschehen ist, kann nicht bezweifelt werden. Doch ist es ein sinnreiches Gewebe von Modifikationen, das man kaum ohne Bewundrung betrachten kann, daher denn die Musiker glauben, was sich mit diesem System nicht ausrichten lasse, sei nicht auszurichten. Soviel ist gewiß: rückt man einzelne Pfeiler dieser Theorie von ihrem fundo weg, so läuft man Gefahr, das Gebäude zu lädieren. Doch – zu Ihren Fragen!

ad 1) Die Molltonart unterscheidet sich von der Durtonart allein durch die Terz. Die Quinte und Oktave bleiben in beiden Tonarten unveränderlich, daher diese letztern auch vollkommene Konsonanzen, die Terz hingegen ihrer Veränderlichkeit wegen eine unvollkommene Konsonanz genennet wird, weil sie groß oder klein (Dur oder Moll) sein kann.

ad 2) Das Experiment der Teilung der Saite, aus welcher die Intervalle unserer Tonleiter abstammen, trägt noch eine physi-

kalische Erscheinung neben sich, diese ist: die Erscheinung der mitklingenden Töne. Wenn man nämlich eine tiefe Saite in Vibration setzt, so hört man nicht allein den Ton der Saite, sondern mehrere von selber mitklingende Töne darüber. Sucht man diese mitklingende Töne auf, so finden sich die Zahlen 2. 3. 4. 5. 6. 7 und so weiter, welche das menschliche Ohr noch unterscheiden kann. Auch die Äolsharfe gibt das nämliche Experiment, und da, besonders bei starker und anhaltender Luftbewegung, auch die höhern Zahlen 8. 9. 10. 11. 12. 13 und so weiter hörbar werden und dissonierend mittönen, so entsteht der wundervolle Eindruck der Äolsharfe, indem diese Töne zugleich notwendig und willkürlich erscheinen. Alle diese mitklingenden Töne nun haben einen gemeinschaftlichen Grundton (in welchem die Harfe gestimmt ist), und auf diesem Grundtone erscheint die Terz niemals anders als groß (Dur), niemals also klein (Moll). Ich habe aber die kleine Terz deswegen ein Werk der Kunst, eine erniedrigte große Terz genannt, weil sie übrigens von den Musikern als konsonierend (wie die große) behandelt wird.

ad 3) Daß unsere diatonische Tonleiter allein natürlich sei, habe ich wenigstens nicht behaupten wollen, weil es sich nicht behaupten läßt. Ja wir besitzen sogar heut diese Stunde zweierlei verschiedene Temperaturen der Tonleiter, von denen die eine die gleichschwebende und die andere die ungleichschwebende Temperatur heißt, von denen aber keine vollkommen natürlich ist, und ob die Griechen eine natürliche gehabt haben, wissen wir nicht, weil wir überhaupt nichts wissen.

ad 4) Sollte es nicht auf andere Weise möglich sein? – Allerdings! Die kleine Terz ist da, aber nicht als Produkt des Grundtones, daher sie auch nicht klingend (mitklingend) erscheinen kann. Die kleine Terz entsteht vielmehr aus dem Verhältnis $\frac{6}{6} : \frac{5}{6} = 1 : \frac{5}{6} = 6 : 5$, sonst könnte man sie gar nicht stimmen. Auch die reine Quarte entsteht auf diese Art $\frac{4}{4} : \frac{3}{4}$ oder $1 : \frac{3}{4} = 4 : 3$, und daher ist sie auch nicht mitklingend und doch konsonierend.

ad 5) und 6) Wenn ein Experiment alles leistet, um Ein Ganzes zu haben, so kann man fragen: was soll noch geleistet werden? Unter den mitklingenden Tönen ist einmal die kleine Terz nicht; Ein zusammengesetztes Verhältnis gibt sie, und ich zweifele, daß durch irgendeine äußere Veranlassung, auf natürliche Art dieses Intervall von selbst erscheinen werde. Wäre es jedoch möglich, so verändern sich zugleich mit ihr alle übrigen Intervalle, und wir haben dann allerdings für die Molltonarten ein ganz neues, ganz verschiedenes System, welches höchst wahrscheinlich keine Durtonart neben sich leidet, dahingegen unser heutiges System beides zu einem unendlichen Reichtume von Modifikationen verbindet.

Die Elektrizität könnte bei der Äolsharfe sehr gut angewendet werden; außerdem könnte auch die Reibung, doch immer nur an klingenden Körpern, geschehen, und das Resultat müßte sich, denk' ich, nur immer für die große Terz entscheiden. Denn das Ohr kann alle Dissonanzen nebeneinander vertragen: die Prime neben der Sekunde, die Sekunde neben der Terz, die Terz neben der Quarte, die 4. neben der 5. und so weiter; doch die kleine Terz neben der großen Terz ist unausstehlich, weil es unauflöslich ist. Daher nun hatte ich die kleine Terz ein nicht unmittelbares donum genannt.

Die 3 folgende Punkte ergeben sich nun wohl aus dem Vorigen. Denn möglich sind alle Intervalle, die zwischen den gebräuchlichen liegen; doch wenn wir sie gebrauchen sollen, nach einer Ordnung, kunstmäßig gebrauchen, lehren sollen, so müssen wir ein neues System haben. — Was aber unserer angenommenen, obgleich unvollkommenern Theorie das Wort redet, ist eben das, was Sie selbst hinzufügen. Denn die obigen Erscheinungen sind nicht allein nicht getrennt vom Menschen und seinem leiblichen und geistigen Apparat, sie vermählen ihn vielmehr mit den auch außer ihm belegenen Elementen der Natur. Seine Nerven, die geheimsten Kräfte seines Gemüts klingen wider bei den verwandten Tönen und ziehn ihn an, ja sie reißen ihn fort; doch sie würden ihn quä-

len, drücken, zerstören, wenn sie nicht wären, was sie sind und so lange geblieben sind.

Unter den Instrumenten, die nicht von Natur alle Töne unserer Skala frei angeben, gehören das Waldhorn und die Trompete. Aus dem Waldhorn wie aus der Trompete geht die große Terz frei hervor, doch die kleine Terz kann nur durch Zustopfen mit der Hand erlangt werden, und da sie also nicht frei erscheint, so ist sie auch niemals ganz rein; das Ohr vermißt etwas. Ich erinnere mich endlich einer Glocke, die hier in der Stadt befindlich ist. Diese Glocke, welche ungleichartige Teile bei sich führen muß, läßt deutlich eine Terz hören, die kleiner ist als die große und sich daher der Molltonart mehr nähert als der Durtonart. Doch jedesmal nach dem Anschlage des Klöpfels reinigt sich diese Terz nachschwingend in der Luft von selber und nähert sich der großen Terz so lange, bis sie rein ist. Dieses Experiment habe ich oft viertelstundenlang selber beobachtet. Da nun dieser mitklingende Ton der kleinen Terz näher ist als der großen, warum ging der Nachklang nicht in die kleine Terz über?

Den 13. Julius. Die letzten acht Bände Ihrer Schriften sind den 5. dieses angelangt. Für die glückliche Wiederherstellung des Teufels in der moralischen Welt danke ich kühnlich im Namen aller guten Patrioten. Das ist denn doch ein Kerl, der sich zeigen läßt: „der Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft". – Nun wir den alten Schelm wiederhaben, wollen wir ihm den Drudenfuß etwas sorgfältiger ziehn, damit er uns nicht so leicht mehr davonlaufen soll. Ich habe mich fürstlich ergetzt an den neuen Zusätzen, verstehe aber noch nicht alles; gewaltsam erschüttert, durch und durch, hat mich die Brockenszene. Der Anblick des unglücklichen Gretchens hat mich fast trostlos gemacht. So leicht es angedeutet ist, so ungeheuer ist die Wirkung. Über manches Neue im „Faust", das ich nun schon so oft gelesen habe, werden Sie mir wohl nähern Aufschluß geben. Zum Exempel das „Intermezzo", doch will ich erst das ganze Gedicht noch einmal lesen.

Ihre „Pandora“ habe ich zu meiner Unruhe gelesen, denn seitdem kann ich nicht schlafen, bis ich das Ganze kenne. Um mich zu beruhigen, habe ich schon komponiert und diese Szenen aufs Papier geworfen. Die beiden Brüder hoffe ich so nebeneinander sehn zu lassen, daß sie erkennbar sein sollen; nur die Kinder erkenne ich selber noch nicht, und die Mutter zu erraten ist so gefährlich, daß, wenn einmal ein falscher Charakter in melodische Formen übergegangen ist, kein Bestreben ihn wieder einrichten kann. Ich bitte Sie inständig: wenn Sie es können, senden Sie mir das Übrige eher, als es herauskommt und sich meine Begierde verzehrt. Es soll nicht aus meinen Händen kommen, es soll es niemand sehn, ich will zu niemand davon reden. Es ist eine Pein, sich solche Dinge wie Erbsen in den Topf zählen zu lassen, man verhungert im Genusse; es ist um katholisch zu werden. – „Apropos Tübingen“: der Schlegel ist mit einem Male weise worden. An dem hat die allein seligmachende Kirche einen guten Fisch gefangen. Aber es ärgert mich dennoch, weil ich einmal etwas auf ihn gehalten habe. Was kann Er für Ursachen zu einem solchen Schritte haben? – Da betrügt doch wohl eins das andere beim hellen Sonnenscheine.

Für die schönen Sonette danke ich fürs erste herzlich. Viele, viele Male habe ich sie schon gelesen, und da ich die Situation und den Zusammenhang noch nicht erraten konnte, habe ich sie abgeschrieben, welches eins von meinen Hausmitteln ist.

Den 14. Juli. Ich will heute noch nach Küstrin reisen und denke in etwan 8 Tagen wiederzukommen. So leben Sie denn wohl und lassen Sie sich das lange Geschreibe nicht verdrießlich machen. Mündlich könnte man freilich alle die Sachen besser abhandeln, besonders wenn man sich dazu präparieren könnte, denn ich habe diese Dinge großenteils wieder vergessen und muß sie mir immer erst zurückrufen.

122. An Goethe Berlin, 9. September 1808.

Der junge Herr Eberwein ist am 19. vorigen Monats hier eingetroffen, und am Tage darauf haben wir zusammen unsere scho-

lastische Unterhaltungen begonnen, welche nun in den letzten Tagen anfangen, einen leichtern Gang zu nehmen, da er schon ziemlich in die allgemeine Wildnis übergegangen war. Da er nur einen kurzen Urlaub hat, so wird es schwer halten, manche Vorbedingungen der Kunst, welche eigentlich schon von Jugend an ins Blut übergehn müssen, für diesen Urlaub zuzuschneiden; er wünscht daher, daß ich mich verwenden möge, ihm bei Ihnen, mein Freund, einen längern Urlaub zu erbitten. Dieses tue ich denn recht gern, um so lieber, als ich hoffe, er werde diesen längern Urlaub nach seiner Zurückkunft desto reichlicher vergüten. Ich bitte daher, daß Sie ihn wenigstens den nächsten Winter in Berlin lassen, der hier zu Lande für Musik allein einigen Vorteil gewährt. Selbst seine Teilnahme an der Singakademie kann ihm nur insofern als Artist nützlich werden, wenn er einer Reihe von Lektionen beiwohnt, deren Produkt er entstehn und wachsen sieht, besonders aber, wenn er tüchtige und meisterhafte Kompositionen von derben deutschen Stil hört, an denen er entweder sein Unvermögen wahrnimmt oder sein tieferer Eifer erweckt wird. Ergriffen hat es ihn, das bemerke ich wohl, er sieht aber noch nicht, wo es sitzt, indem er es von außen sucht. Er hat sich schon viele Freunde gemacht. Gestern hat er sich zum ersten Male öffentlich, nicht ohne Beifall, auf der Violine hören lassen. Sein Ton ist schön und rein, aber er hat sich, Gott weiß nach welchem Muster, eine weinerliche retardierende Kantilena angewöhnt, deren Nachteile ich ihm gehörig auseinandersetzen werde. Auf seine Frage, wieviel er mir für den Unterricht zu bezahlen habe, habe ich erklärt, daß ich diese Sache mit Ihnen abzumachen gedenke: Ihnen will ich also auch im voraus sagen, daß je mehr er lernt, je weniger soll er mir bezahlen, und sein längerer Aufenthalt in Berlin soll ihm bei mir deswegen nicht höher zu stehn kommen, wenn er nicht bemittelt ist.

Seit Monat August habe ich die frühen Morgenstunden dazu angewandt, meine Jugendjahre aufzuschreiben. Da ich nicht mehr so hoffnungsvoll vor mich hinaussehn kann, so habe ich mein Auge auf Frühgeschehenes gerichtet. Vielleicht kann ich, wenn ich

zum zweiten Male mein funfzigstes Jahr wiedererreicht habe, noch eine Weile mit der Welt fortgehn, die mir in den letzten Tagen mühselig genug erschienen ist.

Den 11. September. Da dieser Brief gestern liegen geblieben ist und also erst Mittwoch abgehn kann, so muß ich bitten, mit umgehender Post wegen des jungen Eberwein zu antworten. Ich habe ihm gesagt, ich hätte einen Brief von Ihnen, worin Sie die Anlegung eines Diariums über seine Fortschritte verlangt hätten.

Es ist notwendig, daß der junge Mann den Strom der Mitte versuche, dazu gebe ich ihm selber Anlaß, und er ist daher aufgenommen; da jedoch seine Zeit auch gemessen ist, so habe ich ihn schon aufmerksam gemacht, sich nicht zu verlieren. Sonst kann er täglich in vortrefflichen Gesellschaften Beifall und Freundschaft genießen, wovon aber nichts bis nach Weimar gelangen dürfte.

Zelter.

123. An Zelter

Sie verbinden mich aufs neue, teuerster Freund, durch die gute Aufnahme Herrn Eberweins. Als ich ihm nach Berlin den kurzen Urlaub gegeben, konnte ich freilich nur die Absicht haben, ihn gewahrwerden zu lassen, daß die Kunst eine Höhe und Tiefe habe, die er nur dunkel zu ahnden schien, und ein Gesetz, von dem man sich freilich so von außen und bei der gewöhnlichen Art, wie junge Menschen in die Vorhöfe gelangen, nicht den mindesten Begriff machen kann. Leider kann ich seinen Urlaub diesmal nicht verlängern, und es soll mir schon genug sein, wenn er, mit den Herrnhutern zu reden, als ein Sünder zurückkommt, wenn er fühlt, daß manches abzulegen ist, was er fürs Rechte gehalten hatte, wenn er merkt, daß das oft Irrwege sind, was die Welt für Wege zum Ziel hält, wenn in ihm eine unendliche Sehnsucht erregt ist, Sie wiederzusehen und sich unter Ihnen zu bilden. Finde ich ihn auf diese Weise angegriffen, so will ich suchen, ihm das künftig zu verschaffen, was er jetzt entbehren muß.

Ich bin glücklich von Karlsbad zurück und habe dort manches gearbeitet, das ich Ihnen früher oder später ans Herz zu legen denke. Leben Sie recht wohl, und wenn Sie von Ihren Konfessionen etwas mitteilen mögen, so lassen Sie mich den ersten sein. Sobald ich etwas ruhiger bin, hören Sie mehr von mir. Herrn Eberwein lassen Sie, wenn sein Urlaub um ist, wieder abgehen.

Weimar, den 19. September 1808. G.

124. An Goethe Berlin, 30. September 1808.

So schicke ich Ihnen denn Ihren jungen Herrn Eberwein zurück, wenig besser, als er gekommen ist. Er hat nur den Eingang gesehn; ob er die Vorhöfe selbst finden wird, soll die Zeit lehren. Mit Fleiß habe ich ihm solche Arbeiten aufgegeben, die den Anfängern trocken erscheinen, um ihn vorerst zu isolieren und von seiner Zeit abzuscheiden; denn wenn er nichts Besseres machen lernt, als die Menge zu allen Zeiten gern hört, so ist's auch gleichviel, womit er die Zeit verdirbt. Ich habe ihm aufgegeben, mir wenigstens alle Monate etwas dieser Art einzuschicken, worauf ich ihm prompt antworten werde, wobei ich auf Ihre Ermunterung rechne, da er im Zuge bleiben muß.

Wir sind hier jetzt voll Hoffnung und Erwartung der Dinge, die uns aus Ihrem Lande kommen sollen. Wir bedürfen aber des Guten viel, und es ist keinem zu verdenken, wenn er das Beste für sich behält.

Wie gerne möchte ich Sie einmal wieder von Angesicht sehn! Sollte es denn ganz unmöglich sein, Sie vor meinem Tode hier unter uns zu sehn? wo Sie es sich doch auch so gar schlimm und schlecht nicht vorstellen sollen; denn wir leben doch noch mit, nach unserer Art, wenn auch vor der Hand guter Rat teure Ware bei uns ist.

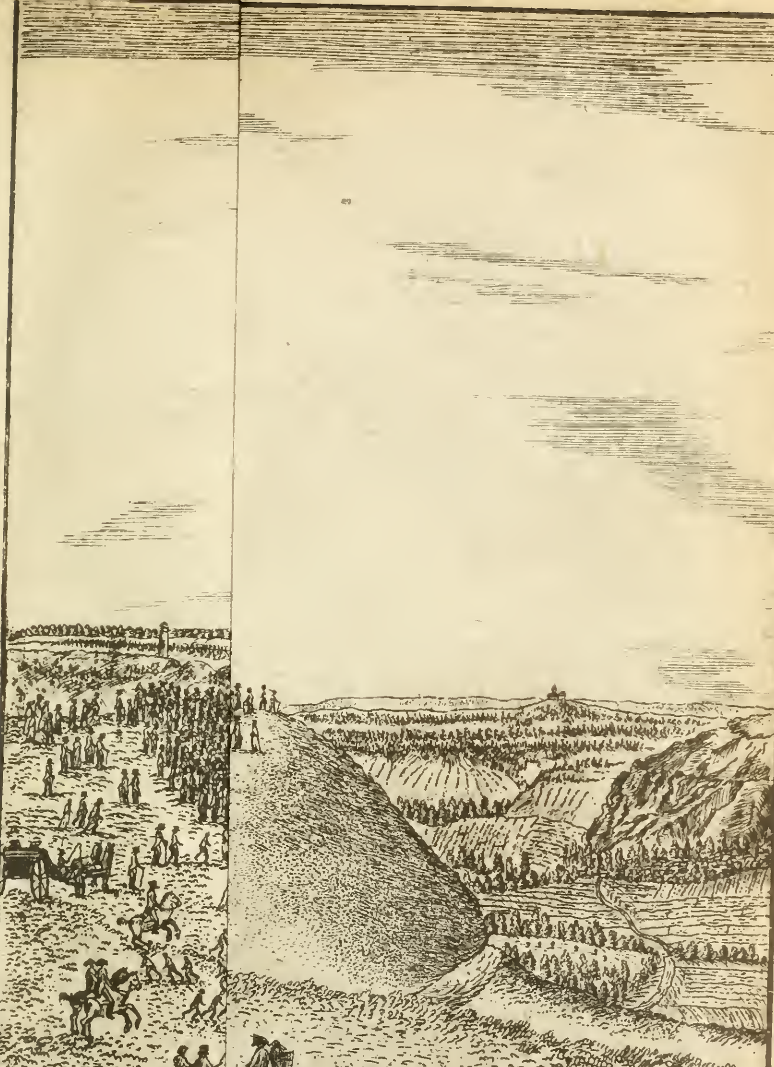
Meine Konfessionen sollen Ihnen kein Geheimnis bleiben und bin ich darinne ziemlich fortgerückt; doch geht es von nun an etwas langsamer. Fünfundzwanzig Jahre sind zurückegelegt, die Ihnen,

mein geliebter Freund, nicht unerbaulich sein werden, da Sie gern die Kindheit und Jugend zum Leben des Mannes rechnen.

Wie schwer es übrigens ist, Lebenserfahrungen so zu fixieren, daß sie vom Papiere her den lebendigen Atem, die Jugendluft behalten, weiß ich nun auch. Auf der andern Seite stößt man alle Augenblicke auf Personen und Verhältnisse, die noch existieren, und wenn ich daran denke, für meine Schrift einen Titel auszumitteln, so haben Sie den einzig möglichen für Ihren „Wilhelm Meister" in Besitz genommen, den ich jetzt erst bewundre, da ich sehe, daß das Leben und die Bildung des Künstlers sich zur Kunst verhält wie die Organisation jedes Menschen zur Menschheit: es ist zugleich das Nämliche und das Verschiedenste in seinen unendlichen Modifikationen. So hätte ein Volk, und vielleicht alle Nationen der Erde, genug an Einem solchen Buche.

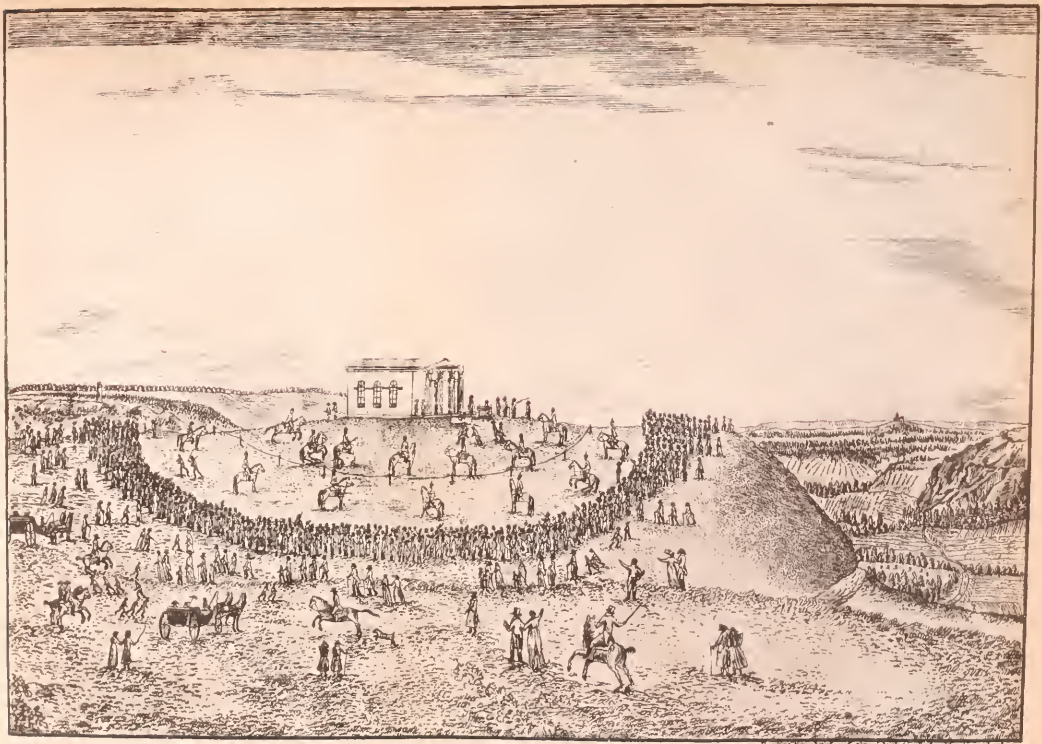
Ihr Brief vom 19. dieses ist am 27. hier angekommen. Ich fand für gut, ihn den jungen Eberwein sogleich selber lesen zu lassen, teils um nicht der Überbringer einer traurigen Nachricht zu sein, und teils ihn zu überzeugen, wie Sie selber über die Dinge der Kunst gesonnen sind.

Ich sende die Komödienzettel dieses Jahres bis zum 1. Oktober mit und das längst versprochene Verzeichnis der nach Paris verführten Kunstsachen. Ich studiere darauf, Sie diesen Winter auf einige Tage zu überraschen, um eine andere Luft zu atmen. Es ist grausam, solche Dinge von einem Menschen zu verlangen, wozu wenigstens ein Walfisch und sein kaltes Blut gehört. Manchmal möchte man lieber dem Teufel angehören und Pech und Schwefel fressen, als dies Tranleben führen, das aller Geduld Hohn spricht. Die einzige äußere Rekreation ist das Schauspiel, worin durchaus nichts als die übersetzten dreimal unnatürlichen Stücke wiederholt werden, wenn nicht Kotzbue mit einer neuen Farce dazwischentritt. – Wenn man bei alle dem Unwesen nur noch den Trost hätte, sagen zu können: es geschieht uns unrecht! – Wäre ich ein Katholik, so könnte ich hoffen, meinen Anteil am Fegfeuer pränumeriert zu haben, aber so bin ich noch ein Ketzer dazu.



Dessiné d'après nature et gravé par H. D. J. Herold à Jena

Répresenta NAPOLEON = BERGES



Représentation du MONT de NAPOLEON
vers l'occident, le 7 octobre 1808

Abbildung des NAPOLEON-BERGS
gegen Abend, am 7 October 1808

Den 15. Oktober. Dieser Brief, welcher den Abgang des Herrn Eberwein erwartet, liegt noch vor mir, weil jener auch noch hier ist, indem ihm ein Brief und Geld von Weimar ausgeblieben ist. Da ihm nach und nach angst wird, so habe ich ihm sechs Friedrichsdor zu seiner Reise vorgeschossen, mit denen er denn nun morgen von hier abreisen wird.

Leben Sie fein wohl und lassen Sie doch ja bald von sich hören, ich bin jetzt doppelt, dreifach auf Nachrichten aus Ihrem Lande erpicht. Geheimer Rat Wolf grüßt schönstens und beut seinen Willkommen Ihrer glücklichen Wiederkunft vom Karlsbade. Z.

125. An Zelter

Nehmen Sie den besten Dank, lieber Freund, für das, was Sie an dem jungen Eberwein tun wollen und können. Die Kunstwelt liegt freilich zu sehr im argen, als daß ein junger Mensch so leicht gewahrwerden sollte, worauf es ankommt. Sie suchen es immer wo anders als da, wo es entspringt, und wenn sie die Quelle ja einmal erblicken, so können sie den Weg dazu nicht finden.

Deswegen bringen mich auch ein halb Dutzend jüngere poetische Talente zur Verzweiflung, die bei außerordentlichen Naturanlagen schwerlich viel machen werden, was mich erfreuen kann. Werner, Oehlenschläger, Arnim, Brentano und andere arbeiten und treiben's immer fort; aber alles geht durchaus ins Form- und Charakterlose. Kein Mensch will begreifen, daß die höchste und einzige Operation der Natur und Kunst die Gestaltung sei und in der Gestalt die Spezifikation, damit jedes ein Besonderes, Bedeutendes werde, sei und bleibe. Es ist keine Kunst, sein Talent nach individueller Bequemlichkeit humoristisch walten zu lassen; etwas muß immer daraus entstehen, wie aus dem verschütteten Samen Vulkans ein wundersamer Schlangenbube entsprang.

Sehr schlimm ist es dabei, daß das Humoristische, weil es keinen Halt und kein Gesetz in sich selbst hat, doch zuletzt früher oder später in Trübsinn und üble Laune ausartet, wie wir davon die schreck-

lichsten Beispiele an Jean Paul (siehe dessen letzte Produktion im „Damenkalender") und an Görres (siehe dessen „Schriftproben") erleben müssen. Übrigens gibt es noch immer Menschen genug, die dergleichen Dinge anstaunen und verehren, weil das Publikum es jedem Dank weiß, der ihm den Kopf verrücken will.

Haben Sie die Gefälligkeit, lieber Freund, wenn Sie eine Viertelstunde Zeit finden, mir die Verirrungen der musikalischen Jugend mit einigen Zügen zu schildern: ich möchte sie mit den Mißgriffen der Maler vergleichen; denn man muß sich ein- für allemal über diese Dinge beruhigen, das ganze Wesen verfluchen, an die Bildung anderer nicht denken und die kurze Zeit, die einem übrigbleibt, zu eigenen Werken verwenden.

Indem ich mich aber so unfreundlich hierüber ausdrucke, so muß ich doch, wie es den gutherzigen Polterern zu gehn pflegt, mich sogleich zurücknehmen und Sie ersuchen, Ihre Aufmerksamkeit auf Eberwein wenigstens bis Ostern fortzusetzen, da ich ihn denn abermals zu Ihnen senden werde. Großes Zutrauen zu Ihnen, großen Respekt vor Ihrer Anstalt hat er gefaßt; aber auch das will leider bei jungen Männern nicht viel sagen: denn heimlich denken sie denn doch, man könne das Außerordentliche auch auf ihre eigene alberne Manier hervorbringen. Vom Ziel haben viele Menschen einen Begriff, nur möchten sie es gern schlendernd auf irrgänglichen Promenaden erreichen.

Durch die Zeitungen sind Sie diesen Monat über genugsam an uns erinnert worden. Bei diesen Begebenheiten persönlich gegenwärtig zu sein, war viel wert. Von einer so seltsamen Konstellation habe ich auch günstigen Einfluß erfahren. Der Kaiser von Frankreich hat sich sehr geneigt gegen mich erwiesen. Beide Kaiser haben mich mit Sternen und Bändern beehrt, welches wir denn in aller Bescheidenheit dankbar anerkennen wollen.

Wie sehr wünsche ich, daß auch Sie und Ihre Mitbürger von dieser Epoche an Trost und Beruhigung finden mögen: denn Ihre Leiden gingen bisher über das erträgliche Maß. Sie sind also persönlich noch immer in öffentlichen Geschäften? Sagen Sie mir gelegent-

lich ein Wort, in welchen Verhältnissen. Herrn Geheimerat Wolf grüßen Sie vielmals; wir denken bald sein Töchterchen bei uns zu sehen.

Verzeihen Sie, wenn ich über die neusten Begebenheiten nicht mehr schreibe. Verwundern werden Sie sich schon beim Lesen der Zeitungen, wie diese Flut von Mächtigen und Großen der Erde sich bis nach Weimar, bis auf das Schlachtfeld von Jena gewälzt. Ich enthalte mich nicht, Ihnen einen merkwürdigen Kupferstich beizulegen. Der Punkt, wo der Tempel steht, ist der fernste, wohin diesmal Napoleon gegen Nordost gekommen ist. Wenn Sie uns besuchen, welches der Himmel gebe! so will ich Sie auch auf den Fleck stellen, wo hier das Männchen mit dem Stocke in die Welt deutet.

Für heute nicht mehr. Ich habe so viele Briefschulden, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen soll, sie abzutragen.

Weimar, den 30. Oktober 1808. G.

126. An Zelter Weimar, den 7. November 1808.

Wir haben uns gestern an manchen Ihrer Gaben ergetzt, an Ihren Kompositionen sowie an Ihren Rüben; auch habe ich Ihrer dankbar gedacht, indem Eberwein etwas von Ihrem Ernst mitgebracht zu haben scheint. Er kommt mir vor wie Moses, der vom Berge kam und dessen Gesicht glänzte. Wenn das auch nur eine äußerliche Wirkung ist, so läßt sich vermuten, daß doch auch etwas ins Innre eingedrungen sein mag. Ich danke Ihnen, daß Sie ihm so gütig fortgeholfen haben, denn seine Wiederkunft ist für ihn und für uns günstig. Unser kleiner Chorgesang wäre den Winter ganz zugrunde gegangen; nun mag er sich fassen und prüfen und etwa auf Palmarum wieder zu Ihnen wallfahrten.

Für so vielerlei Gutes Ihnen auch was Freundliches zu erzeigen, war lange mein Wunsch, und gerade passiert mir mit den guten Exemplaren meiner Werke, wovon Ihnen eins zugedacht war, der alberne Streich, daß sie inkomplett ankommen und ich nun erst erwarten muß, wie sich die Sache aufklärt oder abtun läßt.

Reichardt von Kassel ist gestern hier gewesen; er besucht die Theater des südlichen Deutschlands, um für die Kasseler Bühne, die freilich seltsam genug eingerichtet werden muß, Personagen aufzusuchen, die à deux mains gebraucht werden können.

Froriep ist auch hier, um nach Tübingen zu gehen. Möchte ich doch bald hören, daß bei Ihnen auch wieder eine Art von Ruhe und bürgerlicher Ordnung Fuß faßt! Ist es möglich, so besuchen Sie uns. Schreiben Sie mir aber vorher, damit Sie mich zu Hause antreffen. Zwischen hier und Jena werde ich immer zu finden sein. G.

127. An Goethe

Als der Kaiser Napoleon mit seinem Heere vor den Toren dieser Residenz erschien, ging ihm der hiesige Magistrat, wie solches, glaube ich, der Gebrauch ist, entgegen und erhielt bei dieser Audienz seinen Abschied, indem der Kaiser erklärte: er wolle nur mit Bürgern der Stadt, nicht aber mit Behörden der bisherigen Regierung, wenn sie keine Bürger sei'n, zu tun haben. Der alte Magistrat mußte zu dem Ende 2000 Bürger in eine Kirche zusammenrufen. Diese 2000 mußten 60 wählen, aus welchen die Besteller der Geschäfte sollten genommen werden. Die 60 mußten sich in die Sakristei verfügen, die 1940 wurden entlassen. Den 60 ward nun vorgestellt, daß sie unter sich sieben Bürger zu wählen hätten, welche ein comité administratif bilden und die oberste bürgerliche Behörde der Stadt repräsentieren sollten. Unter diese sieben Bürger, welche aus vier Kaufleuten, einem Fabrikanten und zwei Handwerkern bestehn, gehöre nun ich. Dieses comité der Sieben ward nun aufs Rathaus berufen, um seinen Präsidenten zu wählen; auch diese Wahl fiel auf mich, welches ich jedoch sogleich ablehnte und den Buchhändler Delagarde dazu vorschlug, weil ich der französischen Sprache nicht vollkommen mächtig bin. Das comité ward nun auf dem Schlosse nebst dem bisherigen Ministerio und allen Königlichen Dikasterien vereidet. Der Eid bestand in der Auf-

lage: die französische Armee gehörig zu verpflegen und keinen Briefwechsel mit den Feinden der französischen Monarchie zu unterhalten.

Das Geschäft des comité besteht nun darinne: alles, was von dem französischen Gouvernement für den Teil der Armee gefordert wird, der die Mittelmark okkupiert, von den Einwohnern der Stadt zu erheben und abzuliefern.

So, mein geliebter Freund, habe ich Ihnen die allgemeine Übersicht dargelegt von dem, was Sie wissen wollen. Was Sie wissen müssen: daß ich nämlich ohne Kenntnis des Finanzwesens und anderer in die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten einschlagender Geschäfte bin, kann ich übergehn. Hätte das Leben einige Wochen oder Monate gewähret, so wäre das ehrenvolle Zutraun von mehr als hunderttausend Einwohnern einer bedeutenden Residenz allenfalls aufmunternd gewesen, besonders mir, der ich mich nicht eigentlich zur Bürgerschaft gehalten habe, als insofern ich von derselben meinen Erwerb bezog, dahingegen der jahrelange Druck auf einen Punkt Haß, Mißtraun und jeden Fluch auf diejenigen gebracht hat, die oben am nächsten stehn und endlich der ehemaligen, der jetzigen und zukünftigen Oberbehörde gleich verantwortlich sind. Die ersten acht Monate (bis zum Tilsiter Frieden) würden sich haben vergessen lassen; seit diesem Frieden hat unsere Stadt den Krieg gefühlt. – Übrigens sei'n Sie um Ihren Freund nicht bange: er hofft wo nicht bald und mit Dank, doch rein aus der Sache zu gehn, und seine höchste Ruhe besteht darinne, daß ihm Ihr Vertrauen und Ihre Liebe bleiben muß.

Eberwein ist am 16. Oktober von hier abgereiset, auch habe ich am 7. dieses einen Brief von ihm erhalten. Er muß sehr zusammenbleiben, wenn ihm nun noch etwas gelingen soll. Das Technische einer Kunst muß eigentlich in frühen Jahren ordentlich erlernt werden. Regt sich erst der Geist von innen heraus, so muß die Sorge für äußere Darstellung beseitigt sein, und wer das schöne Handwerk kennt, wird gestehn, daß es gleichsam dichten hilft, denn es ernährt die Luft und macht den Trieb frei.

Was Sie in Ihrem Briefe über Spezifikation der Gestaltung, Form und des Charakters sagen, gilt vielleicht von der Musik mehr (wenigstens ist es darin viel schwerer zu erreichen) als von den nachbildenden Künsten. Zu jedem Ihrer genannten poetischen Geister könnte ich Ihnen einen musikalischen Gegenmann nennen, um Ihr Urteil zu bestätigen: mit Bewundrung und Schrecken sieht man Irrlichter und Blutstreifen am Horizonte des Parnasses. Talente von der größten Bedeutung wie Cherubini, Beethoven und mehr entwenden Herkules' Keule, – um Fliegen zu klatschen; erst muß man erstaunen und nachher gleich drauf die Achsel zucken über den Aufwand von Talent, Lappalien wichtig und hohe Mittel gemein zu machen. Ja ich möchte verzweifeln, wenn mir einfällt, daß die neue Musik verloren gehn muß, wenn eine Kunst aus der Musik werden soll.

Keine Kunst kann einen wohltätigen Einfluß gewähren, die so frech und formlos im unendlichen Raume umherirrt wie die neuere Musik, welche ihre geheimsten, ihre höchsten Reize, vom Ganzen abgesondert, dem allgemeinen Pöbel zur öffentlichen Schau entblößt, wie ein anatomisches Kabinett oder eine Anekdotensammlung von Liebesgeheimnissen, um die gemeine Neugierde zu übersättigen. Man mag gegen die Tonkünstler der frühern Jahrhunderte einwenden, was man will (denn wer hat nicht dazuzulernen?) – nie haben sie die Kunst weggeworfen, das innere Heiligtum preisgegeben; wer sie daher kennen lernt, lernt sie auch achten. Soviel ist gewiß: wäre auf ihrem Grunde fortgebaut worden, wir könnten eine Kunst haben und wären ganz andere Leute, als wir uns halten müssen.

Hoffentlich ist meine Sendung grundechter Teltoer Rüben bei Ihnen vor dem Frost eingetroffen; erholen Sie sich daran, wie Sie können, und denken Sie, daß ich Ihnen vor der Invasion auch nichts Besseres von hieraus senden können. Hätten wir mehr solche echte Dinge gehabt und bewahrt, man hätte uns soviel nicht nehmen können, wenigstens würden wir jetzt nicht so arm sein.

Einer meiner Freunde, der auch Ihrer würdig zu sein sucht,

sammelt schon seit manchen Jahren an Handschriften bedeutender Schriftsteller und bittet mich, etwas von Ihrer Hand anzuschaffen. Ich gebe nun nichts aus den Händen, doch hätten wohl Sie unter Ihren Papieren ein Gedicht von Ihrer Hand oder sonst etwas, das ich ihm zustellen möchte, und schenkten es mir für ihn? Ich sollte denken, so etwas müßte sich finden.

Den jungen Eberwein schicken Sie nur, sobald Sie wollen. Von mir soll er nichts lernen als das Beste, was ich weiß. Z.

Den 12. November 1808.

128. An Zelter

Sie erhalten hiebei, teurer Freund, die verlangte Handschrift. Es sind ein paar meiner Lieder, die ich auf Ihr Anregen gesucht und gefunden habe. Übrigens besitze ich selbst eine sehr schöne Sammlung von Autographis und manches, besonders von deutschen Schriftstellern, doppelt. Lassen Sie sich von Ihrem Freunde sagen, was ihm abgeht, vielleicht kann ich ihm in einigen nachhelfen. Für die Nachricht Ihrer politischen und bürgerlichen Lage danke ich Ihnen zum besten; ich habe es mir ohngefähr so gedacht, aber das Besondre durch Sie selbst erfahren zu haben, ist mir viel wert.

Mit der fahrenden Post erhalten Sie ein Velinexemplar meiner Werke, das sich endlich bei mir zusammengefunden hat. Meine Absicht war, es noch recht hübsch binden zu lassen. Das gibt aber wieder neuen Aufenthalt, und die hiesigen Buchbinder haben mich grade in solchen Fällen mehr wie einmal zur Verzweiflung gebracht.

Nun habe ich noch eine Bitte. Möchten Sie sich doch erkundigen, wer in Berlin die Kotzebue'schen Stücke, die noch nicht gedruckt sind, gegen das bestimmte Honorar an die Theaterdirektionen abgibt. Es wäre gegenwärtig von dem „Intermezzo oder dem Landjunker zum erstenmal in der Residenz" und von der „Jähzornigen Frau" die Rede, ersteres in fünf Akten, letztres in einem. Haben Sie die Gefälligkeit zu hören, was man dafür verlangt, und sagen mir es bald, denn ich wünsche es bald zu haben. Ulrich v. Hutten,

sonst der Freimütige genannt, wird wahrscheinlich darüber die beste Auskunft geben können.

Heute sage ich nicht mehr, damit nur das alles auf die reitende und fahrende Post komme. Leben Sie recht wohl, lieben Sie mich! Ich gönne den Preußen und besonders den Berlinern den zurückkehrenden Anschein des Friedens; nur fürchte ich, sie werden sich dessen so unmäßig erfreuen, daß neue Händel daraus entstehen. Sagen Sie mir ja, wie man sich gegen Sie beträgt. Ich hege gar mancherlei vor meiner Einbildungskraft und in meinen Gedanken und mag gar zu gern das, was geschieht, zusammenhalten mit dem, was ich mir vorstelle. Das herzlichste Lebewohl.

Weimar, den 15. Dezember 1808. G.

129. An Zelter

Hiebei das Exemplar meiner Werke, denen ich eine glückliche Fahrt wünsche.

Weimar, den 15. Dezember 1808. Goethe.

130. An Goethe Berlin, 26. Dezember 1808.

Sie hätten mir kein angenehmeres Weihnachtsgeschenk machen können; denn nun besitze ich vier Editionen Ihrer Schriften und habe gleichsam einen gelehrten Beruf, die sämtlichen 12 Bände wieder durchzulesen; auch ist das Exemplar, welches ich von Ihrer Güte bereits hatte, durch den Gebrauch meines Hauses so mitgenommen, daß es in meiner kleinen Handbibliothek eine ziemlich abgetragene Figur macht. Ich freue mich wie ein Kind auf die neuen Bände und das schöne Papier und erwarte die Post mit Ungeduld.

Zur Feier der Wiederkunft des Königes habe ich eine Liedertafel gestiftet: Eine Gesellschaft von 25 Männern, von denen der 25. der gewählte Meister ist, versammelt sich monatlich einmal bei einem Abendmahle von zwei Gerichten und vergnügt sich an gefälligen

deutschen Gesängen. Die Mitglieder müssen entweder Dichter, Sänger oder Komponisten sein. Wer ein neues Lied gedichtet oder komponiert hat, liest oder singt solches an der Tafel vor oder läßt es singen. Hat es Beifall, so geht eine Büchse an der Tafel umher, worin jeder (wenn ihm das Lied gefällt) nach seinem Gefallen einen Groschen oder mehr hineintut. An der Tafel wird die Büchse ausgezählt; findet sich soviel darinne, daß eine silberne Medaille, einen guten Taler am Wert, davon bezahlt werden kann, so reicht der Meister im Namen der Liedertafel dem Preisnehmer die Medaille, es wird die Gesundheit des Dichters oder Komponisten getrunken und über die Schönheit des Liedes gesprochen. Kann ein Mitglied zwölf silberne Medaillen vorzeigen, so wird es auf Kosten der Gesellschaft einmal bewirtet; ihm wird ein Kranz aufgesetzt, er kann sich den Wein fordern, welchen er trinken will, und erhält eine goldene Medaille, 25 rh. am Wert. Das Übrige besagt der Plan, welcher jetzt eben zirkuliert. Wer etwas Kompromittierendes ausplaudert, was einem Mitgliede oder der Tafel zuwider ist, zahlt Strafe. Satyrische Lieder auf Personen werden nicht gesungen. Jeder hat volle Freiheit zu sein, wie er ist, wenn er nur liberal ist. Gesetze dürfen nur 12 sein; drunter geht an, drüber nicht. – Geben Sie mir doch eine Zeichnung zu einem hübschen Willkommen, den man mit beiden Händen fassen kann, und zu einer kleinen und einer goldnen Medaille, aber bald, wenn ich bitten darf: man muß das Eisen schmieden, wenn es heiß ist. Die Mitglieder sind alle enthusiastisch und können die Ankunft des Königes kaum erwarten.

Abends. Die Kommission der Kotz'schen Theaterstücke hat die hiesige Theaterdirektion. Ich habe deswegen mit Iffland gesprochen, der die Manuskripte kopieren läßt und das Honorar in Empfang nimmt. Das „Intermezzo" kostet 5 Friedrichsdor und die „Jähzornige Frau" drei Dukaten. Iffland meinte, das letztere müsse bereits gedruckt sein. Da er mich fragte, ob es für eine Theaterdirektion sein sollte, so habe ich nicht verhehlt, daß es für Weimar sei, da Sie es nicht verboten haben. Er wollte mir die Stücke gleich

kopieren lassen, welches ich jedoch verbat, weil ich dazu keinen Auftrag hätte. Ferner meinte er: wenn die weimarische Theaterdirektion ehedem für ein Stück von 5 Akten sollte weniger als 5 Friedrichsdor bezahlt haben und für ein Stück von einem Akte weniger als 3 Dukaten, so werde es vielleicht beim alten bleiben können. Ihr Brief ist vom 15. dieses, und gestern als den 25. habe ich ihn erst erhalten, es ist demnach nicht meine Schuld, wenn diese Nachrichten nicht eher bei Ihnen eintreffen.

Man erwartet hier jetzt den römischen Humboldt, welcher Staatsrat des Kultus der Akademieen und Theater worden ist. Wenn er so geblieben ist, als er war, ehe er nach Italien ging, so freue ich mich sehr auf ihn. Auf dieser Stelle kann er etwas Gutes bewirken, die Sachen möchten sich wenden, wohin sie wollten; denn in diesem Punkte haben wir lange ein sündliches Leben geführt.

Was mich selbst betrifft, so habe ich mich vielleicht am meisten über mich selbst zu beklagen. Ich kann nicht betteln, und man ist gewohnt, nur Bettlern zu geben. Meine jetzige Einsamkeit gibt mir darüber manche sorgenvolle Stunde; der Schluß Ihres Briefes hat mich aufgerichtet und recht sehr erheitert. Seit 26 Monaten habe ich mit der Profession so wenig als nichts verdient und von einigem Unterricht in der Musik und drei öffentlichen Konzerten gelebt. Ich bin so gut als entschlossen, nicht zur Profession zurückzukehren, die mich in der Folge nicht mehr wird ernähren können. Hätte ich nicht ein so starkes Gefolge mit mir, so hätte ich mich schon nach einem Plätzchen in Ihrer Nähe umgesehn, da ich weder faul noch unmäßig bin. Hier wimmelt es in allen Winkeln von ungebrauchten Leuten, die nicht wissen, was sie mit der Zeit machen sollen, und jeden Tätigen in dem Verdacht haben, ihnen den Rang ablaufen zu wollen; also scheint hier kaum etwas möglich. Vielleicht kann ich mich mit Humboldt verständigen, da ich allerlei artige Ideen habe, die ich glaube ausführen zu können. Nur ist immer die Frage: wer oder was nährt mich? Soll ich vom Unterrichte leben, so kann ich nebenher nichts Bedeutendes machen, und wo soll Geld herkommen, das in guten Zeiten nicht für gute Dinge

zu erlangen war? Meine Art zu unterrichten ist für meine Schüler leicht, doch für den Lehrer so fatigant, daß, wenn ich drei Stunden nacheinander unterrichtet habe, ich nichts Schweres mehr machen kann. Die Königlichen Kapellmeister haben es leichter, sie fragen nur nach ihrem Gehalt, und niemand bekümmert sich, ob sie dafür etwas tun. Verstoßen kann sie der König nicht, und das Rechte, was geschehen muß, kann tun, wer Lust dazu hat.

Es ist wahrscheinlich, daß Humboldt eher zu Ihnen als zu uns kommt. Vielleicht finden Sie Gelegenheit, mit ihm davon zu reden. Außer ihm habe ich wenig Hoffnung, daß etwas Ordentliches geschehe, denn die Verwirrung ist fast zu groß; sie gehen alle in der Irre wie Schafe und stellen sich Wunderdinge vor von einer neuen Organisation, die nur gut werden kann, wenn rechte Leute den Willen haben und sich nicht von Pfuschern meistern lassen müssen. Die Alten halten sich fast alle überzeugt, daß es ohne sie nicht gehn werde; andere stellen sich die Sache wieder so vor, als wenn dabei weder Arbeit noch Verantwortung sei.

Den 27. morgens. Ihre Gedichte haben große Freude gemacht. Ich lege Herrn Friedländers Blatt bei und wünsche wohl zu leben.

Z.

1809

131. An Zelter

Sie erhalten, teurer Freund, durch Herrn Eberwein, der von hier abgeht, nur ein kurzes Wort des Grußes, indem er mich, nachdem er lange genug gezaudert, um einen Brief an Sie gerade in einer Stunde mahnt, in der ich meine Gedanken nicht beisammen habe. Nehmen Sie ihn gütig auf und helfen Sie ihm durch Rat, Lehre und Beispiel weiter fort. Wird auch in den Schülern nicht hervorgebracht, was wir wünschen, so werden wir sie ja doch nicht los, und es bleibt uns nichts übrig, als uns mit Resignation auch auf diese unvollkommne Weise fortzupflanzen. Ich arbeite an gar manchem, das auch Ihnen dereinst Freude machen wird. Deshalb verzeihen Sie mir mein Schweigen und lassen mir gelegentlich einmal wieder etwas von sich hören.

Weimar, den 16. Februar 1809. G.

132. An Goethe

Sie haben mir, mein geliebter Freund, in Herrn Eberwein einen recht braven jungen Mann zugesandt, für dessen Bekanntschaft ich Ihnen aufs neue verbunden bleibe, und Sie sollen ihn diesmal gerechter zurückerhalten, als er gekommen ist. Nicht bloß seinen Fleiß und seine Beharrlichkeit darf ich loben; auch sein Blick fängt seit sechs Wochen an, das Herz der Kunst zu suchen, und sein Verlangen geht in die Ahnung über, daß das Rechte und Schöne von jedem besonders gefunden werden soll. Wir haben einen ernsthaften Weg genommen, auf dem es anfänglich nicht eben lustig hergeht, doch sind wir seit kurzem ansehnlich vorgeschritten und haben Hoffnung, uns ganz angenehm einzuspinnen. Schon sehn wir ein, daß die

Regel nicht allein ist und wieder eine Regel hat, der wir uns vertraulich nähern, indem wir ihren Grund in unserm tiefsten Herzen finden, wodurch denn eine Neigung zur Kunst entsteht, die nicht jede Welle des Tages in Bewegung setzen oder losspielen kann. Die Verwunderung über künstliches Handwerk geht in tiefe Bewundrung und Liebe zur Wahrheit über, und so hoffen wir auf einen Weg zu kommen, wo die Aussicht immer freier und das Ziel sichrer wird.

Ich muß nun gestehn, daß ich selbst anfange, zum jungen Eberwein mehr und mehr Neigung zu gewinnen, und da er so gut im Zuge ist, wünschte ich seinen Aufenthalt verlängern zu können. Nun ist die Frage: ob er wohl noch 4–5–6 Monate hierbleiben könnte? Wenn er bei seinem Fleiße bleibt, stehe ich dafür, daß die Zeit gut angewendet werden soll; bleibt er nicht dabei, so schreibe ich's Ihnen lieber. Es ist gar zu schlimm, unter solchen Umständen von der Zeit gedrückt zu werden, da doch auch nicht alle Tage gute genannt werden können. Leben Sie fein wohl, mein ewig geliebter Freund, und vergessen Sie nicht ganz

Ihren

Berlin, 9. Mai 1809. Zelter.

133. An Zelter

Von Ihnen, teuerster Freund, wieder einmal einige Worte zu sehen, war mir höchst erquicklich. Ich denke tausendmal an Sie und bedaure, daß diese verworrene Zeit uns noch mehr als sonst voneinander trennt. Selbst zum Schreiben fühlt man wenig Lust. Man entwöhnt sich des Korrespondierens, wie man sich in Staaten, wo scharfe Zensur ist, das Lesen abgewöhnt.

Eberwein preise ich glücklich, ja ich beneide ihn, daß er in Ihrer Nähe wohnen und von Ihnen Aufklärung über Leben und Kunst gewinnen kann. Da unsere Oper diesen Sommer nicht nach Lauchstädt geht, so ist er wohl entbehrlich, und er mag nur so lange ausbleiben, bis er wieder berufen wird. Ein kleines Gedicht lege

ich bei. Vielleicht mögen Sie es selbst mit der nötigen musikalischen Deklamation begleiten; vielleicht geben Sie es Eberweinen zum Versuch auf. Ich bin dazu veranlaßt worden durch gute Menschen aus jener Gegend, die in einer alles verschlingenden Zeit das Andenken einer reinen Menschenhandlung erhalten wünschten.

Da es noch nicht rätlich war, nach Karlsbad zu gehen, so befind' ich mich in Jena, wo ich einen Roman fertig zu schreiben suche, den ich vorm Jahre in den böhmischen Gebürgen konzipiert und angefangen hatte. Wahrscheinlich kann ich ihn noch in diesem Jahre herausgeben, und ich eile um so mehr damit, weil es ein Mittel ist, mich mit meinen auswärtigen Freunden wieder einmal vollständig zu unterhalten. Ich hoffe, Sie sollen meine alte Art und Weise darin finden. Ich habe viel hineingelegt, manches hinein versteckt. Möge auch Ihnen dies offenbare Geheimnis zur Freude gereichen.

Seit Eberweins Abschied und allerlei theatralischen Händeln bin ich von der Musik ziemlich abgeschnitten. Ich hoffe künftig durch ihn desto froheren Genuß: Widerklänge aus Ihrem Himmel, zu dem ich selbst leider niemals gelangen sollte; worüber ich denn doch manchmal verdrießlich bin. Jetzt in kriegerischen Zeiten sieht man erst, wie unbehülflich und ungeschickt man sich im Frieden betragen hat. Der kleinen Ballade, wenn sie komponiert ist, geben Sie eine Publizität, welche Sie wollen, und lassen mich nicht gar zu lange ohne ein aufmunterndes teilnehmendes Wort. Leider ist mir dieser Winter sehr ungenutzt und unerfreulich hingegangen. Seit dem Frühjahre habe ich wieder angefangen, an der „Farbenlehre" zu redigieren und drucken zu lassen, bin in der Geschichte bis zu Ende des 17. Jahrhunderts und im Ganzen bald am 60. Bogen. Es sieht wunderlich aus, wenn eine so große Masse eigenen und fremden Lebens auf dem Papier steht und doch immer nicht nach was Rechts aussehen will. Das Geschriebene wie das Getane schrumpft zusammen und wird immer erst wieder was, wenn es aufs neue ins Leben aufgenommen, wieder empfunden, gedacht und gehandelt wird.

Herr Hirt hat mir sein großes Werk über die Baukunst geschickt. Ich habe mich höchlich gefreut, ein so bedeutendes überzwanzigjähriges Unternehmen endlich noch glücken zu sehen.

Leben Sie recht wohl und gedenken Sie mein.

Jena, den 1. Junii 1809. G.

134. An Goethe Berlin, 12. Junius 1809.

Anbei sende ich das mir übersandte Gedicht mit meinen Noten aufgestellt, wie es hat werden wollen. Das Gedicht ist etwas spreißig gegen eine Balladenform, wie Sie wohl aus den vielen Noten ersehn werden; doch wird es sich wohl singen lassen. Ich dächte, Sie sendeten es an Cotta, der bessere Mittel, zum Exempel das „Morgenblatt", nutzen kann, um es zur Publizität zu bringen. Honorar nehme ich nicht dafür. Hier ist jetzt nicht einmal jemand dreist genug, es auf seine Gefahr zu drucken, und was von außen her zu uns kommt, hat noch immer den meisten Kredit.

Sowenig ich jetzt Gelegenheit und Ursache zum Lachen habe, so habe ich lächeln müssen über Ihr aufrichtiges Geständnis. Ja, wer es jetzt nicht sieht (und deren gibt es), wie unbehülflich man sich betragen hat, der wird schwerlich sehen lernen. Am traurigsten wäre es, wenn der verfluchte Schachergeist auch dies grausame Blutspiel fruchtlos machte, wenn gar keine Auferstehung zu hoffen wäre, bis der letzte Trieb kindischer Lust an Tand und Lappenwerk durch Menschenmark gebüßt wäre. Es ist ein Gräuel, die ruhigsten Lebensmomente durch einen Blick in dies Chaos getrübt zu sehn.

Eberwein freut sich über seinen verlängerten Urlaub, so wie ich. Er ist jetzt im Zuge, und diesmal sollen Sie ihn etwas schwerer zurückerhalten. Er ist vertrauter worden mit Dingen, die er sonst angestaunt hat, und sieht jetzt im Kreise der Kunst, der ihm sonst beschränkt schien, ein offnes Meer, worin man lange nach Herzenslust fischen kann. Auch sein Violinspiel hat sich verbessert und steigt nach und nach von dem trübseligen Leiern und Wimmern zum heitrern Leben auf. Er wohnt allen meinen Singlektionen auf der

Akademie täglich bei und wird Ihnen gute Schüler ziehn, wenn er so dabeibleibt und sich nicht vom Fundo entfernt. Um ihn nicht durch Empfindsamkeit zu zerstreun, habe ich die Ballade selber in Musik gesetzt.

Wir haben hier ein neues Trauerspiel: „Ubaldo", von Kotzebue. Eine ungefähre, aber unglückliche Nachgeburt der „Emilia Galotti". Lessings Prinz, Marinelli und Odoardo, seine Claudia und Emilia sind mit oder ohne Willen nachgeäfft. Das Traurige darin ist ein alter Feldherr und Erzieher des jungen Königes (ein rechter Tugenddrache), der am Ende des letzten Akts sich ohne Not ersticht, nachdem der Regent seinen Fehler längst eingesehn. Alles, was dahin führt, ist gemein, gezogen und läppisch, und der heroische Atem des ganzen wüsten Treibens im Stücke kommt mir so verkehrt vor, als wenn einer sich mit dem Hacken die Augen auswischen wollte.

Über Ihre Tätigkeit bin ich sehr erfreut. Das soll einmal wieder ein Schmausen geben, das uns die Götter beneiden sollen.

Meine kleine Geschichte habe ich bis zu meiner ersten Verheuratung gebracht, und nun wird sie wohl ein Weilchen liegen können. Ihnen werden diese Kindereien Vergnügen machen, wenn ich Ihnen einmal etwas davon vorlesen kann. Es macht mir vielen Spaß, jetzt darinne zu blättern und einzuschieben, und endlich wird das Ding ein Roman werden müssen, um wahr zu scheinen.

Den 10. Julius. Aus der Zeitung werden Sie gesehn haben, daß ich Professor der Musik bei der Akademie der Künste geworden bin. Das Gewerbe hatte ich schon so gut als niedergelegt, und nun wäre ich in meinem Elemente und will sehen, was uns noch in unsern Jahren und Zeiten wird gelingen wollen. Hoffentlich wird unser Unglück uns den Nutzen bringen, uns die teuren fremden Schmarotzer mit ihren Geschmäcken zu vertreiben.

Den 14. Soeben reise ich nach Königsberg, und Sie erhalten – Ihre Ballade noch nicht und diesen Brief allein. Die Komposition ist zwar fertig, allein ich will sie Ihnen erst nach meiner Zurückkunft senden, weil ich allerlei daran zu verbessern gedenke. Ich habe

nicht vergessen, was Sie mir einst von dramatischen Balladen schrieben; diese Idee ist hier einigermaßen zum Grunde gelegt, und seit der Ausführung derselben ist sie mir gerade durch die Ausführung reifer geworden. Gut Werk will auch Hände haben, und erst seit mir das Ding vor Augen steht, sehe ich, wo die Spitze hingehört. Überhaupt werde ich wohl nun anfangen müssen, Architektur zu treiben; o, wer doch dreißig Jahre jünger wäre!

Leben Sie tausendmal wohl, mein göttlicher Freund! Ich wollte Sie überraschen, und nun führt mich's nach Norden. Meines Stadtverwaltungsamtes bin ich mit Dank entlassen. Ich denke etwan in sechs Wochen zurückzusein. Eberwein ist hinlänglich beschäftigt, dabei setzt er einige meiner Lektionen fort, und nach meiner Zurückkunft will ich sehn, wie weit er's gebracht hat. Gott befohlen! Z.

135. An Zelter

Herrn Professor Delbrück, der Sie in Berlin oder auf der Reise nach Königsberg oder in Königsberg selbst zu treffen hofft, gebe ich dieses Blatt an Sie mit, daß wieder nur einmal etwas von mir an Sie gelange. Für die gute Behandlung Eberweins nehmen Sie den besten Dank. Es soll mich sehr freuen, wenn er etwas Gründlich-Fruchtbares in seinem Fache zu uns bringt: denn ich bin der augenblicklichen anmaßlichen Pfuschereien in jedem Fache so satt, daß ich nicht darnach mehr zum Fenster hinaussehen mag, ja daß sogar die Deutschen in ihrem Unglück mir lächerlich vorkommen, weil sie eigentlich nur darüber verzweifeln, daß sie nicht mehr salbadern sollen.

Möchten Sie doch dergestalt unterstützt und gestärkt zurückkommen, daß dasjenige, was Sie zu leisten imstande sind, nicht ganz verloren sei und, wäre es auch nur traditionsweise, für künftige Zeiten erhalten werde!

Wo Ihnen auch mein neuer Roman begegnet, nehmen Sie ihn freundlich auf. Ich bin überzeugt, daß Sie der durchsichtige und

undurchsichtige Schleier nicht verhindern wird, bis auf die eigentlich intentionierte Gestalt hineinzusehen.

Haben Sie vielen Dank, daß Sie sich der armen Najade angenommen. Ich bin sehr verlangend, Ihre Komposition zu vernehmen. Das beste Lebewohl.

Jena, den 26. August 1809. G.

136. An Zelter

Wenn Herr Professor Zelter wieder nach Berlin zurückgekehrt ist, so ersuche ich ihn freundlichst, mir von sich, sodann von unserm Eberwein Nachricht zu geben. Wäre er aber noch nicht zurück, so ersuche ich die Seinigen darum.

Zugleich wünschte ich, daß sie die Gefälligkeit hätten, mir einen Scheffel echte märkische Rübchen zur rechten Zeit vor dem Froste zu übersenden.

Es würde mir angenehm sein, wenn Herr Eberwein mir von seinem gegenwärtigen Zustande und seinen nächsten Wünschen und Aussichten überschriebe.

Jena, den 16. September 1809. Goethe.

Was an mich abgesendet wird, adressiert man nach Weimar.

137. An Goethe Berlin, den 11. Oktober 1809.

So sende ich Ihnen denn den Eberwein gern und ungern zurücke: gern, weil ich wünsche, daß sich das, was er nun hat und weiß, auswirke, ausweite und ihm gerecht werde, welches am besten geschieht in der Entfernung von der Schule, in der Freiheit; ungern aber, weil ich ihn doch noch lieber hier behalten hätte. Er nimmt allerlei Kenntnisse vom Ganzen seiner Kunst mit, von denen er noch nicht eigentlich Besitz genommen hat, weil er das Bedürfnis derselben noch nicht gefühlt hat, die aber nach mancher Zeit erst erwachen und ihm zugute kommen, vielleicht gar ihm als ganz neue Ideen erscheinen werden. Wenn er jetzt sobald als möglich in

Tätigkeit genommen wird, so wird er sich ziemlich überall helfen können, besonders wenn er muß, und was fehlt, will ich wohl nachhelfen. Ich wollte also raten, ihn ordentlich offiziell zu beschäftigen. Wenn ihm zum Exempel von der Direktion der Auftrag gegeben würde, die Zwischenakte zu einer Komödie von 3 Akten nebst einer gehörigen Ouvertüre anzufertigen (jedoch in bestimmter, nicht zu langer Zeit), so würde ihn das gehörig ermuntern, und wäre ihm endlich etwas geraten, so könnte man ihn nachher durch eine kleine Gratifikation erheben. Es gehört eine offne weite Quelle von Genie dazu für einen Künstler, sich ganz selber zu beschäftigen und sich selber seine Wege zu weisen: so ergiebig ist sein Talent nicht, aber er scheint mir der Mann zu werden, der macht, was man eben braucht, und solcher Leute muß es auch geben, besonders bei einem stehenden Orchester.

Seit den letzten Tagen des vorigen Monats bin ich von Königsberg hierher zurückgekommen. Ich habe mich daselbst über 6 Wochen aufhalten müssen und bin wohl aufgenommen gewesen. Was aus uns wird, wissen wir immer noch nicht und leben so von einem Tage zum andern, indem wir uns zum Teil mit Hoffnungen schmeicheln, die sich gegen das öffentliche Verhalten sonderbar genug ausnehmen.

Den Herrn Professor Delbrück habe ich verfehlt, sowohl in Königsberg als in Danzig, wo ich ihn zu treffen hoffte, und ich habe daher Ihren lieben Brief vom 26. August aus Jena – am 1. Oktober hier in Berlin (wahrscheinlich von Königsberg zurück) erhalten, ohne zu wissen, wer ihn mir gebracht hat.

Von Ihrem neuen Roman ist mir noch nichts begegnet. Was ich im Cotta'schen „Taschenbuche" finde, ist eine Fortsetzung des „Wilhelm Meister"; wie aber ist es mit jenem Roman? der mir überall willkommen sein wird. Sobald Sie ein Exemplar haben, bitte ich mir ja eins zu senden, denn unsere Buchhändler sind die säumigsten Menschen von der Welt; ich habe überall nachgefragt und noch nichts erhalten können als das Cotta'sche „Taschenbuch". Ihre Najade wartet auf eine gute Stunde, um vom Stapel zu laufen; über

die Königsberger Reise hat sich allerlei verschoben, dessen Fäden ich nach und nach erst wieder aufnehmen und anknüpfen kann.

Ihre märkische Rüben sollen bei guter Zeit abgehn und bei Ihnen ankommen; es ist alles gehörig bestellt.

Sie haben zu meinem Besten ein gutes Wort in ein gutes Ohr gelegt, das hat mir Herr v. Humboldt in Königsberg gesagt. Ich bin Professor der Musik geworden, weiß aber bei der Zerrüttung des ganzen Wesens noch nicht, wo ich mein Maß zuerst anlegen soll. Die Sache mit der Universität ist in Ordnung, bis auf die Ausführung, welche, wie es scheint, von der Anherokunft des Königs abhängig ist. Ich soll salariert werden, das versteht sich; wie? und ob ich mir nicht mein Brot werde nebenher verdienen und das Beste umsonst tun solle, muß die Zeit lehren. Ich kenne das Wesen und bin durchaus nicht imstande, mich anzudrängen. Zu tun ist genug, ob aber gerade das Rechte wird geschehn sollen, daran zweifele ich, wie ich die Sachen und die Leute kenne. Unterdessen gehe ich meinen alten Weg fort, es mag werden, was da kann. Es ist gar zu viel verloren außer dem, was wir gar nicht gekannt und nicht gehabt haben, als daß ich große Hoffnungen unterhalten sollte; denn so, wie Sie in Ihrem Briefe sagen, so ist's wirklich: sie sind bloß darüber in Verzweifelung, daß sie das alte Sünderleben nicht mehr führen sollen, und jeder hält nur für Recht, was ihm recht ist.

Den 23. Oktober. Ich habe eine Reise machen müssen, weshalb dieser Brief liegen geblieben und Eberwein ohne Abschied von mir abgereiset ist. Ihre Rüben gehen mit der nächsten Post nach Weimar und werden daher künftige Woche ankommen.

Ein Musikus aus der Königlichen Kapelle, namens Schneider, der sich nicht länger hier durchbringen kann, macht mit seiner Frau eine musikalische Reise und wird über Weimar gehn. Er hat mich um einen Brief an Sie gebeten, um Ihr Angesicht zu sehn, den ich ihm jedoch nicht gegeben habe, weil ich wußte, daß Sie nicht in Weimar sind. Er ist ein geschickter Waldhornist und hat eine große Menge artiger Stücke komponiert, worunter auch eine deutsche

kleine Oper ist. Er hat sich recht gefällig gegen Eberwein bewiesen, wie er denn überhaupt unter seinesgleichen ein wahrer Phönix ist. Da er keinen Brief hat, wird er sich persönlich bei Ihnen melden. Wollen Sie ihn sehn und allenfalls Ihre Genehmigung geben, daß ihn das weimarische Orchester unterstütze, im Fall er ein Konzert geben wollte, oder gar ihm behülflich sein, seine kleine Oper auf Ihrem Theater hören zu lassen, so werden Sie ihn gewiß beglücken. Sein hübsches Frauchen ist eine meiner Schülerinnen und hat eine schöne Stimme, aber sie ist sehr furchtsam und ohne Routine.

Freitag und Sonntag ist hier kurz nacheinander plötzlich Ihr „Götz von Berlichingen" auf dem Theater erschienen. Ich habe ihn beide Male gesehn. Das Haus war beide Male zum Brechen voll, welches jetzt sehr selten ist. Außer den Rollen der Adelheid, des Weislingen, Lerse, Götz und Franz ist das Stück schlecht besetzt und verzieht sich und schleppt dadurch, daß die Volksgruppen ohne lebendige Bewegung erscheinen; dessenungeachtet ist es wie ein alter Freund empfangen worden, und die Derbheiten des Götz haben lauten Beifall erhalten.

Geheimer Rat Wolf ist bedeutend krank. Er hat den vergangenen Sommer das kalte Fieber gehabt, welches mehrere Male wiedergekommen ist. Er sieht schlecht aus, und mir ist bange für ihn.

Die rückständigen Komödienzettel habe ich in das Rübenfaß einpacken lassen; ich hoffe nicht, daß man sie als Ballast wegwerfen werde. Ihr

Zelter.

138. An Goethe Berlin, 27. Oktober 1809.

Es gibt gewisse Sinfonieen von Haydn, die durch ihren losen liberalen Gang mein Blut in behagliche Bewegung bringen und den freien Teilen meines Körpers die Neigung und Richtung geben, wohltätig nach außen zu wirken. Meine Finger werden dann weicher und länger, meine Augen möchten etwas ersehn, das noch

kein Blick berührt hat, die Lippen öffnen sich, mein Inneres will hinaus ins Freie.

So geht mir's, wenn ich Ihre Romane lese, und so ist mir's geworden, wie ich heute Ihre „Wahlverwandtschaften" las. Das mutwillige geheimnisvolle Spiel mit den Dingen der Welt und den Figuren, die darinne angestellt und geleitet werden, kann Ihnen niemals mißlingen, mag auch zwischendurchlaufen, was Platz hat oder sich Platz macht.

Dazu eignet sich endlich noch eine Schreibart, welche wie das klare Element beschaffen ist, dessen flinke Bewohner durcheinander schwimmen, blinkend oder dunkelnd auf- und abfahren, ohne sich zu verirren oder zu verlieren.

Man könnte zum Poeten werden über eine solche Prosa, und ich möchte des Teufels werden, daß ich keine solche Zeile schreiben kann.

Der Titel Ihres Romans macht eine ganz besondere Sensation auch unter Ihren Freunden. Manche können gar nicht darüber wegkommen, daß ihnen alles Urteil wie abgeschnitten ist; sie möchten doch gerne ihre Meinung sagen und können eigentlich zu keiner gelangen. Einigen habe ich sogar darüber Rede stehn sollen, besonders soll der Titel erklärt werden: wie? warum? woher? wohin?

Da steh' ich denn wie ein armer Sünder, indem man mir die Ehre antut, mich für einen zu halten, der um Ihre Geheimnisse weiß.

Sie aber wissen, und Gott weiß es auch, daß ich nichts weiß und, so wahr als ich Sie beide liebe, nichts verraten werde.

Ihre Rübchen sind hoffentlich angekommen, und so leben Sie wohl und lassen Sie nicht ohne ein Zeichen von Ihnen

Ihren

Zelter.

139. An Zelter

Statt eines sehr mannigfachen Dankes sende ich Ihnen heute nur einen freundlichen Gruß durch einen Abreisenden, durch Herrn

Lortzing, einen Bruder unseres Schauspielers. Ich bin Ihnen mit meinen Gedanken und Wünschen nach Königsberg gefolgt, die sich freilich nur immer auf Ihr eigenes Wohl beziehen konnten. Die Narren von Deutschen schreien noch immer gegen den Egoismus, und wollte Gott, man hätte seit langer Zeit für sich und die Seinigen redlich und dann für die Nächsten und immer wieder Nächsten redlich gesorgt, so sähe vielleicht alles anders aus. Jetzt wollen wir uns nicht irremachen lassen und im alten Wesen verharren.

Ich wenigstens treibe mein Wesen noch immer in Weimar und Jena, ein paar Örtchen, die Gott immer noch erhalten hat, ob sie gleich die edlen Preußen auf mehr als eine Weise vorlängst gerne zerstört hätten. Haben Sie tausend Dank, daß Sie uns wieder zur Auferbauung einen hübschen Mann, soweit es gehen wollte, gebildet und als einen fördernden Mitbürger zurückgeschickt haben.

Ob ich gleich wenig vom Detail weiß, so sehe ich doch auch, nach meiner Art, in Ihr Ganzes hinein, das heißt: Ihres Staats und seiner Aussichten und Hoffnungen, und da wünschte ich denn freilich einen so edlen teuren Freund nach so manchen Prüfungen wenigstens mit bessern Aussichten beglückt. Wäre mir Ihr Tätigkeitskreis, wäre mir ganz deutlich, was Sie tun und leisten, so könnte ich auch über Ihre Zustände beruhigter sein: denn in der Ferne sieht man gewöhnlich nur, was fehlt und abgeht; die Hoffnung wie die Furcht sind zwei leere Wesen.

Mit diesen wenigen Worten erhalten Sie meinen Roman. Tun Sie, als wenn der größte Teil Ihnen zugeschrieben wäre, und verzeihen mir mein übriges Schweigen und Stocken. Es wird beinahe jetzt unmöglich, mit dem Einzelnen von einzelnen Dingen zu sprechen; faßt man aber breitere Verhältnisse ins Auge, so mag man wohl noch manches darstellend aussprechen.

Heute nicht mehr! Die Rübchen sind glücklich angekommen. Der Dank dafür soll bei jeder frischen Schüssel erneuert werden.

Weimar, den 30. Oktober 1809. G.

140. An Zelter

Wann und was ich Ihnen zuletzt geschrieben, weiß ich wahrlich nicht mehr: denn die Tage versehen bei mir den köstlichen Dienst des Schwammes, daß sie das Nächstvergangene unmittelbar vor der Erinnerung auslöschen. Im Gefühl bleibt mir alles, und das sagt mir, daß ich Ihnen mancherlei schuldig bin. Indem ich mir nun das wieder vors Gedächtnis hervorrufe, so erscheinen mir zuerst die kostbaren Rübchen, welche zu vergessen mir auch schwer werden würde, weil sie, ehe ich mich's versehe, wieder einmal ganz köstlich auf dem Tische stehen. Donnerstags und Sonntags zunächst läßt uns Eberwein gar manches hören, was er mitgebracht und was er uns nur in Kraft Ihrer Sendung und Salbung mitteilen kann. Die Schiller'schen Sachen sind ganz vortrefflich gefaßt. Die Komposition suppliert sie, wie eigentlich das Lied durch jede Komposition erst vollständig werden soll. Hier ist es aber ganz was Eignes. Der denkende oder gedachte Enthusiasmus wird nun erst in das freie und liebliche Element der Sinnlichkeit aufgehoben oder vielmehr aufgeschmolzen. Man denkt und fühlt und wird mit hingerissen.

Daß die scherzhaften Sachen ihren Effekt nicht verfehlen, können Sie gleichfalls denken, da ich zu diesen Dingen mehr Neigung habe und am Ende sich's jeder gefallen läßt, froh zu sein oder zu werden.

Eberwein nimmt sich recht gut. Er ist durch Ihre Hülfe in allem weiter gekommen als die, die er in der kleinen Anstalt zu dirigieren hat, und arbeitet sich, soviel ich in einer Sache urteilen kann, die ich gar nicht verstehe, ganz gut heraus. Der Vorrat unseres kleinen musikalischen Archivs ist für unsere Zwecke auch schon ganz ansehnlich, und so schwach das alles ist gegen das, was Sie getan und tun, so ist es doch immer etwas. Wie schätzen wir nicht einen Kupferstich von einem Gemälde, das wir nicht sehen können!

Diese Wintermonate bin ich fleißig, so gut es gehen will, um das Farbenwesen loszuwerden; alsdann will ich aber auch selbst

dem Regenbogen den Rücken kehren, welcher durch diese boshafte Attitüde auf alle Fälle für mein Ich vernichtet wird. Wie sich der Frühling nur spüren läßt, gehe ich nach Karlsbad, um wo möglich nach meiner alten Weise dort zu leben.

Sagen Sie mir gelegentlich etwas von sich und schicken Sie mir irgend etwas, mich zu erfreuen. Wir haben zwar des Alten, Unerforschten sehr viel, aber das neue Nächste hat doch den größten Reiz.

Weimar, den 21. Dezember 1809. G.

1810

141. An Zelter

Herr v. Humboldt, der mich durch seinen Besuch auf das angenehmste überrascht, nimmt diesen Brief an Sie mit. Er sollte eigentlich nur einen Dankhymnus enthalten für alles das Gute, was Sie uns in und durch Eberwein gesendet. Es entfaltet sich nur erst nach und nach, und ich genieße recht glückliche Stunden in dem Abglanz Ihrer Werke, der freilich einigermaßen gedämpft zu mir gelangt. „Die Gunst des Augenblicks", „Herr Urian" und so manches andere erhebt und erfreut uns jedes in seiner Art; ich wüßte nicht, wo ich das Kernhafte mit dem Gefälligen so verbunden angetroffen hätte als in Ihren Arbeiten.

Herr v. Humboldt überraschte mich sehr angenehm. Könnte ich doch ein Gleiches auch von Ihnen wieder hoffen! Doch sind Sie jetzt bei sich beschäftigt genug, um Ihre guten Herrscher würdig zu empfangen und die so lang ersehnten Einflüsse wieder zu genießen.

Sagen Sie mir etwas von Zeit zu Zeit; ich habe bis Ostern noch ein schweres Pensum vor mir. Vergessen Sie ja „Johanna Sebus" nicht und lassen solche nicht wieder untertauchen, da Sie ihr einmal hülfreiche Hand gereicht haben. Tausend Lebewohl.

Weimar, den 4. Januar 1810. Goethe.

142. An Goethe Berlin, 30. Dezember 1809.

Ihr lieber Brief vom 21. Dezember ist mir ein köstlicher Beschluß des alten Jahres, und um mir die letzten Stunden desselben aufs würdigste zu verlängern, beantworte ich ihn noch heute, indem ich mir so am meisten gefalle, wie ich Ihnen gefalle.

Da nicht leicht ein Tag vergeht, an dem nicht Ihrer unendlich gedacht würde, so entsteht dann auch von Zeit zu Zeit manches, das Ihnen seine Entstehung verdankt; so erhalten Sie mit diesem Briefe eins Ihrer Gedichte, das sich lange genug in mir umgedreht hat, womit Sie nun vorlieb nehmen müssen, wie es hat werden wollen.

Was den Ton und Geist gesellschaftlicher Lieder anlangt, bin ich vollkommen Ihrer Meinung. Auch mir sind die heitern leichten Gesänge am meisten bekommend, und Geheimer Rat Wolf behauptete letzthin, durch die fröhlichen Gesänge der Liedertafel von seiner schweren Krankheit erst völlig genesen zu sein. Fast hätte ich aber auch Lust, die deutschen Poeten bei Ihnen zu verklagen, die sich in ihren Liedern gar zu ernsthaft ausgeben, und ich dächte, Sie redeten die guten Leute einmal fröhlich an, sich nicht gar zu pensiv und finster vernehmen zu lassen; man müßte ja wohl des Wimmerns und Ächzens im gemeinen Leben sich voll ersättigen können.

Daß sich Eberwein gut nimmt, freut mich ungemein; denn er muß sehr fleißig sein und das gerade jetzt, wenn ihm sein Aufenthalt in Berlin nützlich werden soll. Ein Talent muß durchaus entwickelt werden, und das kann nur durch unaufhörliche Tätigkeit geschehen.

Hier wird jetzt der „Macbeth" nach Schillers Übersetzung gegeben, so gut er kann besetzt werden. Madame Bethmann spielt die Lady Macbeth sehr schön. Sie hatte Streit mit einer Faktion des Publikums, der sich endlich glücklich beigelegt hat. Sie sieht mit Sehnsucht einer Antwort entgegen auf einem Briefe, den sie an Sie will geschrieben haben. Dann haben wir endlich nach langem Harren die „Iphigenia in Aulis" mit Glucks Musik soeben aufs Theater bekommen; doch bezeigt das Publikum keine große Zufriedenheit, weil wir nicht so glücklich sind, die beiden weiblichen Rollen würdig genug besetzen zu können.

Den 24. Januar 1810. Herr v. Humboldt schickt mir Ihren Brief vom 4. dieses mit der Post zu, als ein Zeichen, daß er länger abwesend sein werde, als er gewollt hat. Ich bin ganz unendlich

erfreut, von Ihnen meine Lieder gelobt zu sehen. Der „Herr Urian“ tut auch bei uns eine fröhliche Wirkung und wird fast bei jeder Tafel gesungen. Das anbei erfolgende Lied gehört zu den pathetischen und wird die Sänger nicht abschrecken, wenn es nicht gleich vollkommen sich darstellen sollte. Eberwein wird sorgen, daß es nach der rechten Art mit offnem Munde und freier Zunge vorgetragen werde.

Vor acht Jahren habe ich Ihnen die Komposition: „Der Müllerin Reue“ in Weimar gelassen, ohne eine Abschrift zu behalten; ich erinnere mich dieser Komposition nur noch insofern, als sie gelungen schien und Ihnen gefiel. Könnten Sie dies Stück wohl wieder auffinden und mir eine Abschrift senden? ich will denn doch einmal zusammensuchen und -halten, was ich zu erhalten wünsche. Man denkt in der Fülle der Kraft und dem frischen Triebe nur des Schaffens und Gestaltens. Was Ihnen gefiel, will ich in Liebe bewahren, und sei es das Kleinste:

„Macht die Liebe, die Kunst jegliches Kleine doch groß.
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt gestaltet,
Einzeln, gesellet dem Chor aller Heroen sich zu.“

In der „Johanna Sebus“ habe ich versucht, was Sie mir einst von einer dramatischen Form der Romanzen schrieben. Die Komposition ist entworfen und geendigt, aber nicht vollendet, und seit meiner Königsberger Reise habe ich keine ruhige Stunde finden können, daran zu kommen. Geht man auch jedesmal von sich selbst, aus dem nämlichen Punkte aus, so führt Leben und Kunst immer wieder auf neuen Radien in neue Formen, und es ist schwer, den Zufall gleichsam aufzusuchen, um wieder von vorn her hineinzukommen. Erinnern Sie nur von Zeit zu Zeit, Ihre Erinnerung ist mir wie die neue Sonne des neuen Tages. Ich schwelge in dem Gefühl Ihrer Liebe und kann nicht satt werden. Davon lebe ich und werde fett davon. Gott schenke Ihnen nur Gesundheit und Lust, ich will schon leben, solange ein Stück an mir gut ist.

Den 26. Januar. Heut habe ich Herrn v. Humboldt auf einen Augenblick wieder gesprochen, der diesen Morgen hier angekommen

ist. Er ist sehnlich erwartet worden, da er uns gerade in einer notwendigen Zeit fehlte; auch ich bin froh, daß er hier ist. Z.

142a. An Zelter

Der Meister.

Frisch! der Wein soll reichlich fließen,
Nichts Verdrießlichs weh' uns an!
Sage, willst du mitgenießen?
Hast du deine Pflicht getan?

Einer.

Zwei recht gute junge Leute
Liebten sich nur gar zu sehr;
Gestern zärtlich, wütend heute,
Morgen wär' es noch viel mehr.
Senkte hier Sie das Genicke,
Dort zerrauft' Er sich das Haar;
Alles bracht' ich ins Geschicke,
Und sie sind ein glücklich Paar.

Chor.

Sollst uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Ächzen und das Krächzen
Hast du heut schon abgetan.

Ein anderer.

Warum weinst du, junge Waise?
„Gott! ich wünschte mir das Grab!
Denn mein Vormund, leise, leise,
Bringt mich an den Bettelstab."
Und ich kannte das Gelichter,
Zog den Schächer vor Gericht.

Streng' und brav ſind unſre Richter,
Und das Mädchen bettelt nicht.

Chor.

Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Ächzen und das Krächzen
Haſt du heut ſchon abgetan.

Ein dritter.

Einem armen kleinen Kegel,
Der ſich nicht beſonders regt,
Hatt' ein ungeheurer Flegel
Heute grob ſich aufgelegt.
Und ich fühlte mich ein Mannſen,
Ich gedachte meiner Pflicht,
Und ich hieb dem langen Hanſen
Gleich die Schmarre durchs Geſicht.

Chor.

Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Ächzen und das Krächzen
Haſt du heut ſchon abgetan.

Ein vierter.

Wenig hab' ich nur zu ſagen,
Denn ich habe nichts getan;
Ohne Sorgen, ohne Plagen
Nahm ich mich der Wirtſchaft an.
Doch ich habe nichts vergeſſen,
Ich gedachte meiner Pflicht:
Alle wollten ſie zu eſſen,
Und am Eſſen fehlt' es nicht.

Chor.

Sollst uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Ächzen und das Krächzen
Hast du heut schon abgetan.

Ein fünfter.

Einer wollte mich erneuen,
Macht' es schlecht, verzeih' mir Gott!
Achselzucken, Kümmereien!
Und er hieß ein Patriot.
Ich verfluchte das Gewäsche,
Nannte meinen alten Lauf.
Narre! wenn es brennt, so lösche,
Hat's gebrannt, bau wieder auf!

Chor.

Sollst uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Ächzen und das Krächzen
Hast du heut schon abgetan.

Der Meister.

Jeder möge so verkünden,
Was ihm heute wohlgelang!
Das ist erst das rechte Zünden,
Daß entbrenne der Gesang.
Keinen Druckser hier zu leiden,
Sei ein ewiges Mandat.
Nur die Lumpen sind bescheiden,
Brave freuen sich der Tat.

Chor.

Keiner soll nach Weine lechzen!
Schnell das volle Glas heran!
Denn das Ächzen und das Krächzen
Haben wir nun abgetan.

Drei Stimmen.

Heiter trete jeder Sänger
Hochwillkommen in den Saal:
Denn nur mit dem Grillenfänger
Halten wir's nicht liberal;
Fürchten hinter diesen Launen,
Diesem ausstaffierten Schmerz,
Diesen trüben Augenbraunen
Leerheit oder schlechtes Herz.

Chor.

Niemand soll nach Weine lechzen,
Doch kein Dichter soll heran,
Der das Ächzen und das Krächzen
Nicht zuvor hat abgetan!

143. An Goethe Berlin, 17. Februar 1810.

Hier, mein göttlicher Freund, ist meine, unsere „Johanna"! der ich um alles kein Leid habe tun wollen.

So gehe hin, treue Seele, zu deinem Vater! Und wenn er dich wiedererkannt hat, wenn er dich sieht im Kampfe mit wilden Fluten, hört im Brausen der Woge dein Gebot: „Sie sollen, sie müssen gerettet sein!", im Herzen gewiß ward deiner Verklärung und Erhebung zu den Unsterblichen – dann sage, wer dich sendet und mit dir ist.

Herrn Eberwein bitte ich, außer dem Fortepiano, die andern Instrumente nicht eher dazuzunehmen, bis der Singchor (der nicht

über neun Personen stark sein darf) ordentlich von dannen geht. Die Sänger müssen gleichmäßig vokalisieren, das heißt: wenn zwei oder mehr Personen den Vokal a zusammen singen und der eine singt a und der andere o, so wird der Ausdruck verworren; sie müssen daher alle den einen Vokal gleichmäßig betonen:

„Der Damm zerreißt,
„ „ zerschmilzt,
„ „ verschwindet,
„ „ verschwand."

Geschieht dies ordentlich, so wird auch die Komposition das Ihrige leisten, sie ist darauf berechnet.

Dann bitte ich, die Musik nicht aus den Händen zu lassen, indem ich sie bereits nach Leipzig zum Drucke gesendet habe. Sie soll auf Ostern herauskommen. Sie kann ja wohl in Ihrem Hause ausgeschrieben werden.

Welche Freude mir Ihr am 14. dieses erhaltenes Gedicht für meine Liedertafel gemacht hat, kann ich mit keinen Worten sagen. Ich habe es schon in Musik gesetzt. Das nächste Mal, den 10. März, auf dem Geburtstag der Königin, soll es aufgeführt werden, und dann sollen Sie es sogleich erhalten.

„Und kein Dichter soll heran,
Der das Ächzen und das Krächzen
Nicht zuvor hat abgetan!"

Das sollen sie mir wie Tabak schnupfen und wie Senf aufs Essen kriegen, und von guten Früchten, die es tragen wird, sollen Sie, mein Freund, Ihren würdigen Anteil bekommen. Denn ein paar wackre Burschе sind unter uns, die Lust haben an guter Lehre. Ihre „Generalbeichte" wird unter uns mit einer Bußfertigkeit gesungen, woraus der alleinseligmachende Glaube klar wie eine Hippokrene hervorspringt. Der Großkanzler Beyme hat sich letzthin so mächtig daran erfreut, daß er mir sechs Flaschen Johannisberger am folgenden Tage sandte, die ich auf Ihre Gesundheit verzehre. Das, denke ich, soll auch helfen.

Wir haben den Gebrauch, die Liedertexte, welche an festlichen Tagen an der Liedertafel gesungen werden, drucken zu lassen. Da ich Ihr Lied als unser Eigentum ansehe, so lasse ich es mit abdrucken, wenn Sie es nicht expreß verbieten. Wollen Sie also, daß es nicht gedruckt werde, so bitte ich, es mich noch in diesem Monate wissen zu lassen.

Ich weiß nicht, ob Eberwein das „Trommellied" von Voß Ihnen mitgebracht hat und ob Sie es schon kennen. Es ist von durchschlagender Fröhlichkeit, aber in der Partitur ist ein fataler Schreibfehler: die letzte Note der Melodie muß nämlich in allen Stimmen nicht eine halbe Taktnote mit einer Fermate sein, sondern eine kurz abschlagende Viertelnote, und auf dieser Viertelnote muß der letzte Trommelschlag fallen. Ich bitte Herrn Eberwein, diesen Umstand in seinem Manuskripte herzustellen, und die Sänger müssen sich üben, diesen letzten Schlag auf ein Haar abzupassen.

Den 21. Februar. Da wir einmal im Gange sind, schicke ich Ihnen die Musik zu Ihrem Gedichte sogleich mit, ehe ich sie gehört habe. Sollte ich daran etwas zu verbessern finden, so kann's nachgeschehn. Wollen Sie nicht eine Überschrift dazu geben? einen Namen muß es doch haben. Die Post will fort. Gott befohlen!

Z.

144. An Goethe

Berlin, 25. Februar 1810. In dem Manuskript der „Johanna Sebus", welches jetzt wohl in Ihren Händen sein wird, entdecke ich soeben allerlei Fehler, welche ich Herrn Eberwein zur Verbesserung überantworte:

In allen 4 Wiederholungen des ersten Chors: „Der Damm p." muß in der Tenorstimme im 8. Takte die 5. Note nicht g, sondern eine kleine Terz tiefer, e heißen.

In der 3. Wiederholung des Chors: „Der Damm verschwindet! die Welle braust!" muß im Soprane im 2. Takte die dritte Note auf dem Worte „braust" nicht h, sondern eine Quinte höher, fis heißen.

In der Paukenstimme fehlen einige Noten, deshalb lege ich das Blättchen ein.

Wenn Sie die Musik einige Male haben singen hören, wünschte ich wohl von Ihnen zu wissen: wie Ihre Idee erfüllt und ob nichts stecken geblieben ist, das Ihnen nicht herauskommt. Man hat bei einem gemeßnen Gegenstande, der sich auf ein Faktum gründet, nicht so Freiheit, wie man Mittel hat, wenn er nicht ausgetrieben und verstellt erscheinen soll, und es ist weniger schwer, die Elemente in Konflikt zu setzen, als eine gegebene Empfindung besonders anzusprechen und dominant zu erhalten.

An glücklichen Stellen fehlt es nicht, über das Ganze sollen Sie richten. Vielleicht hat die bildende Kunst hier ein noch vorteilhafteres Feld, da sie alles zugleich vors Auge stellen und in Wechselwirkung bringen kann; auch hat, wie ich höre, Bury die Szene gemalt, doch habe ich's nicht gesehn. Sei dem nun, wie ihm wolle: wir haben das Unsere getan, und

Nun, ihr Musen, genug! Vergebens strebt' ich zu schildern,
Was in dem Liede nicht singt, ihr dem Lied nicht gewährt!
Aber ihr gabt mir den dichtenden Freund, den freundlichen [Dichter;
So kommt alles von euch, denn alles hab' ich von Ihm!

Zelter.

145. An Zelter

Die Komposition von „Johanna Sebus" habe ich zwar erst unvollkommen gehört, allein genugsam, um versichern zu können, daß sie mir ganz vortrefflich vorkommt. Ich müßte sehr weitläuftig sein, wenn ich alles sagen wollte, was mir bei dieser Gelegenheit durch den Sinn gegangen. Nur Eins will ich erwähnen: daß Sie auf eine sehr bedeutende Weise von demjenigen Gebrauch gemacht, wofür ich keinen Namen habe, das man aber Nachahmung, Malerei, und ich weiß nicht sonst wie, nennt und das bei andern sehr fehlerhaft wird und ungehörig ausartet.

Es ist eine Art Symbolik fürs Ohr, wodurch der Gegenstand, insofern er in Bewegung oder nicht in Bewegung ist, weder nachgeahmt noch gemalt, sondern in der Imagination auf eine ganz eigene und unbegreifliche Weise hervorgebracht wird, indem das Bezeichnete mit dem Bezeichnenden in fast gar keinem Verhältnisse zu stehen scheint.

Daß auf einem ganz natürlichen Wege in der Musik der Donner rollen und die Wellen brausen können, versteht sich von selbst. Wie glücklich Sie aber die Negation: „Kein Damm, kein Feld" durch den abgerissenen unterbrochnen Vortrag ausgedruckt haben, ist überraschend, so wie die Antizipation des Gefälligen vor der Stelle: „Doch Suschens Bild".

Lassen Sie mich nicht weitergehen, weil man ja des Ganzen so wie des Einzelnen erwähnen müßte. Nächstens hoffe ich es noch einigemal zu hören und mich daran recht von Grund aus zu ergötzen; welches besser ist als Reflexion und Urteil. Ihre Korrekturen sind auch angekommen und eingeschaltet.

Was das Lied betrifft, so könnte man es „Pflicht und Frohsinn" nennen. Fahren Sie so fort und suchen Sie, daß jedesmal, so oft es gesungen wird, von irgendeinem wohlgelaunten Manne eine neue Strophe eingeschaltet oder statt einer andern gesungen wird. Noch habe ich die Melodie nicht gehört; es war diese Tage gar zu vielerlei Drang um uns her.

Leben Sie nun recht wohl und senden mir das „Trommellied" von Voß, denn Eberwein hat es nicht mitgebracht. Unsere kleine Sozietät gab vor kurzem im Theater eine musikalische Unterhaltung, wo Ihr: „In Flammen nahet Gott", sowie die „Gunst des Augenblicks" und anderes den besten Effekt machten.

Weimar, den 6. März 1810. G.

146. An Goethe Berlin, 14. März 1810.

Unser Liedchen hat seine ganz hübsche Sensation gemacht, indem sich mancher innerlich daran erfreut und sich doch auch drüber

ärgert: wir sind eigentlich nicht so schlecht; wir führen uns nur zuweilen so auf. Am Geburtstage der Königin ist es an der Liedertafel gesungen worden, und nun höre ich's schon hier und dort widertönen und kann's nicht hindern. Am meisten hat sich der Fürst Radziwill, der an dem Tage unter meinen Gästen war, daran erfreut. Dieser gibt sich nicht wenig Mühe, Ihre Verse in Musik zu setzen, und ist wirklich für einen Ausländer glücklich genug, manchmal den rechten Ton zu treffen.

Soeben kommt Ihr Brief an vom 6. dieses, den ich mit vieler Erbauung lese: es ist recht behäglich, mit dem Dichter über dem Grund und Boden eines Gedichts im Verstande zu sein. Wenn dieser den Komponisten versteht, so hat auch wohl der letztere den Dichter verstanden, und alles andere ist Machwerk, das jeder kann, der's Handwerk versteht.

Ihre Gedanken über die Komposition der „Johanna Sebus" sind mir sehr lehrreich, so wie sie pünktlich auf die Momente des Stücks treffen, wo sich die Komposition zertrennen muß, indem sie sich zum Ganzen verbinden soll. Wenn ich hier nicht gefehlt habe, so ist mir für das andere wenig bange, was seine gewiesene Wege hat.

Da der Anfang und das Ende des Gedichtes von verschiedener Empfindung sind, doch so, daß die letzte aus der erstern folgt, so bleibt die Ausfüllung des nicht zu großen Raumes zwischen den beiden Enden immer eine Aufgabe, wenn die Stationen der Veränderung und Steigerung nicht abgerissen oder matt erscheinen sollen, zu welchem Ende denn der Chorus fleißig in Anspruch genommen ist, wie Sie wohl an den Stellen: „verloren sein!" — „sind alle fern!" bemerken werden.

Möchten Sie nur geneigt sein, einmal ein größeres Werk mir anzuvertrauen, wo man sich recht gehen lassen könnte. Es wäre doch wohl schade, wenn wir einst auseinander treten müßten, ohne ein solches Stück Arbeit zur Welt zu fördern, wo eins dem andern mit gehöriger Hülfe beiginge.

Zu einer Oper und desgleichen werden Sie wohl bei dem rasenden Treiben des Musikwesens wenig Lust bezeigen. Doch es sei, was

es sei: wir wollen uns finden lassen und finden. Allerdings wäre ein deutsches Sujet am gemäßesten. Aber ein „Herkules" wäre auch nicht zu verachten, und endlich nehme ich auch mit einem „Orpheus" vorlieb, der noch immer so aufgestellt werden könnte, wie er noch nicht gesehn ist.

Das „Trommellied" erfolgt anbei. Die Worte habe ich nicht durchgeschrieben, um den Brief nicht zu stark werden zu lassen. Das Gedicht steht in Vossens neuer Ausgabe vom Jahre 1802, im zweiten Bande pagina 132.

Den 19. März. Herr v. Humboldt hat mir Ihre Stanzen vom 30. Januar gesandt, woran ich mich höchlich erfreue. Ich kann nicht begreifen, wie Sie es machen, in eine so ruhige Schreibart so herrliche Gedanken zu kleiden: es ist mir immer, wenn ich Ihre Verse vor den Augen habe, als ob sich's von selber in melodische Formen schmiegte und nichts sagen, nur singen wollte –

Ein sichrer Geist erhebt es von der Erden,
Das leise Wort, es kann nicht stille stehn,
Zu klaren Tönen muß die Rede werden,
Die, wie des Herzens Takt, zum Herzen gehn.
Es zieht uns, wie der Duft die stillen Herden,
Die sich entrückt auf Balsamauen sehn;
Und wie es weicht in schön- und schönre Ferne,
So nahen wir gelockt und folgen gerne.

Den 20. März. Da Sie so vieles verzeihen müssen, so mögen Sie mir auch Ihre Verse verzeihen, wenn Sie sie auf meinen Boden verpflanzt finden, weil ich das Schöne nur so genießen kann, indem ich's mir selber verarbeite. Was soll das Schöne in der Welt, wenn es nicht schöner macht? Z.

146a. An Zelter

Ergo bibamus!

Ein Spätling zum 10. März.

Hier sind wir versammelt zu löblichem Tun,
Drum, Brüderchen, ergo bibamus!
Die Gläser, sie klingen, Gespräche, sie ruhn,
Beherziget Ergo bibamus!
Das heißt noch ein altes, ein tüchtiges Wort,
Es passet zum Ersten und passet so fort,
Und schallet ein Echo vom festlichen Ort,
Ein herrliches Ergo bibamus.

Ich hatte mein freundliches Liebchen gesehn,
Da dacht' ich mir: Ergo bibamus.
Und nahte mich traulich, da ließ sie mich stehn,
Ich half mir und dachte: Bibamus.
Und wenn sie versöhnet euch herzet und küßt,
Und wenn ihr das Herzen und Küssen vermißt,
So bleibet nur, bis ihr was Besseres wißt,
Beim tröstlichen Ergo bibamus.

Mich ruft das Geschick von den Freunden hinweg;
Ihr Redlichen, ergo bibamus!
Ich scheide von hinnen mit leichtem Gepäck;
Drum doppeltes Ergo bibamus.
Und was auch der Filz von dem Leibe sich schmorgt,
So bleibt für den Heitren doch immer gesorgt,
Weil immer dem Frohen der Fröhliche borgt;
Nun, Brüderchen, ergo bibamus!

Was sollen wir sagen zum heutigen Tag?
Ich dächte, nur: Ergo bibamus.
Er ist nun einmal von besonderem Schlag;
Drum immer aufs neue: Bibamus.

Er führet die Freude durchs offene Tor,
Es glänzen die Wolken, es teilt sich der Flor,
Da leuchtet ein Bildchen, ein göttliches, vor;
Wir klingen und singen: Bibamus!

147. An Goethe Berlin, 4. April 1810.

Schon seit manchen Wochen ist mir nicht, wie mir sollte. Mag es die saugende Märzluft oder sonst äußeres Einwirken sein, was mich wohl nicht krank, doch wehe und unlustig machte. Das Essen ist ohne Genuß, und das Leben, worauf ich sonst halte, wird mir fast sauer.

So hatte ich gestern mittag keinen Wein getrunken, weil ich keinen Reiz darzu spürte, und war nach dem Essen auf dem Sofa eingeschlafen. Unterdessen hatte mein verständiger Briefträger Ihr blaues Kuvert auf meine Brust gelegt, welches ich, wie mir die Augen aufgingen, freudig erkannte. Ehe ich's erbrach, ließ ich Wein geben, um mich völlig zu ermuntern. Unterdessen meine Tochter einschenkte, erbrach ich das Siegel und rief mit lauter Stimme: Ergo bibamus! Das Kind ließ vor Schreck die Flasche fallen, die ich auffing, da ward ich wieder lustig und mutig, wozu der Wein, wahrscheinlich aus Dankbarkeit für seine Rettung, das Seinige tat.

Ich ließ mir die Feder bringen, um sogleich das Gedicht in Musik zu setzen und den ersten Eindruck nicht verrinnen zu lassen. Als ich auf die Uhr sahe, war es Zeit, in die Singakademie zu gehn, nach deren Endigung die Liedertafel heute beisammen war. Es waren 40 Männer an Tafel. Ich las das Gedicht vor. Am Ende jeder Strophe riefen alle in unisono, gleichsam im Doppelchore, von selber: „Bibamus"! Sie syllabierten den langen Vokal so fürchterlich, daß die Dielen erklangen und die Decke des langen Saales sich zu heben schien. Da war die Melodie wieder da, und Sie erhalten es hier, wie es sich von selber komponiert hat. Wenn es so recht ist, habe ich keinen Anteil daran, es gehört alles Ihnen allein.

Ihr Interesse an der Liedertafel wird unausbleibliche Früchte tragen. Die kräftigen deutschen Gesänge tun immer mehr erwünschte Wirkung. Statt des hängenden matten Lebens tritt ein munterer gestärkter Sinn hervor, den keiner vorher zu zeigen wagte. Man wird schon fähiger, seine Haut zu tragen; der Schritt wird sichrer durch helle Freude. Was Längelei und Wortwesen war, wird entschlossene Tat, und die Langeweile der Freßzirkel, wo nur der Nachbar käuend mit dem Nachbar über Gewerbskrämerei, wo nicht vom Fraße selbst spricht, ist unbekannt, wo alle am Einen hängen, wo Eines für alle gedacht und gemacht ist.

Wir haben einen ansehnlichen Vorrat von Liedern, doch die besten werden nur beliebt und immerdar solche wiederholt, wo die Sache sich zu einem Ausdrucke und das Wort sich zur Tat schickt, wo nur gilt, was bestehn muß. Die Begier und Ungeduld zum Neuen und immer Neuen verliert sich immer mehr, da es am Neuen nicht fehlt: das sind lauter gute Aussichten.

Die Freude, daß Sie so bald unserer wieder gedacht, hat alles belebt. Ihre Gesundheit ist getrunken worden wie noch keine. Das „Ächzlied" ward gefordert, man sang es animierter als das vorige Mal, man verstand es heut schon mehr. Zwischen jeder Strophe ward gezecht und gerufen: „Es lebe die Pflicht!" und die letzte Strophe mit derber Entschlossenheit wiederholt.

Unter dem Treiben und Kleiben, das uns rückgängig und werkfaul macht, habe ich mir wieder eine stille Hoffnung ausgedacht, womit ich mich nun täglich wiege. Seit geraumer Zeit bin ich schon mit dem Chiragra geplagt, welches so überhandnimmt, daß ich kaum etwas ohne Schmerzen angreifen kann. Außer dem Klaviere kann ich kein einziges Instrument mehr spielen und muß fürchten, auch das Eine zu verlieren. Immer hab' ich das Töplitzer Bad loben hören, und das möchte ich wohl versuchen. Ich arbeite wie ein Fröhner, um so viel Geld zusammenzutrommeln, einige Sommermonate auf meine Pflege zu verwenden. Die Reise des vorigen Sommers gen Norden hätte ich mir lieber erspart; sie mußte, sie ist geschehn, und was soll man von geschehnen Dingen reden? Dieses

Jahr soll mir's, wenn Gott will, besser werden, und was das Wasser nicht hilft, will ich meine Augen in Ihrem Anschaun baden, da ich Ihnen so auf alle Fälle näherkomme.

Den 5. April. Gestern unterbrach mich Reichardt, der eben angekommen war. So hätten wir denn wieder 4 Kapellmeister hier beisammen, und wenn der Oberkapellmeister in Süden ihre Wechsel akzeptieren wollte, möchte uns geholfen sein. Ich muß mich sehr irren, wenn er nicht sucht, was uns eben abgeht. Er tut mir vor vielen leid. Ich habe mich bald genug an seine Eigenheiten gewöhnt und bin darinne bestanden, ja ich möchte ihn nicht vermissen, wie er ist. So denken wir aber nicht alle, und er wird sehn müssen, wo er bleibt.

Darf ich Sie mit einer Bestellung beschweren, so bitte ich, daß ich sogleich Ihr Farbenwerk erhalte, als das erste Exemplar zu haben ist. Es ist empfindlich, zu warten und immer zu warten, bis die Buchhändler von der Messe zurück sind, und dann noch zu warten, bis ihre Ballen nachgeschleppt ankommen. Das Leben vergeht unter lauter Warten.

Jetzt bin ich mit meinen Osterkonzerten beschäftigt, die mir eben diesmal keine große Lust machen. Könnte ich Sie unter meinen Zuhörern wissen, so möchten die andern alle reisen, wohin sie wollen.

Z.

148. An Zelter

Für Ihr tätiges Antworten danke ich zum allerschönsten. Leider bin ich von meinem Singchore getrennt und kann also das „Ergo bibamus“ nur mit den Augen und mit dem Schlunde feiern. Schreiben Sie mir doch zu allernächst, was eigentlich für Lieder an Ihrer Tafel am öftersten wiederholt werden, damit ich den Geschmack Ihrer Gäste kennen lerne und erfahre, welche Art Poesie ihnen am meisten ohret. Wenn man das weiß, so kann man den Freunden allerlei Späße machen.

Verfolgen Sie den Gedanken ja, nach Töplitz zu gehen. Ich bin überzeugt, daß es mir selbst sehr heilsam sein würde,

dieses Bad nach Karlsbad zu besuchen; aber bei meiner großen Lust, in irgendeinem Zustande, der nicht ganz verdrießlich ist, zu verharren, komme ich ohne entschiedenen Anlaß von der Eger nicht weg. Sind Sie aber in Töplitz, sagen mir, wie es da aussieht, sorgen mir für ein Quartier, so läßt sich die Reise bald machen. Doch zur Vorbereitung nur soviel. Bis Jubilate trifft mich ein Brief noch hier. Auch erhalten Sie, ehe ich weggehe, noch einen Brief und ein Exemplar der „Farbenlehre". Wollten Sie mir alsdann nach Karlsbad poste restante schreiben, so würde ich den Brief nach meiner Ankunft erhalten und schon näher vernehmen können, inwiefern es uns gelingen dürfte, diesen Sommer zusammenzukommen. Mehr sage ich heute nicht, damit dieses Blatt nicht aufgehalten werde.

Leben Sie recht wohl und lassen recht bald von sich hören.

Jena, den 17. April 1810. G.

Machen Sie es, liebster Freund, nur möglich, nach Töplitz zu kommen; sind wir zusammen, so helf' ich nach. Wir sind zwar jetzt alle zusammen arme Teufel und wissen nicht wo aus noch ein, es findet sich aber am Ende immer noch ein Mittel. Mehr sag' ich nicht. Das herzlichste Lebewohl und die besten Wünsche zu unsrer Zusammenkunft.

149. An Goethe Berlin, den 24. April 1810.

Da unsere Liedertafel sich offiziell mit Gesang beschäftigt, so muß alles gesungen werden, was von den Mitgliedern auf die Tafel gegeben wird.

Das Neueste macht jedesmal in der Regel den Anfang, und was nicht gleich gelingt oder als verstanden erscheint, können Dichter und Komponist, sooft sie es nötig finden, wiederholt verlangen. Bis daher bin ich besorgt gewesen, daß jedesmal etwas Neues auf die Tafel kam; ja wir hatten des Neuen vieles.

Der Gesang hat das Eigne, die Unterhaltung zusammen- und an einem Gegenstande festzuhalten. Daraus entsteht gar oft die Er-

innerung an eine Stelle eines schon beliebten Gedichtes, welches denn dazwischen verlangt und sogleich gesungen wird. So wird ein Lied erst ordentlich ergriffen und als Beleg zum Leben genommen, welches durch das verfluchte Lesen wie ein totes Kapital im Buche steckte und stecken blieb.

Die Lieder, welche auf diese Art von selber am öftersten herantreten, sind: das „Bundeslied", die „Generalbeichte", „Herr Urian", „Freude, schöner Götterfunken", Vossens „Trommellied", „Ein Musikant wollt' fröhlich sein", aus dem 2. Teile des „Wunderhorns", ein altes lateinisches Lied nach dem Suetonius:

„Gallias Caesar subegit,
Nicomedes Caesarem.
Ecce Caesar nunc triumphat
Qui subegit Gallias;
Nicomedes non triumphat
Qui subegit Caesarem."

und anderes mehr. Dies letzte Stück wird in 2 Chören trefflich gesungen, und Geheimer Rat Wolf, der das Gedicht gab, scheint mit der metrischen Behandlung zufrieden. Es wird mehrenteils 6 bis 8 mal wiederholt, weil alle ihre Lust dabei haben, wie das Metrum gar wundersam einschlägt.

Wenn ich mich auf etwas freue, so ist es: Sie endlich nach 5 Jahren wieder an meinem Herzen zu sehn. Alles soll getan werden, um dies zu bewerkstelligen. Meine Osterkonzerte sind vorüber, und ich bin mehr zufrieden mit meiner Einnahme als mit dem, was geleistet worden. Ja ich könnte mich reich nennen, wenn ich nicht Schulden zu bezahlen hätte.

Ich freue mich schon auf Ihren nächsten Brief und die „Farbenlehre". Es sollte mich wundernehmen, wenn nicht ein Musikus aus der Farbenlehre etwas lernen sollte, was er noch nicht weiß. Bis dahin lese ich noch immer die „Wahlverwandtschaften", um den Generalbaß zu finden und auszusaugen. Gott befohlen, mein allerliebster Freund! Wissen Sie denn, daß Geheimer Rat Wolf auch nach Karlsbad will? Den 30. April.

Zelter.

150. An Goethe Teplitz, den 30. Junii 1810.

Ich nehme die Gelegenheit durch Herrn Kaufmann aus Dresden, Ihnen beigehendes Portefeuille mit 6 Zeichnungen zu Ihrem „Faust“ zu senden, welche ich Ihnen von seiten des Herrn Kammersekretär Nauwerck aus Ratzeburg übergeben soll. Herr Kaufmann ist der Erfinder eines Instruments, welches er Harmonichord nennt. Dieses Instrument hat viele Ähnlichkeit mit der bekannten Harmonika und zugleich etwas von der Orgel; es kommt mir jedoch weit vollkommner vor als die Harmonika, weil es sich leichter und reiner spielt. In gemeßner Entfernung, besonders am Abend, in freier Luft, muß es von unendlich schöner Wirkung sein, und ich habe daher nicht ermangeln wollen, diesen braven jungen Mann an Sie zu adressieren; man kann nichts Reineres hören als die schönen Töne dieses Instruments, und sehr wahrscheinlich wird die Harmonika, welche übel zu spielen und niemals ganz rein zu temperieren ist, dadurch verdrängt werden.

Man spricht hier, Sie würden nach Teplitz kommen, was mir unendlich angenehm sein würde, weil ich Sie auf diese Art eher sehn würde. Ich bin seit acht Tagen hier und habe meine Badekur bereits angefangen, sie wird wenigstens noch 14 Tage dauern. Kommen Sie nicht hieher, so komme ich nach Karlsbad, doch über das Wann und Wie habe ich noch keinen Beschluß gefaßt. Sollten Sie solange wie sonst im Karlsbade verharren, so gehe ich von hier erst auf Prag, und wenn meine Kasse reicht, wohl gar nach Wien und von hier zurück über Karlsbad. Daher wünschte ich nun wohl zu erfahren, ob ich Sie hier in Teplitz erwarten darf. Es ist hier sehr schwer, eine gute Wohnung zu bekommen, und im Karlsbade soll es ebenso sein; doch hoffe ich zu meiner Zeit wohl unterzukommen, da ich vorliebzunehmen weiß und keine zu große Bedürfnisse habe.

Ich habe Herrn Nauwerck zu fragen vergessen, ob er Ihnen schon bekannt ist. Die Zeichnungen soll ich nach Berlin wieder zurückbringen und bis dahin in Ihre Verwahrung geben. Von den

neuesten Veränderungen bei uns werden Sie unterrichtet sein. Humboldt geht als Gesandter nach Wien. Wer seine Stelle bei der Universität bekommen wird, ist mir unbekannt; es scheint fast, als wenn die ganze Sache ins gewöhnliche Nichts übergehn sollte, und dann hat uns diese Probe wieder Geld genug gekostet. Von allem Übrigen mündlich. Geheimer Rat Wolf wird Ihnen ein mehreres eher sagen können, da er unmittelbar auf Karlsbad geht.

Zelter.

151. An Zelter Karlsbad, den 4. Juli 1810.

Mit vielem Vergnügen erhalte ich unmittelbare Nachricht von Ihnen. Man hatte mir schon gesagt, daß Sie sich in Töplitz befänden, und ich wartete jeden Tag auf ein näheres Wort. Vor allen Dingen also etwas über unser Wiedersehen. Meine Absicht ist, bis gegen Ende Juli hier zu bleiben und alsdann nach Teplitz zu gehen. Es hängt jedoch dieses von mancherlei Umständen ab. Wenn Sie also in der Hälfte Juli nach Prag und allenfalls nach Wien gingen, so würden Sie mich Anfang und Mitte Augusts in Töplitz treffen, wo wir noch einige Zeit zusammenbleiben müßten. Dieses jedoch näher zu bestimmen, gibt uns die Nähe der Orte Gelegenheit, da wir uns in wenig Tagen voneinander Nachricht geben können. — Körners von Dresden sind hier und bringen allerlei Neues und Gutes von Ihnen mit, auf dessen Vortrag ich mich freue, über alles aber auf unser Wiedersehen, welches für beide nicht unfruchtbar bleiben kann. Den Meister des Harmonichords will ich auf seine Einladung besuchen und ihm andre Musikfreunde zuführen. Die Zeichnungen von Herrn Nauwerck haben mir sehr viel Vergnügen gemacht; ich behalte sie einstweilen bei mir. Mehr sage ich heute nicht. Wenden Sie bald wieder ein Blatt an mich; besonders schreiben Sie mir gleich, wenn der Herzog von Weimar ankommt, den Sie zu besuchen nicht versäumen werden. Leben Sie schönstens wohl! G.

152. An Goethe Teplitz, Sonntag, den 8. Juli 1810.

Geheimer Rat Wolf wird Ihnen sagen, wie ich hier lebe und mich befinde. Ich bin wie ein freigelaßner Vogel, der nicht weiß, auf welchen Baum er zuerst fliegen soll. Darüber wird aus dem Schreiben und Lesen soviel wie nichts, und das Denken gewöhne ich mir ganz ab, wie ich denn in aller Eile über die gute Gelegenheit vergessen hatte, Herrn Nauwercks Brief (der nun wohl in Ihren Händen sein wird) beizulegen.

Ich bin 14 Tage in Dresden gewesen, wo ich mich satt und matt gesehn habe an Herrlichkeiten der Natur und Kunst, denn mich können solche Dinge ordentlich angreifen.

Der Herzog von Weimar ist noch nicht hier, und ich kann nicht erfahren, wo er seine Wohnung nehmen wird; sobald er hier ist, werde ich's Ihnen schreiben.

In Absicht des gesellschaftlichen Lebens ist es etwas dürftig hier, besonders da Geheimer Rat Wolf von hinnen geht; doch habe ich gestern die nähere Bekanntschaft des Dichters Carpani gemacht, der mich von nun an durch seine Opern und geistlichen Gedichte entschädigen will.

Sie haben wohl die Güte, den inliegenden Brief an Körner zu senden, worin etwas Musikalisches befindlich ist. Ich sehne mich nach dem Augenblick Ihrer Umarmung und weiß immer noch nicht, wie ich's am besten machen soll, Sie sobald als möglich zu sehn. Dabei denke ich jetzt im Ernst an die Reise nach Wien, weil ich noch nicht sehe, wie ich sie je ins Werk richten soll, wenn es jetzt nicht geschieht. Für jetzt hänge ich jedoch ganz von meiner Kur ab, da ich wohl einen ganzen Monat werde baden müssen.

Leben Sie wohl, mein angebeteter Freund, und schaffen Sie, daß wir uns bald sehn. Z.

153. An Goethe Prag, den 28. Julii 1810.

Als nun des Stieres Zunge mit Dank an den Geber verzehret,
Auch des rötlichen Weines Fülle die Gurgel genetzet,

Und das gehenkelte Weinglas und die gehalsete Flasche
Und das geflochtne Körblein ihr Eingeweide geopfert,
Um dem fröhlichen Wandrer den langen Leib zu füllen,

kam ich am Sonntage den 22. hier an, als es eben noch Zeit war, ins Theater zu gehn. Zu meiner Freude sah ich mit eins meine ehemalige Schülerin, die kleine Minna Unzelmann, vor mir die angenehme Rolle der Schustersfrau (in der Oper: „Die verwandelten Weiber") mit Glück und Beifall spielen. Sie hat wirklich in der kurzen Zeit zugenommen; sie sang rein und spielte mit Leichtigkeit. Am Ende des Stücks ward sie hervorgerufen und applaudiert. Montags ward das „Intermezzo" von Kotzebue gegeben, wovon ich eben nicht erbauet war, und Dienstags die „Schweizerfamilie", welche mich sehr ergötzt hat. Die Musik dieser Oper ist ausnehmend artig und geistreich und hier ganz trefflich besetzt, ich möchte sagen, unübertrefflich in allen Hauptsachen. Mademoiselle Müller, Tochter des bekannten Komponisten Wenzel Müller, ist ein sehr angenehmes Nachbild der Frau v. He[y]gendorf. Angenehme Figur, leichte Bewegung, freie Sprache, Beherrschung der Stimme sind ihr natürlich. Wie sie mit diesen seltnen Mitteln nichts zu viel tut, so tut sie auch nichts Unrechtes. Gestern spielte sie den Sargin. Ich kann dies Stück sowie die mühsame und reiche Musik nicht ausstehn. Gestern habe ich es um des Mädchens willen rein ausgehört. Man kann nichts Edleres, Wohltuenderes sehn als dies Mädchen in männlicher Tracht; Füße und Hände, Schenkel und Oberleib stehn im angenehmsten Verhältnis und bewegen sich mit unglaublicher Zierlichkeit, nur die Jugend und Weichheit der Stimme läßt ein Frauenzimmer erkennen. Ich werde mich bemühen, sie zu sprechen, und ihr meinen Beifall besonders bezeugen. Was mich dabei ganz wehmütig macht, ist, daß sich ihre Stimme nicht halten wird.

Was ich sonst hier treibe, sollen Sie aus Herrn Dr. Riemers Briefe sehn, den ich einlege. Mein liebster täglicher Spaziergang ist über die Moldaubrücke, welche weit über 1000 rheinländische Fuß lang ist, von wo sich das königliche Schloß und die ganze Höhe wie ein Tempel Salomonis ansieht. Die steinerne Brücke ist

von alter guter Arbeit, mit 16 Bogen versehn, deren jeder etwa 50 Fuß Spannung und gegen 20 Fuß Höhe vom Widerlager hat. Sie könnte 10–12 Fuß breiter sein, der obern Bequemlichkeit wegen und auch dem Eisgange noch sichrer entgegenzustehn. Das Geländer ist von festem Granit glatt gearbeitet, und auf demselben stehn zwischen den Bogen kolossale Statuen und Gruppen von Heiligen und Märtyrern, deren einige eine gute Hand verraten. Am meisten zeichnet sich die Statue des Johannes v. Nepomuk aus. Sie ist von Erz und trägt sich edler und freier als gewöhnlich. An den Seiten sind zwei Basreliefs, welche sich auf den Tod des Märtyrers beziehn. Das eine stellt die Königin im Beichtstuhle vor, indem sie dem Nepomuk beichtet; im Vorgrunde steht der König, der seine Hand auf einen Hund legt und bedenklich auf denselben herabsieht. Das andere Basrelief stellt das versammelte Volk auf der Brücke vor, unter dessen Augen der Heilige durch Knechte von der Brücke gestürzt wird. Im Vorgrunde sitzt eine Frau bei einem Kinde, und beian steht ein Mann mit einem Dolche. Die Statue ist aus dem 17. Jahrhunderte; es steht die Jahrzahl 1683 darauf.

Die Moldau ist, wo die Brücke steht, am breitesten. Die nächsten Bogen an beiden Ufern sind verfüllt, ja sogar verbauet, ebenso unsinnig wie an der Brücke in Dresden. Der Meister mußte ja wohl eine Absicht haben, die Brücke da zu bauen, wo der Strom am breitsten ist; aber das verstehen die Herren Dratperucken besser, und nun treibt das eingesperrte Eis gerade gegen die Mitte, wo die Brücke natürlich den schwächsten Widerstand leisten kann. Die beiden Enden der Brücke sind aufs genaueste durch tüchtige Aufsätze mit Portalen bezeichnet.

Die Trauernachricht von dem Tode meiner Königin werden Sie wohl erfahren haben. Der König wird sehr traurig sein. Sie hat überstanden; sie war nicht zu beneiden; sie muß entsetzlich gelitten haben, wenn sie jemals an sich gedacht hat.

Ich bin unablässig mit dem Studio des „Prometheus“ beschäftigt und werde wohl nach und nach hineinkommen. Nun ist die Frage:

würden sich in dem, was folgt, wohl zwei- und dreistimmige Stellen finden lassen? Wenn ich wieder in Teplitz bin, hoffe ich von vorn anzufangen und ein ziemliches Stück zu machen. Gedacht und gedichtet ist alles, nun muß aufgebaut und gestaltet werden. Einen nicht leichten Stand kriegen wir mit der Schönheit. Da sollte Amor helfen. Vielleicht läßt er sich noch einmal finden, wir wollen ihn festhalten und lieber etwas dafür von der Methode fahren lassen.

Gestern mittag bin ich beim Prälaten des Strahofer Klosters, namens Milo Griem, zu einer Fastensuppe eingeladen gewesen. So mag man schon einmal fasten. Die Bibliothek scheint mir für eine Privatbibliothek sehr bedeutend und enthält merkwürdige Manuskripte der böhmischen Geschichte. Die Kirche ist trefflich angelegt und hat das beste Orgelchor, welches ich jemals gesehn habe. An dem Bibliothekar Pater Gottfried und noch einem etwa 60 jährigen Pater Oktavian habe ich ein paar Leute meines Stils gefunden. Beim Prälaten sahe ich einige tüchtige große Gemälde auf Holz von Dürer, zwei schöne Landschaften von Salvator Rosa und die treffliche „Kreuzigung" von Rubens, wo der gottlose Schächer den Fuß losgerissen hat. Es ist zuviel auf einmal, was man sieht. Die Aussicht von dieser Höhe über die ganze Stadt, den Strom, nach dem Ziskaberg zu und die Straße nach Wien hin ist über alle Sprachen hinaus. Solche Dinge muß ein Künstler zeitlebens vor sich haben. Aus der Vermählung *solcher* Gegenbilder mit dem inwohnenden Leben kann natürlich ein Drittes hervorgehn, das seiner Stelle würdig ist. Die Augen gehn mir über, indem mir dies einfällt, ich kann nicht mehr schreiben, mein ewig geliebter Freund! Leben Sie wohl!

Montag. 30. Juli. Morgen gehe ich nach Teplitz zurück. Ich habe hier genug gesehn, woran ich lange zu verdauen habe, doch nicht alles, denn die Stadt gehört zu den großen; man könnte sich ein ganzes Jahr hier beschäftigen, denn wie sich die Gegenstände im Gange der Sonne jedes Tages verändern, so werden sie auch durch die Jahreszeiten mannigfaltiger.

Von unserm Kanon habe ich schon einen spaßhaften Gebrauch

gemacht: ich habe ihn einer Sängerin ins Stammbuch geschrieben, die nicht wußte, was ich damit wollte. Bei der Gelegenheit fällt mir ein, daß ich auf Ihrem Papiere den Kanon als vierstimmig überschrieben habe, wenigstens ist es mir so: er ist aber eigentlich sechsstimmig, und auf dem zweiten Viertel jedes Taktes kann eine Stimme eintreten; der Kanon kann also einstimmig, 2, 3, 4, 5 und 6 stimmig gesungen werden. Den Herrn Advokaten Johann Große, an den ich einen Brief hatte vom Grafen v. Auersperg, habe ich nicht angetroffen. Z.

154. An Goethe Dresden, den 25. August 1810.

Ich bin glücklich gestern Abend hier angelangt, habe aber unglücklich meine „Pandore" bei Ihnen gelassen, welche ich sehr bitte mir baldmöglichst nach Berlin zu senden. Bis Dienstag früh bleibe ich hier, bis in alle Ewigkeit aber

Ihr

Sonnabend. Zelter.

155. An Zelter

Wie es mit dem Zaudern geht, so würde ich gegenwärtiges Blatt auch noch nicht an Sie richten, wenn nicht meine Frauen über das Außenbleiben der Rübchen in Verlegenheit wären und fürchteten, sie möchten bei späterer Sendung erfrieren. Ich bringe daher diese freundliche Gabe, womit Sie uns zu erquicken pflegen, in Erinnerung.

Von mir ist wenig zu sagen, als daß ich diesen Monat gewissermaßen für mein langes Außenbleiben gebüßt habe, ob ich gleich mich nicht über das, was mir begegnet, beklagen darf, vielmehr allerlei Gutes davon zu sagen wüßte. Sie sind indessen gewiß fleißiger gewesen als ich: denn alles, was mir diese Zeit her gelungen ist, sind allenfalls einige Reflexionen über das Vergangene. Sagen Sie uns bald etwas von sich. Eine vollständigere Abschrift eines Liedes, das Sie schon besitzen, liegt bei. Leben Sie recht wohl und gedenken unser.

Weimar, den 31. Oktober 1810. G.

156. An Goethe Berlin, den 3. November 1810.

Nur wenige Worte zur Ankündigung der märkischen Rübchen, welche vielleicht schon in Ihrem Hause sind; denn sie sind schon am Dienstage von hier ab über Leipzig gegangen. Sie werden mich wohl wissen lassen, ob sie richtig und wohlbehalten angekommen sind.

Neben der neuen Komposition, welche ich anbei sende, empfangen Sie das „Spatzenliedchen" noch einmal, weil ich, wie ich glaube, einige Noten verändert habe; das alte werden Sie wohl vernichten.

Ewig

Ihr

Zelter.

157. An Zelter

Die glückliche Ankunft der Rübchen an dem gestrigen Tage als dem 17. November will ich sogleich vermelden und zuvörderst für diese schöne Küchengabe in meinem und meiner Frauen Namen zum allerbesten danksagen.

Und nun sogleich hinzufügen, wieviel Freude Sie uns durch die zuletzt übersendeten Kompositionen sowohl als durch den „Diogenes" gemacht haben, welcher der Liebling unsres kleinen Publikums geworden ist. Ich hoffe, Ihre Liedertafel wird sich nicht weniger an demselben erfreut haben.

Die wöchentliche musikalische Zusammenkunft, so gering die Anstalt auch sein mag, verschafft mir doch das unschätzbare Vergnügen, das ich sonst ganz entbehren müßte, Ihre trefflichen Arbeiten wiederholt zu vernehmen und damit bekannt zu werden. „Johanne Sebus" und „Die Gunst des Augenblicks" werden heute aufgeführt, und ich freue mich schon im voraus darauf. Lassen Sie mich doch bald wissen, wie es der „Pandora" ergeht oder was Sie sonst zu bearbeiten sich vorgenommen. Der Schreiber dieses hat abermals einige Lieder und Späße ausgehoben, die Ihnen zur guten Stunde zukommen und zu eigner und fremder Freude anreizen mögen. Der „Schneider" ist ganz exzellent und erregt immer großes Wohlgefallen.

Zu Ende dieser Woche werden wir den „Achille“ von Paer in italienischer Mundart hören. Brizzi ist angekommen und wird uns diesen Helden vortragen. Unsere übrigen Sänger üben teils ihr Italienisch, teils lernen sie es von vornen. Es wird aber auf alle Fälle eine hübsche Vorstellung werden.

Von mir habe ich wenig zu sagen, obgleich das schon genug ist, daß ich mich ganz wohl befinde. Ich habe aber diese Zeit her nicht das mindeste getan, was mir und andern in der Folge Vergnügen machen könnte. Jeder Tag verschlingt das bischen Tätigkeit, sowie das Gute und Üble, was er bringt.

Nun leben Sie wohl und fahren fort, uns aus der Ferne durch Wort und Werk zu ergetzen und aufzufrischen.

Weimar, den 18. November 1810. Goethe.

Noch ist hinzuzufügen, daß die Berliner Komödienzettel mit den Rübchen glücklich angelangt sind.

Ferner wollte ich anfragen: habe ich Ihnen nicht zwei Exemplare meiner Werke zugeschickt, eins auf Velin, das andre auf ordinär Papier? Ich habe leider diese Sendungen ein wenig unordentlich angestellt. Schreiben Sie mir, so schicke ich den dreizehnten Teil, welcher die „Wahlverwandtschaften“ enthält.

Schließlich melde, daß uns ein seltsames Unternehmen bevorsteht, nämlich den „Faust“ aufzuführen, wie er ist, insofern es nur einigermaßen möglich werden will. Möchten Sie uns wohl mit einiger Musik beistehen? besonders bei dem Ostergesang und dem Einschläferungslied: „Schwindet, ihr dunklen Wölbungen droben.“

Und nun ganz zum Ende die Meldung, daß Brizzi von München angekommen ist und daß wir den „Achille“ von Paer Italienisch geben und also recht wie vornehme Leute tun. Wahrscheinlich wird die Aufführung Sonnabend, den 24. November sein.

1811

158. An Goethe Berlin, den 16. Februar 1811.

Endlich bin ich einmal wieder auf so lange mein, um an meine Schuld gegen Sie zu denken. Ich habe zu beobachten, zu berichten und einzurichten und kann weder Anfang noch Zweck finden in dem verfluchten Musiktreiben, worin sich alles so gefällt, daß mir die Haut schauert. Das alles ließe sich tragen, wenn man die Sachen selber ruhig machen und Schritt vor Schritt gehn könnte. Aber da muß berichtet werden und ellenlang geschrieben; darüber vergeht Zeit, Luft und Mut. Seit 6 Monaten hat das Departement den dritten Chef; einer will die Dinge so haben, der andere anders, und alle wissen nicht recht, was sie wollen. Die Schlechtesten befinden sich dabei am besten. Wäre nur das verfluchte Geschreibe nicht: das bringt mich um alle Lebensfreude; denn ordentlich lesen und verstehn tut's doch keiner. Und am Ende fehlt's am Gelde, das denn doch noch an Quackeleien weggeworfen wird.

An der „Pandora" ist nun die ganze Zeit soviel als gar nichts geschehen, obwohl ich nebenher eine hübsche Anzahl Liedchen gefertiget habe, die sich als kleine Ganzen und momentane Ergießungen von selber machen. Doch werde ich, wie ich dazu komme, Ihnen senden, was von der „Pandora" fertig wird. Ich bin von 6 Uhr morgens bis 3 Uhr mühsam beschäftigt. Gegen 4 Uhr komme ich zu Hause, mein kleines Diner zu verschlingen, und dann bin ich meist so ermüdet, an ernsthafte Arbeiten nicht mehr denken zu können. Habe ich aber erst etwas mehr Gehalt, so denke ich mir wieder Pferde anzuschaffen, weil die weiten Wege mir anfangen sehr sauer zu werden. Gesund bin ich wie eine Sonne, aber mein ganzes Haus war über 2 Monate krank.

Die eigentliche Ursache aber, warum ich solange nicht geschrieben,

ist: ich wollte Ihnen gleich das Verlangte für den „Faust“ senden und hatte auch gleich angefangen, wie ich Ihren Brief erhalten hatte; da traten verdrießliche Dinge ein, die Sache mußte liegen bleiben und liegt noch. Sie werden sich daher die Musik anderweitig besorgen lassen müssen, ich kann's jetzt nicht machen, indem eine aneinanderhängende Zeit dazu gehört; auch müßte ich mich mündlich mit Ihnen darüber besprechen, denn die Sache ist keine Kleinigkeit, sobald sie ins Ganze passen soll: das muß man machen, alles andere kommt von den Göttern. Ihr Unternehmen ist aber so schön als kühn. Der Fürst Radziwill will in der Zeit der Aufführung bei Ihnen eintreffen.

Allerdings haben Sie mir zwei Exemplare Ihrer neuen Ausgabe geschenkt. Das auf ordinärem Papier hat mir meine Tochter abgeschwatzt, die es täglich liest und küßt. Das auf Velinpapier sahe ein Mann bei mir stehn, dem ich sagte: es sei ein Geschenk von Ihnen. Kaum hatte er das Wort gehört, so war er wie verklärt, indem er die Teile einzeln in die Hände nahm und seltsame Gebärden machte. „Ich weiß nicht, was ich täte“, sagte er, „wenn dies Exemplar das meinige wäre“; er wolle mir ein neues kaufen und binden lassen, ich solle ihm dies dafür lassen. – Nach meiner Wiederkunft von Teplitz fand ich eine Anweisung auf 600 rh. jährlichen Gehalt, wovon mir ein Quartal rückständig und eins pränumerando sogleich ausbezahlt wurde. Diese angenehme Begebenheit habe ich daher Ihnen zu danken. Nun aber kommt das Schlimme von der Sache: ich nahm meinen lieben „Goethe“ und brachte ihn zum Opfer und machte damit große Freude, und nun behelfe ich mich wieder mit der alten Ausgabe und monatlich 50 rh. dazu, welche mir ganz warm sitzen. Er wollte mir sogleich ein neues Exemplar kaufen, ich sagte ihm jedoch: diese Ausgabe werde hoffentlich bald vergriffen sein und ich hoffte mich so aufzuführen, daß Sie mir bei einer neuen Auflage wieder ein Exemplar schenkten.

Das Farbenwerk lese ich mit einer Muße, die für einen solchen, als ich bin, dazu gehört, um sachte hineinzukommen. Die Schreibart ist recht für meinen Schnabel, da ich nicht ununterbrochen lesen

kann, und ein kleiner Abschnitt gibt mir zu denken eine Woche lang. Die Mathematiker sind, soviel ich kenne, alle dagegen; das wehre ich ihnen nicht, und Sie werden es auch nicht tun. Einige von ihnen taten, als ob sie das Buch nicht zu lesen brauchten, da sie den Inhalt wohl wissen könnten; an diese habe ich solche Trümpfe ausgeteilt, die doch durchgeschlagen haben müssen, denn einer ließ mir durch seinen Sohn (der mein Schüler ist) diese Woche sagen: er lese nun die „Farbenlehre". Ich ließ ihm durch den Sohn zurücksagen: es freue mich, ihn von der Anmaßung zurückekehren zu sehn, die er an andern Ehrenmännern so leicht zu entdecken verstehe. Doch solle er fleißig nachtrinken, damit ihm die Pillen nicht stecken bleiben.

Kügelgen aus Dresden hat dieser Tage an mich geschrieben. Er ist untröstlich, daß Sie ihn „Hochwohlgeborner Herr" in Ihrem Briefe genannt haben, und frägt: ob Sie mich denn auch so nennten? — Seine Schülerin Mademoiselle Bardoa hatte mich in einem Briefe „Wohlgeborner Herr Kapellmeister" getitelt. Diese Ehre habe ich ihr zurückgeschickt und noch Geld dazu für ein Bild, welches sie mir kopiert hat. Nun habe ich Kügelgen geraten, sich zu rächen und Ihnen zur Strafe für Ihren Fehler diesen vakanten „Kapellmeister" zu senden; wundern Sie sich daher nicht, wenn er Wort hält.

Hätten Sie etwa in Ihrer Antikensammlung bedeutende Dubletten, so hätte ich vielleicht Hoffnung, Ihnen einen sehr wohl konservierten antiken Stier von Bronze, von etwa 8 Zoll Länge und 4 Zoll Höhe, dagegen einzutauschen. Mir kommt das Stück (welches aus der Quintus Icilius'schen Sammlung erstanden ist) sehr bedeutend vor; für Geld will es der Besitzer aber auf keine Weise weggeben. Er ist derselbe, dem Sie die Güte gehabt haben einige Autographa zu senden: David Friedländer, ein braver Jude.
Abgegangen den 20. Februar 1811. Z.

159. An Zelter

Von dem berühmten ersten Sekretär der Londoner Sozietät, Oldenburg, habe ich gelesen, daß er niemals einen Brief eröffnet, als bis er Feder, Tinte und Papier vor sich gestellt, alsdann aber auch

sogleich nach dem ersten Lesen seine Antwort aufgesetzt. So habe er eine ungeheure Korrespondenz mit Bequemlichkeit bestritten. Hätte ich diese Tugend nachahmen können, so würden sich nicht so viele Menschen über mein Stillschweigen zu beschweren haben. Diesmal aber erregt Ihr lieber angekommner Brief mir eine solche Lust zu antworten, indem er mir die ganze Fülle unsres Sommerlebens wieder vor die Gedanken bringt, daß wo nicht gleich beim ersten Lesen, doch wenigstens beim Erwachen des nächsten Morgens diese Zeilen an Sie gerichtet werden.

Zuvörderst also bedaure ich Sie, daß Sie schreiben müssen, da, wo Sie tun und wirken sollten. Die Geschäfte haben sich überall, besonders aber bei euch, seit langer Zeit ins Papier gezogen, und die Geschäftsleute bedenken nicht, daß „Akten", vom lateinischen acta hergeleitet, soviel heißt als Getanes und daß also darin keineswegs eingeheftet werden dürfe, was man tun werde oder wolle. Wenn es mir noch manchmal Spaß macht, ein Faszikel selbst zu heften, so ist es nur im Gange einer Sache, die zu ihrem Ende hineilt.

Daß die gute „Pandora" etwas zaudern würde, wenn Sie wieder nach Hause kämen, glaubte ich vorauszusehen. Das Leben in Teplitz war zu dieser Arbeit gar zu günstig und Ihr Sinnen und Trachten darauf so anhaltend und aus dem Ganzen, daß eine Unterbrechung notwendig auch eine Pause hervorbringen mußte. Doch lassen Sie es nur gut sein; es ist schon soviel daran getan, daß das Übrige bei gelegener Zeit wohl von selbst hervortreten wird.

Daß Sie ablehnen, die Musik zum „Faust" zu komponieren, kann ich Ihnen nicht verargen. Mein Antrag war etwas leichtsinnig, wie das Unternehmen selbst. Das mag denn auch noch ein Jahr lang ruhen: denn ich habe durch die Bemühung, welche mir die Vorstellung des „Standhaften Prinzen" gemacht, ziemlich die Lust erschöpft, die man zu solchen Dingen mitbringen muß. Genanntes Stück ist freilich über alle Erwartung gut ausgefallen und hat mir und andern viel Vergnügen gemacht. Es will schon etwas heißen, ein beinahe 200 Jahr altes, für einen ganz andern Himmelsstrich, für ein Volk von ganz andern Sitten, Religion und Kultur geschriebenes Werk

wieder so hervorzuzaubern, daß es wie frisch und neu einem Zuschauer entgegenkomme. Denn nirgends fühlt sich geschwinder das Veraltete und nicht unmittelbar Ansprechende als auf der Bühne.

Was meine Werke betrifft, sollen Sie vor allen Dingen den 13. Band zweimal erhalten, Velin und ordinär. Sie haben sehr wohl getan, die Wurst an die Speckseite zu wenden. Ein anderes Exemplar für Sie wird sich schon finden.

Es ist sehr hübsch von Ihnen, daß Sie die „Farbenlehre" nicht außer acht lassen, und daß Sie solche in kleinen Dosen zu sich nehmen, wird sehr gute Wirkung tun. Ich weiß recht gut, daß meine Art, die Sache zu behandeln, so natürlich sie ist, sehr weit von der gewöhnlichen abweicht, und ich kann nicht verlangen, daß jedermann die Vorteile sogleich gewahrwerden und sich zueignen solle. Die Mathematiker sind närrische Kerls und sind so weit entfernt, auch nur zu ahnden, worauf es ankommt, daß man ihnen ihren Dünkel nachsehen muß. Ich bin sehr neugierig auf den ersten, der die Sache einsieht und sich redlich dabei benimmt: denn sie haben doch nicht alle ein Brett vor dem Kopfe und nicht alle haben bösen Willen. Übrigens wird mir denn doch bei dieser Gelegenheit immer deutlicher, was ich schon lange im stillen weiß, daß diejenige Kultur, welche die Mathematik dem Geiste gibt, äußerst einseitig und beschränkt ist. Ja Voltaire erkühnt sich irgendwo zu sagen: „J'ai toujours remarqué que la géometrie laisse l'esprit ou elle le trouve." – Auch hat schon Franklin eine besondre Aversion gegen die Mathematiker in Absicht auf geselligen Umgang klar und deutlich ausgedrückt, wo er ihren Kleinigkeits- und Widerspruchsgeist unerträglich findet.

Was die eigentlichen Newtonianer betrifft, so sind sie im Fall der alten Preußen im Oktober 1806. Sie glaubten noch taktisch zu siegen, da sie strategisch lange überwunden waren. Wenn ihnen einmal die Augen aufgehen, werden sie erschrecken, daß ich schon in Naumburg und Leipzig bin, mittlerweile sie noch bei Weimar und Blankenhan herumkröpeln. Jene Schlacht war schon vorher verloren, und so ist es hier auch. Jene Lehre ist schon ausgelöscht, indem die

Herren noch glauben, ihren Gegner verachten zu dürfen. Verzeihen Sie mir das Großtun, ich schäme mich dessen sowenig als die Herren sich ihres Kleintuns.

Mit Kügelgen geht es mir recht wunderlich, wie es mir mit mehrern ergangen ist. Ich dachte ihm das Freundlichste zu sagen, denn wirklich war Bild und Rahmen recht wünschenswert ausgefallen, und nun stößt sich der gute Mann an ein äußeres Höflichkeitszeichen, das man denn doch nicht versäumen soll, indem man durch Vernachlässigung desselben manche Personen verletzt. Man hat mir einen gewissen Leichtsinn in diesen Dingen oft übelgenommen, und jetzt betrübe ich gute Menschen durch die Förmlichkeit. Legen Sie ja, mein lieber Freund, keinen alten Fehler ab. Sie fallen entweder in einen neuen oder man hält Ihre neue Tugend für einen Fehler, und Sie mögen sich stellen, wie Sie wollen, so kommen Sie weder mit sich noch mit andern ganz ins Gleiche. Es ist mir indessen lieb, daß ich es weiß; denn ich wünsche mit diesem braven Manne in einem guten Verhältnis zu stehen.

Was den antiken Stier betrifft, so wäre mein Vorschlag: man packte ihn sorgfältig in ein starkes Kästchen und sendete ihn mir zur Ansicht. Dergleichen Dinge sind im Altertum oft wiederholt und die Exemplare von sehr verschiedenem Wert. Herr Friedländer, den ich schönstens grüße, zeigte mir zu gleicher Zeit an, was er etwa für Liebhabereien hat und womit man ihm dagegen dienen könnte: denn irgendeine gute Bronze in den Tausch zu geben, würde schwerhalten, da es unter diesen Dingen kaum Dubletten gibt und die etwanigen wegen Ähnlichkeit und Unähnlichkeit doppelt interessant werden. Was ich aber vorläufig anbieten könnte, wäre folgendes. Ich besitze eine sehr schöne Medaillensammlung, meist in Bronze, von der Hälfte des 15. Jahrhunderts an bis auf unsere Zeit. Sie ist hauptsächlich gesammlet, um den Gang der Kunst im Plastischen, dessen Widerschein man immer in den Medaillen sieht, dem Freund und Kenner vor Augen zu bringen. Hier habe ich nun schöne bedeutende Dubletten, sodaß ich wohl eine unterrichtende Reihe zusammenstellen und abgeben könnte. Ein Kunstliebhaber, der auch noch nichts

von dieser Art besitzt, erhielte dadurch schon einen schönen Grund und einen hinreichenden Anlaß weiterzugehen. Auch gibt eine solche Sammlung Gelegenheit zu sehr interessanten Betrachtungen, so gut als die Suiten griechischer und römischer Münzen; ja sie ergänzt den Begriff, den uns jene geben, und läßt ihn bis auf die neueren Zeiten verfolgen. Ich darf wohl sagen, jener Stier müßte sehr vollkommen sein, wenn ich nicht bei dem hier vorläufig angebotenen Tausche noch im Kredit bleiben sollte. Lassen Sie mich das Nähere erfahren.

Da ich noch hübsches Papier vor mir sehe, so will ich noch hinzufügen, daß mir dieser Tage etwas sehr Erfreuliches widerfahren, indem mir von seiten der Kaiserin von Östreich Majestät eine schöne goldne Dose, mit einem brillantenen Kranz und dem darin nach allen Buchstaben ausgedruckten Namen Louise, zugestellt worden. Ich weiß, Sie nehmen auch Anteil an diesem Ereignis, da uns nicht leicht ein so unerwartetes und belebendes Gute begegnet. Nun leben Sie recht wohl, liebe Sonne, und fahren Sie fort zu erwärmen und zu erleuchten.

Weimar, den 28. Februar 1811. G.

Sizilianisch.

Ihr schwarzen Äugelein!
Wenn ihr nur winket,
Es fallen Häuser ein,
Es fallen Städte;
Und diese Leimenwand
Vor meinem Herzen –
Bedenk' doch nur einmal –
Die sollt' nicht fallen?

Finnisch.

Käm' der liebe Wohlbekannte,
Völlig so, wie er geschieden,
Kuß erkläng' an seinen Lippen,

Hätt' auch Wolfsblut sie gerötet,
Ihm den Handschlag gäb' ich, wären
Seine Fingerspitzen Schlangen.

Wind! o hättest du Verständnis,
Wort= um Worte trügst du wechselnd –
Sollt' auch einiges verhallen –
Zwischen zwei entfernten Liebchen.

Gern entbehrt' ich gute Bissen,
Priesters Tafelfleisch vergäß' ich
Eher, als dem Freund entsagen,
Den ich Sommers rasch bezwungen,
Winters langer Weis' bezähmte.

Schweizerisch.

Uf 'm Bergli
Bin i gesässe,
Ha de Vögle
Zugeschaut;
Hänt gesunge,
Hänt gesprunge,
Hänt 's Nästli
Gebaut.

In ä Garte
Bin i gestande,
Ha de Imbli
Zugeschaut;
Hänt gebrummet,
Hänt gesummet,
Hänt Zelli
Gebaut.

Uf d' Wiese
Bin i gange,

Lugt i Summer=
Vögle a;
Hänt gefoge,
Hänt gefloge,
Gar zu ſchön hänt ſ'
Getan.

Und da kummt nu
Der Hanſel,
Und da zeig' i
Em froh,
Wie ſie's machen,
Und mer lachen
Und machen's
Au ſo.

160. An Goethe

Diesmal alſo komm' ich auf einem antiken Stier angeritten. Schreiben Sie mir, mein allerliebſter Freund, ja ſogleich, wie es eigentlich mit dieſem Tiere beſchaffen iſt; denn ſo ſehr ich mir's anrechnen würde, wenn das Stück echt und trefflich wäre, ſo ſollte mich's ärgern, wenn ein modernes Vieh von uns hierzulande nicht wäre erkannt worden.

Ihr Brief vom 28. Februar traf mich in einer teufliſch wütenden Stimmung auf der Singakademie, wo ich alles zu zerſchmeißen und zerreißen geneigt war, und hat augenblicklich zum Erſtaunen aller Anweſenden wie Orpheiſches Spiel gewirkt. Seitdem habe ich ihn wohl ſchon zwanzigmal geleſen, um mir die Wirkung zurückzurufen, und immer kommt mir's vor, als ob ich ihn nun erſt verſtünde.

Das erſte, was ich melden kann, iſt, daß mein Geſchreibe, worüber ich mich in meinem letzten Briefe ſo bitter beſchwert habe, diesmal eine gute Wirkung gehabt hat. Man hat meinen Bericht intereſſant gefunden und bereits angeordnet, daß etwas geſchehen ſolle; wieviel, wann, auf was Art, wo, ſollen Sie auch erfahren.

Von Ihrer Aufführung des „Standhaften Prinzen“ tönt hier jeder Mund wieder. Sie soll trefflich gewesen sein. Ich habe ein ähnliches Werk vor, indem ich [in] der Singakademie eine alte, sehr tüchtige Musik aufführen will, wozu mich die Mitglieder veranlaßt haben. Dabei wollen sie aber ihr altes unzüchtiges Wesen auch haben, das will ich nicht leiden, und da gibt's Zank und schwere Pein.

Daß Sie mir Undankbaren – den 13. Band Ihrer Werke senden wollen, ist eine schöne Sache; denn er wandert, sobald ich ihn habe, sogleich dahin, wo die zwölfe geblieben sind. Der Mann hat guten Willen, und ich will ihn warm halten.

Was Sie mir über die „Farbenlehre“ und die Mathematiker geschrieben haben, macht mir den größten Spaß, den Gott nur schicken kann, indem ich diese Stelle schon mehrern vorgelesen habe, um sie wütend toll zu machen. Ein gewisser Weiß oder Weiße aus Leipzig ist jetzt hier, der sich, wie ich fast glaube, damit anzuschmieren gedenkt, indem er gegen die „Farbenlehre“ loszieht. Ich kenne ihn nicht, aber ein anderer Mathematiker sagte mir vorgestern: der Weiße mache es zu arg. Könnte man ihnen allen aber den Tollwurm aufregen, das wäre mein größtes Vergnügen.

Endlich habe ich auch die neue gekrönte Pariser Oper („Die Vestalin“) gesehn und gehört. Damit ist es ein rechter Weltspaß, und die Herren des Konservatoriums zu Paris, welche nicht einig werden konnten, welchem von zwei tüchtigen Leuten sie den Preis geben sollten, weil sie eigentlich gar kein Kriterium kennen und ihr ganzes Treiben auf Vogelpfeiferei richten, haben sehn müssen, daß der Kaiser sich in die Sache mischte und den Preis einem jungen Künstler zuerkannte, aus dem (wenn er über 25 Jahre alt ist) niemals was Ordentliches werden wird. Das Gedicht ist für eine Oper locker genug gelegt und hat Raum für Musik. Dies hat der Herr Spontini denn auch so genutzt, daß er wie ein Knabe, dem zum ersten Male die Hände aus dem Wickelbande losgelassen werden, überall mit beiden Fäusten so gewaltig drein patscht, daß einen die Stücke um die Ohren fliegen.

Bettine hat am Sonntage vor 8 Tagen Hochzeit machen wollen.

Da hatten beide einige Kleinigkeiten zu besorgen vergessen, zum Exempel: sich aufbieten zu lassen, eine Wohnung zu mieten, ein Bette anzuschaffen und dergleichen. Darüber muß nun die Sache, ich glaube gar bis nach Fasten, in statu quo bleiben. Z.

161. An Zelter Weimar, den 14. März 1811.

Der Stier ist ausgepackt und steht vor unsern Augen da. Ich will nur sehen, ein paar Worte auf die Post zu bringen, um seine Ankunft zu melden: sie interessierte mich um so mehr, als ich einen ähnlichen besitze und zuletzt denn doch durch Vergleichung unser Urteil am besten geschärft wird. Von dem angekommenen kann ich nur eilig so viel sagen, daß es ein Tragelaphe ist von Altem und Neuem. Schwer würde es fallen, ohne ein entschiedenes Gegenstück, wie ich schon besitze, diese beiden Naturen zu sondern, wie ich es nun im Augenblick tun kann. Zu einer umständlichen Rezension sollen die W. K. F. zusammenberufen werden. Danken Sie Herrn Friedländer auf das allerverbindlichste. Es freut mich sehr, in seinem Sohne einen Mann zu finden, der mit mir in einer gewissen Liebhaberei, wenigstens von Einer Seite, zusammentrifft. Ob er gleich so wohl versehen ist, so müßte ich mich irren, wenn ich ihm nicht im Tausch auf diesen Vierfuß einiges Erfreuliche anbieten könnte. Leben Sie recht wohl! Nächstens mehr, mein Kunst- und Leidensbruder! Das Rechte will die ganze Welt, aber mit Pfuschen soll es erreicht werden. G.

162. An Zelter

Tausend Dank, mein lieber Freund, für die Anregung, die Sie gegeben haben, daß mir jener Stier zugesendet worden. Er hat bei mir und in meinem Kreise die Kunstbetrachtung in diesen Tagen belebt, und ich wünschte nur, sie mit Ihnen rekapitulieren zu können. Wenn Herr Friedländer Ihnen mitteilt, was ich ihm schrieb, werden Sie sehen, daß mein erstes Gewahrwerden, indem ich dieses Kunstgeschöpf einen Tragelaphen des Alten und Neuen hieß, sich

auch in der Folge bestätigt hat. Ich hätte noch viel weitläuftiger sein müssen, wenn ich hätte wollen auf den Grund gehen und alles sagen, was bei dieser Gelegenheit sich zur Betrachtung aufdringt. Ein Kästchen mit interessanten Bronzemedaillen ist an Herrn Friedländer abgegangen, und da dessen Sohn Sammler und Kenner ist, so hoffe ich eine gute Aufnahme.

Daß Herr Weiß gegen meine „Farbenlehre" wütet, tut mir sehr leid für ihn: ein ohnmächtiger Haß ist die schrecklichste Empfindung; denn eigentlich sollte man niemand hassen, als den man vernichten könnte. Weil ich aber in allen Dingen die genetischen Betrachtungen liebe, so will ich Ihnen einen Aufschluß geben, woher dieses guten Mannes Unwille denn eigentlich entsprungen ist. Siehe „Farbenlehre", I., Polemik, § 422. Die Stelle wird der Bequemlichkeit wegen sogleich hier eingerückt:

„Wir antizipieren hier eine Bemerkung, die eigentlich in die Geschichte der Farbenlehre gehört. Hauy, in seinem Handbuch der Physik, wiederholt obige Behauptung mit Newtons entschiedenen Worten; allein der deutsche Übersetzer ist genötigt, in einer Note anzufügen: »Ich werde unten Gelegenheit nehmen zu sagen, von welchen Lichtarten des Farbenspektrums, meinen eignen Versuchen zufolge, dies eigentlich gilt und von welchen nicht.« Dasjenige also, von dessen absoluter Behauptung ganz allein die Haltbarkeit der Newtonischen Lehre abhinge, gilt und gilt nicht. Hauy spricht die Newtonische Lehre unbedingt aus, und so wird sie im Lyzeenunterricht jedem jungen Franzosen unbedingt in den Kopf geprägt. Der Deutsche muß mit Bedingungen hervortreten, und doch ist jene durch Bedingungen sogleich zerstörte Lehre noch immer die gültige; sie wird gedruckt, übersetzt, und das Publikum muß diese Märchen zum tausendstenmal bezahlen." Dieser Übersetzer ist nun freilich Herr Weiß selbst, den ich an jener Stelle nicht gerade genannt habe, weil ich ihn als einen Mann, der sich bemühte und gute Hoffnung gab, zu schätzen, ja seine Arbeiten für mich zu benutzen wußte. Es tut mir, wie gesagt, leid für ihn: denn wenn einer, der sich der Naturforschung ergibt

und noch nicht abgelebt ist, dasjenige nicht anerkennen will, was ich in meiner „Farbenlehre“ mehr oder weniger geleistet, so wird es ihm noch oft zu Haus und Hof kommen, und er gewinnt moralisch nicht dabei; er steht sich selbst im Licht und muß doch zuletzt, was er von mir lernt, zu seinen Zwecken benutzen und die Quelle verleugnen, woher er es genommen hat. Doch dergleichen Tergiversationen und Malversationen kommen in der Geschichte der Wissenschaften so oft vor, daß es einem Wunder gäbe, wenn sie sich nicht auch zu unsern Zeiten repetierten.

Möge Ihnen Ihr Tun und Schreiben auf jede Weise gelingen! Wie es Ihnen bei der Singakademie ergeht, seh' ich im Bilde. Erziehe man sich nur eine Anzahl Schüler, so erzieht man sich fast ebensoviel Widersacher. Jeder echte Künstler ist als einer anzusehen, der ein anerkanntes Heilige bewahren und mit Ernst und Bedacht fortpflanzen will. Jedes Jahrhundert aber strebt nach seiner Art ins Sekulum und sucht das Heilige gemein, das Schwere leicht und das Ernste lustig zu machen; wogegen gar nichts zu sagen wäre, wenn nur nicht darüber Ernst und Spaß zugrunde gingen. Soviel für diesmal. Lassen Sie mich oft von sich hören, ob wir Sie gleich oft genug hören. „Johanna Sebus“ wird bei unsern musikalischen Sonntagsversammlungen oft genug wiedergefordert und geht scharmant; ich könnte hoffen, daß Sie zufrieden sein würden. Mit Instrumenten haben wir es noch nicht aufgeführt. Eberwein hält sich recht brav; ich wünschte ihm wohl wieder ein Halbjahr das Glück Ihres Umgangs und Unterrichts. Unser Kapellmeister Müller hält sein Orchester, sein Chor sowie die Solosänger recht gut zusammen, und wir sind wirklich an musikalischen Genüssen diesen Winter wohlhäbig gewesen. Und somit leben Sie von Herzen wohl. Ich bin mit allerlei Dingen beschäftigt und mache mich im stillen so sachte los, daß ich wieder meine Sommerreise bald antreten kann.

Weimar, den 18. März 1811. G.

163. An Goethe

Berlin, den 21. März 1811. Wie angenehm es mir ist, Ihnen in der Person unseres Tragelaphen ein nützliches Tier zugeschanzt zu haben, kann ich mit Worten nicht sagen. Ich kannte die gute Bestie nicht, und nun Sie mir den Namen genannt haben, kenne ich sie noch weniger; auch Hirt wußte mir den Namen nicht zu deuten, obwohl in meinem „Scheller" unter diesem Namen ein Zottelhirsch angedeutet ist. So wollen wir denn die Auslegung der W. K. F. ruhig abwarten. Herrn Friedländer habe ich den Brief zu lesen gegeben, ihn selber aber noch nicht gesprochen, das andere wird sich wohl finden.

Nun komme ich aber hinterher sogleich mit undankbarer Mahnung: Haben Sie denn noch den 13. Teil Ihrer Schriften auf Velinpapier bei der Hand, so erfreuen Sie mich, wenn Sie ihn sogleich einpacken und gerade mit der Post senden. Schon habe ich Meldung davon getan; man muß Eisen schmieden, weil's warm ist, und meine Sachen fangen an, in Gang zu kommen. Schwere Arbeit krieg' ich; denn auszumisten ist so viel, daß ich vielleicht am Dampfe erliege. Doch frisch hinein! Es ist zur Ehre Gottes, und Er mag's unterstützen und Kraft geben; Mut habe ich, und somit immer und ewig

Ihr

B.

Dank für die schönen Gedichte! Das schweizerische ist sogleich auf gut Schweizerisch komponiert worden; ich will's nur ausgähren lassen, dann sollen Sie es haben. Tausend Grüße an den trefflichen Riemer!

164. An Zelter

Hierbei folgt, lieber Freund, nach Ihrem Verlangen der dreizehnte Band auf milchweißem Velinpapier und also wirklich möglichst präsentabel.

Ich gratuliere zu einer so wünschenswerten Aussicht von Tätigkeit. Schreiben Sie mir doch ja baldmöglichst etwas Näheres davon. Auszumisten mag freilich genug sein.

Von mir sage ich heute weiter nichts, als daß wir Ihre Grüße aufs beste erwidern.

Weimar, den 29. März 1811. G.

165. An Goethe Berlin, 8. April 1811.

Tausend Dank für die herrliche Sendung. Der 13. Band Ihrer Schriften ist vorgestern eingegangen und sofort übergeben. Er hat Gelegenheit gegeben, daß ich den Roman wieder lese und mich aufs neue daran belehre und erbaue.

Über die gute Aufnahme des Tragelaphen freue ich mich unendlich; Friedländer hat mir Ihren unterrichtenden Brief zugesandt, den ich mir abgeschrieben habe, da ich alles durch Praxis zwingen muß, weil mein Gedächtnis ein schlechtes Exemplar ist.

Von meinem Tun und Treiben sollen Sie unterrichtet werden. Ich werde das Wesen abschreiben lassen und Ihnen gelegentlich senden, wobei ich denn zugleich um Rat und Meinung bitte. Denn ich stehe in dieser Sache ganz allein und werde keinen geringen Kampf zu bestehn haben mit den großen Schulen.

Unser Theater ist diesen Winter sehr lebendig gewesen. Viele neue Stücke und mehrere fremde Schauspieler haben es belebt. Reichardt hat eine neue Oper aufgeführt: „Der Taucher", der aber wohl nicht wieder zum Vorschein kommen wird. Das Gedicht ist zu mittelmäßig, und der Komponist, der es weniger mit der Hexerei als mit der Geschwindigkeit hält, hätte sich wohl etwas mehr Zeit nehmen und diese etwas besser ausfüllen können, statt dessen er sich aus einem Hause ins andere frißt und politische Anekdoten sammelt oder verbreitet.

Dann ist jetzt hier Madame Schütz, vormalige Hendel, vorvormalige Meyer, vorvorvormalige Eunike, geborne Schüler, und spielt, daß es wettert. Ich habe gesehn Bendas „Medea" und Kotzebues „Octavia".

Für eine Frau, die schon den vierten Mann beschläft, wäre etwas mehr Naturell nicht zu viel. Mühe gibt sie sich genug und schreit und rennt und reißt; doch den Zusammenhang, das Melodische vermisse ich ungern: sie ist wie ein Tragelaphe, aus hundert Fragmenten zusammengelötet, die zueinander passen wie die Faust aufs Auge. So spielt sie den Leuten hierzulande alles vor dem Maule weg. Die „Braut von Messina“ und „Maria Stuart“ hat sie auch schon bei den Ohren gehabt. Wer kein Narr war, war ich: ich bin nicht wieder hin[ge]gangen; ich mag kein Flötenkonzert auf der Trompete blasen hören. Heute fängt sie an, mimische Darstellungen zu geben, à Stück 2 Thaler grob Kurant. Es werden genug dahin laufen, die Lust haben an ihrem Fleische, um nur nicht das Schwert zu sehn, das über unserm Haupte schwebt. Gott sei bei uns! Adieu!

3.

166. An Zelter

Ehe ich nach Karlsbad abgehe, muß ich Ihnen, mein teurer Freund, noch ein paar Worte schreiben und vor allen Dingen für das trefflich geratene „Seht hin, seht hin!“ meinen besten Dank abstatten. Von mir kann ich Ihnen nur soviel sagen, daß ich mich an eine Arbeit gemacht habe, die auch Ihnen nächstkünftig Freude machen soll. Sie wird zwar gegenwärtig etwas unterbrochen, weil ich, um mich von Weimar loszulösen, mancherlei kleine Geschäfte abzutun habe, die mich indessen doch immer zerstreuen. Herrn Friedländer machen Sie gelegentlich mein bestes Kompliment. Es war mir angenehm zu vernehmen, daß meine übersendeten Medaillen eine gute Aufnahme gefunden. Was den mir bei dieser Gelegenheit angebotenen kleinen Jupiterskopf von rotem Marmor betrifft, so werde ich um die Übersendung desselben bitten, sobald ich wieder nach Hause komme und mich einigermaßen imstande sehe, wieder etwas dagegen anzubieten: denn allzulang möchte ich nicht gern Schuldner bleiben.

Sie haben gegenwärtig ein schauspielendes Ehpaar von uns bei sich, Herrn und Madame Wolff. Sie, lieber Freund, begegnen ihnen gewiß freundlich, auch um meinetwillen. Ich bin sehr neu-

gierig, wie sie auf dem großen Theater reüssieren, da sie die Zierden unseres kleinen sind.

Jetzt will ich weiter nichts hinzufügen als ein herzliches Lebewohl. Wenn Sie mir etwas schreiben und schicken mögen, so senden Sie mir es nur hieher: denn es gibt zu Ende Mai und Anfang Juni einige Gelegenheiten, dergleichen Dinge nach Böhmen zu bringen. Meine Abreise wird wohl gleich nach der Mitte dieses Monats vor sich gehen. Freilich tut es mir leid genug, daß ich nicht hoffen darf, Sie dieses Jahr wiederzusehen. Töplitz war doch ein schöner und fruchtbarer Aufenthalt. Leben Sie recht wohl, fahren Sie fort, meiner zu gedenken und mich zu lieben.

Weimar, den 2. Mai 1811. G.

167. An Goethe Berlin, 17. Mai 1811.

Ihr schauspielendes Ehepaar hat hier viel Freude verbreitet und so auch mich mit den Meinigen aufs angenehmste überrascht. Herrn Wolff habe ich bis jetzt im „Verbannten Amor“ und in den „Quälgeistern“ und Madame Wolff in der „Jungfrau von Orleans“ und in der „Iphigenie“ bewundert. Madame Wolff spielt die Iphigenie mit so reiner Ganzheit, daß alle, welche das Gedicht hinlänglich kannten, erst recht von der Schönheit desselben sind durchdrungen worden. Sie füllt unser Proszenium, das über 40 rheinländische Fuß lang ist, sehr wohl aus und hatte bald die Punkte gefunden, von wo aus ihr gelassener melodischer Vortrag den ungeheuren Luftraum unseres Parterres hinlänglich durchwirkte. Vielleicht auf keiner deutschen Bühne ist für Unterrichtete eine solche Produktion so abstechend wie hier, indem viele unserer jungen Schauspieler (in der guten Absicht, verständlicher zu werden) einen stoßenden, hopsenden Vortrag annehmen, wodurch sie eben unverständlich werden. Vorgestern war der „Egmont“. Klärchen war trefflich, und säuberlich, ja appetitlich gekleidet: ein Vorteil, den wir hier nur an der Madame Bethmann kennen. Dagegen hatte sich unser Herzog Alba, um seine Lämmergestalt zu erheben,

ausgeputzt wie ein Schlächtermeisterstück; wie denn dieser Charakter, der weder ein Bösewicht noch Wütrich zu sein braucht, hier so ziemlich vergriffen wird.

Den 23. Heute ist „Don Carlos“, und vorgestern war „Emilia Galotti“. Am 19. war „Ariadne auf Naxos“. Madame Wolff spielte sehr tüchtig. Das Gerede in diesem sogenannten Duodrama ist aber gar zu kläglich, und unser Theseus war wie ein verkleideter Kaufmannsdiener. Es ist viel von Madame Wolff, daß sie sich auf ihrem Lager halten konnte, ohne in lautes Lachen über ihren geliebten Theseus auszubrechen. Gleich drauf spielte Madame Wolff mit ihrem Manne zusammen in dem „Geständnisse“: das ging dann glatt und gut vonstatten und machte gehörigen Eindruck.

Ihre Nachricht, daß Sie sich an eine Arbeit gemacht haben, von der Sie sagen, sie solle auch mir nächstkünftig Freude machen, hat mich auch wieder angeregt. Ich habe mich wieder an die „Pandora“ gemacht und ein gutes Stück, von Seite 50 an bis inklusive 57, fast fertig. Und was das Beste ist: es scheint ein guter Guß werden zu wollen. Sie werden sich erinnern, daß ich den Anfang zu dieser Masse schon in Teplitz gemacht hatte: „mühend versenkt“. Dagegen kann ich von allem, was ich vor zwei Jahren in Musik gesetzt habe, nichts gebrauchen, und ehe ich viel dran flicke, will ich's lieber neu machen und in Zusammenhang bringen mit dem Ganzen. Von Seite 58 bis 64, wo Eos erscheint, wird wohl müssen liegen bleiben, bis ich das Ganze habe, um die lichte Seite des Stücks gegen die dunkle in Wirkung zu setzen. Besonders nötig zu wissen ist: wie die Erscheinung der Eos auf dem Theater vor sich geht; denn wie das Kupfer ist, möchte es nicht gehn, und doch: „unaufhaltsam, sprungartig.“

Sie geben, so mir nichts dir nichts, die Hoffnung auf, mich in Teplitz zu sehn, doch habe ich's nicht aufgegeben, Sie zu sehn. Ich reise eines Geschäfts wegen künftigen Monat nach Schlesien, und wenn alles geht, wie ich wünsche, so rutsche ich nach geendigter Kommission nach Böhmen, um in Teplitz eine Anzahl Bäder zu nehmen, die mir voriges Jahr so wohl bekommen sind. Dies wird

jedoch vor dem September nicht geschehen können. Weiß ich nun, wann und wie lange Sie in Teplitz sind, so ist mein Glück wieder auf ein paar Monate im voraus gemacht, und wenn nicht alles verkehrt geht, komme ich gewiß.

Den 25. Heute ist Posttag. Ich schließe, um nur dies Wenige heute abzusenden. Leben Sie wohl.

Ihr

Z.

168. An Zelter

Ehe ich von Karlsbad abreise, welches diesmal früher als gewöhnlich geschieht, um meinen Weg wieder sogleich nach Hause zu nehmen, will ich Ihnen, mein teurer Freund, für Ihren unterm 25. Mai an mich abgesendeten Brief zum allerschönsten dankgesagt haben. Ich hatte wenig oder nichts von unsern guten Wolffs gehört; desto angenehmer war mir die Nachricht, daß es diesem talentvollen Ehpaar auch in Berlin gut gehe. Bis auf einen gewissen Grad ließ es sich wohl voraussehen; doch hängt es auf der Bühne nicht immer von dem Talent ab, sondern von gar viel andern Zufälligkeiten, und überhaupt muß man doch immer einen Schauspieler erst gewohnt sein, bis man seine Vorstellungen recht genießen und billig beurteilen kann. Haben Sie vielen Dank, daß Sie sich dieser mir so werten Personen treulich und freundlich angenommen.

So möge Ihnen denn auch auf irgendeine Weise belohnt werden, was Sie an der „Pandora" tun. Wenn ich den Anteil hätte voraussehen können, den Sie an dieser Arbeit nehmen, so hätte ich den Gegenstand anders behandelt und ihm das Refraktäre, was er jetzt für die Musik und für die Vorstellung hat, zu benehmen gesucht. Nun ist es aber nicht anders. Fahren Sie fort, wie es Ihnen gemütlich ist, und ich will sehen, ob ich an die Ausführung des zweiten Teils kommen kann. Ausgedacht und schematisiert ist alles. Allein die Gestalten selbst sind mir etwas in die Ferne getreten, und ich verwundre mich wohl gar über die titanischen Gestalten, wenn ich in den Fall komme, wie mir gestern geschah, etwas daraus vorzulesen.

Mögen Sie auf Ihrem Wege nach Schlesien alle harmonischen Geister begleiten und Ihr tätiges Ausharren durch geziemende Wirkungen belohnt werden: denn wahrhaftig, wenn man bedenkt, wie wenig die Welt Ihrem schönen und edlen Tun geantwortet hat, so darf man es wohl unziemlich nennen. Auf Ihrem gehofften Rückweg durch Böhmen finden Sie mich freilich nicht. Die vier letzten Monate, ja die fünfe, des Jahrs versprechen für Weimar sehr lebhaft und, will's Gott, glücklich zu sein. Im August erwarten wir die Niederkunft der Hoheit, im September Ifflands und im Oktober Brizzis Wiederkunft. Leider komme ich mir in allen diesen Fällen wie eine Doppelherme vor, von welcher die eine Maske dem Prometheus, die andre dem Epimetheus ähnlicht und von welchen keiner, wegen des ewigen Vor und Nach, im Augenblick zum Lächeln kommen kann.

Karlsbad ist jetzt belebt genug. Für diesmal hat es für mich eine eigene Physiognomie gehabt. Weil meine Frau hieher kam und die Equipage bei sich hatte, dadurch bin ich ins Freiere und Weitre gelangt, mehr als die letztern Jahre, und habe mich auch an der Gegend und in ihrem Inhalt wieder frisch ergetzt, weil ich sie mit frischen Personen, die über gar manches in ein billiges Erstaunen gerieten und sich sehr wohl gefielen, durchwandern konnte.

Himmel ist seit einigen Tagen hier und, obgleich leidend, doch immer der alte: lustig, mitteilend und durch sein Spiel auch die rohsten Instrumente verbessernd. Ich habe ihn immer zu wenig gehört und gesehen und komme wegen seiner lustigen Lebensart nicht viel mit ihm zusammen; aber doch ist mir diese Tage eingefallen, ob ich nicht die Maxime, Überzeugungen, Triebe, oder wie Sie es nennen wollen, wonach er sich bei seinen Kompositionen lyrischer Gedichte richtet oder von denen er geleitet wird, herausbringen könnte. Es scheint mir nicht unmöglich, und ich glaube ziemlich auf dem Wege zu sein; aber es geht mir doch zuviel ab, als daß ich damit so leicht fertig werden könnte. Mögen Sie mich gelegentlich darüber aufklären, so erzeigen Sie mir eine Liebe. Nun leben Sie recht wohl,

und wenn Sie mir vor Ihrer Abreise von Berlin noch ein Wort sagen mögen, so geschähe es direkt nach Weimar.

Karlsbad, den 26. Juni 1811. G.

169. An Goethe Breslau, den 12. August 1811.

So lange habe ich mich mit Freude und Lust in den schlesischen Gebirgen herumwerfen lassen, weil der endliche Lohn alle dieser Mühseligkeiten kein geringerer sein sollte, als Sie, mein Einziger, von Angesicht zu sehn. Ihr Brief vom 26. Junii, den ich seit meiner gestrigen Zurückekunft aus dem Glatzischen hier vorfinde, macht mich fast traurig, weil ich noch eine Tour der Art vorhabe, die mir nun sauer genug werden wird. Es ist wahrlich kein Spaß, alle Nächte mit andern Betten, Wanzen, Flöhen und Zubehör und am Tage mit unwilligen Gesichtern zu kämpfen.

Sie sind also gar nicht in Teplitz gewesen? – Wehe! wehe! Und doch möchte ich lachen: Unter uns gesagt, halb Berlin ist diesen Sommer nach Teplitz gelaufen, um sich – in Ihrem Anschaun zu baden. So manchem gönne ich's aber, daß er statt dessen Papiergulden und eisernes Kupfergeld zu sehn kriegt.

Himmeln sagt man hier seit 3 Wochen allgemein tot. Er müßte also nach Ihrem Briefe vom 26. Junii erst gestorben sein, doch würden die Zeitungen es wohl gemeldet haben. Mir wäre sein Tod nahe gegangen, denn eine bessere, bequemere Behandlung des Fortepiano ist mir nicht vorgekommen. Natur und Gelegenheit haben sich an seiner glücklichen Jugend sehr liebereich bewiesen, und es wäre kein Wunder, wenn die Welt an ihm den besten Musikus verlöre.

Durch die Gebeine eines Königes, durch Schulen und Universitäten, durch die Länder der Kunst, die Schlösser und Kapellen der Fürsten allgefördert zu laufen, ist schon ein Los, das eines Künstlers Munterkeit und Humor unterhalten kann. Darüber hat er denn vieles versucht und hätte darinne noch glücklicher sein können, wenn er nicht da angefangen hätte, wo die Kunst aufhört. Sein

lyrisches Talent halte ich für entschieden. Wäre seine Keckheit und Dreistigkeit ruhig und sicher, so müßte es seinen Werken an nichts fehlen. In den letzten Zeiten würde er hinter vieles gekommen sein, wenn er die Schule nicht verachtet hätte, ohne welche keine Meisterschaft stattfindet. Daher ist er, so wie Reichardt, in dem Falle, zu verehren, was er hätte verbessern können. Was ganz zuletzt jeder Künstler braucht, muß ganz zuallererst erlernt sein, und Sie selber haben es ja in der „Künstlerapotheose" deutlich genug ausgesprochen: daß die Kunst Kunst bleibt und Naturell und Instinkt ohne sie nicht ausreichen.

Iffland ist jetzt hier in Breslau und spielt mit vielem Applaus. Wennehe ich von hier wegkomme, kann ich kaum sagen, da das viele Reisen, Laufen und Suchen viele Zeit kostet.

Empfehlen Sie mich dem lieben Riemer aufs beste.

Ihr ewiger

Zelter.

170. An Goethe Berlin, 25. Oktober 1811.

Indem ich meiner Briefschuld gegen Sie eingedenk bin, kündigt mir meine Tochter an, daß Ihre Teltower Rübchen bereits abgegangen sind und also in Gesellschaft der Komödienzettel eines ganzen Jahres des ehesten in Weimar ankommen müssen.

Seit den letzten Tagen des vorigen Monats bin ich wieder in Berlin, nachdem ich mich beinahe drei Monate lang in den schlesischen Gebirgen umgetrieben habe, um alte musikalische Schätze aus dem Staube zu graben. Das Geschäft war nicht ganz undankbar, doch hätte weit mehr Zeit und eine Hülfe dazu gehört, die ich nicht fodern durfte, wenn ich die Reise nicht überteuern wollte.

Den meisten Wert lege ich gern auf den Unterricht, den ich selber dabei genossen, und wenn ich keinen Sinn gehabt habe für die Aufhebung der Klöster und Stifter, wie aller Sachen, welche mit Verstand angeordnet und auf Dauer berechnet sind, so habe ich doch auch gesehn, daß dies Wesen auf keine Art mehr Stich halten konnte.

Doch mögen wir nun ein Weilchen warten, bis uns solche gute Materialien wieder zu Hause geliefert werden.

Das Schlimmste wäre, wenn die jetzige Aufhebung nicht die Mühe lohnte oder (als das unangenehmste Geschäft von der Welt) — für Fremde geschähe. Dem sei, wie ihm wolle, so habe ich dies gelobte Land noch vor Sonnenuntergang gesehn und danke meinem Schicksale dafür.

Wie sich die guten Schlesier in der Krisis ihrer Aufklärung ausnehmen, das wird wohl eine andere Hand beschreiben müssen, doch kommen sie mir nicht wenig gescheuter vor als die, welche sich, Gott weiß wie, zurechtstellen, um den Traum von gestern — morgen noch einmal zu träumen. Jene haben nach ihrem unglücklichen Falle sogleich wieder angefangen, sich aufzubauen, um zu stehn, wo sie standen, und sich fort und fort zu erheben, wenn diese unter krampfhaften unnatürlichen Anspannungen versinken, ohne es gewahrwerden zu wollen.

Endlich sehn die Schlesier, leichtfertig genug, das Heil, welches ihnen durch die neuen Wissenschaften werden soll, als eine Sache an, die stehn mag, wo Platz ist, und mitleben mag wie das Gevögel der Luft und das Gewürm der Erde, für die jeder mitarbeiten muß, er mag wollen oder nicht.

Am Tage nach meiner Ankunft in Berlin ließ mir Madame Bethmann sagen: ich möge ja nicht versäumen, ihren Sohn aus Weimar in der „Schachmaschine“ spielen zu sehn; es sei das letztemal, daß er hier spiele.

Er hat allgemeinen Beifall von hier mitgenommen, obwohl wir mehr als Einen guten Komiker hier haben, und nahm sich trefflich aus gegen den alten Unzelmann, der sich ungemein zusammennahm. Das ganze Haus war wie ein lachender Chorus, als wenn's methodisch angeordnet wäre. Das Verdienst eines leichten freien Spieles und einer getragenen Sprache ist unter den Deutschen selten genug, und es ist eine Freude, so gute Anlagen im Begriff einer so guten Ausbildung zu bemerken. Der junge Unzelmann reiste denselben Abend ab, sonst hätte ich nicht versäumt, ihm ein'ge Zeilen mitzugeben.

Geheimer Rat Wolf hat mir einiges aus Ihrem Briefe an ihn zum besten gegeben. Lassen Sie mich doch baldigst: „Aus meinem Leben“ lesen. Auf meiner Reise habe ich nur Einen Teil Ihrer Schriften bei mir gehabt und daraus die „Geheimnisse“ in Musik gesetzt. Mich soll wundern, ob Sie Ihre Oktaven wiedererkennen werden; wenn ich sie Ihnen nur vorsingen könnte! Einige Freunde haben die Komposition nicht unrecht gefunden.

Über die „Farbenlehre“ ist jetzt alles in Tätigkeit. Einige habe ich so gespornt, daß ihnen das faule Blut aus den Seiten geflossen ist. Aber es soll Ihnen zu Hause kommen, den ersten, ja alle Mathematiker in Harnisch gebracht zu haben! Vor der Hand arbeiten sie im stillen, wie die Freimäurer am Tempel Salomonis. Dann soll's Kugeln regnen. Sie sind alle meine guten Freunde und schimpfen wie Rohrsperlinge. Das ist meinem Ohre Balsam. Mir ist immer, als ob ich Sie nun erst recht liebte, wenn die andern recht unzufrieden sind. An die Liedertafel bitte ich mir immer ein paar zu Gaste; dann wird das „Ergo bibamus“ gesungen, daß der Saal schüttert. Dies Stücklein ist nicht übel geraten, so daß es selbst Reichardt loben mußte, der sonst auf meine Lieder neidisch ist und sie nicht gern aufkommen lassen will. Er ärgert sich, daß Sie sich mit allerhand Geschmeiß abgeben: ich weiß schon, wen er damit meint, und lache dazu. Er stipitzt mir Ihre Gedichte weg, kackt sie auf ein Notenblatt und schickt sie warm in die Presse, um der erste zu sein. Sie sind aber auch darnach gemacht; so hat er den „Jungen Jäger“ und mehreres auf ganz nachlässige Weise behandelt. Er mag gern jeden gutwilligen Narren zu seinem gehorsamen Diener machen, wie ich es denn auch eine Zeitlang gewesen bin, und dann glaubt er einen undankbar.

Eben zerquäle ich mich mit Vossens „Horaz“. Ich verstehe unendlich wenig Latein, aber begreifen kann ich, wie eine solche Sprache einen jeden zum Dichter macht, der sie so kann wie Horaz. Es müßte eine Lust sein, wenn man (wie Lessing den Anfang des „Messias“) Vossens „Horaz“ ins Lateinische übersetzen und ihn so seinem Autor wieder insinuieren könnte. Für welche Deutsche solche Nachbildungen

sein mögen, mag Gott wissen. Man müßte so geschwind als möglich Lateinisch lernen, um Vossens Deutsch zu verstehn. Schöne Grüße dem Freunde Riemer.

Gott befohlen, mein ewig geliebter Freund! Lassen Sie bald von sich hören oder lesen

Ihren

Zelter.

171. An Zelter

Die Rübchen sind glücklich angekommen, wofür Sie bei jedesmaligem Genusse derselben den schönsten Dank haben sollen. Die Komödienzettel auf dem Grunde sind gleich zum Buchbinder gegangen. Wenn sie in schön geordnetem Volumen zurückkehren, werde ich die theatralische Bahn des vorigen Jahrs aufmerksam verfolgen und mich von mancherlei dadurch belehren.

Auch Ihr lieber Brief vom 25. Oktober hat mich sehr erfreut. Daß Ihr Geschäft glücklich abgelaufen, dazu gratulier' ich. Länder, Menschen und Anstalten haben Sie manche gesehen, und ich danke für die wenigen, aber bedeutenden Bemerkungen, die Sie mir mitteilen.

Hiebei folgt das verlangte und Ihnen längst zugedachte Büchlein. Hier tritt der Widerstreit zwischen Erziehung und Neigung und Leben viel verwickelter hervor als bei dem, was Sie uns von Ihren frühern Jahren vorlasen. Was bei Ihnen nur Zwiespalt ist, ist hier hundertspältig. Nehmen Sie das alles mit freundlichem Wohlwollen auf.

Brizzi ist wieder hier, und wir hören heute abend „Ginevra, Königin von Schottland." Ich wünschte, daß Sie bei uns wären, teils um dieses Fest mitzugenießen, teils mir Aufschlüsse über die Komposition zu geben, damit mein Genuß zugleich sinnig und verständig wäre.

Fragen Sie doch gelegentlich meine Berliner Gegner, ob sie Ihnen nicht die Versuche, worauf es eigentlich ankomme, zeigen könnten. Tun Sie aber ja, als wenn die Frage aus Ihnen selbst käme, und suchen Sie dadurch zu erfahren, ob sie denn auch wirklich sich einen

Apparat angeschafft haben, um alles darzustellen, wovon eigentlich die Rede ist.

Wenn von Komposition einer meiner Arbeiten die Rede gewesen wäre, so hätte ich nicht leicht auf die „Geheimnisse" geraten. Sie machen mich durch diese Nachricht sehr neugierig. Für diesmal nicht mehr als noch ein herzliches Lebewohl.

Weimar, den 11. November 1811. G.

172. An Goethe

Der junge Herr Gern, einer unserer bessern jungen Schauspieler, wünscht durch mich einige Zeilen, um sich bei Ihnen vorzustellen, die ich ihm um so lieber anvertraue, da er ein Talent für ein bestimmtes Fach und sein braver Vater ein williger Freund meiner Kunstbestrebungen ist. Ihnen werden seine Fächer nicht unerkannt bleiben, wenn er sich sollte vorstellen können, denn hier bei uns scheint er mir nicht genug geachtet zu werden.

Dies Wenige nur mit dieser Gelegenheit, weil der Vater seinem Sohne diesen Brief mit nach Frankfurt senden will. Ein anderer Brief an Sie liegt schon längst angefangen. Ewig

Ihr

Berlin, 7. Dezember 1811. Zelter.

1812

173. An Zelter

Seinem verehrten Freunde, Herrn Professor Zelter in Berlin, empfiehlt mit den besten Grüßen und Wünschen Madame Pollet, eine vorzügliche Harfenspielerin, sich zu freundlichem Andenken empfehlend,

Weimar, den 27. Februar 1812. J. W. v. Goethe.

174. An Zelter

So lange habe ich nichts von Ihnen gehört und nicht zu Ihnen gesprochen, daß ich kaum weiß, wie ich meine Rede wieder anknüpfen soll. Damit jedoch das Schweigen nicht noch verstockter werde, will ich es aus dem Stegreife unterbrechen und mit Wenigem Gelegenheit geben zu neuer Unterhaltung.

Meine kleine musikalische Anstalt war diesen Winter gleichfalls unterbrochen, und so habe ich auch weniger als sonst mit Ihnen eine heitere geistige Gemeinschaft gehabt. Mit dem Theater habe ich mich viel beschäftiget und einen konzentrierten „Romeo" auf die Bühne gebracht. Sie werden das Stück wahrscheinlich bald in Berlin sehen; nehmen Sie davon Anlaß, mir ein Wort zu sagen, wie Sie es finden, wie es andere gefunden und wie es gespielt worden. Ich höre es gar gern, wenn Sie von der Leber weg referieren und urteilen.

An dem 2. Bande meines biographischen Versuchs habe ich mehr durch Denken und Erinnern gearbeitet, als daß ich viel zu Papier gebracht hätte; komme ich nach Karlsbad, so wird es wohl rascher gehen. Dieser Band ist seinem Inhalte nach nicht der günstigste, man muß erst durch ein Tal durch, ehe man wieder eine günstige

und fröhliche Höhe erreicht; unterdessen wollen wir doch sehen, wie wir es mit unseren Freunden vergnüglich und erbaulich durchwandern.

Einige Freunde, Herr v. Einsiedel und Riemer, haben sich auch um das Theater verdient gemacht, indem sie ein Stück von Calderon, „Das Leben ein Traum", übersetzt und bearbeitet. Unsere Schauspieler haben es bei der Aufführung und ich mit den technischen Theatergeistern beim Arrangement an Fleiß und Aufmerksamkeit nicht fehlen lassen, dadurch denn ein gutes und dauerhaftes Stück gewonnen worden.

Freund Riemer ist seit Ostern bei dem hiesigen Gymnasium als Professor angestellt; so ungern ich ihn verliere, so freut mich's doch, ihn tätig zu wissen, und zwar auf eine seinen Kräften und Talenten angemessene Weise. Ja er vermag weit mehr, als hier von ihm gefordert wird, und so kann es ihm an Behaglichkeit in seinen Geschäften nicht fehlen.

Weiteres wüßte ich nicht viel zu sagen, als daß ich gegen Ende des Monats nach Karlsbad zu gehen denke; wollen Sie daher, wie ich wünsche, mir noch etwas von sich vernehmen lassen, so tun Sie es bald, wenn mich Ihr Schreiben noch hier finden soll. Sagen Sie mir auch etwas von Ihrem Tun und Lassen, und wie es um Ihre nächsten Umgebungen steht.

Tausend Grüße und Wünsche.

Weimar, den 8. April 1812. G.

175. An Goethe Berlin, den 9. April 1812.

Es ist doch wohl zu lange, daß ich nichts von Ihnen erfahre; ja ich merke, daß man wirklich einrosten könnte, wenn man sich nicht mit Gewalt dagegen zu verwahren weiß. Zwar treibt sich ein wenigstens vor 3 Monaten angefangener Brief unter meinen Papieren herum, der recht lang werden sollte und die verschiedensten Dinge enthielt und eben deswegen unvollendet geblieben ist, weil ich zu viel auf einmal wollte.

Nun bittet mich Herr Dr. Sibbern aus Kopenhagen, ihm etwas nach Weimar aufzutragen, und so sende ich mit dieser Gelegenheit unser Liederbuch, welches die Herren, um mir eine Freude zu machen, während meiner Abwesenheit nach Schlesien haben drucken lassen. Fast schäme ich mich aber, es Ihnen zu schicken, da es von Druckfehlern wimmelt, die mich aus der Fassung bringen, so oft ich es ansehe. Fast müßte man alles selber sein und alles selber machen; kein Mensch ist mehr zu gebrauchen. So auch geht es mir mit der neuen Ausgabe meiner sämtlichen Lieder. Seit vollen 2 Jahren sind erst drei Hefte heraus, und es müßten schon acht Hefte sein. Exemplare für Sie auf holländischem Papiere hatte ich bestellt, und die habe ich noch nicht; darüber ist der Verleger nach Leipzig gezogen, ohne mich zu bezahlen, und so treibt sich das Wesen fort.

Ihr liebes Buch habe ich schon oft gelesen, wie es mir denn sogleich doppelten Genuß gewährt hat: einmal, weil es Ihr Leben ist, und wegen der erbaulichen Ansicht alles Lebens dieser Erde; ich kaue ordentlich jedes Wort, und da gibt es mir dann auch ordentliche Nahrung und bekömmt mir, und da ich lesefaul bin, so denke ich dabei, ich brauchte nichts anderes zu lesen. Was meinen Sie zu dieser Theorie?

Ihre Anmerkung, daß der Widerstreit zwischen Erziehung und Neigung und Leben bei Ihnen viel verwickelter hervortrete als bei dem, was ich Ihnen aus meinen frühern Jahren vorgelesen, ist gewiß richtig. Diese Verwickelung hat mir gerade gefehlt. Wäre ich in Frankfurt geboren, so wäre mit mir alles anders. Hier in Berlin, wo nichts alt, nichts öffentlich, nichts allgemein ist, ist es wahrhaftig kein Spaß, über seinen eigenen Mist hinauszureichen, worin sich alles so weich und warm behagt. Und wenn man den Quark nur wieder loswerden könnte! Muß mich nicht der Satan in seinen Klauen in meinem 50. Jahre, wo ich ein neues Leben beginnen wollte, in den Magistrat führen, um vor Ärger und Hunger zugleich zu sterben, wenn ich nicht Galle und Steine fressen könnte! Genug, für diesmal ist das Leben verpfuscht; bedanken dafür mag sich ein anderer.

Den 10. April. Gestern ward „Romeo und Julie“ nach der neuen Bearbeitung gegeben. Unser Schauspielhaus hat Tage, an welchen es sehr schwer ist zu verstehn; von diesen war der gestrige einer, die Luft war mit Schneewolken beschwert, das Haus war unbehaglich kalt, und vieles wollte nicht recht von der Stelle, so bequem auch nach dieser Einrichtung das Stück für die Akteurs geworden ist. Endlich muß bei uns in solchen Stücken wie dieses auch der Zuschauer seinen guten Tag haben, um sich manches gefallen lassen zu wollen; denn wenn wir nicht auf Kosten der Kunst und Wahrheit kompläsant sein wollen, so haben wir weder eine Julia noch einen Romeo. Dies alles vorausgesetzt, muß man hier das Unternehmen noch loben, wenn man nicht außer dem Theater noch übler dran sein oder riskieren will, daß ein solches Stück gar nicht an den Tag kommt. Das Nämliche können Sie sich ungefähr vom „Tasso“ denken, indem uns gerade die Personen zu den beiden Hauptcharaktern fehlen. Dies mag unter uns bleiben, denn ich weiß wohl, Sie haben andere Nachrichten. Unser Publikum, zu dem die Schauspieler und Theaterartisten mitgehören und die Kritiker auch, ist mit solchen übermäßig zufrieden, die so tun, als ob sie was täten, ja manchmal ist es geneigt, diejenigen, welche das Wirkliche leisten, so herunterzuhalten, daß wer nicht sicher weiß, was er tut, gern den Plunder an Nagel hängt und mit in dem Schutt und Müll herumläuft, den sie alle machen. Das nennen sie denn: mit dem Zeitgeiste fortschreiten. Daß die Zeit mit ihnen durchgeht und sie sich in des Teufels Klauen befinden, merkt kaum einer.

Aber was schreibe ich Ihnen da alles? Nun sehn Sie die Ursachen meines langen Stillschweigens. Zeit zu einem Briefchen fände sich täglich, wenn dazu nicht Worte und zu den Worten ein guter Sinn und aufgeräumtes Gemüt gehörte. Vor zwei Monaten ist mein Tochtermann gestorben, und meine noch einzige Schwester, die ich von Jugend an aufs zärtlichste liebe, ist ohne Hoffnung krank. So große Ursachen ich habe, das Teplitzer Bad wieder zu besuchen, so weiß ich doch nicht, ob es wird möglich zu machen sein. In keinem Falle werde ich vor Mitte Augusts abkommen können.

Lassen Sie mich doch wissen, wennehe Sie nach Karlsbad kommen und wie lange Sie dort sein werden; ich habe ein unsägliches Verlangen, Sie zu sehn und mich einmal wieder mit Ihnen auszuplaudern.

Soviel ich weiß, ist keiner Ihrer hiesigen Gegner mit einem ordentlichen Apparate versehn, um sich die Dinge darzustellen, wie sie in Ihrem Buche beschrieben sind. Der Staatsrat Schultz hatte voriges Frühjahr ein Zimmer zu solchem Zwecke ordentlich ausgerüstet, und dieser ist, soviel ich weiß, in allen Punkten Ihrer Meinung, wodurch er denn mit mehrern seiner Bekannten, zu welchen auch Professor Weiß gehört hat, zerfallen ist. Mehrere scheinen meistens nur unzufrieden über die Art, wie Sie mit Newton selber zu Werke gegangen sind, aus lauter Humanität; alles andere ließen sie sich vielleicht gefallen. Fleisch essen möchten sie, aber schlachten? – brrr! Z.

176. An Zelter

Als ich meinen letzten Brief weggeschickt hatte, fühlte ich mich recht verdrüßlich, denn es war mir bei dieser Gelegenheit lebhaft geworden, was wir einander sind und sein können; und nun schweigen wir auf die leichtsinnigste Weise eine ganze Zeitlang, eben als wenn wir tausend Jahre alt werden wollten und tausend gleiche Verhältnisse in der Welt gefunden hätten. Durch diese Betrachtungen bewegt, nahm ich mir vor, Ihnen eine kleine Arbeit des vergangenen Jahrs zu senden, damit doch wieder etwas Ordentliches zwischen uns zur Sprache käme.

Die Kantate oder Szene, wenn Sie wollen, arbeitete ich für den Prinz Friedrich von Gotha, der etwas dergleichen zu haben wünschte, um seine hübsche und gebildete Tenorstimme zu produzieren.

Kapellmeister Winter in München hat das Werk sehr glücklich komponiert, mit viel Geist, Geschmack und Leichtigkeit, so daß des Prinzen Talent in seinem besten Lichte erscheint. Nun behält er aber die Partitur für sich, welches ich ihm nicht verdenke. Aber

warum sollte ich Ihnen das Gedicht nicht mitteilen, um wieder einiges Leben in unsere Unterhaltung zu bringen? – Leben Sie recht wohl und fahren fort, mich zu lieben.

Weimar, den 17. April 1812. G.

[Beilage]

Rinaldo.

Chor.

Zu dem Strande! zu der Barke!
Ist euch schon der Wind nicht günstig,
Zu den Rudern greifet brünstig!
Hier bewähre sich der Starke:
So das Meer durchlaufen wir.

Rinaldo.

O laßt mich einen Augenblick noch hier!
Der Himmel will es nicht, ich soll nicht scheiden.
Der wüste Fels, die waldumwachsne Bucht
Befangen mich, sie hindern meine Flucht.
Ihr wart so schön, nun seid ihr umgeboren,
Der Erde Reiz, des Himmels Reiz ist fort.
Was hält mich noch am Schreckensort?
Mein einzig Glück, hier hab' ich es verloren.

Stelle her der goldnen Tage
Paradiese noch einmal,
Liebes Herz! ja schlage, schlage!
Treuer Geist, erschaff' sie wieder!
Freier Atem, deine Lieder
Mischen sich mit Lust und Qual.

Bunte, reich geschmückte Beete,
Sie umzingelt ein Palast;
Alles webt in Duft und Röte,
Wie du nie geträumet hast.

Rings umgeben Galerieen
Dieſes Gartens weite Räume;
Roſen an der Erde blühen,
In den Lüften blühn die Bäume.

Waſſerſtrahlen! Waſſerflocken!
Lieblich rauſcht ein Silberſchwall;
Mit der Turteltaube Locken
Lockt zugleich die Nachtigall.

Chor.

Sachte kommt! und kommt verbunden
Zu dem edelſten Beruf:
Alle Reize ſind verſchwunden,
Die ſich Zauberei erſchuf.
Ach, nun heilet ſeine Wunden,
Ach, nun tröſtet ſeine Stunden
Gutes Wort und Freundesruf.

Rinaldo.

Mit der Turteltaube Locken
Lockt zugleich die Nachtigall;
Waſſerſtrahlen, Waſſerflocken
Wirbeln ſich nach ihrem Schall.

Aber alles verkündet:
Nur ſie iſt gemeinet;
Aber alles verſchwindet,
Sobald ſie erſcheinet
In lieblicher Jugend,
In glänzender Pracht.

Da ſchlingen zu Kränzen
Sich Liljen und Roſen;
Da eilen und koſen
In luſtigen Tänzen

Die laulichen Lüfte,
Sie führen Gedüfte,
Sich fliehend und ſuchend,
Vom Schlummer erwacht.

Chor.

Nein, nicht länger iſt zu ſäumen!
Wecket ihn aus ſeinen Träumen,
Zeigt den diamantnen Schild!

Rinaldo.

Weh! was ſeh' ich, welch ein Bild!

Chor.

Ja, es ſoll den Trug entſiegeln.

Rinaldo.

Soll ich alſo mich beſpiegeln,
Mich ſo tief erniedrigt ſehn?

Chor.

Faſſe dich, ſo iſt's geſchehn.

Rinaldo.

Ja, ſo ſei's! Ich will mich faſſen,
Will den lieben Ort verlaſſen
Und zum zweitenmal Armiden. –
Nun ſo ſei's! ſo ſei's geſchieden!

Chor.

Wohl, es ſei! es ſei geſchieden!

Teil des Chors.

Zurück nur! zurücke
Durch günſtige Meere!

Dem geiſtigen Blicke
Erſcheinen die Fahnen,
Erſcheinen die Heere,
Das ſtäubende Feld.

Chor.

Zur Tugend der Ahnen
Ermannt ſich der Held.

Rinaldo.

Zum zweiten Male
Seh' ich erſcheinen
Und jammern, weinen
In dieſem Tale
Die Frau der Frauen.
Das ſoll ich ſchauen
Zum zweiten Male?
Das ſoll ich hören,
Und ſoll nicht wehren
Und ſoll nicht retten?

Chor.

Unwürdige Ketten!

Rinaldo.

Und umgewandelt
Seh' ich die Holde;
Sie blickt und handelt
Gleichwie Dämonen,
Und kein Verſchonen
Iſt mehr zu hoffen.
Vom Blitz getroffen
Schon die Paläſte!
Die Götterfeſte,

Die Luftgeschäfte
Der Geisterkräfte,
Mit allem Lieben
Ach, sie zerstieben!

Chor.

Ja, sie zerstieben!

Teil des Chors.

Schon sind sie erhöret,
Gebete der Frommen.
Noch säumst du zu kommen?
Schon fördert die Reise
Der günstigste Wind.

Chor.

Geschwinde, geschwind!

Rinaldo.

Im Tiefsten zerstöret,
Ich hab' euch vernommen;
Ihr drängt mich zu kommen.
Unglückliche Reise!
Unseliger Wind!

Chor.

Geschwinde, geschwind!

Chor.

Segel schwellen.
Grüne Wellen,
Weiße Schäume,
Seht die grünen
Weiten Räume,
Von Delphinen
Rasch durchschwommen.

Einer nach dem andern.

Wie sie kommen!
Wie sie schweben!
Wie sie eilen!
Wie sie streben!
Und verweilen
So beweglich,
So verträglich!

Zu zweien.

Das erfrischet,
Und verwischet
Das Vergangne.
Dir begegnet
Das gesegnet
Angefangne.

Rinaldo.

Das erfrischet,
Und verwischet
Das Vergangne.
Mir begegnet
Das gesegnet
Angefangne.

(Wiederholt zu dreien.)

Alle.

Wunderbar sind wir gekommen,
Wunderbar zurückgeschwommen,
Unser großes Ziel ist da!
Schalle zu dem heiligen Strande
Losung dem gelobten Lande:
Godofred und Solyma!

177. An Goethe Berlin, den 14. April 1812.

Was Ihren konzentrierten „Romeo“ anlangt, so werden Sie wohl schon aus den Zeitungen ersehn haben, was einige weitmäulige Kritiker dagegen von sich gehen lassen. Ich verstehe viel zu wenig davon, um genau auf Recht und Unrecht zu passen. Viele unserer gelahrten Patrone möchten gar zu gern das Ansehn haben, als ob sie das Genie aus der Taufe gehoben oder mit demselben zusammen auf Universitäten vertraut gewesen wären, und ehe man eine Hand umwendet, erscheint wieder der Schröder'sche „Hamlet“ bei uns, und keiner muckst dazu. Auf der andern Seite wird denn doch auch darauf gehalten, alles zu überkommen, woran Sie die Hand gehabt haben, und so habe ich mich herzlichst erlechzt, einmal wieder wahrhafte Leidenschaften an mir vorübergehn zu sehn, die nicht nach der sogenannten Tugend stinken. Und das ist mein Kennzeichen oder Zollstock, die ganze Sippschaft mit Einem Blicke zu messen.

Ich gehöre so gut wie Einer zu denen, die sich vom Shakespeare nicht gern ein Wort nehmen lassen, wenn mir nicht manchmal das Genommene das Liebste ist; aber ich bin auch zufrieden mit einer Klaue von ihm. Übrigens ist mir an der Vereinigung der Capulets mit den Montagues nach dem, was vorhergegangen, wenig und nur insofern gelegen, als Shakespeare es mit seinen Worten sagt. Moralisch genommen, kann jeder genug haben zu wissen, was aus einer solchen Familienfeindschaft natürlich entstehn muß; nach meinem Gefühl also hätten Sie vollkommen recht, das Stück zu schließen, wo es aus ist. Die neue Freundschaft versteht sich entweder von selber oder sie geschieht, weil das alte Volk gern selig sterben möchte.

Was unsere Schauspieler anlangt, so kann ich mir recht gut einbilden: sie machten's aus lauter Kunst so, damit ich recht viel daran zu erraten hätte; denn wie ich mir's vorstelle, kommt es doch nicht heraus, und wer sich das nicht will gefallen lassen, bleibt ohnehin zu Hause, wo er jetzo freilich auch nicht besser daran ist.

Die Art, wie der Dichter in unserer Zeitung getadelt und Made-

moiselle Maaß gelobt ist, kann Ihnen nicht rätselhaft sein, da Sie beide kennen. Denn diese Künstlerin (wie wir so etwas hier nennen) ist noch immer, was sie war: ein gutes réservoir. Sie spricht ihre Rolle ohne Anstoß, man könnte sagen: ohne Ärgernis, und die Julie kann sich nun der Zuhörer selber machen.

Den 19. April. Gestern abend bin ich von einer kleinen Kommissionsreise zurückgekommen und habe meine Schwester nicht mehr am Leben gefunden. Nun werde ich mich wohl wieder ganz neu etablieren müssen. Sie wußte mir alles nach gar guter Weise zu machen, sie war mir Mutter, Frau und Geliebte zugleich; ich muß eine ganz andere Periode anfangen, wenn nicht alles und selbst Sie, mein geliebter Freund, leiden sollen.

Mit Ihrer Ankündigung des zweiten Bandes Ihrer Biographie haben Sie mich aus einem schönen Traume gerissen, da man mir behaupten wollen: dieser Band sei schon gedruckt. Ob wir das Calderon'sche Stück hier gleichfalls sehn werden, möchte ich gern wissen. Sollte dies nicht der Fall sein, so würde ich's dem Freunde Riemer herzlich Dank wissen, wenn er mir das Manuskript auf kurze Zeit zum Lesen übersenden wollte. Dem letztern wünsche ich zu seiner neuen Beförderung aufrichtig Glück, indem ich beklage, daß Sie ihn aus Ihrer Nähe verloren.

Herrn Dr. Sibbern habe ich ein Exemplar der drei ersten Hefte meiner Lieder für Sie mitgegeben. Ich habe expreß für Sie Exemplare auf holländischem Papiere bestellt, aber mein Herr Verleger ist ein Mann ohne Wort und nichts mit ihm anzufangen. Ich wollte, ich wäre ihn los und hätte einen bessern.

Nun Gott befohlen! mein liebster lieber Freund, mir ist entsetzlich weh. Ich habe so viel zu tun und weiß nicht, was ich vor langer Weile soll anfangen. Ewig der Ihrige

Zelter.

Madame Simonin-Pollet ist angekommen und hat mir Ihre Karte gebracht. Sie wird den 29. dieses ihr Konzert geben und wahrscheinlich guten Zuspruch haben. Künftigen Dienstag werde ich sie in die Singakademie führen.

178. An Goethe Berlin, den 25. April 1812.

Ja ja, mein Freund, Sie haben gewiß recht! Auch mir war das Gewissen erwacht, schon gleich nach Ihrem Briefe vom 8. April. Und flugs nahm ich meinen Brief und schrieb drei Ihrer Gedichte in Musik, an die ich mich noch immer nicht hatte wagen wollen: „Rastlose Liebe", „Neue Liebe, neues Leben", „Mailied".

Leider komme ich mit diesen schönen Sachen wie immer so spät, da sich andere schon krumm und dumm daran komponiert haben, und werden sie Ihnen nicht gefallen, so ist mir's nicht besser ergangen. Wo sollte auch in meinen Jahren und Tagen die rastlose Liebe, die neue Liebe, das neue Leben herkommen? Und doch: den will ich sehn, der Sie so liebt wie ich!

Ihr „Rinaldo" wird keine der leichten Arbeiten sein, wenn herauskommen soll, was drinnen steckt. Die zauberhafte Leichtigkeit, Lieblichkeit, die reizende Glätte: da müßte man bei den Italienern in die Schule gehn, wer nicht zu alt dazu wäre. Doch wollen wir uns zu guter Stunde daran versuchen.

Das Gedicht ist günstig genug für den Komponisten, der weiß, was zu tun ist, und sich vor der Gefahr hütet, des Guten zuviel zu tun. Alles ist leicht und frei angedeutet, die Worte sind nicht vorgreifend, und der Musikus hat es wirklich mit der Sache selber zu tun.

Dies versehen die, welche dem Musikus die Worte liefern, gar zu oft, indem sie ihn aufs beste zu bedienen glauben, wenn sie die Gedichte mit überflüssigen Kraftworten ausstatten, die manchmal sogar negativ sind, und den armen Teufel verleiten, mit gleichem Aufwande von Kunstmitteln — das Entgegengesetzte zu tun von dem, was geschehen sollte.

Ich muß mich sehr irren, oder dies ist der eigentliche Zustand unseres gegenwärtigen Kunstwesens und die Ursache, warum wir trotz alles Fortschreitens und Erhebens niemals aufs Rechte kommen.

Endlich hat der Musikus mit dem Dichter, oder vielmehr unter demselben, einen schweren Stand: er soll ein Mann von Genie, selbst Dichter und dabei höchst abhängig sein. Wenn der Dichter

sich darf gehen lassen, so lang es gut geht, so sind dem Komponisten die Worte zugezählt, er mag sie brauchen können oder nicht; kurz, wenn ihm das Schwerste leicht abgeht, so hat er die größte Mühe mit Kleinigkeiten, denen oft kaum der Kenner selber abmerkt, welche Kunst drinne steckt.

Den 8. Mai. Vor einiger Zeit fand ich in Voltaires Werken (gothaische Ausgabe vom Jahre 1785, 9. Teil) eine musikalische Oper: „Samson", welche Rameau wirklich in Musik gesetzt hat, die aber nicht zur Aufführung gekommen ist. Voltaires Arbeit gefiel mir nicht übel, und das Sujet wäre überall zu einer Oper geeignet, doch müßten Veränderungen damit vorgehn.

Eine musikalische Oper darf meines Erachtens nicht über 3 Akte haben: zwei lange und einen kurzen, oder noch besser: einen langen zwischen zwei kurzen. Materialien wären, wie folget:

1. Samsons Heldencharakter, seine Liebe, seine Schwäche. Er verachtet das ausgeartete, begünstigte, verzogne, stolze, weiche jüdische Volk und nimmt sich seiner nur an, weil er die kriegrisch glücklichen Philister noch weniger leiden kann und diese seinem kriegrischen Talente Arbeit geben.

2. Delila muß eine edle Frau sein; verstoßen vom Samson, weil sie das bekannte Geheimnis ausgeschwatzt. Sie kann verkauft sein an die Philister, aber sie liebt unverändert den Helden, der sie bei Gelegenheit seines Triumpheinzugs unter dem Volke wiedersieht und sie wieder zu sich nimmt.

3. Ein Knabe, Simsons und Delilas Sohn. Der Knabe war verloren. Er hat sich in der Schlacht gegen die Philister ausgezeichnet. Simson hat ihn unerkannt zu sich genommen. Die Mutter erkennt ihn zuerst wieder. Er wird die Ursache der Wiedervereinigung des Samson und der Delila.

4. Israeliten. Das ehemals auserwählte Volk. Jetzt tatlos, nachäffend, schreib- und maulfertig, zuchtlos und deswegen vom Herrn in der Philister Hand gegeben.

5. Philister: Barbaren; roh, diebisch; dem Göttlichen abgeneigt, sklavisch, aber kriegerisch.

1. Akt. Die Israeliten in Trauerchören über ihre Niederlage. Vom Simson ermuntert, schlagen die Philister.

2. Triumpheinzug der Israeliten. Wiedervereinigung des Samson mit Delila. Erkennung des Sohnes; Verräterei gegen den Samson.

3. Gefängnis und Tod des Samson wie bekannt, und sehr brillant.

Was sagen Sie nun hierzu? Gäbe das nicht Handlung und Theaterspiel genug? Ich dächte, Sie machten sich daran und rektifizierten wenigstens diesen Plan, so laff' ich mir allenfalls die Verse hier machen.

Es könnte sein, daß ich diesen Sommer noch einmal nach Schlesien ginge. Dann habe ich einen weitern Plan: von Breslau streifte ich nach Wien und von da über Weimar zurück.

Geschwind eingepackt, sonst bleibt der Brief wieder liegen! Gott befohlen und ewig der

Ihrige

Zelter.

Lassen Sie doch von sich hören. Wenn ich nach Schlesien gehe, schreibe ich auf alle Fälle vorher, wo ich bin.

179. An Zelter

Ihr lieber Brief vom 8. Mai findet mich in Karlsbad den 18., und so will ich gleich etwas erwidern, da ich denke, daß Sie es in zehen Tagen lesen werden.

Was Sie mir Freundliches über „Reinald" sagen, ist mir nicht allein sehr angenehm, sondern es soll auch, hoffe ich, fruchtbar werden, indem Sie mich zum Bewußtsein erheben dessen, was ich aus Natur und Trieb besonders für Theatermusik getan habe und tun möchte. Wenn Sie sagen: „Alles ist frei und leicht angedeutet, die Worte sind nicht vorgreifend, und der Musikus hat es wirklich mit der Sache selber zu tun", so geben Sie mir das größte Lob, das ich zu erlangen wünschte; denn ich halte davor, der Dichter soll seine Umrisse auf ein weitläuftig ge-

wobenes Zeug aufreißen, damit der Musikus vollkommenen Raum habe, seine Stickerei mit großer Freiheit und mit starken oder feinen Fäden, wie es ihm gut dünkt, auszuführen. Der Operntext soll ein Karton sein, kein fertiges Bild. So denken wir freilich, aber in der Masse der lieben Deutschen steckt ein totaler Unbegriff dieser Dinge, und doch wollen Hunderte auch Hand anlegen. Wie sehr muß man dagegen manches italienische Werk bewundern, wo Dichter, Komponist, Sänger und Dekorateur alle zusammen über eine gewisse auslangende Technik einig werden können. Eine neue deutsche Oper nach der andern bricht zusammen wegen Mangel schicklicher Texte, und die lieben Wiener, die gar nicht wissen, wo die Zäume hängen, setzen einen Preis von hundert Dukaten auf die beste Oper, die irgend jemand in Deutschland hervorbringen soll, da sie an der rechten Schmiede das Doppelte bieten könnten und immer noch dabei gewönnen.

Die Sache ist eigentlich bedenklicher, als man glaubt; man müßte an Ort und Stelle mit allen, die zur Ausführung beitragen sollen, eine heitere Existenz haben und ein Jahr nach dem anderen etwas Neues produzieren. Eins würde das andere heranführen und selbst ein Mißlungenes zu einem Vollkommenen Anlaß geben.

Zu dem „Simson" hätte ich im Augenblick kein Zutrauen; die alte Mythe ist eine der ungeheuersten. Eine ganz bestialische Leidenschaft eines überkräftigen gottbegabten Helden zu dem verfluchtesten Luder, das die Erde trägt, diese rasende Begierde, die ihn immer wieder zu ihr führt, ob er gleich, bei wiederholtem Verrat, sich jedesmal in Gefahr weiß, diese Lüsternheit, die selbst aus der Gefahr entspringt, der mächtige Begriff, den man sich von der übermäßigen Prästanz dieses riesenhaften Weibes machen muß, das imstande ist, auf den Grad einen solchen Bullen zu fesseln. Sehen Sie das an, mein Freund, so wird Ihnen gleich offenbar sein, daß das alles vernichtet werden muß, um nur die Namen nach den Konvenienzen unserer Zeit und unseres Theaters zu produzieren. Viel rätlicher wäre es, gleich einen Stoff von geringerer spezifischen Schwere zu wählen, wo nicht gar einen solchen, der auf dem Ele-

mente des Tags von selber schwämme. Man sehe die „Schweizerfamilie“ und solches Gelichter.

Noch eines andern Bedenkens muß ich erwähnen. Die alttestamentlichen Gegenstände tun bei uns einen ganz wunderlichen Effekt; ich konnte bei Roberts „Jephta“ und bei Alfieris „Saul“ hierüber Betrachtungen anstellen. Es ist kein Widerwille, der erregt wird, aber es ist gar kein Wille, keine Abneigung, aber eine Unneigung. Jene Mythen, wahrhaft groß, stehen in einer ernsten Ferne respektabel da, und unsere Jugendandacht bleibt daran geknüpft. Wie aber jene Heroen in die Gegenwart treten, so fällt uns ein, daß es Juden sind, und wir fühlen einen Kontrast zwischen den Ahnherren und den Enkeln, der uns irremacht und verstimmt. So lege ich mir's in der Geschwindigkeit aus, indem ich der Wirkung jener beiden Stücke genau aufgepaßt habe. Dieses letzte Bedenken würde beseitigt, wenn man die Fabel zu anderen Völkern versetzen wollte. Da entstehen aber wieder neue Schwierigkeiten. Ich denke weiter darüber.

Und nun will ich zum Schlusse gebeten haben, mir jene Kompositionen nicht vorzuenthalten, zugleich auch unserer Korrespondenz bei alter Liebe ein neues Leben zu verleihen.

Nur keine so lange Pause wieder!

Karlsbad, den 19. Mai 1812. G.

180. An Zelter

Sehr oft und herzlich habe ich mich, teurer Freund, diese Wochen her nach Ihnen gesehnt, da unser wackerer und schätzbarer Langermann durch den Vortrag Ihrer Lieder und manches andern Guten, dessen er sich erinnerte, durch Erzählung von der köstlichen Singakademie, der erquickenden Liedertafel, und was sonst noch Gutes sich alles von Ihnen herschreibt und belebt wird, mich recht fühlen ließ, wie sehr ich verliere, daß ich von Ihnen entfernt lebe, und daß zwischen uns sich Klüfte befinden, die, je länger es dauert, sich noch immer zu erweitern scheinen. Wenn ich mich nicht besonders aufs

Verzweifeln verstünde, so würden mich diese Betrachtungen sehr unglücklich machen. Haben Sie Dank für Ihre lieben Briefe und schreiben mir zunächst nach Weimar, wo ich durch Ihre Lieder und sonstige früheren Gaben mich wieder der Musik zu nähern hoffe, von der mich das leidige Weltwesen zu meinem großen Verdrusse weggetrieben hat. Ich finde zwar bei meiner Rückkehr das alte Theater und eine neue Orgel; ich fürchte aber, weder Belial noch Christus werden mir durch diese Organe viel anhaben.

Meine Zufriedenheit und Tätigkeit ist diesen Sommer einigemal durch meine alten Übel unterbrochen worden; aber auch in diesem Falle bleibt nichts übrig, als sich so geschwind wie möglich wiederherzustellen und die Reise weiter fortzusetzen. Es ist, als wenn man eine Achse bräche oder ein Leck kriegte.

Herrn Etatsrat Langermann bin ich gar manche schöne und lehrreiche Unterhaltung schuldig geworden. Er hat mich durch seine eigentümliche, höchst geregelte Tätigkeit sehr erfreut, meinen Unglauben bekämpft und meinen Glauben gestärkt. Ich hoffe, er wird auch abwesend fortfahren, mit mir in Verbindung zu bleiben, und dadurch fühle ich mich auch Ihnen um so mehr verbunden.

Was er mir von wackern und tüchtigen Männern in dem Berliner Kreise Gutes erzählt hat, macht auch, daß ich dorthin meinen Blick noch lieber wende, der sonst auf Ihnen und sehr wenigen mit Sehnsucht verweilte und dann wieder ohne weitern Reflex abgleitete.

Von mir selbst und meinem Tun habe ich weiter nichts zu sagen, da Sie zu Michaelis wieder ein biographisches Bändchen aufsuchen wird. Betrachten Sie es freundlich. Es ist freilich nur der tausendste Teil von dem, was in jener Epoche auf mich losgehämmert und in mir gewaltig widerstanden und entgegengewirkt hat; da aber eigentlich eine solche Schrift nicht zu ernsthaft werden soll, so ist es besser, daß man ihr eine gewisse spezifische Leichtigkeit gibt, damit sie nicht, wie so viel anderes Bessere, für den Augenblick untergehe.

Können und mögen Sie mir Ihre Komposition der Memorialverse „Invocavit" pp. senden, so werden Sie mich erquicken. Langer-

mann hat mir einen Vorschmack davon gegeben. Es sollte dabei Ihr Andenken aufrichtig gefeiert werden.

Von vielem andern will ich diesmal nichts sagen; denn man kommt gar zu bald tiefer in den Text, als es nütz ist.

Leben Sie recht wohl! und lassen uns nicht lange ohne Nachricht voneinander bleiben.

Beethoven habe ich in Töplitz kennen gelernt. Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt; allein er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar gar nicht unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie freilich dadurch weder für sich noch für andere genußreicher macht. Sehr zu entschuldigen ist er hingegen und sehr zu bedauern, da ihn sein Gehör verläßt, das vielleicht dem musikalischen Teil seines Wesens weniger als dem geselligen schadet. Er, der ohnehin lakonischer Natur ist, wird es nun doppelt durch diesen Mangel.

Und nun nur noch ein herzliches Lebewohl!

Karlsbad, den 2. September 1812. G.

181. An Goethe Berlin, den 30. Mai 1812.

Ihre Bedenklichkeiten gegen meinen Opernplan sind einleuchtend. Als historische Personen sind Simson und Delila anstößig, ja abstoßend; man müßte vieles ändern, was schwerer sein mag, als es scheint.

Auch was Sie gegen alttestamentliche Gegenstände überhaupt erinnern, erfahren wir hier am „Joseph" und am „Salomon". Man ist gewohnt, jüdische Helden nur mißhandeln zu sehn. Wenn die Worte gesprochen werden: „Tut nichts, der Jude wird verbrannt!" so ist die Wirkung so sicher wie bares Geld.

Ohne einen tragischen Stoff würde ich indessen nach meiner Neigung so leicht keine Oper schreiben, in jedem Falle müßte das Gedicht dauerhaft bereitet sein.

Ich kann mich grämen, wenn ich die Kunst ansehe, welche an niedrigen Gegenständen vergeudet wird, in einer Zeit, wo so viel

von Geschmack die Rede ist; was werden unsere Kinder von uns denken, wie sie zu solchen Vätern gekommen sind?

Nach Ihrem „Rinaldo" habe ich an einem der Pfingsttage geschossen und bin sehr bald bis an die bedeutende Stelle des diamantnen Schildes gelangt. Seit der Zeit liegt nun alles wieder, und Gott weiß, wann ein zweiter Schuß geschieht. Nun wollen sie mich wieder zum Stadtverordneten machen – dafür will ich lieber Dorfbarbier werden, der doch Kunden hat. Seit Ostern habe ich Einquartierung in meinen nächsten und besten Zimmern. Der vorige Offizier blies Klarinette, und der jetzige pfeift und singt – mich aus dem Hause. Ich kann schon etwas aushalten, aber das ist – insoffribel.

Den 9. September. Gestern ist Ihr Brief vom 2. dieses angekommen und hat mich mit Schrecken an meine Nachlässigkeit erinnert. Von Woche zu Woche dachte ich Ihnen selber näherzukommen, darüber ist die Zeit, der Brief und manches andere verloren. Wie beneide ich Langermann und so viele andere, welche Sie diesen Sommer genießen konnten, unterdessen ich, in einer tätigen Untätigkeit, froh sein müssen, das alte Fuhrwerk durch Flicken und Bessern im Gange zu erhalten, ohne einen Vorschritt zu gewinnen. Er soll mir jedoch genug von Ihnen erzählen müssen, wenn er nur erst wieder unter uns ist; denn die selige Hoffnung, Sie vor dem Untergange der letzten Strahlen der Sonne unter uns zu sehen, ist es fast allein, was mich bis jetzt warm erhalten hat, und die ich auch nicht aufgeben will, trotz Ihres Schreibens, worin Sie von Erweiterung der Klüfte reden. Wenigstens bin ich entschlossen, der Letzte zu sein, und die Verzweifelung soll mir nichts anhaben, bis sie alles um mich her aufgefressen hat.

Das „Invocavit" erfolgt anbei. Leider ist es unserer Liedertafel so angepaßt, daß ich fast fürchte, es werde anderswo von gar zu schwacher Wirkung sein. Es ist ein Scherz ernsthafter Leute, der etwas plump an den Tag kommt, besonders für diejenigen, welche durch Genuß ausländischer Leckereien auf eigenem Grund und Boden nicht mehr recht Bescheid wissen. Ebensogern schicke ich

Ihnen das Lied der „Heiligen 3 Könige“ mit, das von etwas leichterer Haltung ist und uns fast jede Tafel Spaß macht. Sie müssen aber auch meine Dreistigkeit verzeihen, daß ich an Ihren Worten gepfuscht habe, und mir hübsch mitteilen, was Sie daran verbessern.

Den 13. September.

Wir haben soeben Herrn Siboni aus Wien hier gehabt, der sich bemüht hat, Paers „Achilles“ Deutsch zu singen. Schon vorigen Winter hat unser Herr Tombolini eine italienische Arie nach einer Übersetzung Deutsch gesungen. Sie sehen, wie wir in Kunst und Natur vorrücken. Was wir dabei hätten können begreifen lernen, wäre gewesen zu erfahren, wie sich die Deutschen ausnehmen, wenn sie Italienisch singen.

Dann ist ferner die Madame Milder-Hauptmann jetzt hier. Ich habe sie in der Gluck'schen „Iphigenie“, der „Schweizerfamilie“ und in der „Zauberflöte“, worin sie den Tamino singt, gehört. Stimme, Gestalt und Wesen dieser jungen Frau sind von einer solchen Freiheit, Macht und Anmut, besonders in der Rolle der Emelina, wie es hier seit lange nicht ist vernommen worden. Man tadelt ihren Gesang als unkünstlich und desgleichen, doch finde ich vieles zu loben, zum Exempel Wärme, Wahrheit, Zusammenhang, Sicherheit und eine Art schweizerischer Derbheit, die sich auf das unschuldigste ausspricht; wenigstens habe ich niemals Leidenschaften mit solcher Moderation und entscheidender Wirkung darstellen sehn.

Auf Ihren zweiten Band freue ich mich und wünsche nur, daß ich mich bald darüber freuen kann. Haben Sie denn wohl unser Liederbüchlein mit erhalten? ich will doch hoffen, daß es richtig abgegeben ist; ich dachte, es könnte Ihnen einen Anstoß geben, einmal wieder etwas für unsere Tafel zu tun. Kommen Sie nur selber und hören, wie Ihre Lieder klingen; ich stelle mir immer vor, Sie kennen Ihre Lieder noch nicht recht.

182. An Goethe

Berlin, 14. September 1812. Einem Herrn Frick, Bauinspektor an der hiesigen Porzellanfabrik, habe ich den Brief mitgegeben, worin die Kompositionen des „Invocavit“ und der „Heiligen 3 Könige“ befindlich sind. Hinterher erfahre ich, daß dieser Mann zuerst nach Wien geht und von dort über Weimar, aber erst im Monat November, zurückzukommen gedenkt. Das Unglück ist geschehen; wenn ihm nicht gar an der österreichischen Grenze der starke Brief noch Ungelegenheit verursacht! Doch steht nichts drinne, was die Wiener nicht schon längst wissen könnten.

Wir haben unsern sehr geschickten italienischen Kapellmeister Righini verloren, welcher am 19. August zu Bologna, seiner Geburtsstadt, gestorben ist. Er war bei uns, was etwa Salieri in Wien war; vielleicht von etwas frischerm Wesen als Salieri, aber an Breite und Höhe ziemlich gleich. Für jetzt wüßte ich keinen italienischen Komponisten, dem wir Righinis Stelle wünschten, doch wozu werden wir uns nicht noch bequemen müssen? Ich habe manches von ihm, obwohl mittelbar, gelernt, besonders durch die gegenseitige Widerständigkeit mit den andern Kapellmeistern. Die Differenz zwischen tüchtigen Leuten gibt oft das beste Fazit.

Was Sie von Beethoven sagen, ist ganz natürlich. Auch ich bewundere ihn mit Schrecken. Seine eigenen Werke scheinen ihm heimliches Grauen zu verursachen. Eine Empfindung, die in der neuen Kultur viel zu leichtsinnig beseitigt wird. Mir erscheinen seine Werke wie Kinder, deren Vater ein Weib oder deren Mutter ein Mann wäre. Das letzte mir bekannt gewordne Werk („Christus am Ölberge“) kommt mir vor wie eine Unkeuschheit, deren Grund und Ziel ein ewiger Tod ist. Die musikalischen Kritiker, welche sich auf alles besser zu verstehn scheinen als auf Naturell und Eigentümlichkeit, haben sich auf die seltsamste Weise in Lob und Tadel über diesen Komponisten ergossen. Ich kenne musikalische Personen, die sich sonst bei Anhörung seiner Werke alarmiert, ja indigniert fanden und nun von einer Leidenschaft dafür ergriffen sind wie die An-

hänger der griechischen Liebe. Wie wohl man sich dabei befinden kann, läßt sich begreifen, und was daraus entstehn kann, haben Sie in den „Wahlverwandtschaften" deutlich genug gezeigt.

Künftigen Sonntag geht unsere Kunstausstellung der Königlichen Akademie an, worüber Ihnen wohl andere Freunde das Weitere schreiben werden, denn ich weiß über solche Dinge gar zu wenig zu sagen.

Ihren letzten Brief aus Karlsbad vom 2. dieses habe ich am 8. erhalten, und nun Gott befohlen! Z.

183. An Zelter

Hier kommt denn auch der zweite Teil meines wieder aufgefrischten oder aufgewärmten Lebens, wie man es nennen will. Möge er Sie im ganzen an mich erinnern und im einzelnen aufregend sein. Verzeihen Sie, wenn ich diesmal nichts weiter sage, denn wenn ich länger zaudre, so kommt das Büchlein nicht von der Stelle; wie es denn schon seit acht Tagen auf Absendung harrt und hofft. Wie vieles in diesem Werklein ist unmittelbar an Sie gerichtet! Wäre ich meiner abwesenden Freunde nicht eingedenk, wo nähm' ich den Humor her, solche Dinge zu schreiben?

Ein tausendfaches Lebewohl!

Jena, den 3. November 1812. Goethe.

184. An Goethe

Vor wenigen Tagen ist ein Scheffel Teltower Rübchen in zwei Gefäßchen nach Weimar gegangen, dem ich gute Ankunft in Ihrem Hause wünsche. Die Komödienzettel eines Jahrgangs sind dabei gepackt, um das schwere Postgeld für Löschpapier zu schonen.

Der zweite Teil Ihres lieben Buches hat mich aufs schönste unterhalten, und ich freue mich schon auf das Exemplar, das ich von Ihnen erhalten werde, um das Buch dann mit Ruhe und Muße zu lesen.

Kurz vorher hatte ich das Leben des Alfieri gelesen, welches mich sehr begierig gemacht hat, seine Tragödien kennen zu lernen. Ich habe mir daher einen Teil angeschafft und lese jetzt den „Agamemnon", dem der „Orest" folgen sollte. Ob ich aber bis dahin gelangen werde, weiß ich noch nicht, weil ich noch nicht weiß, ob ich den „Agamemnon" zu Ende lesen werde, der mir etwas kalt vorkömmt, sei es nun, daß ich sein Italienisch nicht gut genug verstehe oder daß mich der „Tasso" verwöhnt hat.

Ihr Buch hat mich aufgerichtet und erbaut, da seit einiger Zeit so manches meine Zufriedenheit gestört hat. Man denkt mit seinen Feinden fertigwerden zu können und mit sich selber; dann kommen die Freunde, und das sind die Rechten: in die Erde möchte man sich verbergen, um ihrer guten Meinung zu entgehn. Doch ich schließe, damit der Brief fortkomme. Berlin, den 10. November 1812.

Z.

185. An Goethe Sonnabend, den 14. November 1812.

So wie manche sonst wohlgesinnte Menschen mir übel tun, wenn sie es auch nicht wollen, so mögen Sie, mein teurer Freund, es anstellen, wie Sie wollen, es muß mir Gutes herauskommen. Soeben kommt Ihr zweiter Teil an, den ich freilich schon gelesen habe; ich blättre hier und dort und finde hier und dort, was mich an Sie, an mich erinnert, und Ihr kleines Briefchen ist ein rechtes Labsal in so trüben Tagen.

Mein ältester Sohn, den Sie kennen sollten, da Sie ihm in Weimar Gutes erzeigt haben, hat sich diese Nacht erschossen. Warum weiß ich noch nicht eigentlich, denn seine Schulden sind zu decken und sein Rechnungswesen in Ordnung. Er hatte eben angefangen, mir hülfreich zu werden, wie er denn, im Verhältnis zu den Seinigen, konnte ein geschickter Mensch genannt werden. Und nun verläßt er mich, eben da ich ihn recht heranzuziehen wünschte.

Sonntag, den 15. Zwei Briefe hat er am Tage vor seinem Tode geschrieben: einen an seinen Bruder, in dessen Gegenwart er sich den Tod gegeben hat. Darin empfiehlt er dem Bruder seine natür-

liche Tochter, ein Kind von drittehalb Jahren, und eine geliebte Witwe, der er die Ehe versprochen und die schon 2 Männer tot hat. An diese Witwe ist der 2. Brief gerichtet. Er stellt darinnen einen Ring zurück, beklagt, daß er ihren liebevollen Ermahnungen keine Folge geleistet, und sagt Lebewohl. Auf seinem Schreibpulte lag der „Don Carlos" aufgeschlagen. Auf dem Blatte stand: „So ist denn keine Rettung? auch durch ein Verbrechen nicht? — Keine!"

Einigemal ist mir das unangenehme Gefühl gekommen: ob ich durch strengen Ernst etwas bei ihm versehn. Seine vielen leidenschaftlichen, sinnlichen Verhältnisse waren nicht zu billigen. Obwohl er ganz von und mit mir lebte, war er vollkommen frei, hatte sein gutes Einkommen und eigene Ökonomie. In dem Briefe an seinen Bruder sagt er: er habe öfter versucht, an mich zu schreiben, aber umsonst.

Sein väterliches Vermögen, das in meinen Händen war (denn er ist mein Stiefsohn), habe ich ihm in der drückendsten Zeit, da er majorenn geworden, ausgezahlt; in seiner Kasse hat sich nichts gefunden.

Auf seinem Bette sitzend, neben seinem schlafenden Bruder hat er sich getötet. In diesem Akte sitzt er noch jetzt, da ich den Leichnam vor der Obduktion nicht anrühren darf, aber so schön und edel, wie [sich] ein erfahrner Schauspieler zufriedenen Kennern zeigen möchte. Die Witwe sagt mir: sie habe ihn einst freigeben wollen, da sie eben Gelegenheit habe, sich anständig zu verheuraten; darauf habe er das Pistol an seine Brust gedrückt und gesagt: dann solle dies seine Geliebte werden.

Er hat sich in den Mund geschossen und wenig Blut verloren, wo die Kugel durchgegangen ist. Der Mund ist rein und nur vom Pulverdampfe beschlagen. Sein Gesicht ist freundlich. Das andere Pistol ist auch geladen und die Pfanne mit Pulver versehn. Die Briefe sind einen Tag vorher, aber unleserlich geschrieben und mit großen Tränentropfen benetzt. Auch eine Art von Testament hat er über seinen Verlaß gemacht. Gegen seine Bekannte ist er seit

Wochen still und in sich gewesen, ich habe ihn in 8 Tagen nicht gesehn. Meine Bücher, die er geführt hat, sind in der größten Ordnung.

Nun muß ich mich ganz neu wieder auf mich selber einzurichten suchen. Er war mir unentbehrlich worden. Seinetwegen hatte ich alles Geschäftswesen, von dem er den halben Nutzen gewann, beibehalten. Vorgestern hatte er seine Aufgaben zum Meisterstücke bekommen, die er vor vielen andern mit Ehren würde bestanden haben. So verläßt er mich, indem er sich befreit. Ich hätte nicht geglaubt, daß ich des bittern Neides fähig wäre, womit ich seine schöne Leiche gleich nach seinem Verscheiden ansah, und hätte ich in diesem Augenblick an das andere Gewehr gedacht, was im Pulte zur Reserve lag – nein, es ist hart, grausam! Hätte er gewußt, wie ich ihn liebe, er könnte nicht selig sein!

Sagen Sie mir ein heilendes Wort. Ich muß mich aufrichten, doch bin ich nicht mehr, was ich vor Jahren war. Ich habe Kraft, aber zu andern Sachen; hier will ich gehalten sein. Seit neun Monaten habe ich meine einzige, höchst geliebte Schwester, deren Sohn (der zugleich mein Tochtermann war) und nun diesen geliebten Frevler verloren. Was vielen abgeht, darüber wissen viele sich nur gar zu leicht zu trösten; was Einer verliert, darüber muß er alle entschädigen.

Ich habe mir das Kind bringen lassen; es ist von stillem und gedrängtem Wesen und hat Augen, die den Ihrigen ähnlich sind. Ihr Bild, welches in meiner Stube hängt, sieht sie unabläßig an; ich werde es wohl zu mir nehmen, damit ich wieder zu verlieren habe.

Abends. Um meinen Gedanken eine Richtung nach vorn zu verschaffen, habe ich Ihr Buch angefangen und lese es nun mit doppeltem Nutzen. Ihre Erziehung, insoweit sie von Ihrem Vater ausging, flößt mir nach Haltung und Methode Ehrfurcht ein. Ihr Vater scheint mir zum Vater geboren gewesen zu sein, ja zum Vater eines solchen Sohnes. Was man daran Wunderlichkeit nennen wollte, kann es bei andern sein, nur bei einem Vater nicht, und so verhält sich's auch mit gewissen Kleinheiten, die es im Hausstande nicht sind. Ihr Vater baut sein Haus nach seinem Willen und Beque-

men, als wenn er niemals hinausgehn wollte. So wie sein Haus für sich und die Seinigen recht sein soll, so müssen dann auch die Kinder und Zubehör für das Haus recht sein. Aus diesem Hause geht der Sohn auf die hohe Schule und findet, daß die weit und breit gepriesenen Lehren gepriesener Lehrer, so würdig sie sein mögen, schon zwischen den elterlichen Wänden an seinem Ohre vorübergegangen sind. Das kann wohl so übel nicht sein, selbst wenn etwas Früheres darüber vernachlässigt wäre; vielmehr könnte es für junge wissenschaftliche Köpfe diensam sein, Kopf, Mittel und Fuß alles Wissens sobald als möglich vor die Anschauung zu bringen, da selbst verehrte Männer kaum wissen, was sie treiben und sich wie ein Mühlrad bewegen. Wie herrlich und ruhig Sie das alles zutage gelegt haben, ohne zu loben, dafür sei Ihnen ein langer Dank, den wenige noch zu geben wissen.

Montag früh. Die Art, wie die Entwickelung Ihres poetischen Berufs aufgeführt wird, hat mir ausnehmend wohl gefallen: einem Quell darf um Wasser nicht bange sein, das so leicht keiner brauchen und verbrauchen wird, als wozu er kann. Der Erhitzte, der Durstige, der Ermattete, der Heilige, der Starke, der Gewaltige, alle diese suchen ihn, weil sie die Notwendigkeit seines Daseins fühlen, und für solche fließt er heilbringend; da ist Polarität, Grund, Mittel, Zweck. Um vieles kleiner erscheint dagegen Alfieris Bestreben, keine Dichter zu lesen, um die Keuschheit seiner Originalität nicht in Versuchung zu führen. Wie mir denn auch seine so hoch gestellte Abneigung gegen alle Tyrannei eifersüchtig, eigensüchtig, ja tyrannisch erscheint. Endlich scheint ihm für die moderne Dichtung das Religiöse und für die antike das Heidnische rein abzugehen, weshalb er sich den Franzosen, die er zu hassen glaubt, näher befindet als sich selber und dem Alterlume, das er zu verehren sich gedrungen fühlt. Belehren Sie mich, wenn ich irre, denn ich habe sein Leben mit vielem Anteile gelesen.

Abends. Endlich heut am dritten Tage nach dem Tode ist die gerichtliche Obduktion erfolgt. Das Pistol war nicht mit Einer Kugel, sondern mit acht kleinern Körnern geladen, die man hier

Posten nennt und womit er sich recht sicher durch den Mund ins Gehirn getroffen hat. Ein drittes Pistol, das er von mir mit sich genommen, ist auch noch geladen. Der Körper fand sich innerlich und äußerlich rein und gesund, bis auf die Eingeweide, welche Zeichen der Hypochondrie hatten. Der Magen war leer. Morgen früh wird er bestattet.

Dienstag früh. Jetzt bringen sie ihn zur Ruhe. Ich bin in der Qual und muß denken: ich hätte es hindern können. Höchst wahrscheinlich hat sein Versprechen, die Witwe zu heuraten, den unseligen Entschluß herbeigeführt, indem ich ihm schon vor mancher Zeit sagte, daß, wenn er frei sei, ich wenigstens Eine ganz vorteilhafte Partie für ihn wüßte, worauf er mir die Antwort schuldig blieb. Die Witwe ist arm, hat einen Sohn, und er hatte sein Vermögen, das freilich nur in ein paar tausend Talern bestand, vertan.

Nun, mein liebster Freund, Lebewohl! Den inliegenden Brief sende ich anbei, da er von Wien zurückgekommen ist. Vielleicht hätten Sie sich mit dem Bauinspektor Frick gern unterhalten, da er sehr geschickt in Bereitung der Glasfarben ist. Lassen Sie von sich hören. Zelter.

186. An Goethe Berlin, den 18. November 1812.

In Ihrem Verhältnis zu Herder und dessen ganzen Umfange ist eine Ironie von höchster Urbanität enthalten. Die Art, wie Sie an ihm hinaufblicken, die edle Reverenz gegen einen ernsten, deutschen, eifrigen, gelehrten, geistvollen geistlichen Mann, der unvollendet geblieben, weil das Leben kurz und das Leiden und Suchen lang ist, nimmt sich ganz heroisch, ja herkulisch aus.

Aus dem Wenigen, was ich von Herder kenne und verstehe, kommt er mir vor wie einer, der in tiefen und hohen dunkeln Regionen Erkenntnis sucht und manchmal länger ausbleibt, als wir andern Geduld haben zu erwarten, was er mitbringt.

Dagegen Sie wie ein fröhlicher Jäger mit dem geprüften Werkzeuge neben uns zu verweilen scheinen, um, richtig treffend, herab-

zuholen, was sich erreichen läßt und man endlich brauchen lernt, ja wohl gar zu unsern Füßen uns zeigen, was wir in der Höhe suchten.

Es freut mich sehr, daß ich den würdigen Herder noch habe persönlich kennen lernen und durch einige Unterredungen mit ihm imstande bin, Ihre Schilderung lebendig aufzufassen.

Den 19. Gestern abend habe ich den „Pygmalion" von Rousseau und Benda wieder aufführen sehn.

Der Effekt dieser Piece ist wie ein kalter Schlag und doch auch von sonderbarer Anregung, indem er, wo nicht anzieht, doch stößt und sticht.

In dem Gedichte selber erkennt man leichter den Verfasser des „Contrat social" und ähnlicher Produktionen als einen lyrischen, dramatischen Dichter:

Ein junger Künstler ist so glücklich gewesen, unter vielen Bestrebungen ein Werk hervorzubringen, das alles hinter sich läßt und selbst die Natur übertrifft. Dies soll alles wahr sein; denn ist sein Werk nur trefflich, so darf er schon mitreden, und man darf ihm glauben. Nun aber fängt er an zu räsonnieren, bleibt bei sich und seinem Werke stehen, pocht und schilt mit den Göttern, die seine Blasphemieen ruhig hören und deren Eifersucht wir aus der Fabelgeschichte kennen, und – was geschieht? Die Götter erhören, erfreuen, belohnen ihn durch die physische Belebung seiner Idee, indem sie Kunst und Natur, durch die sie allein Götter sind, auf seltsame Weise preisgeben.

Unglücks genug, wenn ein Poet kein Philosoph ist, fast noch schlimmer aber, wenn die Philosophen sich herablassen, in die Poesie zu pfuschen, und das Natürlichste lag so nahe, daß es der Komponist aus lauter Instinkt ergriffen hat, wodurch das Werk sich dennoch sehn und hören läßt.

Und wenn Pygmalion, durch sein gelungenes Werk aufgeregt, in sich selbst ginge und von hier aus auf die Götter fiele, mit dankbarer Anerkennung: was diese Götter alles in der Natur verbargen und nur braucht gefunden zu werden – oder gegenteils, wenn diese

Götter sich den Hohn nicht wollten bieten lassen und den Knaben mitsamt seiner Töpferware zu Scherben schlügen – dann erst würde die Musik recht passen und das Stück ein Ganzes sein.

Vorher wurde das „Porträt der Mutter" von Schröder gegeben. Ein junger Schauspieler namens Wöhner trat darin mit Vorteil auf. Das Stück werden Sie kennen: ein junger Mensch, der gar kein Held ist, soll mit seinem Vater ausgesöhnt werden, und darüber müssen drei andere den Galgen verdienen.

Schelten Sie nur, daß ich so oft schreibe, wenn es mir übel ergeht. Ich will nicht gern allein sein, und nur mit Ihnen bin ich zu zwei.

Den 21. November. Könnten Sie mir wohl etwas Historisches nachweisen über die „Erste Walpurgisnacht"? Ich habe das Gedicht vor einiger Zeit angefangen in Musik zu setzen und bin über die Form mit dem Gedichte einig, doch möchte ich wohl etwas Spezielles darüber erfahren. Was im 6. Buche des Julius Cäsar über das Amt und die Lehre der Druiden gesagt ist, langt nicht aus und ist zu alt für diesen Zweck.

Auch über Klopstock bin ich endlich zu Frieden und verlange nichts mehr zu erfahren. Er wäre es wert gewesen zu sein, was er wünschte. Er hat genug getan, so schöne Materialien zu ahnden und zu sammeln; sein Name soll nicht vergehn, wenn auch niemand weiß, was er gewollt hat. Zu einem Dichter für mich aber – fehlt ihm gerade das, was er selber vielleicht kaum wünschte und achtete, und niemals habe ich Lessings: „Singe, unsterblicher Klopstock" vergessen können, wenn ich Klopstocks Oden las. Ich kann nicht warm und wohl daran werden, es ist mir, als ob ich Steine essen müßte, und seine Oden verhalten sich zur Poesie wie des Merkurs Stab zur Schlange. J.

187. An Zelter

Dein Brief, mein geliebter Freund, der mir das große Unheil meldet, welches Deinem Hause widerfahren, hat mich sehr gedrückt,

ja gebeugt, denn er traf mich in sehr ernsten Betrachtungen über das Leben, und ich habe mich nur an Dir selbst wieder aufgerichtet. Du hast Dich auf dem schwarzen Probiersteine des Todes als ein echtes geläutertes Gold aufgestrichen. Wie herrlich ist ein Charakter, wenn er so von Geist und Seele durchdrungen ist, und wie schön muß ein Talent sein, das auf einem solchen Grunde ruht!

Über die Tat oder Untat selbst weiß ich nichts zu sagen. Wenn das taedium vitae den Menschen ergreift, so ist er nur zu bedauern, nicht zu schelten. Daß alle Symptome dieser wunderlichen, so natürlichen als unnatürlichen Krankheit auch einmal mein Innerstes durchrast haben, daran läßt „Werther" wohl niemand zweifeln. Ich weiß recht gut, was es mich für Entschlüsse und Anstrengungen kostete, damals den Wellen des Todes zu entkommen, so wie ich mich aus manchem spätern Schiffbruch auch mühsam rettete und mühselig erholte. Und so sind nun alle die Schiffer- und Fischergeschichten. Man gewinnt nach dem nächtlichen Sturm das Ufer wieder, der Durchnetzte trocknet sich, und den andern Morgen, wenn die herrliche Sonne auf den glänzenden Wogen abermals hervortritt, hat das Meer schon wieder Appetit zu Feigen.

Wenn man sieht, wie die Welt überhaupt, und besonders die junge, nicht allein ihren Lüsten und Leidenschaften hingegeben ist, sondern wie zugleich das Höhere und Bessere an ihnen durch die ernsten Torheiten der Zeit verschoben und verfratzt wird, so daß ihnen alles, was zur Seligkeit führen sollte, zur Verdammnis wird, unsäglichen äußern Drang nicht gerechnet, so wundert man sich nicht über Untaten, durch welche der Mensch gegen sich selbst und andere wütet. Ich getraute mir, einen neuen „Werther" zu schreiben, über den dem Volke die Haare noch mehr zu Berge stehn sollten als über den ersten. Laß mich noch eine Bemerkung hinzufügen. Die meisten jungen Leute, die ein Verdienst in sich fühlen, fordern mehr von sich als billig. Dazu werden sie aber durch die gigantische Umgebung gedrängt und genötigt. Ich kenne deren ein halb Dutzend, die gewiß auch zugrunde gehn und denen nicht zu helfen wäre, selbst wenn man sie über ihren wahren Vorteil aufklären könnte.

Niemand bedenkt leicht, daß uns Vernunft und ein tapferes Wollen gegeben sind, damit wir uns nicht allein vom Bösen, sondern auch vom Übermaß des Guten zurückhalten.

Laß uns nun übergehn zu den andern Wohltaten Deiner Briefe, und ich danke Dir zuvörderst für die Betrachtungen über meine biographischen Blätter. Ich hatte darüber schon manches Gute und Freundliche im allgemeinen erfahren; Du bist der erste und einzige, der in die Sache selbst eingeht. Ich freue mich, daß die Schilderung meines Vaters eine gute Wirkung auf Dich hervorgebracht. Ich will nicht leugnen, daß ich die deutschen Hausväter, diese Lorenz Starke und wie sie heißen mögen, herzlich müde bin, die in humoristischer Trübe ihrem Philisterwesen freies Spiel lassen und den Wünschen ihrer Gutmütigkeit unsicher in den Weg treten, sie und das Glück um sich her zerstören. In den folgenden zwei Bänden bildet sich die Gestalt des Vaters noch völlig aus, und wäre sowohl von seiner Seite als von der Seite des Sohns ein Gran von Bewußtsein in dies schätzbare Familienverhältnis getreten, so wäre beiden vieles erspart worden. Das sollte nun aber nicht sein und scheint überhaupt nicht für diese Welt zu gehören. Der beste Reiseplan wird durch einen albernen Zufall gestört, und man geht nie weiter, als wenn man nicht weiß, wohin man geht.

Habe ja die Güte, Deine Betrachtungen fortzusetzen: denn da ich, den Forderungen der Darstellung gemäß, langsam gehe und gar manches in Petto behalte (worüber denn schon manche Leser ungeduldig werden, welchen es wohl ganz recht wäre, wenn man ihnen die Mahlzeit von Anfang bis zu Ende, wohl gesotten und gebraten, in Einer Session vortrüge, damit sie solche auch geschwind auf den Nachtstuhl trügen und sich morgen in einer andern Restaurationsbude oder Garküche, besser oder schlechter, wie es das Glück träfe, bewirten ließen), da ich also, wie gesagt, hinter dem Berge halte, um mit meinen Landsknechten und Reutern zur rechten Zeit hervorzurücken, so ist es mir doch höchst interessant zu vernehmen, was Du als ein erfahrner Feldzeugmeister dem Vortrabe schon abmerkst.

Rezensionen dieses Werkleins habe ich noch nicht gelesen, das will ich auf einmal tun, wenn die zwei nächsten Bände gedruckt sind. Seit so vielen Jahren kann ich schon bemerken, daß diejenigen, die öffentlich über mich reden sollen und wollen, sie mögen nun guten oder bösen Willen haben, sich in einer peinlichen Lage zu befinden scheinen, und mir ist wenigstens kaum ein Rezensent zu Gesicht gekommen, der nicht an irgendeiner Stelle die famose Miene Vespasians angenommen und eine faciem duram gewiesen hätte.

Könnten Sie mich einmal unversehens durch den „Rinaldo" erfreuen, so wäre es eine große Sache. Ich habe mit der Musik keinen Zusammenhang als durch Sie, deswegen Ihnen auch für den „Invocavit" und die „Drei Könige" herzlicher Dank gesagt sei, ob ich gleich nur noch mit den Augen genossen habe.

Wir leben hier, mit einem ganz disproportionierten Aufwande auf Musik, doch eigentlich ganz sang- und klanglos. Die Oper mit ihren alten Inventarienstücken und denen für ein kleines Theater zugestutzten und langsam genug produzierten Neuigkeiten kann niemanden entschädigen. Indessen freut mich's, daß Hof und Stadt sich weismachen, es sei eine Art von Genuß vorhanden. Der Bewohner einer großen Stadt ist von dieser Seite glücklich zu preisen: denn dorthin zieht sich doch so manches bedeutende Fremde. Madame Milder hätte ich wohl hören mögen.

Auf Alfieri haben Sie einen Kernschuß getan. Er ist merkwürdiger als genießbar. Seine Stücke erklären sich durch sein Leben. Er peinigt Leser und Hörer, wie er sich als Autor peinigte. Seine Natur war vollkommen gräflich, das heißt: stockaristokratisch. Er haßte die Tyrannen, weil er sich selbst eine Tyrannenader fühlte, und das Schicksal hatte ihm eine recht gebührende Tribulation zugedacht, als es ihn durch die Hände der Sanskulotten noch leidlich genug bestrafte. Ebendiese seine innere Adels- und Hofnatur tritt zum Schlusse recht lustig hervor, da er sich selbst für seine Verdienste nicht besser zu belohnen weiß, als daß er sich einen Orden verfertigen läßt. Konnte er deutlicher zeigen, wie eingefleischt ihm jene Formen waren?

Ebenso muß ich einstimmen in das, was Sie von Rousseaus „Pygmalion" sagen. Diese Produktion gehört allerdings zu den monstrosen und ist höchst merkwürdig als Symptom der Hauptkrankheit jener Zeit, wo Staat und Sitte, Kunst und Talent mit einem namenlosen Wesen, das man aber Natur nannte, in einen Brei gerührt werden sollte, ja gerührt und gequirlt ward. Diese Operation soll, hoff' ich, mein nächster Band zum Anschauen bringen: denn ward ich nicht auch von dieser Epidemie ergriffen und war sie nicht wohltätig schuld an der Entwickelung meines Wesens, die mir jetzt auf keine andre Weise denkbar ist?

Nun muß ich noch Ihre Anfrage wegen der „Ersten Walpurgisnacht" erwidern. Es verhält sich nämlich folgendermaßen. Unter den Geschichtforschern gibt es welche, und es sind Männer, denen man seine Achtung nicht versagen kann, die zu jeder Fabel, jeder Tradition, sie sei so phantastisch, so absurd, als sie wolle, einen realen Grund suchen und unter der Märchenhülle jederzeit einen faktischen Kern zu finden glauben.

Wir sind dieser Behandlungsart sehr viel Gutes schuldig: denn um darauf einzugehn, gehört große Kenntnis, ja Geist, Witz, Einbildungskraft ist nötig, um auf diese Art die Poesie zur Prosa zu machen. So hat nun auch einer der deutschen Altertumsforscher die Hexen- und Teufelsfahrt des Brockengebirgs, mit der man sich in Deutschland seit undenklichen Zeiten trägt, durch einen historischen Ursprung retten und begründen wollen: daß nämlich die deutschen Heidenpriester und Altväter, nachdem man sie aus ihren heiligen Hainen vertrieben und das Christentum dem Volke aufgedrungen, sich mit ihren treuen Anhängern auf die wüsten unzugänglichen Gebirge des Harzes im Frühlingsanfang begeben, um dort nach alter Weise Gebet und Flamme zu dem gestaltlosen Gott des Himmels und der Erde zu richten. Um nun gegen die ausspürenden bewaffneten Bekehrer sicher zu sein, hätten sie für gut befunden, eine Anzahl der Ihrigen zu vermummen und hiedurch ihre abergläubischen Widersacher entferntzuhalten und, beschützt von Teufelsfratzen, den reinsten Gottesdienst zu vollenden.

Ich habe diese Erklärung vor vielen Jahren einmal irgendwo gefunden, ich wüßte aber den Autor nicht anzugeben. Der Einfall gefiel mir, und ich habe diese fabelhafte Geschichte wieder zur poetischen Fabel gemacht.

Und nun das herzlichste Lebewohl! Wie sehr wünschte ich mich statt dieses Blatts in Deine Nähe! Weimar, den 3. Dezember 1812.

G.

188. An Zelter

Ich verfehle nicht, mein teurer Freund, Dir zu vermelden, daß die Rübchen glücklich angekommen sind. Der eingefallene Frost hat ihnen nichts geschadet, sie schmecken vortrefflich und sollen uns in dem zu erwartenden strengen Winter wohltätig sein.

Mit der fahrenden Post erhältst Du ein wunderliches Werk, das Dir gewiß zu einiger Unterhaltung dienen wird. Es ist von einem merkwürdigen, aber freilich etwas seltsamen Manne und enthält eine neue Symbolik der Musikschrift. Statt der bisherigen Linien, Intervalle, Notenköpfchen und Schwänzchen setzt er Zahlzeichen und behauptet, daß man auf diese Weise viel leichter wegkomme. Ich kann darüber nicht urteilen: denn erstlich bin ich die alte Notenschrift von Jugend auf gewohnt, und zweitens kann niemand zahlenscheuer sein als ich, und ich habe von jeher alle Zahlensymbolik, von der Pythagoräischen an bis auf die letzten Mathematikomystiker, als etwas Gestaltloses und Untröstliches gemieden und geflohn.

Der Verfasser, der sich Dr. Werneburg nennt, ist gewiß ein geborner mathematischer Kopf, der aber die eigne Art hat, daß er die Dinge, indem er sie sich erleichtert, andern schwer macht; deshalb hat er mit nichts durchdringen können und wird schwerlich jemals, sowohl in den bürgerlichen als den wissenschaftlichen Verhältnissen, glücklich und zufrieden werden.

Sage mir ein Wort über dieses Büchlein, denn Du wirst leicht übersehen, was ihm zugunsten und zuungunsten spricht.

Vor einigen Tagen, weil man in den Winterstunden manches Vergangene rekapituliert, fiel mir ein, Herr Friedländer habe mir

voriges Jahr eine Jupiterbüste zum Tausch angeboten. Sie war nicht groß und von rotem Marmor. Ist sie noch vorhanden und seine Meinung dieselbe, so wäre mir's angenehm, wenn sie mir, wohl eingepackt, zugesendet würde. Ich wollte sodann, wie das vorige Mal, meine Gedanken aufrichtig darüber mitteilen und das Beste, was ich zu geben habe, dagegen anbieten. So besitze ich eine Medaille von Cellini doppelt, es ist diejenige vom Moses und der Umschrift: „Ut bibat populus", die ich wohl hochschätzen muß, weil ich dreißig Jahre vergebens danach getrachtet habe und sie alsdann durch sonderbare Zufälle in einem Jahre doppelt erhielt.

Vielleicht hat der Besitzer der Büste noch eine andere Liebhaberei, der ich entgegenkommen kann.

Nun will ich aber auch für die übersendeten Komödienzeddel danken. Sie werden nun gebunden, und ich kann euren berlinischen Theater- und Musikfreuden des ganzen Jahres in Gedanken folgen.

Wenn es mir immer leid tut, daß ich Deine akademischen Abende nicht mitfeiern kann, so tut es mir auch weh, daß Du manche schöne Vorstellung unserer Schauspieler nicht mit ansiehst. Neulich haben sie „Romeo und Julie" wieder ganz vortrefflich und zu jedermanns Zufriedenheit gegeben. In Berlin müssen sie mit diesem Stücke sehr täppisch umgegangen sein.

Iffland erwarten wir noch vor dem neuen Jahr. Ich freue mich sehr, ihn nach so langer Zeit einmal wieder zu sehen und die große konsequente Ausführung zu bewundern, durch die er jede Rolle zu adeln weiß. Es ist wohl eine der seltensten Erscheinungen, und ich glaube, daß sie noch bei keiner andern Nation stattgefunden, daß der größte Schauspieler sich meistens Rollen aussucht, die ihrem Gehalt nach seiner unwürdig sind und denen er durch sein Spiel den höchsten augenblicklichen Wert zu verschaffen weiß. Genau betrachtet, hat ein solches Verfahren auf den Geschmack des Volks einen höchst ungünstigen Einfluß: denn indem man genötigt wird, unter einer gegebenen Bedingung dasjenige zu schätzen, was man sonst nicht achtet, so kommt ein Zwiespalt in unser Gefühl, der sich bei der Menge gewöhnlich zugunsten des Geringen

und Verwerflichen schlichtet, das sich unter dem Schutze des Vortrefflichen eingeschlichen hat und sich nunmehr als vortrefflich behauptet.

Wir wollen aber diese Betrachtungen für uns behalten; sie nützen der Welt nicht, die immer in ihrem Wuste hingehn mag.

Indessen ich nunmehr am dritten Teile meiner Biographie schreibe, gelange ich zu den ersten Wirkungen Shakespeares in Deutschland. Ob sich wohl hierüber noch etwas Neues sagen läßt? – Ich hoffe es. Ob ich jedermann nach dem Sinne sprechen werde? Daran zweifle ich sehr. Und da die Deutschen von jeher die Art haben, daß sie es besser wissen wollen als der, dessen Handwerk es ist, daß sie es besser verstehn als der, der sein Leben damit zugebracht, so werden sie auch diesmal einige Gesichter schneiden, welches ihnen jedoch in Betracht ihrer übrigen Untugenden verziehen werden soll.

Verzeihe mir nun aber auch, liebster Freund, wenn ich in meinen Briefen manchmal auch sauer sehe. Alte Kirchen, dunkle Gläser, sagt das deutsche Sprüchwort, und die kurzen Tage machen auch nicht heller. Meine Heiterkeit bewahre ich mir hauptsächlich für die biographischen Stunden, damit sich in die Reflexionen, die doch einmal angestellt werden sollen, nichts Trübes und Unreines mische.

Und somit Gott befohlen! Laß mich bald etwas vernehmen und lernen.

Weimar, den 12. Dezember 1812. G.

189. An Goethe Berlin, den 10. Dezember 1812.

Einer der angenehmsten Eindrücke meiner frühen Jünglingsjahre trat frisch und jugendlich vor meine Erinnerung, als ich gestern Ihren lieben, herzlich treuen Brief erhielt und die ersten Worte las.

Sie erinnern sich gewiß auch des Pariser Aubergisten, der den guten Yorik nach dem Reisepasse fragte und in Ermanglung desselben vor Schrecken zurücketrat; wogegen der ehrliche Lafleur sich dem Yorik teilnehmend näherte.

So hat mein tiefes Leid, das mich scheuselig von aller Welt abbog, mir Ihr Vertrauen verdoppelt, indem Sie mir ein Bruder-

herz offen zeigen; so habe ich gewonnen, indem ich verlor und den Verlust kaum zu verwinden glaubte; so regt sich das Leben gewaltsam-menschlich wieder in mir auf, und — ich will's gern gestehen: ich habe mich wieder gefreut!

Einstweilen habe ich mich aufs neue wieder eingerichtet, da ich denn genug zu schaffen habe, um erst andere zu beruhigen. Zeit und Willen werden weiterhelfen, und was ich nicht kann, mag sich selber machen, da ich vor allem dahin zu sehn habe, wo ich selber bleibe.

Wennehe ich wieder an den „Rinald" kommen werde, weiß ich in der Tat nicht, da ich den Trieb dazu verloren habe; doch soll die erste Veranlassung dazu nicht ungenutzt bleiben. Dazu gesellt sich der Umstand, daß meine Anfänge gemeiniglich so auf den Korpus loseilen, daß ich in den meisten Fällen genötiget bin, am Ende einer Arbeit von vorn anzufangen.

Für Ihren Unterricht in Ansehung der „Ersten Walpurgisnacht" danke ich bestens. Ich habe die Sache wirklich nach Ihrer Beschreibung, das heißt: poetisch genommen, und das Historische gibt sich nun von selber. Aus manchen Erfahrungen habe ich mir gemerkt, daß faktische Notizen zuweilen Anklänge veranlassen, wodurch eine Art Klarheit und Wahrheit in eine Melodie kommt, welche das Verständnis so aufregen, daß ein Teil der Arbeit sich selber macht, besonders bei mir, der ich äußerer Anregungen so sehr bedarf.

Den 13. Indem ich zwischenein im ersten Teile Ihrer Memoiren blättre, fällt mir ein: ob wohl noch Reste von Ihren damals angefertigten Texten zu Kirchenmusiken möchten vorhanden sein? Ich kann meine Neugier nicht verhehlen, davon etwas zu sehn, wie mir denn die Periode, in welcher Sie sich mit biblischen Gegenständen beschäftigen, sehr annähernd ist, weil ich auch einen guten Teil meines Jugendlebens mit solchen Dingen verwebt war, obwohl ich weder wußte, was ich suchte, noch brauchte, was ich fand. Es interessierte mich am meisten, weil es uralt und dunkel war.

An Ihrer Darlegung des Ursprungs und der Geschichte der ersten Familien habe ich mich schon oft erbaut. Es ist gerade das, was

ich nicht wußte und unzählige Male an Ort und Stelle gelesen hatte, wie es manchem andern auch mag ergangen sein.

Sie haben ebendaselbst die Frage angestellt: warum diese alten und oft ausgelegten Geschichten hier abermalen umständlich vorgetragen würden. Ich antworte kühnlich darauf: für mich und meinesgleichen! und, im vollen Ernste, lieber Freund, Sie haben sehr klugen Leuten diese Frage vorweggenommen, die gar nicht mehr wissen, was sie sagen sollen, und sich ganz bescheiden das Ansehn zu geben wissen, als ob sie allein berufen wären, nach allem zu fragen, was sie selber am besten zu wissen glauben.

Herr Professor Pfund, vom hiesigen Joachimstal'schen Gymnasio, Mitglied der Liedertafel und ein Biedermann, unterbricht dies Schreiben. Er bittet mich um einen Brief an Sie, da er in diesen Tagen nach Jena reiset, um seine Braut zu holen, die dort in Frommanns Hause lebt, und ich gebe ihm diesen mit.

Unser französisch-italienisch-deutsches Nationaltheater, welches sich seit etlichen Jahren in ein Königliches Schauspiel übersetzt hat, werden wir bald auf das Adreßhaus tragen und versetzen müssen. Eine Bande Tänzer, Figuranten, Kommis und Regenten, Schneider, Juden und Maler bringen es an den Bettelstab. Die Schulden sind nicht mehr von der Einnahme zu tilgen und die Gagen der Schauspieler so unverhältnismäßig, daß die Sachen in kurzem zu einem Bruche kommen müssen, den mancher Verständige längst vorhergesagt hat. Die Oper muß anjetzt alles leisten, und dafür ist das Schauspiel so leer, daß die wenigen, die es noch besuchen, es wegen der Kälte wieder verlassen. Es gab eine Zeit, wo die Leute mit Bewußtsein Geld wegwarfen, um sich an Possen und Quengeleien satt zu lachen und zu weinen; jetzt verlangen sie es ernsthafter, aber es ist nicht da, wenigstens nicht zu erreichen, und so werden wir auch von dieser Seite gestraft. Dabei leben wir jedoch in großer Sicherheit, denn wir wissen ja, wem wir das alles zuzuschreiben haben. 3.

1813

190. An Zelter

Einer Sendung an Herrn Friedländer muß ich ein Blatt beilegen, welches, wenn es auch etwas später an Dich gelangt, doch liebevoll von Dir aufzunehmen ist. Es soll Dir vor allen Dingen dank-sagen, daß Du meinen Wunsch sobald an diese Kunstfreunde bringen wollen, und Dich zugleich ersuchen, diesen wackern Männern zu danken, daß sie mich mit ihrer Sendung sogleich und gerade zum neuen Jahr erfreut. Es ist abermals ein problematisches Werk und dient uns andern, die wir im Norden leider mehr in der Kritik als im Anschauen leben, zu gar mannigfacher Unterhaltung. Du läßt Dir ja wohl gelegentlich den Brief zeigen, in welchem ich mich darüber erklärt. Da ich denn doch zur Identitätsschule gehöre, ja zu ihr geboren bin, so ist mir freilich auch hier die schwere Aufgabe auferlegt, unbarmherzige Kritik und unsinnigen Enthusiasmus zu verbinden.

Ifflands Gegenwart hat mir sehr große Freude gegeben. Ich habe mich ganz rein an seinem Talent ergetzt, alles aufzufassen gesucht, wie er es gab, und mich ums Was gar nicht bekümmert. Nimm folgende Bemerkung geduldig auf. Wenn man es mit der Kunst von innen heraus redlich meint, so muß man wünschen, daß sie würdige und bedeutende Gegenstände behandle: denn nach der letzten künstlerischen Vollendung tritt uns, sittlich genommen, der Gehalt immer als höchste Einheit wieder entgegen, deswegen wir W. K. F. auch in den „Propyläen", da wir noch in dem Wahn stunden, es sei auf die Menschen genetisch zu wirken, uns über die Gegenstände so treulich äußerten und unsere Preisaufgaben dahin richteten; dies ist aber alles vergebens gewesen, da gerade seit der Zeit das Legenden- und Heiligenfieber um sich gegriffen und alles

wahre Lebenslustige aus der bildenden Kunst verdrängt hat. Doch hierüber klage ich nur im Vorbeigehn: denn in Gefolg meiner ersten Rede wollte ich nur sagen, daß die Kunst, wie sie sich im höchsten Künstler darstellt, eine so gewaltsam-lebendige Form erschafft, daß sie jeden Stoff veredelt und verwandelt.

Ja es ist daher dem vortrefflichen Künstler ein würdiges Substrat gewissermaßen im Wege, weil es ihm die Hände bindet und ihm die Freiheit verkümmert, in der er sich als Bildner und als Individuum zu ergehen Lust hat. Man hat den Musikern wiederholt vorgeworfen, daß sie schlechte Texte lieben, man erzählt zum Scherz, daß einer sich offeriert, den Torzeddel zu komponieren, und wäre der Gesang nicht von dem Texte unabhängig, wie hätte denn die Karfreitagsmusik in der Sixtinischen Kapelle mit „vitulos“ endigen können? und was dergleichen mehr ist. Mancher Komödienzeddel gäb' eine bessere Oper als das Büchelchen selbst, wenn man es recht darauf anlegte, und so hab' ich die Belebung toter Stücke, ja die Schöpfung aus Nichts an Iffländen höchlich bewundern müssen. Die Menge jedoch, welche immer stoffartig gesinnt ist, betrübte sich über den großen, nach ihrer Meinung verschwendeten Aufwand.

Merkwürdig war die Wirkung des „Don Ranudo“. Die Grundnichtswürdigkeit des Stücks, die unsittliche Forderung, daß der Geburtsadel auf seinen Schatz unwürdig Verzicht tun solle, trat wie ein Gespenst hervor, und beinah tausend Menschen in einem kleinen Hause wurden verstimmt: denn selbst der gemeine Menschenverstand muß fühlen, daß jemand nicht verdient, erniedrigt zu werden, der sich seiner Natur nach nicht erniedrigen kann und will; vor Mitleiden konnte kein Mensch zum Lachen kommen.

Dieses Phänomen war mir um deswegen merkwürdig, weil ich es als ein Symptom ansah, daß der Sansculottism schon veraltet sei und die verschiedenen Stände gegenwärtig ganz andere Sorgen und Leidenschaften haben, als daß sie sich untereinander necken, bekriegen und aufreiben möchten.

Merkwürdig war mir es außerdem, daß Iffland, der in seinen geschriebenen Stücken die ausführlichste Breite sucht, in seinem

Spiel das Konzise, Knappe der extemporierten Stücke wieder heranfordert. Wie anders sähe unser Theater aus, wenn er nicht diesen Umweg hätte machen müssen! wie anders sähe es mit uns allen aus, wenn die direkten Wege zum Heil nicht jedem Menschen ein Geheimnis blieben!

Kaum war Iffland abgereist und Epiphanias erschienen, so machte ich Ernst, die „Heiligen drei Könige" bei mir einkehren zu lassen und durch Deine lieben Gesänge sowohl diesen Tag zu feiern, als uns die Aussicht auf Ostern und Pfingsten heiter zu eröffnen. Es war ein schöner und vergnügter Abend, den wir Dir durch öftere Wiederholung dieser und anderer Deiner Dinge schuldig geworden. Ich hoffe, dieser Anfang und Eingang soll gesegnete Folgen haben.

Von mir wüßte ich weiter nichts zu sagen, als daß ich in allem meinen Wesen abwechselnd fortfahre und daß manches gedeiht, obgleich mein Befinden nicht durchgängig das beste ist. Aufregend und höchst erheiternd bleibt mir die Bemühung, Gegenstände alter Kunst aus übriggebliebenen historischen Nachrichten, Trümmern, Anlässen und Ähnlichkeiten wiederherzustellen. Mit „Myrons Kuh", glaub' ich, ist mir's gelungen.

Herrn Pfund hab' ich gern und freundlich, obgleich nur kurze Zeit gesehn. Er empfahl sich mir besonders durch seine Anhänglichkeit an Dich. Seine Braut fing ich an als Kind von acht Jahren zu lieben, und in ihrem sechszehnten liebte ich sie mehr wie billig. Du kannst ihr auch deshalb etwas freundlicher sein, wenn sie zu euch kommt.

Und nun das herzlichste Lebewohl!

Weimar, den 15. Januar 1813. G.

191. An Goethe Berlin, den 24. Dezember 1812.

Mein süßer Freund und Meister! mein Geliebter, mein Bruder! Wie soll ich den nennen, dessen Namen immer auf meiner Zunge liegt, dessen Bild sich auf alles abspiegelt, was ich liebe und verehre!

Wenn das weimarische Kuvert meine Treppe heraufwandelt, gehen meinem Hause alle Sonnen auf. Die Kinder, die es kennen,

reißen sich darum, wer von ihnen es mir bringen soll, um des Vaters Angesicht im Lichte zu sehn, und ich halte es denn lange uneröffnet, besehe es, ob es auch ist, was es ist, drehe es und drücke es und küsse es.

Herr Friedländer, dem ich sein Anerbieten in Ansehung der Jupitersbüste in Erinnerung gebracht habe, war sogleich bereit, das Kunstwerk einzupacken und abgehn zu lassen, und jetzt wird es wohl schon auf dem Wege sein.

Auch ich habe in diesen Tagen eine angenehme A[c]quisition gemacht, indem ich ein Originalgemälde von Denner gekauft habe, welches den von mir so hoch gehaltnen Komponisten Hasse vorstellt, der im Jahr 1783 in Italien in seinem 78. Jahre gestorben ist und ein so fruchtreiches Künstlerleben geführt hat. Das Bild ist im Jahr 1740 gemalt, $2^1/_2$ Fuß hoch, 2 Fuß breit, in Öl, wohl erhalten und stellt den Künstler als einen schönen Mann in der Fülle seiner Kraft und seines höchsten Applauses in Deutschland, besonders aber in Italien, wo er unter dem Namen „il Sassone“ berühmt war, dar. Augen, Mund, Kinn und Nase sind von schönem Schnitt und saftiger Fülle, und das Portament nebst Ausdruck und Farbe bestätigen einen Künstlercharakter, der sich nur in Italien zufrieden fühlte; denn er hat in Italien gelernt, geliebt, gefallen, sich verheiratet und ist daselbst gestorben; wie er auch die dortige Religion angenommen hatte. Seine Frau war die berühmte Sängerin Faustina.

Dr. Werneburg ist mir persönlich bekannt worden, da er vor dem Kriege in Berlin war. Sein Werk hat er damals (wenn ich nicht irre, in Manuskript) der hiesigen Akademie vorgelegt, wodurch es auch mir bekannt wurde, indem von mir indirekte (ich glaube, durch Herrn Nicolai) ein Urteil darüber verlangt wurde. Die Sache selbst hat ihre Richtigkeit, und es ist nie geleugnet worden, daß unsere musikalische Zeichenlehre sehr weitschichtig ist. Allein wir haben sie, wir brauchen sie, wir sind daran gewöhnt; unsere Instrumente klingen, wie wir es haben wollen, und die vollkommenste Bezeichnung der Töne verlangt endlich immer solche Ausführer, die das Beste aus sich selber schöpfen müssen – damit Punktum!

Hat der Kopenhagner Schulz nicht einmal mit seiner äußerst leichten neuen Tablatur Platz gewinnen können, welcher die Sache klug genug anfing, indem er nur verlangte, die kritischen Blätter sollten sich derselben bedienen, weil seine Zahlen und Zeichen in allen Druckereien bei der Hand sind. Auch der Genfer Rousseau hat gute Vorschläge getan, und endlich neuerdings noch ein anderer Inventor. Das alles kann jetzt nichts mehr helfen, da höchstens nur jeder lernt, was alle schon wissen.

Den 24. Januar 1813. Solange liegt dieser Anfang unter andern Papieren, die auch nicht von der Stelle rücken; ja es kostet Gewalt, sich in diesen Tagen von der Stelle zu schieben. Gestern habe ich Deinen lieben Brief vom 15. dieses durch Herrn Friedländer erhalten und danke aufs schönste für den belehrenden Inhalt; denn Herr Friedländer hat mir auch seine beiden letzten Briefe von Dir zu lesen gegeben. Welch ein Schatz von Leben geht doch aus solcher Ansicht der Kunst hervor, da man nach Jahrhunderten die Gestalt wiederfindet, welche ein Werk hatte, welche Zeit und Mißverstand zu vertilgen strebten, indem der Geist den Geist sucht und findet.

So auch habe ich über den „Don Ranudo" schon manche Fehde gefochten, da ich über das jämmerliche Wesen niemals habe mitlachen können. Doch hat es mir kein so schlimmes Blut gegeben als die gänzliche Vergreifung unseres Virtuosen an dem Charakter des Shylok, woran man freilich wohl sieht, daß niemand weiter kann, als sein Fell weit ist. Ich habe mir diesen Juden immer als einen wahren Kaufmann vorgestellt, der vollkommen recht hat und nichts sucht als sein Recht, welches ihm durch sogenannte Billigkeit und Tugend geschmälert wird, und kurz: dem Rechte geschieht Unrecht! Das ist die Pointe der Moral des Stücks! Das hat der Dichter gewollt, er mag gewollt haben oder nicht. Der ganze Haß des Juden geht dahin, einen Menschen zu vertilgen, der den Handel verdirbt. Darin hat der Jude, der Handelsmann recht, und der sogenannte Kaufmann Antonio ist nichts mehr als ein tugendhafter intoleranter Schwätzer, der nicht weiß, wie er reich geworden

ist, und im Übermute seines humanen Kitzels doch den Reichtum für das Höchste hält. — Diesen venetianischen Juden nun zu einem knotigen lausigen Wasserpolacken erniedrigt zu sehn, ohne irgendein Verdienst an ihm erkennen zu lassen, und doch eine Schar edler Menschen, ja den Doge selber und den ganzen Staat in gewaltiger Bewegung zu sehn — das kann mich zum Zorne reizen, ja ich kann mich kaum darüber zufriedenstellen.

Aus diesem Grunde nun habe ich das ganze Schauspielwesen immer für etwas sehr Subordiniertes gehalten, da man mit den Besten dieses Gelichters so vorliebnehmen lernen muß, daß Sinn und Gedanke zur Hölle fährt und wir andern mit. Und endlich soll man sich noch dafür bedanken.

Das Werneburgische Werk ist noch nicht mit der Post angekommen, und obwohl ich es aus dem Manuskripte kenne, so wäre es mir dennoch wichtig genug, es nach manchen Jahren gedruckt zu sehn, ja, wenn Du es verlassen wolltest, es für mich zu behalten und gelegentlich etwas anderes dafür anzubieten. Nun lebe wohl, mein allerliebster Freund! Herr Friedländer will diesen Brief einlegen. Z.

Möchtest Du mir doch einige Tropfen der schönen Milch zufließen lassen, welche Du Myrons Kuh entlockt hast.

192. An Goethe Berlin, den 12. Februar 1813.

Die Sensation Deiner Biographie ist allgemein, obwohl von verschiedener Wirkung. Man liest sie nicht bloß, man liest auch die Bücher wieder, welche darinne genannt sind. So habe ich mir Schlossers Schriften wieder hervorgesucht, indem ich mich aus selbigen einer recht verständigen Abhandlung *über die Aufhebung der Zünfte* erinnerte. Den „Landpriester" hatte ich vor manchen Jahren englisch gelesen und seit der Zeit den Priester und das Englische zusammen vergessen, da ich nie eine Sprache leiden konnte, die sich nicht singen lassen will. Nun liegt die deutsche Übersetzung vor mir, und in den nächsten Tagen wird sie gelesen. Ich konnte sie schwer erhalten, weil eben jetzt jeder sein Exemplar selber braucht.

Man überschlägt auf diese Art die Progression seiner eigenen Bildung, indem man sich vergegenwärtigt, wie eins und das andere zu seiner Zeit genossen oder verstanden worden.

Dann gibt es unter den Lesern der „Dichtung und Wahrheit" (ich meine die von der Profession) solche, die immer noch beim Titel halten, den sie wie eine mathematische Äquation nach Worten, Silben und Buchstaben drehen und deuteln, wo nicht gar eine Schelmerei darinne suchen. Da diese ihren Homer griechisch lesen, so können sie nicht dahinterkommen, wie hier und überall im Leben Dichtung und Wahrheit zusammenkommen. Das gibt denn manchen Spaß, weil ihnen niemals was begegnet ist, das des Aufschreibens oder gar des Lesens würdig wäre. Und wenn sie auch alle Zeitungen und Zeitblätter lesen, so verhalten sie sich dennoch zu ihrer Zeit wie ein Stein im fließenden Wasser.

Clodius Kind in Leipzig hat geweint und auch ein bischen gepocht, daß sein seliger Vater vom Himmel herab nicht mehr gelten soll als bei seinem Leben. Aber selbst solche haben darüber gelacht, die im Herzen wohl gewünscht hätten, daß es zu etwas gekommen wäre. So verkürzen sie sich selber die Zeit, da sie sonst nicht wüßten, was sie zu tun hätten.

Herr v. Woltmann hat durch zwei Stücke seiner neuen Zeitschrift eine Relation über die Biographie ans Licht gestellt, welche ich mit Vergnügen gelesen habe, da sie meist in Deinen eigenen Worten spricht, obwohl solche mehr einem Bedenken als einer Meinung nahekommt; denn auch er scheint mir von nach und nach selbst gedrechselten historischen Maximen abhängig. Über Klopstock hat er Dich schwerlich verstanden, bei dem er immer nach solchen Eigenschaften geforscht und solche zu finden gemeint hat, die gar nicht in ihm waren.

Eben habe ich auch den ersten Teil des „Phantasus" gelesen. Nun ja, Herr! ich glaube, Ihr seid ein Poet! doch mit Gunst – von der horizontalen Linie! Ich sage das nur (denn das Buch ist mir interessant genug gewesen), weil ich mich dabei erinnerte, daß der Kohl grün war, ehe er gekocht wurde. Denn der Verfasser äußerte

sich letzthin sehr laut und bestimmt gegen den Schutz, welchen Du dem Gelegenheitsgedichte angedeihen lassen, und daß der Gehalt für die Poesie – in souveränen Staaten von oben her komme, und so weiter. – Wenn es eine Kunst ist, solche Geschichten aufzusieden und genießbar zu machen, um sich nach Jahrhunderten noch den Tod daran zu lesen, so ist es wenigstens eine sehr kleine Kunst, worüber die Sozietät der Irrlichter wohl lachen muß, sie mag wollen oder nicht. Denn das konnte wohl nur einem Ziebinger einfallen, sich den Leib mit solchem Ballast aufzudunsen, um ihn nachher auf solche Art haufenweis von sich zu geben. Aber es gibt Leute, welche dies doppelte Geschiß mit einem Appetite zu sich nehmen, als ob's mit Sonnenstrahlen gekocht wäre.

Den 17. Februar. Geheimer Rat Wolf wollte, daß ich Dir seine neue Übersetzung der ersten Horazischen Satyre mit diesem Briefe übersenden sollte. Nun ist sie jedoch noch nicht aus der Druckerei, und so mag er sie selber senden. Ich kenne diese Übersetzung schon seit länger und habe mich recht sehr daran erfreut und erbaut, indem ich nicht so sehr die Kenntnis beider Sprachen zu bewundern verstehe, als weil in der Übersetzung doch auch der Humor des Originals an manchen Stellen so glücklich nachgebildet ist.

Man kann nicht mehr von den Philologen verlangen, wenn man nicht noch immer wünschen müßte, daß doch dadurch nun auch angefangen würde, auf eine reine bestimmte Produktion der deutschen Mundart zu halten, die doch gar zu klanglos ist.

Ich muß immer lachen, denn mitreden und -streiten kann ich nicht, wenn ich diese metrischen Geister über Deine Hexameter und Pentameter skalieren höre, die mir so klangvoll und gemäß vorkommen, daß ich künstlichere dagegen tot und matt finde. Es ist eine rechte Qual, Vossens „Horaz" zu lesen und den Sinn der Sache mit der Lanterne zu suchen. Die Herren kommen mir dann nicht anders vor als gewisse Lords, die aus ihrer Tugend andern Leuten eine Not machen.

Sonntag, den 21. Gestern ist es etwas ernsthaft in unserer Residenz hergegangen. Von einer Anzahl Kosaken, die gegen 300 an-

gegeben werden, hatten sich gegen 150 auf den Anhöhen vor der Stadt zusammengefunden, sprengten in die Tore herein und hieben und schossen eine Anzahl Franzosen nieder, welche sie auf den Straßen fanden. Dies geschah gegen Mittag. Ich befand mich auf der Akademie. Als ich gegen 2 Uhr zu Hause wandeln wollte, waren die Brücken bereits von den Franzosen gesperrt und mit Kanonen besetzt; ich mußte deshalb einen sehr weiten Umweg nehmen, bis ich endlich mein Haus nach 3 Uhr erreichte. In meiner Straße war es lebhaft hergegangen. Die mir gegenüber stehenden Häuser waren von Kugeln durchlöchert. Mehrere Bürger sind getötet und mein Nachbar, ein Kaufmann, auf den Tod verwundet. Gegen 5 Uhr hatten die Kosaken den Weg zum Tore hinaus wieder gefunden. Wären diese kühnen Leute still, in Masse, ins Haus des französischen Gouverneurs, Herzogs von Castiglione, gedrungen, anstatt sich in den Straßen mit dem Niederhauen einzelner Franzosen zu beschäftigen und die ganze Stadt zu alarmieren, so hätte der coup gelingen können, und hätten gegenteils die Franzosen, welche überrumpelt schienen, sogleich die Tore sperren lassen, so wäre kein Russe gesund wieder hinausgekommen.

Ich bin mit meinem Hause noch unbeschädigt. Mein ältester Sohn ist als reitender Jäger zum Könige nach Breslau abgegangen.

Diesen Augenblick (abends 10 Uhr) heißt es: die Franzosen würden nach Mitternacht die Stadt verlassen. Ich glaube es nicht, denn sie haben Verstärkung von 2000 Mann Infanterie erhalten.

Den 22. Morgens 7 Uhr. Die Franzosen sind nicht abgezogen. Die ganze Besatzung hat die Nacht über in den Straßen bivouakiert. Es herrscht eine ahndungsvolle Stille, niemand weiß, was er vornehmen soll; unterdessen redigiere ich frühere Kompositionen.

Den 24. Alles ist ruhig. Die Kosaken schwärmen vor den Toren herum. Der Vizekönig und der General Saint-Cyr sind mit Kavallerie angekommen und die Stadt nun mit etwa 12000 Mann besetzt. Der Zustand ist ängstlich, doch habe ich seit Sonnabend besser geschlafen als lange vorher. Es ist so ruhig, daß man des Abends die Hunde laufen hört.

Den 26. Februar. Herrn Werneburgs „Musikschule" habe ich nun auch gelesen. Herr Dr. Osann hat sie mir am 22. dieses zugeschickt. Der Eifer und bittre Ernst, mit dem er sich der gerechten Sache annimmt, würde den Musikern Kurzweil machen, wenn sie das Buch läsen. Er kommt mir vor, wie unser seliger Prediger Bierdemann, der von der Kanzel immer auf die Abwesenden schalt, daß es die Unschuldigen hören mußten.

Wäre seine neue Musiklehre im Gebrauch und er wollte die einführen, welche wir haben, man würde ihn für toll halten. Doch die Welt ist, wie sie ist, und auf seine Art wird es schwer halten, ihr beizukommen. Nun weiß ich nicht, ob ihm zu raten ist. Denn hätte er Lust, aus dem Werke, das des Geredes zu viel hat, einen pertinenten Auszug oder Katechismus zu formieren, den man diesem oder jenem in die Hände geben könnte, um in Schulen davon Anwendung zu machen, ich meine, die Sache könnte leichter gehn, und auch ich würde die Hand bieten.

Den 27. Februar. Vorgestern habe ich Beethovens Ouvertüre zum „Egmont" recht gut ausführen hören. Von Rechts wegen müßte jedes bedeutende deutsche Theaterstück seine eigene Musik haben. Es läßt sich kaum berechnen, wieviel Gutes daraus entstehn könnte für Dichter, Komponisten und Publikum. Der Dichter hat den Komponisten auf eigenem Felde, kann ihn leiten, verstehn lehren, ja ihn verstehn lernen; der Komponist arbeitet nach einer Totalidee und kann bestimmt wissen, was er nicht machen muß, ohne beschränkt zu sein, und es muß eine Glückseligkeit sein, wenn beide sich nebeneinander erkennen und durcheinander erklären.

Diesmal ward die Ouvertüre ohne das Stück gehört, wie der selige Gleim immer den Hut Friedrichs des Großen vorzeigte. Die Ouvertüre aus F-Moll kündigt in einer Folge finstrer Akkorde eine Tragödie an, geht in ein republikanisches Wesen über, dem das Kriegrische nicht fehlt, wird wohl- und wehmütig, träumerisch, tumultuarisch und endet siegreich. Ein Verdienst mehr an dieser Musik ist – das Zeitgemäße: sie ist gerade so lang, als ich sie wünschte, und die erste Szene schließt sich recht gut an das Ende der Ouvertüre an.

Nun möchte ich ihn bereden, auch die Entr'acte in Musik zu setzen, die alle aus der Ouvertüre hervorgehn müßten. Denn außer dieser Zutat paßt jede tragische Ouvertüre mehr oder weniger ebensogut, da die Freude an einem Ganzen aus der Entwicklung der Teile besteht.

Reichardts Zwischenakt, zwischen dem 3. und 4. Aufzuge dieses Trauerspiels, ist vorzüglich, trotz der lockern Ausführung. Er hat zu der Melodie des Liedes „Freudvoll und leidvoll" Variationen gesetzt, welche das Orchester während des 3. und 4. Akts spielt, bei deren ersten Anhörung ich hingerissen worden bin.

Den 11. März. Daß die Franzosen Berlin verlassen haben, wirst Du aus den Zeitungen sehn. Meine russische Einquartierung besteht in dem Major v. Juny, der jetzt Stadtkommandant ist, nebst seinen Leuten und Pferden. Der junge Mann spricht ganz gut Deutsch und ist ein geborner Moskauer.

Nun habe ich auch den zweiten Teil des „Phantasus" gelesen, worin mir besonders die „Verkehrte Welt" vielen Spaß gemacht hat. Diese „verkehrte Welt" aber ist alle Welt, und es ist mir hier erst eingefallen, daß die Welt so sein muß, wenn man Freude soll daran und darin haben können. Schön bedanken würde ich mich – vor einer unverkehrten Welt, worin für uns beide kein Platz wäre. Übrigens (spricht Herr Ernst) bist Du ein merkwürdiger Mann, dessen Bemühungen löblich sind, trotz Deiner Furcht vor dem Genialischen. Deine frühern Gedichte lassen sich genießen und haben gewirkt, doch solche Menschen wie der Mediceer – sind sehr selten. So spricht der Herr!

Da Herr Sibbern diesen Brief mitnehmen will, so muß ich wohl schließen. Zugleich gebe ich ihm den 4. Teil meiner Lieder mit, welchen ich einen guten Vortrag wünsche, wenn sie vor Dein Ohr treten sollen. Die Nummern 1. 3. 8. 9. 12. möchte ich an das Gefühl ihrer Periode zurückführen, als nämlich die Gedichte entstanden sind. Die „Rastlose Liebe" ist eine Komposition des vorigen Sommers: ob man im 54. Jahre wohl noch eine rastlose Liebe abmalen kann? – Gott befohlen. Z.

193. An Zelter

Beikommendes, mein teuerster Freund, war Dir schon lange bestimmt, ich zauderte, es abzusenden: denn man wußte kaum zuletzt mehr, mit wem man in der Welt noch zusammenhinge oder nicht; jetzt finde ich eine gute Gelegenheit, es nach Berlin zu bringen. Nachdem ich erst um Deinetwillen besorgt gewesen, konnte ich mich bald beruhigen; nun bin ich für mich und das Meinige besorgt und vielleicht sobald nicht beruhigt. Am 17. April ging ich, mehr durch Zureden der Nächsten und Freunde als aus eignem Entschluß, von Weimar ab. Ich war noch mit einem preußischen Passe durch die Chaine gekommen, als am 18. die Franzosen nicht ohne Gewalt wieder in Weimar einrückten. Davon weiß ich aber selbst nicht mehr, als was der allgemeine Ruf verkündet; denn ich habe seit der Zeit weder etwas von dorther vernommen, noch hat ein Brief von mir dorthin gelangen können.

In Dresden sagte mir Dr. Sibbern, daß er Dich gesehn, daß Du ihm etwas an mich habest mitgeben wollen, daß Du aber deshalb abgestanden, weil er wahrscheinlich nicht nach Weimar kommen würde. Dahin wird er freilich nicht gelangen, aber in Dresden wäre es mir erfreulich gewesen, etwas von Dir zu vernehmen. Ich lege ein kleines Liedchen bei, eine Parodie auf das elendeste aller deutschen Lieder: „Ich habe geliebt, nun lieb' ich nicht mehr". Wäre das Dichten nicht eine innere und notwendige Operation, die von keinen äußeren Umständen abhängig ist, so hätten diese Strophen freilich nicht in der jetzigen Zeit entstehen können, und da ich denke, daß ihr immer einmal wieder tafeln und singen werdet, so sei euch dieser außerzeitige Scherz gewidmet.

Lebe recht wohl und laß mich bald etwas von Dir erfahren.

Teplitz, den 3. Mai 1813. Goethe.

[Beilage]

Ich habe geliebet, nun lieb' ich erst recht,
Erst war ich der Diener, nun bin ich der Knecht,
Erst war ich der Diener von allen.

Nun feſſelt mich dieſe ſcharmante Perſon,
Sie tut mir auch alles zur Liebe, zum Lohn,
Sie kann nur allein mir gefallen.

Ich habe geglaubet, nun glaub' ich erſt recht,
Und geht es auch wunderlich, geht es auch ſchlecht,
Ich bleibe beim gläubigen Orden.
So düſter es oft und ſo dunkel es war,
In drängenden Nöten, in naher Gefahr
Auf einmal iſt's lichter geworden.

Ich habe geſpeiſet, nun ſpeiſ' ich erſt gut,
Bei heiterem Sinne mit fröhlichem Blut
Iſt alles an Tafel vergeſſen.
Die Jugend verſchlingt nur, dann ſauſet ſie fort,
Ich liebe zu tafeln am luſtigen Ort,
Ich koſt' und ich ſchmecke beim Eſſen.

Ich habe getrunken, nun trink' ich erſt gern,
Der Wein, er erhöht uns, er macht uns zum Herrn
Und löſet die ſklaviſchen Zungen.
Ja ſchonet nur nicht das erquickende Naß,
Denn ſchwindet der älteſte Wein aus dem Faß,
So altern dagegen die jungen.

Ich habe getanzt und dem Tanze gelobt,
Und wird auch kein Schleifer, kein Walzer getobt,
So drehn wir ein ſittiges Tänzchen.
Und wer ſich der Blumen recht viele verflicht,
Und hält auch die ein' und die andere nicht,
Ihm bleibet ein munteres Kränzchen.

Drum friſch nur aufs neue, bedenke dich nicht,
Denn wer ſich die Roſen, die blühenden, bricht,
Den kützeln fürwahr nur die Dornen.

So heute wie gestern es flimmert der Stern —
Nur halte von hängenden Köpfen dich fern
Und lebe dir immer von vornen.

Den 19. April 1813. G.

194. An Zelter

Da sich eine Gelegenheit findet, Dir, mein Teuerster, einige Worte zu sagen, so will ich sie nicht versäumen, da man in dieser jetzt zerrissenen Welt nicht mehr weiß, wem man angehört. Schon 8 Wochen bin ich hier, lebe einsam, friedlich, bearbeite meinen dritten Band und hoffe ihn zu Michael zu liefern. Der Himmel gebe Frieden um tausend und abertausend Ursachen willen, und dann auch, damit wir Leser finden. Am 3. Mai sendete ich Dir durch Herrn v. Lützow Nachricht von mir, mit Beilage. Wie sehr habe ich an Dich gedacht, und wo man hindenkt, sieht man bedrohte Freunde. Die Meinigen sind wohl und helfen sich entschlossen durch. Ich bin gesund und kann arbeiten. Was verlang' ich mehr? Möge es Dir leidlich gehen und ich es bald vernehmen! Teplitz, den 23. Juni 1813.

195. An Zelter

Es gehen wieder von hier einige Berliner ab, und ich will durch diese Dir wenigstens ein Wort des Grußes und Andenkens zuschicken. Ich habe dieses Frühjahr sowie den Sommer in äußerer Ruhe und gutem Wohlbefinden zugebracht; das Gemüt aber über das Allgemeine, was die Welt drückt und bedroht, zu beruhigen, hält schwer, und da ich kein anderes Vergnügen habe, als wenn ich meine Arbeit gefördert sehe, so war es mir äußerst unangenehm und lästig, daß mein Reisegefährte, meine adoptive rechte Hand, krank ward und ich mit größerer Anstrengung und mancherlei Unbilden doch noch nicht zu meinem Zweck gelangen konnte. Indessen lasse ich ihn nicht aus den Augen und hoffe, Dir zu Michael den dritten Band meines biographischen Versuchs zu übersenden, woran

Du, wie ich wünsche, erkennen wirst, daß ich auch viel an Dich gedacht und in Hoffnung eines freundlichen Erwiderns manches Wort an Dich gerichtet habe. Laß mich auch, wenn es möglich ist, bald wieder etwas von Dir vernehmen.

Töplitz, den 27. Juli 1813. G.

196. An Zelter

Dieses Blatt soll bald in Deine Hände gelangen, verspricht mir Herr Professor Kiesewetter. Er wird Dir sagen, wie es bei uns aussieht und wie das Ungeheure mit ganz leidlichem Schritt bei uns vorbeigegangen. Ich mit den Meinigen wir haben uns nicht zu beklagen, ja unser Schicksal gegen das so vieler andern höchlich zu loben. Sage mir etwas Erfreuliches von Deinem Zustande. In so vielem Unheil ist es schon großer Trost, von seinen Lieben nicht ganz abgeschnitten zu sein. Alles Gute mit Dir! innerlich, wenn nicht äußerlich.

Weimar, den 29. Oktober 1813. G.

197. An Goethe Berlin, den 16. November 1813.

Wenn die Teltower Rübchen, welche heute abgehn sollen und vom Froste mögen verschont bleiben, dieses Jahr weniger gut sein sollten als sonst, so rühmen sie sich dagegen des Preises, wodurch die Ebenen von Großbeeren in der Geschichte glänzen, und ich wünsche, daß sie Dich, mein Geliebter, kapabel finden mögen, sie mit Appetit zu genießen.

Es liegen zwei Briefe an Dich noch immer vor mir, die auf Gelegenheit hoffen, ohne welche ich sie nicht senden mochte, da ich nicht gewiß wußte, wo sie Dich treffen sollten. Deine Briefe und somit auch der letzte durch Herrn Professor Kiesewetter sind richtig eingegangen.

Ich bin gesund und der Alte; aber mein ältester Sohn ist von den Franzosen gefangen nach Frankreich gebracht; aus Mainz hatte er mir geschrieben, daß er unverwundet ist.

Wenn Dein dritter Teil gedruckt ist, so laß ihn mir bald zukommen; ich lechze darnach. Soviel für diesmal und bald ein mehreres von

Deinem

J.

198. An Zelter

Endlich einmal, mein Alter, Guter, seh' ich Deine liebe Hand wieder! Du kündigst mir die Erdgewächse freundlich an, zum großen Troste, da ich hieraus ersehe, daß das ungeheuerste Schicksal nicht einmal den Rübenzyklus stören kann. Laß es mit unserm Übrigen auch so sein.

Vorerst also wirst Du mich höchlich verbinden, wenn Du mir den Text: „In te Domine speravi et non confundar in aeternum" vierstimmig setzest, aufs liebenswürdigste, wie Du nur kannst. Dabei soll Dein Name hoch gefeiert werden.

Hast Du mich hiedurch erquickt, so sende ich eine Partie Erheiterungen für die Liedertafel, an der ihr doch auch wohl wieder Teltower Produkte genießen werdet.

Gegen Weihnachten folgt dann wohl der dritte Band der „Tausendundeinen Nacht" meines törigen Lebens, welches doch in der Darstellung fast noch unkluger aussieht, als es an sich war.

Erlustigen wird es Dich, wenn Du findest, daß ich an Dir ein Plagium begangen habe. Wäre Dein Metier nicht ganz verschieden von dem meinigen, so geschäh' es öfter.

Dieses Blatt liegt schon lange, die Rübchen sind noch nicht gekommen, sie jeden Tag erwartend, wollt' ich nicht siegeln. Nun wünscht Herr Lieutenant Mendelsohn Dir ein Wort von mir zu bringen. Hier also das Wenige mit den besten Wünschen und Hoffnungen. Nächstens eine Sendung und Bitte. Das Nervenfieber hat auch unsre Druckereien wo nicht entvölkert, doch sehr gelähmt, sonst hättest Du schon den dritten Teil.

Sage mir bald etwas. Ich habe einige lustige Lieder im Vorrat. Auch haben wir diese Tage Deine „3 Könige" gesungen. Also muß man des Todes Bitterkeit vertreiben. Weimar, den 26. Dezember 1813. Goethe.

199. An Zelter

Kaum hatte ich Herrn Leutnant Mendelsohn das lange geschriebne Blatt mit der Klage übergeben, daß die Rübchen noch nicht angekommen, so treffen sie wirklich ganz wohlbehalten ein und machen durch ihre Kleinheit zwar den Köchinnen Mühe beim Putzen, schmecken aber den Gästen desto besser.

Habe tausend Dank. Und nimm Nachstehendes freundlich auf. Das Datum wird Dir sagen, wie ich mich mit solchen Späßen in der bedenklichsten Zeit hingeholfen. Bald ein mehreres.

Weimar, den 29. Dezember 1813. G.

Die wackelnde Glocke.

Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen,
Und Sonntags fand es stets ein Wie,
Den Weg ins Feld zu nehmen.

Die Mutter sprach: „Die Glocke tönt,
Und so ist dir's befohlen;
Und hast du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen."

Das Kind, es denkt: „Die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle."
Schon hat's den Weg ins Feld gelenkt,
Als lief' es aus der Schule.

Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt –
Doch welch ein Schrecken! hinterher
Die Glocke kommt gewackelt.

Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum,
Das arme Kind in Schrecken

Es läuft, es kommt als wie ein Traum,
Die Glocke wird es decken.

Doch nimmt es hurtig seinen Husch,
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch
Zur Kirche, zur Kapelle.

Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den ersten Glockenschlag,
Nicht in Person sich laden.

Töplitz, den 22. Mai 1813. G.

1814

200. An Goethe Berlin, den 26. Januar 1814.

Vor ohngefähr Jahr und Tag schickte mir Herr Rellstab, der nun tot ist, sein eben verfertigtes Tedeum mit dem Verlangen zu, ihm mein offenes Urteil darüber vernehmen zu lassen. Das Ding war zu arg, und ich verlor während der Arbeit Mut und Lust, bis ich an die letzten Worte gelangte: „In te Domine speravi, non confundar in aeternum.“ Er hatte diesen Worten eine mehr als kecke, das heißt: eine trotzige, ja freche Musik zugelegt, und ich behielt meine Kritik zurück, indem ich unter seine Komposition dieser Worte die deutschen Worte unterlegte: „Mit Dir habe ich nichts zu schaffen, Verräter! Komm mir nicht mit Deiner Gnade!“ Welche offenbar auf seine Musik passen.

Nun bringt mir vor wenigen Tagen Herr Lieutenant Mendelssohn Deinen Brief vom 26. Dezember mit den Worten: „In te Domine“ etc., und ich mache mich sogleich an die Arbeit, wobei mich aber die hundsföttische Idee von jenem Tedeum unaufhörlich inkommodiert hat. Wenn nun die anfolgende Musik nicht besser ist, als sie ist, so weißt Du die Ursachen, und dennoch muß ich Dir danken, daß Du mich wieder flott gemacht hast, denn ich war fast aufs Trockene gekommen.

Dein Liedchen von der wackelnden Glocke lege ich bei. Ich erhielt den Brief vom 29. Dezember am 5. Januar und habe es auf der Stelle in Noten gesetzt, indem ich, Gott weiß wie, in die angenehme Erinnerung an die böhmischen Gebirge versetzt wurde.

Gestern ist die russische Kaiserin von hier abgereiset, welche durch holdseliges Wesen und kaiserliche Geschenke viel Zufriedenheit zurückgelassen hat.

Warum ich nun zuerst bitte, das sind Deine heitern Tafellieder, die mich wieder anregen und beleben sollen; ich begreife kaum, wie ich habe leben können.

Auf Deine Plagiatschaft bin ich gespannt. Ich wünschte wohl, daß ich etwas hätte, was Du mir nehmen könntest, da ich mir so gern zueigne, was Dein ist.

Dein kleines allerliebstes Stück: „Die Launen der Verliebten" wird hier mit vielem Beifalle oft wiederholt und recht artig gespielt.

Den 2. Februar. Geheimer Rat Wolf grüßt bestens. Er lieset jetzt über den „Prometheus" des Aeschylus (wie er sagt, gratis et frustra) und hat die meisten Zuhörer. Kleine metrische Streitereien hatten uns vor einigen Monaten voneinander gebracht, anstatt uns zusammenzuhalten; doch ist alles wieder in Ordnung. Ich war leider so grob gewesen, nach mehrern von ihm veranlaßten Versuchen, die er mit gar zu vieler Geringschätzung aufnahm, ihm rund heraus zu sagen, daß seine und aller mir bekannten Philologen mündliche Produktionsarten der alten Versmaße noch unmetrischer seien als eine natürliche Prosa, die die Empfindung einer Sache ausdrückt. — Was sollen uns die Griechen und Römer, wenn wir nicht Deutsch lernen? kurz, was sollen uns die Alten, wenn wir nicht alt werden?

Wenn die Philologen reden, möchte man sich die Ohren zuhalten. Sie wissen weder was sie mit dem Munde noch mit der Zunge anfangen sollen, weil [sie] sich gewöhnt haben, alles mit den Augen zu tun: lesen, fühlen, gehn, stehn, und darüber kurzsichtig, lahm und trocken werden.

Seit dieser Zeit (doch will ich hoffen, auch vorher) beschäftigt sich Wolf, wie ich merke, mit dem Klange des Alphabets, und wir führen drüber manches für mich lehrreiche Wort. Kommen wir endlich dahin, daß dies Alphabet ein Werk des Mundes und das Metrum ein Werk des Pulses, also etwas ist, das von innen heraus, nicht von außen herein kommt: da mögen die Herren ihre Theorie (das heißt: mit der Praxis) anfangen.

Laß mich doch wissen, ob Du etwa Dein kleines Singkonzert wieder aufgenommen hast; in dem Falle könnte ich mit allerlei dienen.

Und nun lebe wohl, mein ewig Geliebter, an den ich unabläſſig denke und ſorge. Gott gebe uns Frieden und laſſe ihn uns genießen!

Dein

Z.

Laß doch ja bald von Dir hören und leſen.

Den 5. Februar 1814.

201. An Zelter

Damit ja kein Poſttag verſäumt werde, ſende ich Dir ſogleich Singbares und Klangloſes; laß das eine Deinem Kunſtſinne, das andere Deinem Verſtande gefallen. Wie unendlich Deine Sendung mich gefreut und erquickt hat, auszuſprechen, müßte ich auch Geſchichten erzählen; heute jedoch nur den herzlichſten Dank.

Weimar, den 14. Februar 1814. G.

202. An Goethe Berlin, 21. Februar 1814. Montag.

Von Deinen goldnen Zettelchen, welche ich heute früh, als ſie ankamen, auf meinem runden Tiſche am Ofen wie eine Weihnachtsgabe vor mir ausgebreitet habe, folgt ſogleich eins in Noten zurück.

Was für herrliche Sachen haſt Du Lieber mir da geſandt! Schon zehnmal habe ich ſie mit den Augen verſchlungen, dann behalte ich eins vor mir und kaue daran und ſchmecke und denke: Wie Er doch deine Gedanken und Töne weiß! wie ſein Gras grün, ſeine Luft warm und ſein Licht klar iſt, wie man eben lebt und leibt und liebt! Und dann wird nach Notenpapier gegriffen, da keins iſt, und geſucht, wo keins liegt, man iſt verdrießlich über die Feder, man zerrt ſich, und aus dem Beſten, was werden ſollte, wird kaum Leidliches.

Und doch liebt man ſich wieder; denn wie Du edler Stahl aus dem rohen Stein den Funken ziehſt, ſo haben die balſamiſchen Worte mein ſtarres Herz mit Ruhe und Frieden erfüllt.

Dienstag, 22.

Ich weiß nicht, ob ich Dir geſagt, daß ich von Zeit zu Zeit etwas an Deinem „2. Teil der Zauberflöte“ gearbeitet habe. In den

letzten Tagen habe ich auch die Sinfonie fast fertig bekommen. Nun ist mir eingefallen, daß an den offnen Stellen des Gedichts recht viel Frisches und Heiteres gestellt werden könnte und man endlich damit den Frieden, wenn er da ist, feiern könnte; allein Du müßtest das alles selber hineinmachen. Andere Poeten werden sich nicht vergreifen wollen, und man darf es ihnen Dank wissen. Wie wäre es also, wenn Du Dich einmal wieder hineintätest und das Werk fertig liefertest? Laß mich doch Deine Gedanken über diesen Vorschlag wissen. Gott befohlen!

Dein

Z.

203. An Zelter

Ein Paketchen poetisches Allerlei, welches ohngefähr vor acht Tagen abgegangen, wird Dir glücklich zugekommen sein. Nun will ich aber mit prosaischen Worten nachholen, Dir sagen und versichern, daß Dein langes Stillschweigen mir höchst peinlich gewesen. Ich gestehe gern, daß uns allen der Atem bis zum Außenbleiben mag gestockt haben, den man nur in freundschaftlicher Mitteilung wiederfinden kann.

Voran also will ich sagen, daß unsre kleine Sang- und Klanggesellschaft nur an Dir gezehrt und gelebt und nach trauriger Pause an Dir wieder auferstanden ist. Die Verklärung der Johanna Sebus haben wir als Sakrament unserer Rettung aus den unendlich breiten Fluten gefeiert.

Zu dem „In te Domine speravi" hätte ich auch ein langes Mährchen zu erzählen, wie ich mir bei sonderbaren innern und äußern Bedrängnissen diese Worte in meiner böhmischen Einsamkeit rhythmisch-klanglos, aber doch vierpersönlich, um nicht vierstimmig zu sagen, komponiert und keinen angelegentlichern Wunsch gehabt, als diese schönen Worte durch Dich musikalisch kommentiert zu hören. Ich kam in Versuchung, vier Linien untereinander zu ziehen, um die Art, wie ich es genommen, anschaulich zu machen. Jetzt, da ich Deine Komposition höre, bin ich darüber völlig belehrt und finde darin eine angenehme Erfahrung. Der Dilettant näm-

lich wird durchaus nur durch das Faßliche und eine unmittelbare Wirkung gerührt, und dies charakterisiert auch seine Produktionen, wenn er in irgendeiner Kunst sich versuchend auftritt. Meine Komposition, die sich ziemlich abgerundet und fixiert hat, ähnelt einer von Jomelli, und es ist immer wunderbar und lustig genug, daß man sich zufällig auf solchen Wegen ertappt und sich einmal seines eignen Nachtwandlens bewußt wird. Um hierüber in einem andern Fache klarzuwerden, dem ich mich ernstlicher gewidmet habe, sortiere ich ältere landschaftliche Skizzen und werde hierbei auch das Ähnliche gewahr.

In der „Wandelnden Glocke" muß doch etwas Magisches ertönen: denn wirklich habe ich sie in Töplitz geschrieben, wohin sie Dich zu rufen schien.

Daß meine „verliebten Launen" noch nach vierzig Jahren die Berliner interessieren können, gibt mir Vermutung, daß darin etwas Frisches müsse enthalten sein, welches der Zeit nicht unterliegt.

Riemern, der in seinem Amte immer froher wird, weil er sich dem Kreise, der für ihn viel zu eng ist, anzueignen und immer mehr zu tun lernt, indem er weniger tut, habe ich Deine Invektiven gegen die Philologen mitgeteilt. Er war darüber sehr erfreut und empfiehlt sich Dir aufs beste. Ich wünschte, daß Du seinen Kommentar darüber hören könntest. Da er selbst vom Metier ist, so weiß er am besten, wo sich eigentlich die Erbsünde dieser Mängel herleitet, die er verwünscht, weil sie, ob er sich gleich selbst davon befreit hat, durch andere auf ihn lastet. Die unendliche Schwierigkeit, eine große überlieferte Masse als eine zweite Natur mit Freiheit zu behandeln, ist um so größer, als wir ja der ersten Natur gegenüber uns, wenn wir recht aufrichtig sein wollen, immer unzulänglich fühlen.

Kannst Du mir etwas zu meinem kleinen Singekonzert mitteilen, so ist es eine große Gabe. Dieses Anstältchen zieht sich durch Zeit und Umstände hindurch wie Gänge und Klüfte durch die Gebirgsmassen; bald metallhaltig, bearbeitet man sie mit Vorteil, bald ist es aber auch nur Gangart, die zuletzt selbst so schmal wird und zu

verschwinden droht, aber doch immer darauf hindeutet, daß man, beharrlich fortarbeitend, in derselben Richtung wieder etwas Erfreuliches finden werde.

Von hundert Dingen schweige ich und bringe sie gelegentlich zur Sprache. Wahrscheinlich entferne ich mich diesen Sommer nicht weit von Weimar. Könntest Du Dich auf einige Wochen dort losreißen, so würdest Du eine Welt zu mir bringen und wir wollten suchen, Dir ein Weltchen als Gastgeschenk zurückzugeben.

Zu lustiger Raumfüllung mögen hier ein paar Reimsprüche aus der Tasche des Weltlaufes schließen.

Die Jahre sind allerliebste Leute!
Sie brachten gestern, sie bringen heute,
Und so verbringen wir Jüngern eben
Das allerliebste Schlaraffenleben.
Und dann fällt's den Jahren auf einmal ein,
Nicht mehr wie sonst bequem zu sein;
Wollen nicht mehr schenken, wollen nicht mehr borgen,
Sie nehmen heute, sie nehmen morgen.

Das Alter ist ein höflich Mann,
Ein Mal übers andre klopft er an;
Aber nun sagt niemand: Herein!
Und vor der Türe will er nicht sein.
Da klinkt er auf, tritt ein so schnell,
Und nun heißt's, er sei ein grober Gesell.

Weimar, den 23. Februar 1814. Goethe.

204. An Goethe Berlin, 23. Februar 1814.

Wirst Du nicht bange werden, mein Alter, schon wieder ein Briefchen zu erhalten und eine Komposition dazu? Denn ich kann's nicht unterlassen, Dir einen der glücklichen Momente zurückzugeben, die mir Deine lieben Gedichte bereiten.

Du wirst daraus sehen, wie fromm mich Deine erbaulichen Worte machen: das Stübchen wird ein Tempel, das Klavier zur Orgel, und die Bücher und Geräte umher stehn so still, als ob sie lauter Ohr wären.

Langermann hat am Montage abend mein Vergnügen an Deinen Gedichten geteilt. Den Logogryphen hätte ich ohne ihn nicht herausbekommen; auch hat er ausgegattert, daß das eine dreizeilige Gedicht auf die Kaiserin von Österreich sein muß. Z.

25. Februar. Soeben habe ich den Choral noch einmal dreistimmig aufgesetzt. Hätte das Gedicht noch eine Strophe gehabt, so hätte man Zeit gewonnen, die Empfindung zu etablieren, da man keine Worte wiederholen darf. Nun kann man dagegen, wenn man will, die Melodie zweimal singen.

Drei männliche Stimmen, rein gegeneinander eingesungen, werden sich abends in freier Stille am besten ausnehmen. Z.

205. An Zelter

Deine liebe Sendung dankbar erwidernd, schicke ich Dir das Beste, was mir voriges Jahr von guten Geistern gegönnt worden. Belebe diese Gebilde durch Deinen Hauch. Gegen die „Zauberflöte" will ich meine Gedanken hinwenden, vielleicht macht sie der Frühlingsäther wieder flott. Tausend Lebewohl.

Den 15. März 1814. G.

[Beilage]

Der getreue Eckart.

„O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen! Da kommt schon der nächtliche Graus:
Sie sind's, die unholdigen Schwestern.
Sie streifen heran, und sie finden uns hier,
Sie trinken das mühsam geholte, das Bier,
Und lassen nur leer uns die Krüge."

So sprechen die Kinder und drücken sich schnell;
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
„Nur stille, Kind! Kinderlein, stille!
Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd,
Und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
Dann sind sie euch hold, die Unholden."

Gesagt so geschehn! und da naht sich der Graus
Und siehet so grau und so schattenhaft aus,
Doch schlürft es und schlampft es aufs beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
Nun saust es und braust es, das wütige Heer,
Ins weite Getal und Gebirge.

Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:
„Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig."
„Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis aufs Blut."
„Nein keineswegs, alles geht herrlich und gut,
Nur schweiget und horchet wie Mäuslein.

Und der es euch anrät und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit den Kindelein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt,
Nur hat die Bestätigung jedem gefehlt:
Die habt ihr nun köstlich in Händen."

Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
Ein jedes den Eltern bescheiden genug
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe, man kostet: „Ein herrliches Bier!"
Man trinkt in die Runde schon drei Mal und vier,
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag;
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
„Wie ist's mit den Krügen ergangen?"
Die Mäuslein, sie lächeln, im stillen ergetzt;
Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.

Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut;
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

Der Totentanz.

Der Türmer, der schaut zu Mitten der Nacht
Hinab auf die Gräber in Lage;
Der Mond, der hat alles ins Helle gebracht;
Der Kirchhof, er liegt wie am Tage.
Da regt sich ein Grab und ein anderes dann:
Sie kommen hervor, ein Weib da, ein Mann,
In weißen und schleppenden Hemden.

Das reckt nun – es will sich ergetzen sogleich –
Die Knöchel zur Runde, zum Kranze,
So arm und so jung und so alt und so reich;
Doch hindern die Schleppen am Tanze.
Und weil hier die Scham nun nicht weiter gebeut:
Sie schütteln sich alle, da liegen zerstreut
Die Hemdelein über den Hügeln.

Nun hebt sich der Schenkel, nun wackelt das Bein,
Gebärden da gibt es vertrackte;
Dann klippert's und klappert's mitunter hinein,
Als schlüg' man die Hölzlein zum Takte.

Das kommt nun dem Türmer so lächerlich vor;
Da raunt ihm der Schalk, der Versucher, ins Ohr:
Geh! hole dir einen der Laken.

Getan wie gedacht! und er flüchtet sich schnell
Nun hinter geheiligte Türen.
Der Mond, und noch immer er scheinet so hell
Zum Tanz, den sie schauderlich führen.
Doch endlich verlieret sich dieser und der,
Schleicht eins nach dem andern gekleidet einher,
Und husch! ist es unter dem Rasen.

Nur einer, der trippelt und stolpert zuletzt
Und tappet und grapst an den Grüften;
Doch hat kein Geselle so schwer ihn verletzt:
Er wittert das Tuch in den Lüften.
Er rüttelt die Turmtür, sie schlägt ihn zurück,
Geziert und gesegnet, dem Türmer zum Glück,
Sie blinkt von metallenen Kreuzen.

Das Hemd muß er haben, da rastet er nicht,
Da gilt auch kein langes Besinnen;
Den gotischen Zierat ergreift nun der Wicht
Und klettert von Zinne zu Zinnen.
Nun ist's um den armen, den Türmer, getan!
Es ruckt sich von Schnörkel zu Schnörkel hinan,
Langbeinigen Spinnen vergleichbar.

Der Türmer erbleichet, der Türmer erbebt,
Gern gäb' er ihn wieder, den Laken.
Da häkelt – jetzt hat er am längsten gelebt –
Den Zipfel ein eiserner Zacken.
Schon trübet der Mond sich, verschwindenden Scheins,
Die Glocke, sie donnert ein mächtiges Eins,
Und unten zerschellt das Gerippe.

206. An Goethe Berlin, 9. März 1814.

Der Anfang Deines lieben Briefes vom 23. Februar, den ich gestern abend fand, erinnert mich an eine traurige Schuld. Es konnte vielleicht Jahr und Tag sein, daß Du keinen Brief von mir erhalten hattest, und dennoch habe ich wenigstens nicht unfleißiger geschrieben als sonst. Wie es nun geht, wenn das Papier lange vor mir liegt und von Zeit zu Zeit nachgetragen wird und zuletzt liegen bleibt, weil es nicht versiegelt ist, weil eben keine Gelegenheit ist und dergleichen Armseligkeiten mehr, so auch hier. Ein versiegelter Brief liegt noch da, den, ich weiß nicht wer, mitnehmen wollte. Dessenungeachtet bin ich nun immer um und mit Dir, ja wie einem Menschen zu Mute wäre, der eine wache Stunde hat, ohne an Dich zu denken, wüßte ich nicht zu sagen.

Nun schicke ich etwas Lustiges. Ich weiß nicht, ob ich in dieser Art Kanons Vorgänger habe: zwei Stimmen fangen an, und nach 13 Takten treten die beiden andern ein, indem die ersten fortsingen. Eigentlich ist der Kanon zweichörig und zugleich ein einfaches Lied, das auch mit 2 Stimmen, ja mit einer einzigen kann gesungen werden.

Deine Betrachtung über die Komposition der Worte: „In te Domine“ hat manche Gedanken in mir aufgeregt. Die Melodie dazu fiel mir gleich ein, als ich die Worte in Deinem Briefe las, und das fugierte Wesen auf den Worten: „non confundar in aeternum“ findet sich dann auch, mehr, daß man's von den Alten her so gewohnt ist, als daß es eigentlich so und nicht anders sein müßte. Wer es auch könnte, so ist es immer gewagt, neue Formen an die Stelle anerkannter zu setzen und zu erdenken, wenn man auf der Stelle verstanden sein muß, und der Zuhörer mag Dilettant sein oder Künstler, so will er von seinem Eigenen etwas daran haben, und so, denke ich, mußte Dein eigener Versuch immer einem guten Werke dieser Art ähneln, um selbst gut und die Empfindung ansprechend zu sein.

Die „Wackelnde Glocke“ müßte vielleicht von einer tüchtigen Kontr[a]altstimme gesungen werden, die ich an ältern böhmischen

Frauen öfter wahrgenommen. Dann gibt es in Böhmen eine Art Berge, die eine Glockengestalt haben und, wenn man in gewisser Ferne vorbeifährt, einem phantastischen Auge nachzuwandeln scheinen. So ist man ein Kind und bleibt eins.

Riemern bitte ich mich freundschaftlich zu empfehlen, indem ich ihn demütig um Verzeihung bitte, wenn ich den Philologen unrecht getan. Die meisten dieser Herren kommen mir nicht anders für als gewisse Lords, die aus ihrer Tugend andern Leuten eine Not machen, und so geht's mir mit Vossens „Horaz".

Noch lege ich eine Komposition bei, die Du Dir wirst gefallen lassen, wenn sie etwas kraus erscheinen sollte. Könnt ihr jedoch das Lied der Sebus so schön singen, so mögt ihr auch diese Beherzigung zu Herzen nehmen.

Künftig erhältst Du ein mehreres; das „Gastmahl", die „Lustigen von Weimar" und „Wer sich nicht selbst zum besten haben kann" sind schon komponiert, sie sollen nur ein wenig auskühlen.

Dein Vorschlag, uns diesen Sommer zu sehen, ist vortrefflich. Ich hatte schon an Teplitz gedacht, meines Befindens wegen, da ich meine Sehnen zu erweichen hoffte. Du wirst mir wohl um die rechte Zeit schreiben; ich sehne mich recht darnach, mit Dir zu plaudern von hunderttausend Dingen.

Über den Kanon ist wohl gut Dir noch anzuzeigen, daß die Art eigentlich aus der Platzordnung unserer Liedertafel entstanden ist, indem sich die rektanguläre Tafel in 2 Hälften teilt, die zuweilen wie Chor und Gegenchor singen. Es sind hieraus schon die allerlustigsten Animositäten entstanden, die insbesondere Dir zu ganz soliden Späßen würden Gelegenheit gegeben haben. Ein Kanon wird, in der Regel, 3 mal umgesungen.

Indem ich Deinen Brief wieder durchlese, fällt mir erst wieder ein, was ich eigentlich vorhin schon sagen wollte: daß ich nämlich Deine 4 persönliche Komposition oder Schema, sei es, was es sei, wohl sehen möchte. Man ist so befangen in den gangbaren Formen, wozu unsere Väter die Sache oder das Bild vor sich hatten, daß man nicht hinauskann, ohne unkennbar zu werden. Träte die Gelegenheit

oder das Bild wieder vor uns, durch welche die Form bestimmt wird und notwendig, so brauchte sich niemand die Haut auszurecken, um neu zu erscheinen. Lebten wir nur näher beieinander, es würde zuverlässig über diesen Punkt manches vors Auge treten, da sich gewisse Dinge nicht mit Worten darstellen lassen und nur durch Kunstmittel deutlich werden. Sehr deutlich erinnre ich mich, daß die Musik des Leipziger Bach und seines Sohnes, des Hamburger Bach, die beide ganz neu und original sind, zu ihrer Zeit mir fast unverständlich vorkam, wie wohl ein dunkles Gefühl des Echten mich dahin anzog. Da kam Haydn, dessen Art getadelt ward, weil sie den bittern Ernst seiner Vorgänger gleichsam travestierte, wodurch sich die gute Meinung nun auf jene zurückwarf. Endlich erschien Mozart, durch den man alle 3 erklären könnte, aus welchen er herausgearbeitet hat. Z.

Nun lege ich noch die Musik einer Horazischen Ode bei, worüber ich beinahe mit Wolf auseinander geraten wäre. Das Stück ist zunächst auf den Tod des Doctor medecinae Flemming entstanden, der ein liebenswürdiges Mitglied der Singakademie und Liedertafel gewesen ist; seinen Verlust als Augenarzt betrauert ganz Berlin.

Unsere Sänger tragen dies Stück sanft zu Ende, und die über den Noten verzeichneten Appoggiaturen sind kleine Hebungen, welche den strengen Takt überarbeiten, wie etwa im Gemälde die Farbe den Kontur. Es muß daher fort und fort hebend und schwebend erhalten werden und ist in diesem Stücke nicht eben leicht; wir haben uns oft daran versuchen müssen.

Und hierin liegt meines Bedünkens das, was einige Metristen für Taktlosigkeit halten, welches man füglich Taktfreiheit nennen könnte; denn Abwesenheit des Takts ist durchaus unphilosophisch.

Nun will ich nur heraus damit, daß auch ich Dir ins Handwerk gefallen bin: ich habe nämlich eine Nachbildung des Lateinischen versucht, um denen von der Singakademie, die noch weniger Latein verstehen als ich, es aber doch singen müssen, eine Anleitung für den Ausdruck zu geben. Kann unser Freund Riemer darin etwas

ohne viele Mühe nachhelfen, so ist mir's lieb. Ich hätte das Lateinische nicht komponieren können, ohne mir es deutsch zu denken. Auch für das Wort „chorule", welches ich in der 3. Strophe statt „Vergili" gesetzt habe, möchte mir Riemer wohl ein besseres geben.

Das Stück von Perti lege ich bei als einen Überrest eines tüchtigen Stiles aus der letzten Zeit des 17. Jahrhunderts. Leider habe ich nicht ein mehreres von diesem braven Komponisten!

Den 16. März. Professor Kiesewetter wollte einen Brief mitnehmen, und ich wünschte ihm die Komödienzettel des vorigen Jahres mitzugeben. Nun ist er noch immer hier, und heute habe ich die beiden letztgesandten Gedichtchen in Noten gebracht, um unsern Singtees Gelegenheit zu geben, aus vollem Herzen auf mich zu schimpfen. Dies Späßchen mag nun auch mit zu Dir wandern, und wenn Du's gehört hast, so laß mich wissen, ob Dir die Form recht ist, besonders insofern ich beide Gedichte zusammengenähet habe.

23. März. Gestern abend gegen 11 Uhr, als ich zu Hause kam, finde ich Dein kleines Briefchen und mache mich sogleich in der schönen nächtlichen Stille an den „Totentanz". Das Wesen hat mich wunderbar erschreckt, denn indem ich die letzten Noten aufzuschreiben im Begriff bin, schlägt meine großmäulige Stubenuhr zwölfmal hintereinander, daß ich in der Tat zu Bette gehn und das Letzte erst diesen Morgen aufschreiben muß. Das Liedchen lege ich bei, der Sänger muß aber die Worte sowie die Melodie vollkommen, ohne Anstoß lesen und aneinander hängen, sonst ist es nichts. Freilich läßt sich niemand gern auf solche Bedingungen ein; ich dächte jedoch: gut lesen könnte man prätendieren.

Das Bierliedchen scheint etwas schwieriger zu sein. Kommt Zeit, kommt Rat! es wird sich schon fügen.

28. März. Erst jetzt habe ich den ersten Teil der neuen Ausgabe von Schillers Werken vor mir. Freilich ist alles mit Auszügen authentischer Briefe und glaubhaften Autoritäten belegt, und doch soll man sich glücklich schätzen, die schöne Individualität eines solchen Geistes im Leben und Weben erkannt zu haben. Mein Trost ist, daß Du bald hergeben wirst, was Du mit Schillern gelebt hast, worauf

ich mich ebensosehr freue, als ich nicht aufhören kann, Deinen Epilog zur „Glocke“ mit Tränen süßer Liebe zu feiern.

Den 2. April.

Herr Mendelssohn will diesen Brief mitnehmen, deshalb erhältst Du diesmal nicht alles, aber ein herzliches Lebewohl von

Deinem

Zelter.

207. An Goethe Berlin, den 21. April 1814.

Durch Herrn Professor Kiesewetter, der morgen von hier ab über Weimar zur Armee geht, erhältst Du einige zurückgebliebene Sachen, unter welchen ich das Quintett von Fasch für 5 Singstimmen für Deine Sammlung eigenhändiger Manuskripte schon längst zurückegelegt hatte. Da Fasch selber seinen Namen nicht auf das Stück gesetzt hat, so habe ich eine Nachricht über die Entstehung und Absicht desselben beigelegt und freue mich schon im voraus, wie Du Dich gelegentlich daran ergetzen wirst.

Schon lange habe ich keine Nachricht von Dir, wünsche aber sehr zu wissen, wohin Du Dich diesen Sommer wenden wirst, um Dich aufzusuchen. Im Monate Junii denke ich nach Teplitz zu gehen; man wird sich ja nun einmal vornehmen können, was man zu tun hat.

Vorgestern habe ich die sächsischen Majestäten auf der Singakademie nach unserer Art bewirtet. Der König und die Königin haben ihre Zufriedenheit als Kenner sehr unverdächtig an den Tag gelegt, und da ich nicht glücklicher werden kann, als wenn ich braven Leuten etwas recht mache, so magst Du auf meine eigene Zufriedenheit schließen. Der Chor bestand, ohne mich, an diesem Tage aus 152 Sängern, und die Sachen gingen, wie sich's gehört. Was mir am Könige am meisten gefiel, war, daß er sich nicht über die Menge, sondern über die Reinigkeit und Einigkeit und den Eindruck des Ganzen ausließ.

Komm doch, lieber Junge, nur Einmal noch vor meinem Tode nach Berlin, damit Du noch hier erfährst, wie der Himmel sein muß, wenn ich mich darauf freuen soll. Die Königin sprach von

Erbauung, von Ergreifung; das macht mir größere Freude, als wenn sie fragen, wie ich heiße und wie viele Kinder ich habe und alles dergleichen, worauf ich mich erst besinnen muß.

Lebe wohl, mein Allerbester! der mein Leben bescheint und begrünt, und laß doch von Dir hören. Wenn ich nicht weiß, wo Du bist, weiß ich auch von mir nicht.

Dein

Z.

208. An Zelter Weimar, den 22. April 1814.

Nur mit wenigen Worten will ich Dir, mein lieber Freund, vermelden, daß auch Deine letzte Sendung zu meinem großen Vergnügen glücklich angekommen; alles ist schon in Stimmen geschrieben und dergestalt bereitet, daß meine kompendiose Hauskapelle mich bald damit wird erfreuen können. Freilich gehört eine besondere Kunst dazu, diesen zusammengeborgten Körper, von dem bald dieses bald jenes Glied abfällt, beim Leben zu erhalten. Das „Ruhelied" ist herrlich, unser Tenor trägt es sehr gut vor, und es macht in diesen unruhigen Zeiten unsere ganze Glückseligkeit.

Ein besonderes Gute ist mir auch, seit acht Tagen, geworden: Professor Sartorius von Göttingen, ein alter Freund, benutzt die zwischen den Deutschen wieder eröffnete Kommunikation und besucht mich. Was ist gegenwärtig wünschenswerter, als sich mit einem Manne zu unterhalten, dessen Geschäft es ist, die Kräfte und Verhältnisse der Staaten bis auf den heutigen Tag zu kennen und gegeneinander abzuwägen? es gewährt die größte Beruhigung, dieses ungeheure Ganze zu übersehen und seine Hoffnung wegen künftiger Zustände dadurch zu begründen, anstatt daß wir uns sonst in der traurigen Lage befinden, vom Augenblick hingerissen, durch Zeitungen verwirrt und durch Geklatsch gar zerstört zu werden, um so mehr, als jetzt nicht allein von dem künftigen Schicksal Europas, sondern von dem der ganzen Welt die Rede sein kann.

Mein nächster Wunsch ist nun, daß unser guter Hofrat Meyer aus der Schweiz komme, damit ich meine Kunstschätze mit ihm ge-

nieße, denen ich durch gute Ordnung den Segen bereitet habe, sie unschätzbar und unerwartet vermehrt zu sehen.

Alsdann freilich scheint es mir unmöglich, diesen Sommer hinzubringen, ohne mit Dir irgendwo zusammenzukommen. Eigentlich möcht' ich mich diesmal nicht gerne von Weimar entfernen. Wir haben einige Stunden von hier, in einer angenehmen Gegend, ein Schwefelbad eingerichtet, von dem ich für meine gichtischen Zustände viel Gutes hoffe. Habe ich es 4–6 Wochen gebraucht, so erhältst Du Nachricht, ob es wirksam genug sei, daß ich Dich dahin einladen könne. Halte ich vor rätlich, etwa noch anderswohin zu gehen, so erfährst Du es gleichfalls; nach Böhmen möchte ich diesmal nicht.

Und nun noch einen geheimen Auftrag, den ich ganz im stillen zu beherzigen bitte. Sollte nicht auf dem Berliner Theater unter den Choristen oder sonst Anfängerinnen, ja auf irgendeinem Liebhabertheater sich ein Mädchen, das aber nicht über 16–17 Jahre alt sein dürfte, finden, wie man sie zu sogenannten angehenden Liebhaberinnen wünscht, von mittlerer Größe, leichtem Wuchs, hübschen Augen, angenehm klingender Stimme pp., was ich Dir nicht vorzuerzählen brauche, so wäre mir sie willkommen; könnte sie so viel singen, um die 3. Stimme in der Oper zu übernehmen, so wäre es um desto besser. Mich sollte bedünken, dergleichen Wesen müßten in Berlin zu Dutzenden herumlaufen. Wenn man bedenkt, was aus der Maaß geworden ist, wie sich die Elsermann und die Engels gebildet haben, welche noch bei uns sind, so könnte wohl einem solchen Kreatürchen die Lust kommen, sich auch in unsere Schule zu begeben. Forsche, bedenke und melde! G.

Die Komödienzeddel sind angekommen.

Tausend Lebewohl.

Um der beliebten Kürze willen und um die Sache, sofern sie tulich ist, zu fördern, füge ich folgendes hinzu. Eine solche Person erhielte Reisegeld, um auf der fahrenden Post bequem herzukommen; ferner würde sie in billiger Erwägung ihrer augenblicklichen Brauch-

barkeit mit proportionierter Gage bedacht. Auf wie lange man kontrahierte, würde auf die Persönlichkeit ankommen; allenfalls könnte man sechswöchentliche Aufkündigung festsetzen, wodurch kein Teil gefährdet wäre. Gute Aufführung wird vorausgesetzt, weil irgendein Eklat von unschicklicher Art bei uns die Suspension und sodann die Entlassung nach sich zieht, wie wir vor kurzen ein Beispiel gehabt haben. Die Begleitung einer Mutter oder Verwandten ist nicht unangenehm. Möchten sich zwei Subjektchen zusammentun und sich eine gewisse Selbstständigkeit zutrauen, desto besser. Sollte nicht in der Singschule dergleichen zu finden sein? Das Betragen derselben könntest Du zunächst beurteilen, und freilich, je mehr sie im Gesang leisten, desto besser kann man sie setzen. Soviel für diesmal; sage mir bald ein Wort.

Weimar, den 22. April 1814.

Ein Blumenglöckchen
Vom Boden hervor
War früh gesprosset
In lieblichem Flor;
Da kam ein Bienchen
Und naschte hinein:
Die müssen wohl beide
Füreinander sein.

Das Größte will man nicht erreichen,
Man beneidet nur seinesgleichen.
Der schlimmste Neidhart ist in der Welt,
Der jeden für seinesgleichen hält.

Zu verschweigen meinen Gewinn,
Muß ich die Menschen vermeiden;
Daß ich wisse, woran ich bin,
Das wollen die andern nicht leiden.

209. An Zelter

Nun ist alles, mein wertester Freund, was Du mir zugedacht, angekommen, und in der Zwischenzeit wirst Du auch einen Brief von mir erhalten haben, der, damit das letzte Blatt nicht leer bliebe, von einigen Reimspäßen begleitet ist. Dergleichen Dinge gedeihen unter Deinen Händen gar glücklich zum Kanon und anderer Art Wettgesänge. Ich bedauere nur, daß uns eine so weite Entfernung trennt, denn sonst würde mein Leben um vieles klangreicher werden. Ich hatte einen Freund, der zu sagen pflegte, er wünsche nur in zwei Fällen König zu sein, wenn nämlich bei Tafel frische Heringe oder englisch Bier präsentiert würde, damit er von jenen das Mittelstück und von diesem das erste Glas zu sich nehmen könne. Ein ähnliches Gefühl hatte ich, als Du mir den hohen Besuch meldetest, der sich an Deiner großen und einzigen Darstellung erquickt hat. Hier ist es nun freilich leichter, den hohen Gästen ihr übriges königliches Geschick nicht zu mißgönnen. Doch hätte ich wohl gern an dieser großen Tafel, die so viele Teilnehmende zuläßt, mitgeschwelgt.

Indessen Du Dir nun, freilich nicht ohne Müh' und Ausdauer, den Vorschmack des Himmels geben kannst, muß ich leider auf die wunderlichste Weise betteln und negoziieren, um dasjenige nur unvollkommen zu genießen, was Du mir gönnen magst. In diesem Fall empfindet man den engen und hülflosen Zustand einer kleinen Stadt nur allzusehr, nicht als wenn die Elemente gänzlich mangelten, aus welchen sich eine genußreiche Welt im kleinen schaffen ließe, aber weil eben diese Elemente sich, gerade wegen der Enge und Nähe, eher abstoßen als anziehen und dem Schöpfer kein Spielraum gegeben ist, sie dergestalt zu handhaben, daß sich ihre freundlichen Pole verbinden müßten. Die lächerlichsten Szenen in „Wilhelm Meister" sind ernsthaft gegen die Späße, zu denen ich meine Zuflucht nehmen muß, um zu bewürken, daß Deine Sendungen sich vom Auge losreißen und zum Ohr gelangen.

Die bildende Kunst hat darin größere Vorteile; sie gewährt dem Auge ein dauerndes Vergnügen, und wenn der Künstler einmal

das Geschick gehabt hat, etwas Gutes zu machen, so erhält ja wohl das Glück auch sein Werk hundert, ja tausend Jahre und überliefert es den Einsichtigen zum Genuß. Es ist mir die letzte Zeit so wohl geworden, teils unter meinen frühern Besitzungen, die ich lange nicht gemustert, manches unerwartete Gute anzutreffen, teils, da jetzt so vieles in der Welt los ist, köstliche Dinge um leidliche Preise zu erhalten. Hierbei ist aber auch gerade der umgekehrte Fall: man kann sie nicht wie eine Partitur in die Ferne senden und seinen Genuß mit auswärtigen Freunden teilen.

Mit Gelegenheit sende ich eine Partitur, die jenen Christoph Kayser zum Verfasser hat, von dem Du einige Dinge kennst, besonders eine Weihnachtskantate; er war mit mir in Italien und lebt noch ein abstruses Leben in Zürich, und ich wünschte Dein Urteil über seine Art und Weise recht ausführlich zu hören. Was ich senden werde, ist die Ouvertüre und der erste Akt von „Scherz, List und Rache", das er ganz komponiert hat. Ich gedenke sein jetzt, da ich meine italienische Reise bearbeite, und möchte gern auch über seine Kunst im klaren sein, wie ich es bin über seine Studien und seinen Charakter.

Kürzlich und eilig danke für die große Freude, welche mir durch Deine Sendung geworden ist. Es gelang mir diesmal, meine wandelbare Hauskapelle recht gut zu organisieren.

Weimar, den 4. Mai 1814. G.

210. An Zelter

Hier, mein teuerster Freund, endlich der dritte Band! Mögest Du für so viel Gutes, was ich Dir dieses Jahr verdanke, darin einige Gegengabe finden. Zunächst werde ich mich noch an dem, was Du später und früher mitgeteilt, erquicken und dann aufs Land gehen, in der Nähe, wo eine Badeanstalt, wahrscheinlich mehr der Hoffnung als der Heilung, vor kurzen errichtet ist. Lebe wohl! Deine Briefe richtest Du hierher.

Weimar, den 7. Mai 1814. G.

211. An Goethe

Aller Augen warten, Herr – auf Deinen III. Teil. Wo ich mich sehn lasse, heißt's: „Wo ist Goethes III. Teil?" und so habe ich endlich ihn diese Ostermesse versprochen. Werde ich zum Lügner, so kann ich nur meinen Bündel schnüren und vielleicht gar mit nach Elwa wandern.

Aber, lieber Bruder, weißt Du auch, daß heute der 27. April ist? daß ich noch nicht weiß, wo Du diesen Sommer zubringen willst? daß meine Ostereier geraten sind? daß ich nicht länger leben kann, ohne Dich von Angesicht zu sehen? daß Dein König, der erste König, dem ich etwas recht gemacht habe, – mich beschenken – will? Ja, lächle nur, denn in der Tat: ich habe noch nichts, aber gestern habe ich, Gott weiß durch den wievielsten Mund, erfahren, daß der König von Sachsen mir ein Andenken lassen wird, worauf ich mich im voraus freue wie auf alles und mit allem, was mir die Kunst gewährt.

Gestern waren alle Hofleute des Königs von Sachsen, auch die Beichtväter, in der Singakademie, die königlichen Herrschaften selbst aber nicht, was mir auch ganz recht war; denn regnigtes Wetter und dicke Luft ist Produktionen, die aus vielen Teilen zusammengesetzt sind, eben nicht vorteilhaft, wenn's auch Fremde nicht merken.

4. Mai. Gestern ist Dein liebenswürdiger reicher Brief vom 22. April angelangt. Mit Wonne vertiefe ich mich in seine Bedeutung, die mit meinem Innersten stimmt.

Die Darstellung der Homerischen Götter ist mir niemals so wahr und lebhaft vor die Sinne getreten als seit den letzten Zeiten: so sind sie, diese Götter; so bleiben sie! Ob wir den Tacitus noch sehn werden, der an zwei Augen nicht zuviel hat, wissen die Götter. Dabei fällt mir ein, was einst Wolf von einem der deutschen Tacitus sagte: „Si tacuisses, Tacitus mansisses!" So gebe denn der Himmel, daß Dein Sartorius, den ich ja auch kennen sollte (wenn man jetzt noch einen wiedererkennen kann) ein Besserer sei als

seine sutorische Kameraden, die von den Leuten verlangen, sie sollen sich die Füße wachsen lassen, wie sie gern die Schuhe machen wollen.

Sonntag, 7. Mai. Soeben geht ein Mädchen von mir, der ich Anträge über den Inhalt Deines letzten Briefes gemacht habe. Leider ist sie schon 18 Jahr alt, doch von guter mittlerer Statur und leichtem Wuchs. Das Köpfchen ist ein hübsches Eirund und in seinen mittlern Teilen hübsch proportioniert. Bräunliches Haar, Augen, die nicht eben brillant, doch nicht klein und recht einnehmend sind, wie denn das ganze Wesen nichts Widerständiges, Unweiches und ebensowenig Fettes und Gemeines hat. Die Stimme ist besonders gut nach Tiefe, Mitte und Höhe, aber noch ganz roh. Sie hat erst wenige Lektionen bei mir gehabt, die ich ihr umsonst gebe, da sie die Tochter eines kinderreichen Regierungspedells aus Schwerin ist. Sie schreibt an ihre Eltern, ob diese mit einem solchen Engagement zufrieden sein wollen, sie selbst scheint Lust dazu zu haben. Ihre natürliche Sprache ist markigt und etwas mecklenburgisch, doch bieg- und bildsam wie die Stimme. Von wem der Antrag kommt, weiß sie nicht.

Dann habe ich noch eine artige Kreatur in meiner Schule, die Dir vielleicht gefallen würde, von 17 Jahren, von leichter und heiterer Haltung, mit biegsamer Stimme; diese ist nun aber so unlustig, etwas Gründliches lernen zu wollen, daß ich nicht vom Flecke mit ihr komme, was mich sehr verdrießt.

Unter unsern Theaterchorisseen ist eine mit hübschem Gesicht, doch hat sie keine Stimme; die andern sind weniger zu empfehlen, wie denn, was unbegreiflich scheinen muß, bei uns sich nichts bildet, weil sich alles verbildet, worauf man sich wohl gar etwas einbildet; wenigstens war es sonst so. Wie es jetzt geht, da das beste Pferd im Stalle den Rotz hat, weiß ich nicht.

Den 15. Mai. Soeben komme ich von einer großen reichen Tafel, an der ich mich recht nach Lüsten fett und feist geschmaust habe. Fast wäre des Guten auf einmal zuviel geschehen, indem ich heißhungrig Suppe, Fleisch, Zukost, Braten, Kuchen und Nachtisch in

Klößen und Klumpen verschlang. Was mich gerettet hat diesmal, war der ehrliche Basedow, der Dich zu einer Speckseite räuchern wollen. Eine volle Stunde habe ich gebraucht, um mich vom unmäßigsten Lachen zu erholen, da ich denn Erleichterung spürte, wie sie etwa einem Blutigel werden mag, dem Salz aufgestreut wird.

Was mich eigentlich in diese Eile gestürzt hat, mag zumeist Dein Vorgeben eines Plagiats veranlaßt haben. Leider habe ich nichts finden können, es müßte denn Deine menschliche Betrachtung über den Judas darunter verstanden werden sollen; aber was mich über alle Beschreibung erbaut hat, sind Deine Gedanken über Spinoza. Mir ist dieser Philosoph nur allein aus einer längst verjährten Streitigkeit, daß Lessing ein Spinozist gewesen, und aus der Biographie eines holländischen Gottesgelehrten bekannt. Dieser rechtgläubige Protestant, indem er die Grundsätze des Spinoza nach seiner Art widerlegt, beschreibt das Leben und den Tod seines Helden auf eine Art, welche mir die größte Ehrfurcht vor beiden zurückgelassen hat. Ich war damals fast noch ein Jüngling und dachte: Ist Lessing ein Spinozist gewesen, so mag Spinoza in Gottesnamen auch einer gewesen sein. Die Art, wie die Berliner Philosophen, unter welche sich sogar Reichardt mischte, damals mit Jacobi umgingen, verschaffte mir die erste Zuneigung zu diesem edlen Manne, den ich erst viel später von Angesicht lieben lernte.

Geheimen Rat Wolf habe ich niemals in solchem Freudenaffekt über etwas Neueres gesehen als gestern über Deinen dritten Teil; er konnte nicht aufhören, darüber sich auszulassen, und zuletzt sind wir glücklich wieder auf Grund und Boden der Rhythmik angelangt. Er ist zuverlässig der gescheuteste unter den Philologen, indem er anfängt einzusehen, daß alle hieher gehörige Theorie auf dem artistischen Gebrauche der menschlichen Ton- und Sprachwerkzeuge beruht, welche Einsicht den andern geradezu abgeht. Er kam einmal auf den Einfall, noch singen zu lernen; führt er dies aus, da er keine üble Stimme hat, so hoffe ich davon etwas, das noch nicht geleistet ist.

Dein letzter Brief aus Weimar vom 4. Mai ist richtig angekommen. Die Partitur von Christoph Kayser bitte ich mir sobald als möglich aus, da ich schon mit den Anstalten zur Badereise beschäftigt bin, doch bleibe ich wenigstens diesen ganzen Monat noch hier. Von diesem Kayser ist mir aber noch nichts bekannt, und wenn Du etwa die Weihnachtskantate bei der Hand hast, so sende sie mir mit. Reichardt hat mir vorgestern geschrieben, daß sich sein leidenvoller Zustand zu dauerhafter Besserung anlasse. Der Abt Vogler ist zu Darmstadt am 6. dieses plötzlich gestorben. Die Kunst würde durch diesen Tod einen tüchtigen Mann verlieren, wenn er nicht die schönste Zeit seines Lebens vergeudet hätte, fremden Acker zu pflügen, Orgeln zu beschneiden und alten Wust aufzupolieren.

Und nun lebe wohl, mein süßgeliebtes freundliches Herz! zu dem die Heiden beten, ohne es zu wissen. Dein schönes Leben soll eine ewige Kette von Wohltaten folgenden Geschlechtern werden. Und wie Du stehst und Zeiten, Geschlechter und ihre Schicksale wie Dein eigenes Leben als eines aus dem andern ruhig übersiehst:

So laß sie gehen, laß sie streiten
Um schwere Kronen und leichten Kattun;
Sie wissen nicht, was sie bereiten,
Nicht, daß sie Deinen Willen tun.

Z.

212. An Goethe Wiesbaden, Freitag, 15. Juli 1814.

Nun sollst Du vor allen Dingen wissen, daß ich hier zu Wiesbaden am Dienstag abend den 12. Julius wohlbehalten angelangt bin. Eine Wohnung war für mich bestellt durch Madame Uhden, mit der ich ganz zufrieden bin, ich wohne nämlich auf der Langen Gasse im „Bären". Wolf habe ich kaum noch angetroffen, und er gibt vor, nur um meinetwillen solange hier in dem Neste ausgehalten zu haben. Gestern habe ich ihn dafür, zu Belohnung seiner Treue, bis Mainz begleitet, von wo er nun rheinauf geht und von Fußreisen spricht, um den besten Rheinwein aufzusuchen.

Ferner melde ich, daß ich bereits ein Quartier von 3 ordentlichen Piecen für Dich in Beschlag genommen habe, welches in 12 Tagen frei wird. Wolfen habe ich seinen Vorrat von Wein und Schwalbacher Wasser für 47 Gulden abgekauft, und Du findest also alles, was zu Deiner ersten Bedürfnis notwendig ist. Es ist hier gut und angenehm leben, da man durchaus nicht gebunden ist und kein allgemeiner Lebenston herrscht. Was das Gesellschaftliche betrifft, so habe ich vorerst den hiesigen Bibliothekar, den Hofgerichtsadvokaten Bernhard Hundeshagen, durch Wolf kennen lernen. Dies ist ein junger vielgeschickter Mann, der hübsch zeichnet, sich mit Antiquitäten, Botanik und besonders mit Landeshistorie beschäftigt; dieser wünscht sehnlich, Dir allerlei Raritäten der Natur und Kunst vorzuführen. Willst Du Deine Pferde nicht mitbringen, so ist hier das Fuhrwesen nicht übermäßig teuer, um die schönen Umliegenheiten zu befahren. In Biberich, wo der Fürst residiert, habe ich gestern eine Stunde im Garten zugebracht, der sich sehr schön ausnimmt.

Von Frankfurt bin ich auf einem Marktschiffe bis Hochheim gefahren und dann zu Lande hieher, die bunte Reisegesellschaft hat mir den größten Spaß gemacht; dies lebendige Anschaun des Lebens aus der Mitte auf die beiden Ufer ist wahrhaft lehrreich. Ich habe weinen müssen über die lustigsten Lieder, die dies Völklein sang. In Frankfurt am Main habe ich zuerst und allein – das Haus auf dem Hirschgraben gesucht, wo mein Heiland geboren ist, und habe es so gut als gefunden, trotz seiner veränderten Gestalt: von 2 Häusern nebeneinander, die ich ausersehn hatte, ist eins das rechte, wie mir nachher mein Lohnbedienter versichert hat, der Deine Mutter noch in diesem Hause gekannt hat, denn sie ist nicht hier gestorben.

Von meiner Reise will ich nur sagen, daß ich bis Frankfurt 4 Tage und 3 Nächte nacheinander in derber Hitze und großer Gesellschaft unterwegs gewesen bin; ein sehr lustiger Schweizer hat uns mit vielen dummen Späßen Tag und Nacht wacherhalten, zumal er alle alte Weiber heuraten wollte, die wir angetroffen

haben. Vielen Dank endlich Deinem lieben gastlichen Hause, und so komm mir bald nach, Du sollst ein ruhiges Leben hier haben.

Dein ewiger

Z.

Das Zettelchen bitte ich Deinem Karl abzugeben.

213. An Zelter

NB.
Die „Galatea“
ist nicht von Raphael.
Und hiemit löst sich das Rätsel
der Unschicklichkeiten
der Faust aufs Aug'.

Den 28. August 1814. G.

Nur für Dich!
Wenn man getrunken hat,
Weiß man das Rechte.

214. An Goethe Bonn, 6. September 1814. Dienstags.

„Hätt's nit g'dacht, daß Fischgräten
So stechen täten.“

Aus diesem Spruche hat Mozart einen Fischkanon gemacht, und ich will einen Schiffkanon machen: Hätt's nit g'dacht, daß soviel Wasser in der Welt wäre und daß mir's einmal so gut bekommen sollte.

Das Fußreisen werden wir daher von nun an wohl jüngern Freunden überlassen, denn das Chiragra habe ich nach Wiesbaden gebracht und das Podagra dazu geholt. Doch bin ich sehr vergnügt, indem ich, wie ein Kind, an Deiner Brust neue Lebensmilch eingesogen habe.

Mein Reisegesellschafter war immer ein'ge Schritte voraus und seine Gespräche und Reden grundernsthaft. Ich bin ein gar zu

schlechter Schüler, wer nicht, wie Du, mit dem Winde kommt, mit welchem ich fahre, und Du hast mir den Geschmack an allen andern Tröstern verdorben. Mit Deiner Vermutung vom Geisberge herab hat es übrigens seine Richtigkeit.

Da ich einen lahmen Fuß erobert hatte, so nahmen wir in Bingen einen Wagen und fuhren über Kreuznach nach Münster am Stein, wo mich das Salinenwesen hübsch praktisch unterrichtet und ein Ritterschloß des Franz v. Sickingen an Dich erinnert hat. Hier sollten wir mehrere Tage verharren, doch mein Sinn ging zum Rhein zurück, daher setzten wir uns Sonnabend schon auf und fuhren bis Kreuznach zurück. Hier trennte ich mich von meinem guten Reisegefährten und fuhr mit Extrapost sogleich nach Bingen, wo ich glücklich noch das Rheinschiff antraf. Nun war ich wieder frei und froh, und sogleich aufs Schiff! Wir hatten bösen Wind, die Schiffer konnten's nicht zwingen, und so ging's von einem Ufer zum andern und wenig vorwärts. Es war kalt, und alles floh in den untern Raum. So blieb ich allein auf dem Verdeck und saß auf meinem Koffer und freundlichen Kissen, als ob die Welt mein wäre.

Anstatt bis Koblenz zu kommen, mußten wir abends 9 Uhr in Boppard landen und den Morgen abwarten. Sonntags den 4. waren wir morgens um 3 Uhr wieder auf dem Schiffe und landeten um 6 Uhr in Koblenz.

Graf Henckel habe ich gesprochen und auf sein Begehren einige Zeilen an die Pröpstin v. Stein eingelegt. Nach Tische ging ich mit lahmen Fuße über den Rhein auf die Festung Ehrenbreitstein, wo sich die Gegend wunderbar überschaut. Die Zertrümmerung dieses alten Baues ist ebenso unterrichtend wie seine ehemalige Struktur, welche man von obenher wie einen Grundriß übersieht; der Anblick ist überwältigend. Gestern früh nach 6 Uhr fuhr ich mit dem eben angekommenen Schiffe von Koblenz ab und kam um 1 Uhr nach Linz. Das Städtchen mit seinem Schlosse ist großenteils von Basalt gebaut und die Straßen mit diesem schönen Stein gepflastert. Gegen 7 Uhr abends kam ich hier zu Bonn an und

konnte noch die Münsterkirche in- und auswendig in Augenschein nehmen.

Dienstag mittag. Soeben bin ich noch einmal in der Münsterkirche gewesen. Das Gebäude gefällt mehr, wenn man von innen herauskommt, indem sich die äußere Form nach dem innern Raume richtet. Es hat 5 Türme. Die Hauptfassade hat deren drei, welche fast zu nahe aneinander stehn und keinen ganz bequemen Abfluß des Wassers und Schnees zu gestatten scheinen; das Handwerk daran ist vortrefflich. In der Kirche ist eine knieende Helena in Bronze, die sich nicht bequem betrachten läßt, da sie ungeschickt gestellt ist. Das Ganze macht einen guten Eindruck und stellt ein inniges freudiges Gebet im Schmerze vor. Auf einem der Plätze der Stadt ist noch ein römisches Monument zu sehen, welches jedoch durch Zeit und Nachlässigkeit sehr unscheinbar ist. Es scheint ein Fußgestell eines Kegels zu sein, worauf Basreliefs stehen. Ein Mann mit einer Keule auf der linken Schulter und etwas Herunterhängendem, Vließähnlichem in der rechten Hand könnte einen Jason vorstellen, da auf der andern Seite ein Baum, ein Stier und zwei Drachen darüber erscheinen; die andern beiden Seiten sind noch schwerer zu erkennen, auch fing es an finster zu werden. Die Ansicht des Rheins, der Sieben Berge links und des Godesberges zur Rechten ist von einer Anhöhe am Schloßgarten, die man das „Bollwerk" nennt, das Vollkommenste, was ich auf der Reise gesehn habe; auch sind die Stadtbewohner selbst ununterbrochen in der Anschauung dieser Stelle begriffen. Als ich in Bonn gegen Abend ankam, war das „Bollwerk" voll Menschen und soll es immer sein.

Eigentlich kann ich nicht sagen, was ich alles gesehn habe. Alles läuft darauf hinaus: daß Natur und Kunst verschiedene Dinge sind, denen sich keiner ohne gehörigen Respekt nahen soll. Die Kunst kann nur ein drittes Schöne hervorbringen, das von der Natur unendlich absteht. Was mich betrifft, so ist mir das Schönste und Größte vorgekommen, als ob ich's schon unendliche Male gesehn hätte, und ehrlich gesagt, erfreut es mich insofern, als es meine Empfindungen bestätigt und besiegelt.

Endlich bin ich einen guten Teil der Stadt umwandelt und habe die Wälle bestiegen, welche, da sie von Brennziegeln gemauert sind, ihrem Untergange entgegensehn.

Cöln, Freitag, den 9. September. Vorgestern früh um 7 Uhr bin ich hier mit dem Schiffe angekommen. Ich ging zum Maler Fuchs, der mich sogleich zu Sulpiz Boisserée führte. Boisserée zeigte mir seine sämtlichen Risse des Doms, und mit dieser Kenntnis beladen ging ich, das Gebäude selber zu sehn. Man hat erst Mühe, an diese Technik zu glauben, wenn man davorsteht. Das gegenseitige Vertrauen des Handwerks zur Idee und der Idee zum Handwerke erregt Bewunderung, und es begreift sich, wie diese Menschen sich denn ferner alle Feereien gutwillig aufbinden lassen, da nichts mehr unmöglich erscheint.

Gestern habe ich wieder den ganzen Tag mit Anschauung des Doms verbracht und bin so müde nach Hause gekommen, als ob ich 10 Meilen gelaufen wäre. Im Innern der Kirche ist das Vorzüglichste die Fenster mit ihren Darstellungen. Auch hier geht das Handwerk mit der Kunst so in eins, daß man über die Glasmacher und Glaser fast die große, edle, deutliche, friedliche Anordnung des Ganzen vergißt; denn die Beleuchtung, welche diese Fenster gewähren, läßt einen wahren Baumeister erkennen, ehe man die edlen Zeichnungen der Gestalten und Gruppen und ihre Bedeutung kennt. Hievon kann man sich auf der Stelle recht überzeugen, indem man den unangenehmen kreischenden Eindruck der weißen Gläser in der Nähe hat. Bedenke ich endlich, daß diese Herrlichkeit ein halbes Jahrtausend auf dem Nacken hat, so möchte man in die Erde sinken. Die Kapelle der heiligen 3 Könige ist ein oblonges Kämmerlein von ohngefähr 150 Quadratfuß und muß, da es von allen Seiten verschlossen ist, mit Wachs erleuchtet werden. Der Sarg der heiligen Gebeine kann 8 Fuß lang und 4 Fuß breit sein und ist ganz von vergoldetem Silber. Man sieht die Köpfe der 3 Könige mit goldenen Kronen durch Öffnungen, welche in den Kasten gehn. Mehrere hundert Edelsteine, unter welchen ein Topas in Eiform von 3 Zoll lang und viele geschnittene antike Steine, sind rundum in den Sarg

eingelegt. Man müßte wenigstens einen ganzen Tag haben, um nur diesen Kasten zu beschauen, und selbst die getriebene Arbeit muß für ihre Zeit von unschätzbarem Werte sein.

Der Raum in der Kirche selbst zwischen den Säulen ist sehr feierlich und groß, ich habe nie so etwas Edles gesehn; der Klang ist sanft wie das Licht und deutlich wie ein reiner Sternenhimmel. Eine Musik ohne männliche Soprane wird in solchem Raume immer von mäßiger Wirkung sein, wenn sie auch noch so stark besetzt wird, und Reichardt weiß nicht, was er sagt, wenn er auf die Verschneidung schilt. Unter 1000 Menschen mag immer Ein Verschnittener sein, und der Felsen, wovon diese Kirche gebaut ist, ist davon nicht kleiner worden.

Was hier sehr unbequem ist, ist die Sprache. Bisher habe ich mich an den Biegungen der deutschen Mundarten von Berlin aus durch Sachsen den Main und Rhein entlang ergötzt; hier versteh' ich keinen Menschen mehr, da sich die Sprache noch mehr wie die westfälische ganz ins Holländisch-Schwäbische verliert. „Ei bi voh Kallöh" heißt auf deutsch: Ich bin von Cöln. Noch fataler ist mir der Wechsel des Geldes. In Bonn, 4 Stunden zurück, nahm man noch Kopfstücke; hier im Orte will man's nicht mehr kennen. Um mir das Bettelvolk vom Halse zu halten, habe ich mir für einen Krontaler Stüber eingewechselt und dafür 4 Stüber Aufgeld geben müssen. Was mir aber das meiste Pläsier macht, ist das Schimpfen auf meine Landsleute an öffentlicher Tafel. Gestern abend haben sie erfahren, wer ich bin, doch sich nicht stören lassen, und da ich ihnen beitrat, ging's erst lustig, und ich war ein lieber Mann. Ihren Bleicher hielten sie für den besten Rheinwein, und von dem Rheingauer Eilften wußten sie eine Menge Historien von Mondsüchtigen, welche dieser Wein hervorgebracht haben soll. Einen Kaufmann namens Silbermann habe ich mir ganz zugeeignet, indem ich ihm von seinem Urgroßvater erzählte, daß er der größte Orgelmacher war, den die Sonne gesehn hat; dafür hat er mir ganz infamen Knaster verkauft, den ich ihm wiedergebe, um vielleicht noch schlechtern dafür zu bekommen. Sonnabend früh. Morgen

denke ich nach Deutz und über Düsseldorf nach Hause zu gehn. Die Witterung wird täglich schlechter, und mein Fuß will sich nicht bessern, daher mir das Laufen sauer wird. Die Musik liegt hier so ruhig wie der Handel, kaum habe ich seit meinem Hiersein einen Ton, dafür aber auch nicht Eine Drehorgel gehört. Die Stadt ist nachts nicht erleuchtet, und man darf nach 10 Uhr nicht ohne Licht über die Straße gehn. In Koblenz hörte ich seit 3 Monaten den ersten nächtlichen Zank, und weiterher bemerke ich häufiger dergleichen.

Nachmittags. Soeben komme ich aus Deutz, wohin ich mit der fliegenden Brücke übergeschifft bin. Der Rhein ist zwischen hier und Deutz ohngefähr 5 bis 600 Fuß breit und von unendlicher Schönheit, zumal in diesem in der Tat großen Sturmwinde. Wenn Du künftiges Jahr den Rhein besuchst, so rate ich vor allen Dingen, die längsten heitern Tage dazu zu nehmen; denn die Abende und Morgen sind auf diesem Flusse ein wahres Labsal. Die Reise auf einem Postschiffe hat freilich ihre Unbequemlichkeiten, doch muß man sie einmal getan haben, da sie durch sich selbst interessant ist. An einem Male ist es aber so nicht genug, und dann wird's wohl besser sein, ein eigenes Boot zu nehmen, wo dann die Gesellschaft nicht zu groß sein darf, indem nichts langweiliger ist und störender als das „O!" und „Ach!" der meisten Beschauer, die sich dabei allerlei denken wollen. Lebe wohl. Z.

Sonntag, 11. Boisserée wird Dir dieses überbringen, ich gehe soeben weiter nach Berlin.

215. An Zelter

Leider habe ich nicht, wie ich hoffte, einen Brief von Dir in Weimar vorgefunden, als ich am 27. hujus wohl und vergnügt daselbst ankam, und ermangele also gänzlich neuerer Nachrichten. Indessen habe ich für Dein reiches Blatt zu danken, wodurch Du mich zum Mitgenossen Deiner Rheinreise gemacht hast. Was mir seit jener Zeit begegnet, werde ich nächstens zusammenfassen und Dir zusenden. Mir sind unendliche Schätze des Anschauens und

der Belehrung geworden, vom Granit an bis zu den Arbeiten des Phidias und von da rückwärts bis auf unsere Zeiten.

Melde mir indessen, wie es Dir in Deinen Umgebungen gelingt, melde mir von dem Frauenzimmerchen und was deshalb zu erwarten ist. Nicht weniger, was nach Deiner Ansicht Epimenides für Gebärden schneiden wird, wenn er erwacht. Hast Du eine Abschrift vom „Gastmahl der Weisen?" Ich zweifle daran. Riemer wollte noch die passenden Personagen darübersetzen. Poetisches ist seit der Zeit nichts vorgefallen, Welt und bildende Kunst haben mir genug zu schaffen gemacht, und nun das herzlichste Lebewohl!

Weimar, den 31. Oktober 1814. Goethe.

216. An Goethe Berlin, 8. November 1814.

Am 3. dieses ist ein Faß mit Rübchen und ein Gläschen Eingemachtes an Dich nach Weimar abgegangen. In dem Fasse liegen die Komödienzettel, und der Fuhrmann hat versprochen, vor 18 Tagen an Ort und Stelle zu sein.

Von meiner Reise bin ich, von Düsseldorf ab, über Elberfeld, Hamm, Bielefeld, Minden, Hildesheim und Magdeburg, am 29. September allhier glücklich eingelaufen. In Halberstadt traf ich unsern Isegrim, der sich daselbst bei seinen Jungen seit 5 Wochen ein Nest gemacht hatte. Mit diesem habe ich noch einen Abstecher in den Harz hinein gemacht und seine Unleidlichkeit auf Reisen, will's Gott, zum letzten Male empfunden. Hätte ich ihn nicht mit Gewalt nach Berlin gerissen, er wäre vielleicht noch da. Übrigens ist das Departement hiesigen Orts etwas ungehalten, und die Chronik spricht von einer Frage: was er denn tue?

Hier habe ich aufzuräumen gefunden und darüber zu nichts kommen können. Die Kunstausstellung auf der Akademie okkupiert meine Säle mit, vielleicht noch vier Wochen, weil sie den König zurückerwarten; unterdessen muß ich in der Stadt umherlaufen wie ein Barbiergesell, um nichts einschlafen zu lassen, da sie hier alle Tage etwas Neues haben, wonach sie laufen.

Über den „Epimenides“ weiß ich erst seit gestern von der Witwe Iffland (denn von allen andern deckt jeder seine Haut), daß die Ursache einzig und allein am Komponisten liegt, der nicht fertig geworden ist, wie ich gleich vermutet habe, da er niemals Zeit hat – Zeit zu haben. Unterdessen hat man 3 Stückchen von Kotzebue, dem allzeit Fertigen, aufgeführt, die total mißfallen haben; darüber ist die Menge unruhig worden, und der König soll gesagt haben: Wenn sie soviel Geld an solchen Plunder wegwerfen wollten, sollten sie doch lieber zu Hause bleiben.

Als ich hieher zurückekam, fand ich eine Geschichte: Du würdest die Direktion des hiesigen Theaters übernehmen; mit dem Herzoge wärest Du unzufrieden, und Weber, den ich fragte, sagte mir, er wisse, daß an Dich geschrieben sei. Denjenigen, welche mich gefragt haben, habe ich geantwortet: Du wärst gottlob frisch und gesund, um das Übrige sollten sie Dich selber fragen. Haben sie Dir denn das Stück bezahlt? – Weber, den ich fragte, wußte es nicht, und es wäre mir daran gelegen, es zu wissen.

Auf meinen nächtlichen Reisen hat es nicht an Zeit gefehlt, allerlei Reminiszenzen aus dem „Epimenides“ zusammenzufügen. So hatte sich das Liedchen: „Vorwärts! Hinan!“ in meinem Gehirne kryställisiert und melodisiert, wie ich denn auch Dein Manuskript selbst oft genug vor Augen gehabt habe. Mit diesem Liede wollte ich Dich überraschen, das heißt: eure Choristen in Weimar sollten es Dir vor Deiner Türe vorsingen. Nun geschah's, daß Fürst Blücher sich zum 11. Oktober zur Singakademie anmelden ließ, und ich wußte nichts Besseres zu tun, als ihn mit diesem Liede zu bewirten, das ihm Freude gemacht hat, da es so wahrhaftig und fein gegeben ist. Auch haben es 181 Stimmen so frisch und energisch gesungen, daß dem Alten die Tränen entlaufen sind. Darüber ist nun Freund Weber aus seinem Lager aufgestört, und ich werde zu tun haben, um ihn wieder gut zu machen. Vielleicht klagt er Dir sein Leiden selber, denn er hat mir sein Manuskript geliehen, um es Schultz vorzulesen, und glaubt, ich habe die Verse aus seinem Manuskripte abgeschrieben.

10. November. Mit dem Frauenzimmerchen ist es nichts. Sie ist eben von ihren Eltern zurückgekommen, und wenn auch sie selber Lust hätte, so scheinen jene dagegenzusein. Vielleicht findet sich bald etwas anderes; auch fehlt es nicht an Subjekten, die ich Dir aber nicht schicken kann.

Dein Brief vom 31. Oktober, den ich diesen Nachmittag erhalten habe, erinnert mich sehr schön am „Gastmahl der Weisen". Schicke mir es ja bald. Man muß solche Sachen vorrätig haben, wenn etwas daraus werden soll, um glückliche Momente zu nutzen, da mein Haus wie ein Taubenschlag ist.

Mit meiner Kur bin ich sehr zufrieden; das Wasser hat alle gichtische Materie nach außen gelockt, was ein Ausschlag an Händen und Füßen bekundet, und so Gott will, denke ich künftiges Frühjahr beizeiten wieder an Ort und Stelle zu sein, um den Feind zu verfolgen, der mir das Beste nehmen will, was noch an mir ist.

Ich muß schließen, damit der Brief fortkomme. Sei so gut und laß es mich wissen, ob die Sachen angekommen sind, da ich Dir noch eine andere Sendung zu machen gedenke. Auch möchte ich wissen, ob Deine Frau die Kistchen erhalten hat, die ich von Cöln aus gesandt habe. Gott befohlen!

Dein

Sonntag, den 12. November. Zelter.

Das „Gastmahl der Weisen" und was Dir auf Deiner Reise begegnet, bitte ich nicht zu vergessen, da ich künftiges Jahr auch in diese Gegend wandern möchte.

217. An Zelter

Nur eilig vermelde, mein teuerster Freund, daß Kraut und Rüben glücklich angekommen sind. Diese Bezeichnung verdienen schon an und für sich die Komödienzeddel, geschweige denn in Begleitung von so erwünschten Eßwaren.

Die Frauenzimmer danken für die Cölner Wohlgerüche. Frau Professor Riemer wird sich an ihrem Teil in den Flitter-

wochen erquicken. Ferner ist das „Vorwärts“ angekommen; es scheint aber dies nicht der Wahlspruch euerer Anstalten zu sein. Von allem übrigen nach dem neuen Jahre, wo wir zwar um vieles klüger, aber um weniges besser sein werden. Bis dahin habe ich auch noch zu tun, meine Schuld wegen unendlichen Gefälligkeiten, die mir auf der Reise erzeigt worden, nur einigermaßen zu mindern; das „Gastmahl der Weisen“ wird indessen aufwarten. Mohamed Schemseddin hat sich auch wieder vernehmen lassen. Auch ich sehe dem Frühjahre und den warmen Bädern mit Verlangen entgegen. Im Alter täte man wohl, wie Karl der Große seine Residenz in einem solchen Dunstkreise zu fixieren. Und somit Gott befohlen.

Weimar, den 21. November 1814. Goethe.

Herrn Staatsrat Schultz grüße zum schönsten!

218. An Zelter

Vor Jahresschluß will ich Dir wenigstens noch einen freundlichen Gruß zurufen und versichern, daß ich mich ganz wohl befinde; das Gleiche wünsche von Dir zu vernehmen. Hafis hat mich fleißig besucht, und da ist denn manches entstanden, das Dir in der Zukunft liebliche Melodien ablocken soll.

Empfiehl mich Herrn Staatsrat Schultz zum allerschönsten. Wie sehr mich seine Sendung gefreut, erhellet aus nachstehendem Blatte. Es ist die Abschrift einer Briefstelle, die ich an einen Freund gleich nach Durchlesung jenes Heftes erließ und welche dem würdigen Mann vielleicht meine Gesinnung besser ausdrückt, als ich es direkt tun könnte. Möge doch seine Gesundheit und seine Geschäfte ihm erlauben, auf diesem Wege fortzufahren! Sobald ich mich einmal über diese Gegenstände zusammennehmen kann, schreibe ich ihm ausführlicher.

Jetzt bin ich mit der neuen Ausgabe meiner Werke beschäftigt, die mich zu wunderlichen Betrachtungen veranlaßt, indem ich genötigt bin, über die abgeschiedenen und immer aufs neue spuken-

den Geister revue zu halten. Auch wird durch diese mir abgenötigte Betrachtung die biographische Arbeit sehr gefördert.

Von meiner „Italienischen Reise" habe ich die vorhandenen Tagebücher von Karlsbad bis Rom redigiert; dieses Büchlein erhält dadurch einen eigenen Charakter, daß Papiere zum Grunde liegen, die im Augenblick geschrieben worden. Ich hüte mich, sowenig als möglich daran zu ändern, ich lösche das Unbedeutende des Tages nur weg, sowie manche Wiederholung; auch läßt sich vieles, ohne dem Ganzen die Naivität zu nehmen, besser ordnen und ausführlicher darstellen. Wann es herauskommen kann, weiß ich selbst noch nicht. Soviel für diesmal. Melde mir nun auch, wie es Dir ergangen ist.

Aus einem Briefe des Kapellmeister Weber sehe ich, daß sie denn doch noch den „Epimenides" aus seinem Totenschlafe zu erwecken die Absicht haben, und somit nochmal ein herzliches Lebewohl!

Weimar, den 27. Dezember 1814. G.

Abschrift.

Nach allem diesen kann ich Ihnen, lieber Freund, nicht verhalten, daß mir in diesen Tagen etwas besonderes Vergnügliches begegnet. Ich wußte nämlich schon lange, daß Herr Staatsrat Schultz in Berlin, ein vorzüglicher Mann in jeder Rücksicht, meine Farbenlehre mit Neigung ergriffen und besonders den physiologischen Teil weiter bearbeitet, jedoch seine Bemerkungen nur notiert und, weil er erst noch weiter fortschreiten wolle, nicht redigiert habe. Nun hat er auf mein dringendes Ansuchen die Sache, wie sie gegenwärtig vor ihm liegt, als ein gewandter Geschäftsmann mit großer Klarheit darzustellen und die Resultate sowohl als die einzelnen Erfahrungen zusammenzufassen und aufzuzeichnen die Gefälligkeit gehabt. Es ist das erstemal, daß mir widerfährt zu sehen, wie ein so vorzüglicher Geist meine Grundlagen gelten läßt, sie erweitert, darauf in die Höhe baut, gar manches berichtigt, suppliert und neue Aussichten eröffnet. Es sind bewunderns- und beneidenswerte aperçus und Folgerungen, welche zu großen Hoffnungen

berechtigen. Die Reinheit seines Ganges ist ebenso klar als die Ramifikation seiner Methode. Die größte Aufmerksamkeit auf sehr zarte, im Subjekt vorgehende Erscheinungen, Scharfsinn ohne Spitzfindigkeit, dabei große Belesenheit, so daß es nur von ihm abhängt, meinen historischen Teil höchst schätzbar zu bereichern. Wenn ich die Erlaubnis von ihm erhalte, den Aufsatz drucken zu lassen, so wird er gewiß, auch schon in seiner jetzigen Gestalt als Entwurf, sehr wirksam werden.

1815

219. An Zelter

Unseren Freund Raabe, welcher nun bald ein Vierteljahr mit uns hauset, kann ich nicht abgehen lassen, ohne Dich durch ihn zu begrüßen; er wird erzählen, wie es bei uns aussieht und daß wir uns ganz wohl befinden, ja fürtrefflich, wenn wir die Kleinigkeiten des Tags nicht abziehen wollten.

Meine ernstlichste Betrachtung ist jetzt die neuste Ausgabe meiner Lebensspuren, welche man, damit das Kind einen Namen habe, „Werke" zu nennen pflegt. In den zwei ersten Bänden wirst Du manches finden, das quellenhaft ist; Du wirst es sammeln und auf Deine Mühle leiten.

Zu der Herzogin Geburtstag, am 30., geben wir „Zenobia" nach Calderon, von Gries; wahrscheinlich bleibt auch dieses Stück ein ausschließliches Eigentum unserer Bühne. „Proserpina" von Eberwein, die Du kennst, wird den 3. Februar gegeben; wir haben diesem Werklein noch wunderlich eingeheizt, daß es als Luftballon steigen und zuletzt noch als Feuerwerk zerplatzen kann. Soviel für diesmal in Eile, weil wir so lange gezaudert.

Vale optime!

Den 23. Januar 1815. Goethe.

220. An Goethe Berlin, den 31. März 1815.

Endlich und gestern ist der „Epimenides" glücklich vom Stapel gelaufen. Die Wirkung war bedeutend, und trotz der Verwöhnung unseres Publikums, der Verspätung des Stücks und mancher kleinen Umstände, deren Anordnung überall den Dichter selbst verlangt haben würde, hat es getroffen; ja es erschien wie eine prophetische

Vision und zugleich wie eine Probe des Exempels. Man hatte geglaubt (wie denn der Unglaube der Gläubigste ist), das Stück werde auf die neusten Tage nirgend passen; eine gute Stimmung von vornherein war nicht zu erwarten; ich selber war verlegen und hatte mich ins Orchester geschlichen, um zwischen dem Theater und dem Publikum im Freien zu sein. Der Anfang verzögerte sich, das volle Haus ward unruhig und mir bange.

Die Ouvertüre kam: Weber hat entweder nicht Zeit gehabt, oder er hat bedacht, daß die Muse selbst die Ouvertüre spricht; kurz, er hat einen mäßigen, würdigen, wiewohl etwas lugubren Eingang zum Stücke gemacht, der sich sehr wohl ausnahm. Die erste Stanze schon, etwas breit aber gut gesprochen, erregte stille Bewegung, und beim Abgange der Muse bemerkte ich an mir selber und im Hause eine bessere Stimmung, die durch das heitere Lied der Genien vollkommen ward.

Der Dämon der Unterdrückung etwas affektuos, doch klar und fest gesprochen; seine Bestechung der „Liebe" und des „Glaubens" wie der unselige Zustand verlorner Freiheit und Unschuld und die endliche Befreiung durch die „Hoffnung" machen eine tief eindringende Szene. Die beiden Tugenden duckten sich wie getretene Hühner, und wie gesagt: mich hat die Szene in ungeheure Bewegung gesetzt. Und gefühlt haben sie's alle, Gott sei Dank! wenn sie's auch nie erkennen; es ist ein Griff in die Natur menschlicher Verderblichkeit („mors stupebit et natura"), den sie rasend übelnehmen würden, wenn sie den Generalbaß wüßten.

Sonnabend, den 1. April. Gestern abend war die erste Wiederholung des „Epimenides". Hatte das Stück gestern den gewöhnlichen Beifall eines guten Stücks, so war heute der Hof darinne, der gestern fehlte. Ein bedeutender Teil des Publikums sahe es heute zum zweiten Male, und die Aufnahme war von vornherein wärmer, vorbereiteter, und die gestrige Aufführung wie eine Generalprobe zu betrachten. Weber ist über allen Ausdruck vergnügt. Er hat mit großer Anstrengung arbeiten müssen, weil der Graf Brühl ihn drängte, und man erwartete eine mühselig-kalte zusammengestoppelte

Musik. Hat er manches verfehlt, ja manches zu gut machen wollen, so sind ihm dagegen Hauptmassen zur Bewundrung gelungen. Die Szene mit dem Brandschein auf dem Theater ist vollkommen. Er hat vieles auf sogenannte melodramatische Art komponiert und ganz vorzüglich, zu welcher Art er überhaupt viel Geschick hat. Mit der „List" hat er sich viel undankbare Mühe gegeben, und dadurch ist diese Person zu lyrisch geworden. Das Schlecken und Schleichen, was er ausdrücken wollte, geht dadurch in Empfindsamkeit über, daß er sich zu lange damit aufhält und den Gang des Stücks hindert; übrigens ist diese „List" ein wahrer Dämon für jeden Komponisten. Die Chöre, welche bei uns einen Apparat haben, wie nur große Theater haben können, machten sich, besonders durch das Auftreten der verschiedenen Völkerschaften, sehr imposant, am meisten für das Auge. Unsrer ersten Sängerin hat Weber eine große Prachtarie mit konzertierendem Chor gegeben, die ganz zuletzt ein opus ist. Das Stück spielt hier $2^1/_2$ Stunde, doch ward es in beiden Tagen besonders dadurch aufgehalten, daß eine unendliche Menge Kraftphrasen und Sentenzen in langen Pulsen beklatscht und berufen worden, weshalb die Spieler solange innehalten müssen. Manchmal schien's, als wenn die Menge sich in 2 Chöre bildeten, um dies und jenes hier oder dort zu beklatschen; dann vereinigte sich wieder alles, und kurz, ich habe meine Lust daran gehabt. Am ersten Tage ließen die Schauspieler das, was sich auf die Person des Königs bezieht, aus, weil der König alle solche Beziehungen verbeten, ja verboten hat; dies hat jedoch gestern gesprochen werden müssen, und der Beifall war wütend. Dazugekommen ist noch gestern, daß am Schlusse, wo sich die allgemeine Gruppe bildet, über dem Frontispize des Tempels sich der Triumphwagen des Brandenburger Tores erhebt und aufstellt. Unter den sprechenden Personen hat sich Epimenides durch Zusammenhang, Deutlichkeit, Ruhe und Würde hervorgetan; die „Liebe" ward schön gesungen, weniger gut gesprochen. Die „List": ein schlanker, schöner, glatter, länglicher, duckſamer Kurtisan, ausnehmend gut und reinlich gesungen; der Kerl hat eine Zunge wie eine Specknudel. Die Aufführung

selbst war weit mehr im Ganzen als ehegestern. Die Leute spielten freier, runder, geistiger. Das Auftreten der „Hoffnung" ist von großer Gewalt. Diese Szene hat mich wieder tüchtig angepackt, wiewohl sie noch nicht vollkommen gegeben wird. Sie ist der geheime Leib, woran alle Glieder befestigt sind – in Ruhe, aber ungeheuer.

Mir ist der „Epimenides" ein rechtes Pflaster auf die Wunden gewesen, die mir Tags vorher der verruchte „24. Februar" wie mit Fleischerbeilen geschlagen hat. Der Mensch sieht das Schicksal an wie einen Frachtwagen, worauf man packen kann, was man will, oder ein Beinhaus für Armesünderknochen. Gott bewahre alles Mutterkind vor solchen Poeten! Die Pfaffen haben einen rechten Fang an ihm gemacht; der bringt sie alle an den Galgen.

Nun habe ich mich – zu entschuldigen will ich nicht sagen, daß ich auf zwei Briefe von Dir nicht geschrieben habe. Die Wahrheit ist, daß ich mich die ganze Zeit schlecht befunden habe und mit Schmerzen das eingetretene gute Wetter erwartet habe. Ob man diesen Sommer in ein Bad wird gehen können, weiß Gott, wie nötig ich's habe. Ich habe ein sehr gutes Osterkonzert gemacht und über 800 rh. reinen Gewinn davon. Auch das Departement hat sich geneigt erwiesen gegen mich, doch ist mir die Verlängerung der Abwesenheit des Staatskanzlers unbequem, da er meine gehoffte Zulage bestätigen muß. Die Sache ist kein Spaß, denn sie beträgt jetzt schon 700 Taler.

Herr Catel hat mir sein Buch gebracht, um es Dir zu überschicken, was er freilich wohl selber hätte tun können, da er recht gut weiß, was ich von solchen Theorieen halte, die auf den Geist unseres Zeitalters ruhen. Was in dem Buche nicht steht und Du nicht wissen kannst, ist: daß gerade der Geist der nämlichen Gemeinde, für die dies Buch und diese Kirche erdacht worden, gar nicht erpicht ist, eine neue Kirche zu haben, und vielmehr verlanget, daß der Platz, wo das alte, vom Brande zerstörte Gemäuer noch steht, rasiert werden und auf der Stelle ein Markt stattfinden soll. Diesem Volke Kirchen zu bauen, woran sie ihr Wasser abschlagen können, ist

gerade an der Zeit. Nun haben die gebildeten Leute Prediger und keine Kirche, Suppe und keine Löffel.

Endlich will ich nur noch sagen, daß wir an Herrn Devrient einen neuen Schauspieler aus Breslau akquiriert haben, der alle Pferde reitet. Er hat seinen Debüt mit Franz Moor angetreten, und Dienstag wird er den Schneider Fips spielen. Diesen Franz spielte er wechselsweise pathetisch und leidenschaftlich; er spricht nicht schlecht, doch ohne Klang; seine Figur ist nicht unangenehm, doch nicht anziehend. Dies soll doch kein Urteil über den ganzen Mann sein, dem ein sehr günstiger Ruf voranging; vielmehr habe ich nur 2 Akte von den „Räubern" gesehn. In Breslau hielt man ihn weit über Iffland, mit dem er allerdings zu vergleichen ist, wenn es mir [gleich] vorkömmt, als wenn Naturell und Studium und Übung in Iffland sich in gewissen Rollen wunderbar vereinigt zusammengefunden hätten.

Sende mir doch einige Lieder. Deinem „Hans Adam" habe ich ein Kleid angezogen, worin er sich wird sehn lassen können. Nun lebe wohl, mein Einziger, und denke Deines

Zelter.

221. An Goethe

Der junge Herr Mendelssohn, ein studierender Mediziner, bittet mich, ihm einen Brief an Dich mitzugeben, um Dein Angesicht sehn zu können. Er hat schon den vorigen Krieg mitgemacht und ist trotz seiner mäßigen Gesundheit entschlossen, wieder zur Armee zu gehen.

Wir erwarten unsern König hier in Berlin, und bis dahin wird der „Epimenides" wohl ruhen, mit dessen Auslegung man sich auf mancherlei Art beschäftigt. Einer hat das Stück „J – wie – meenen – Sie – des?" genannt, welches vollkommen Berlinisch herauskommt.

Die gute Gelegenheit mag dazu dienen, Dir einige Autographa merkwürdiger Hände zu überschicken. Und sollte auch von diesen Händen schon etwas in Deiner Sammlung sein, so sind die Stücke selbst in geschichtlich-artistischer Hinsicht bedeutend, besonders das Stück von Sebastian Bach und das von Kirnberger. Über das

Stück mit der Überschrift „La Coorl“ findest Du in „Faschens Leben“ Aufschluß.

Nun lebe wohl, mein Geliebter! und laß von Dir hören:

„Denn der Liebe sind die Zeiten
Alle gleich und immer so.“

Berlin, den 11. April 1815. Z.

222. An Zelter

Da Du, mein lieber schweigsamer Freund, grade zur rechten Zeit die Zähne voneinander tust, so soll Dir das bisherige Versäumnis von Herzen verziehen und überdies der schönste Dank gesagt sein. Schon waren mir verständige und ausführliche Nachrichten von der Ausführung des „Epimenides“ zugegangen, nun kommst Du aber, mit kühner Feder das Tüpfchen auf das i, das Häkchen übers u zu setzen, und nun wird mir die Schrift erst vollkommen lesbar.

Alles beruht darauf, daß ein solches Stück ein dutzendmal hintereinander gegeben werden könne. Vergegenwärtige man sich die Elemente, aus welchen eine solche Vorstellung zusammengesetzt ist, und man wird an einer glücklichen Ausführung beinahe verzweifeln.

1) Die Arbeit des Dichters als Grundlage, der durchaus hier immer den äußern Sinn beschäftigen und zugleich den innern anregen will, der vom Zuschauer verlangt, daß er jeden Augenblick schaue, merke und deute.
2) Der Komponist, der das Gedicht begleiten, tragen, heben und fördern soll und auch diese seine Pflicht mehr oder weniger erfüllt.
3) Das Orchester, das die Intention des Kapellmeisters vollkommen ausführen soll.
4) Schauspieler und Sänger, die an dem ihnen in die Hand gegebenen Leitfaden sich durch so manche Gefährlichkeit hindurchzuwinden haben, jeder einzeln seine Pflicht tun und doch auf die übrigen merken soll.

5) Gedenken wir der Kleidung, die auch nicht gleich paßt und bequem ist;
6) so mancher kleinen Requisiten, auf die soviel ankommt;
7) der Dekoration, deren Erfindung zum Ganzen stimmen, an deren Veränderung nichts stocken soll.
8) Und nun dann ein Publikum, aus so vielen Ständen und Kulturen zusammengesetzt, das, wenngleich mit gutem Willen, doch nur kalt und unvorbereitet herankommt und dem man gar nicht übelnehmen kann, wenn es im gegenwärtigen Fall mit Unglauben und in der schlechtesten Stimmung der Welt sich versammelte.

Wieviel Dutzend zinnerne Teller gehörten dazu, um die refraktären Ingredienzien einer solchen Glockenspeise zu schmelzen (vide „Cellini", II. Teil, pagina 176)!

Bei öfterer Wiederholung ist es ganz etwas anders: da entstehen ohne Blasebalg und Flammen, ohne Kunst und Vorsatz die zartesten Wahlverwandtschaften, welche jene abgesondert scheinenden Glieder auf die gefälligste Weise zu einem Ganzen verbinden. Von der handelnden Seite mehr Sicherheit und Gelenkigkeit, erworben durch Übung, gestärkt durch Beifall, getragen durch lebendige Ein- und Übersicht des Ganzen. Von der schauenden Seite Bekanntschaft, Gewohnheit, Gefallen, Vorurteil, Enthusiasmus, und wie die guten Geister alle heißen mögen, ohne die uns die „Ilias" und „Odyssee" selbst nur ein totes Gerüste bleiben würde.

Daher kommt's nun, daß bei lebhafteren Nationen die Stücke, die einmal gegriffen haben, ins Unendliche wiederholt werden können, weil die Schauspieler das Stück und das Publikum die Schauspieler immer mehr durchdringen, ferner auch Ein Stadtnachbar den andern aufregt, ins Theater zu gehen, und das allgemeine Wochengespräch zuletzt die Notwendigkeit hervorbringt, daß jeder die Neuigkeit gesehen habe. So erlebte ich in Rom, daß eine Oper, „Don Juan" (nicht der Mozartische), vier Wochen alle

Abende gegeben wurde, wodurch die Stadt so erregt ward, daß die letzten Krämersfamilien mit Kind und Kegel in Parterre und Logen hauseten und niemand leben konnte, der den Don Juan nicht hatte in der Hölle braten und den Gouverneur als seligen Geist nicht hatte gen Himmel fahren sehen.

Dies alles sage ich Dir, mein Freund, mehr zum Schwätzen, denn ich spreche zu einem Wissenden, und möchte wohl einmal einer Deiner Aufführungen vom „Tode Jesu" beiwohnen, durch Dich aufmerksam gemacht auf alle Erfordernisse, welche unerläßlich sind, damit ein solches Werk zur Erscheinung komme.

Daß Du die Achse, worauf sich mein Stück herumdreht (doch, wie ich hoffe, ohne Knirschen und Knarren), so festgehalten und tief empfunden, freut mich sehr, ob es gleich Deiner Natur ganz gemäß ist. Ohne diese furchtbaren Ketten wäre das Ganze eine Albernheit. Daß dieses Exempel an Frauen statuiert wird, macht die Sache läßlicher und zieht sie ins Gebiet der Rührung; doch wollen wir nichts weiter davon reden, sondern die Wirkung den Göttern anheimstellen.

Zu allem, was Dir in ökonomischem Sinne Gutes widerfahren kann, wünsche ich Glück. Wohin ich mich diesen Sommer wende, weiß ich selbst nicht. Wiesbaden hat mir gar zu wohl getan, und ich möchte es gern wiederholen, doch mag sich's draußen am Rheine, wenn auch alles gut geht, jetzt wieder höchst unerfreulich wohnen; doch man steckt sich am Ende ins warme Wasser und entäußert sich der Außenwelt.

Das Catel'sche Heft will ich gelegentlich durchsehen. Empfiehl mich dem Verfasser schönstens. Ich hüte mich zwar jetzt vor der Architektur wie vor dem Feuer. Je älter man wird, desto mehr muß man sich beschränken, wenn man tätig zu sein begehrt. Nimmt man sich nicht in acht, so geht man bei so vielen fremden Aufforderungen für lauter Teilnahme und Urteilsprechen mit geist- und leiblichen Kräften in nichtigen Rauch auf.

Daß Du dem „Hans Adam" eine tüchtige Jacke auf den Leib gepaßt haben wirst, daran zweifle ich keineswegs und freue mich,

ihn darin stolzieren zu sehen. Unter meinen spätern Dingen will ich etwas aussuchen. Das Orientalisieren finde ich sehr gefährlich, denn eh' man sich's versieht, geht das derbste Gedicht wie ein Luftballon für lauter rationellem und spirituellem Gas, womit es sich anfüllt, uns aus den Händen und in alle Lüfte.

Soviel möge für diesmal genug sein. Versäume nicht, manchmal zu schreiben, wenn Du ja auch nur das Theater zum Text nimmst; mir wäre in mehr als einem Sinne dran gelegen, zu erfahren und zu schauen, was das neue Regiment leistet und wirkt, wobei es mir denn auch auf eine halbe Stunde Diktieren nicht ankommen soll, woran Dir, recht betrachtet, doch auch gelegen sein müßte.

Eben als ich bedachte, was ich noch auf diesen Raum setzen sollte, kommt Herr Mendelsohn und bringt mir Gruß und Gabe, beides erfreulich. Ich habe ihn heiter empfangen, aber zerstreut: denn eben als er ankam, war ich über hundert Meilen weit vom Hause weg. Die Notenblätter sind köstlich! Keinen von [diesen] drei Männern besaß meine Sammlung. Also den schönsten Dank! Da wir die Berliner zum Nachdenken und zum Calembour gebracht haben, so wollen wir's eine Weile dabei bewenden lassen. Herrn Staatsrat Schultz grüße schönstens. Seine Hefte habe die Zeit wieder durchstudiert, sie und er sind mir nur desto lieber geworden. Nun Adieu! möge dies ein glücklicher Anfang neu eröffneter Kommunikation werden.

Weimar, den 17. April 1815. G.

223. An Goethe

Indem ich Dein Gedicht wieder lese, wird mir aufs neue klar, daß wohl niemand etwas hervorbringen kann, worin er nicht *selbst* begriffen ist, und daher der Künstler nur immer sich selbst reproduziere, wie Zeit, Alter und Umstände jedesmal wirken.

Dadurch entsteht das Besondere, ja das Neue, und es ist kein Wunder, wenn die Welt daran vorübergeht und alles daran zu erkennen glaubt, nur sich selbst nicht.

So geht es mir denn auch, nur mit der Abweichung, daß, was mir beim allerersten Hören und Lesen deutsch und vollkommen deutlich erschien, mir jetzt zum Rätsel ward, dessen Auflösung mich auf das angenehmste unterhielt. Ja die Neckerei wird so weit getrieben, daß man daneben die Zeitung liest und eins mit dem andern als Kontrasubjekt denkt.

Den 16. April. Gestern hatten wir ein neues Drama: „Hedwig", in 3 Akten, von Körner. Ein den „Räubern" nachgequältes Stück oder Trauerspiel, weil die Hauptpersonen wegen ungeheurer Leidenschaft, Delikatesse und Immoralität umkommen, die so lange und ekelhaft aneinander gerieben werden, bis das ganze Theater in Flammen aufgeht. Auf dem Zettel steht, daß das Stück an der Grenze von Italien spielt. Der Beifall war laut und rauschend, doch ohne Wärme, wie das Stück, und bezog sich wohl meistens auf unsere neuen Schauspieler Herr und Madame Devrient. Er spielte den jungen Banditen mit schmerzlicher Anspannung, da er kein starker Körper und seine Stimme nicht klingend ist; sie die Hedwig, nicht ohne Verdienst, doch so, daß ich einer Schauspielerin neben ihr (Mademoiselle Beck) geneigter worden bin.

Wenn die guten Leute nur erst wollten reden lernen! Dieses Stoßen und Holpern und Stolpern und Drücken und Quetschen der Konsonanten, das sie wie ein Pfahlwerk vor der Luftröhre stehn haben, hindert jede gute Intention und ihr eigenes Gefühl. Deutlichkeit, Freiheit und Anmut sind unerreichbar, wenn der Redner mehr Zeit und Kraft zum Atmen als zum Sprechen braucht. Wozu sind denn Leseproben, wenn das Notwendigste nicht geübt wird? Was jeder gute Bereiter seinem Pferde zuerst beibringt, ist ein stehender Atem, und der ausübende Artist zerstört seine Brust, indem er das Gedicht entstellt und dem Zuhörer seine Brustschmerzen mitteilt.

Euer Schicksal, ihr armen Dichter, dringt mir tief ins Herz, wenn ich bemerke, wie ihr schöne Perioden wie prächtige Säulenstellungen an- und übereinander baut, die wie Tempel der Götter dastehn sollen und sich in die Lüfte heben, und wie dann die Hacker

und Packer sich daran rüsten und euch Kommata und Striche und Löcher hineinmeißeln und aus einem Architekturwerke einen geflickten Mantelsack machen.

Mein jüngster Knabe, der eben 16 Jahr alt worden ist, ist vorigen Montag zu seiner Schwadron am Rhein abgegangen. Er dient schon seit einem Jahre als gemeiner Husar beim Regimente Brandenburg und wollte sich durchaus nicht halten lassen; so mag er's denn versuchen, und doch muß ich ihn beneiden, denn er sieht im 16. Jahre, worauf ich 56 Jahre warten müssen. Eben erhalte ich einen Brief von ihm aus Magdeburg, der mir unendlich wohlgefällt. Ich kann nicht mit Worten sagen, welch ein schöner Knabe es ist, und zu Pferde sieht er sich an wie ein Chiron. Leider hat er noch nichts gelernt, und auch im Christentum ist er so gut als nicht unterrichtet, doch ist er nicht ohne religiöse Scheu und Scham und nicht frech, obwohl etwas roh und unbändig.

Unsern Freund Raabe, der mir Deinen lieben Brief vom 23. Januar überbracht hat, habe ich seit der Zeit nicht wiedergesehn, weil er mit Arbeiten überhäuft ist. Ich hätte auch allerlei für ihn zu tun, und Graf Henckel will sich auch für seine Luise malen lassen, doch weiß ich nicht einmal, wo er jetzt wohnt. In die Singakademie und an die Liedertafel habe ich ihn geführt, wo er sich zu gefallen schien, und seit der Zeit habe ich ihn nicht wiedergesehn.

Wie hat sich denn wohl eure „Proserpina" aufgeführt? und hat sie sich wohl wiederholen lassen? Denn ein solches Stück, wenn es auch aufs beste eingelernt ist, wird für Aug' und Ohr erst etwas, wenn sich diese daran geübt haben; muß man doch dem besten Stücke spielen helfen! es ist zu wie eine Insel: man muß landen, wenn man wissen will, wie es drinne aussieht.

Deine neuesten Ausgaben erwarte ich mit Schmerzen und putze mir schon die Lippen blank, um den Abgeschmack des letzten Winters zu verlieren. Mein Herz war so voll Traurigkeit und Finsternis, daß ich niemand weiter habe sehn können als solche, die mit mir Karten spielen wollten.

Unser Theater gibt jetzt des Neuen viel, was in alle Wege besser ist, als den armseligen „Wald von Hermannstadt“ und nebenbei sechs Wochentage Kotzebue'sche Tugend immer und immer wiederzukäuen. Ja ich hasse sie, diese Tugend, denn sie entsteht wie die Flöhe in „König Heinrich dem Vierten“.

Den 22. April. Eben habe ich Deinen lieben Brief vom 17. erhalten, wodurch dies Blatt wieder hervorgezogen wird, das schon manchen Tag liegt. Gott weiß, daß ich keine wache Stunde ohne einen Gedanken an Dich lebe. Auch wird immer etwas geschrieben, und wenn ich wieder darüber komme, weiß ich gar nicht, wie Du einen Freund haben sollst, der ganz in Dir lebt und webt und nichts Besseres soll schreiben können, und da bleibt's wohl gar einmal liegen.

Professor Levezow, den ich heute sprach, rühmt einen schönen Brief, den Du ihm über Dein Stück geschrieben hast. Sie sind alle außer sich vor Freuden, daß ihnen etwas gelungen ist nach ihrer Art, woran sie vorher nie gedacht haben, das ihnen in der Tat eine Hintertür öffnet, sich aus der Konfusion zu retten, worin sie schwimmen wie Fliegen in der Buttermilch.

Auch Körner ist in diesen Tagen angekommen und hat mich besucht. Die Frauen sind auch mit. Sie dauern mich; weniger ihres Schicksals wegen, als weil sie, jammervoll genug, fühlen, daß sie das Haus neben das Fundament bauen wollten. Er ist im Departement des Kultus angestellt, und nun fehlt noch der Böttcher, der seine Fühlhörner längst hieher gestreckt hat. Unser Kultus ist wie das Trojanische Pferd: wenn das alles wieder herauskommt, was sich hineinstopft, platzen die Kirchen.

Den „Hans Adam“ werde ich erst künftigen Dienstag hören. Er war schnell genug fertig, doch habe ich lange nachgearbeitet, und nun wollen wir hören, ob er nicht gar zu mosaisch geworden ist. Da bei uns ein Lied einen Titel haben muß, so habe ich's überschrieben: „Der erste Mensch“. Willst Du es anders haben, so laß mich's wissen. Dann werden wir auch das Lied singen: „Aus wie vielen Elementen Soll“ p., was sich vielleicht noch geistiger hervor-

tut, insofern es eine Aufgabe war, die verschiedenen Elemente unter Eine Melodie zu bringen. Ich habe dem Liede den Namen: „Liederstoff“ gegeben. Ich würde es „Die vier Elemente“ genannt haben, wenn nicht Schiller eins unter diesem Namen gemacht hätte.

Künftigen Dienstag führen wir in der Singakademie zum Andenken unseres verstorbenen Direktors Frisch Mozarts „Requiem“ auf. Warum muß ich nicht so glücklich sein, Dich und Mozart unter meinen Zuhörern zu erwarten? All das Kritteln und Abarbeiten an Kleinigkeiten, die sich eben darum von selbst verstehn, weil sie sich im Ganzen verlieren, macht den Leib müde, wenn nicht von Zeit zu Zeit einer in diese Winkel hineinhorcht. Glücklicherweise ist dies eine von den Musiken, die man ohne Gelegenheit wie ein schönes Kunstfragment in sich aufnehmen und die Gelegenheit bei der Gelegenheit aufs unschuldigste vergessen kann. Denn es ist just soviel Ruhe darinne, als nötig ist, das Gedächtnis eines angenehmen edlen Abgeschiedenen – in möglichst kurzer Zeit abzutun. So ist's von der andern Seite mit der Aufführung des „Todes Jesu“: durch vieljährige Aufführungen sitzt das Stück einmal für allemal in unserm Chore fest, und ich habe dabei wenig oder gar nichts zu tun. Dazu kommt der heilige Tag, an den die Menge gewöhnt und das Theater verschlossen ist. Gerät nun die Ausführung wirklich zum Loben, so ist das eine Sache, wodurch bloß niemand gestört wird, und dann kann ich freilich im stillen zufrieden sein, wenn nicht ganz hinterher die Weisen oder Waisen des Morgenlandes noch anzudeuten haben, daß eine Quinte gesprungen oder sonst ein wichtiges Ereignis dieser Art sich aus der eingeschloßnen Luft entwickelt habe.

Cateln werde ich vor der Hand bescheiden, daß Du seine Schrift erhalten hast. Seine Zeichnungen zu der Kirche sind so wenig beliebet worden, daß man von Schinkel eine neue hat anfertigen lassen, womit das Gebäude freilich noch lange nicht dasteht, indem etwas zu Vollendendes doch angefangen werden müßte; vielmehr steht die ganze Zunft mit Fern- oder Zukunftsröhren in den Händen,

politische Kometen aufzusuchen oder zu entdecken, wo ihnen der Hase abermal aus dem Pfeffer läuft.

Das neue Regiment läßt sich freilich etwas laut hören, doch hat jeder seine Weise, die hier eigentlich nur gegen die ehemalige allzugroße Stille absticht. Der vorige Regent war bei seinen Verdiensten von seinen Rollen und Umgebungen abhängig. Das Erste, was vor der Hand nötig scheint, ist, das Theater durch reine Einnahmen von den schmählichen Schulden zu befreien, die es während der Invasion und durch die Betrügereien der Ökonomisten aufgeladen hat. Sie waren noch vor kurzem 40 Tausend Taler schuldig für die schlechtesten Dekorationen, womit Leinwand verunziert werden kann, und doch haben wir schon eine neue Dekoration von Schinkel und Lütke, die sich denn doch präsentiert. Was man noch loben müßte, ist: daß denn auch Leute vom Metier über dies und jenes zu Rat gezogen werden; die Kunst hat nie Ein Mensch allein besessen.

Daß Du den jungen Mendelssohn heiter empfangen hast, ist mir überaus angenehm, da sein Gemüt jeder Aufmunterung bedarf, wenn er nicht mit so vielen seinesgleichen zugrund gehn soll. Seine Mutter, eine Freundin meiner besten Jahre und das schönste weibliche Geschöpf, was mir vorgekommen ist, bat mich um eine Adresse für ihn an Dich, und da ich eben die artigen Autographa für Dich zurechtegelegt hatte, so habe ich zugleich einige Groschen Porto ersparen mögen. Das Stück von Sebastian ist eigentlich von der Sonntagshand seines Verfassers und wie eine ausgeführte Zeichnung eines großen Künstlers von mir betrachtet. Wenn Du es so oft hören wirst, wie ich Deinen „Epimenides“ genieße, so sollst Du mich loben; es muß jedoch kräftig gespielt und nicht abgejagt werden, denn es ist just so lang, als es sein muß, und entsteht so aus sich selber wie ein ausgeführtes Ganzes.

Nun bitte ich denn auch ganz gehorsamst um etwas Poetisches. Ich habe von den erhaltenen Stücken mehreres angefangen und skizziert, was sich durch Ruhe von selbst ausarbeiten muß; kommt nun das Neue hinzu, so wird das Alte ganz, und die Arbeit ist halb. Das „Gastmahl der Weisen“ habe ich noch immer nicht;

Riemer ist wohl so gut, es von seiner Vortrefflichen abschreiben zu lassen, der ich dafür wohl einmal wieder von meinem Cöln'schen Wasser ablasse.

Nun lebe wohl, du Licht meines Lebens! und verzeihe meinen langen Schlaf:

„Wärest du fieberhaft, wärest du krank,
Wüßtest dem Schlafe du herzlichen Dank."

3.

224. An Goethe Berlin, den 26. April 1815.

Du hast recht: wenn man imstande ist, ein leichtsinniges, mit dem Ernsthaften, ja Ungeheuren, wenn nicht Unendlichen spielendes Volk zum Nachdenken über diese Dinge auf seine Art anzuregen, kann man es sicher diesem Nachdenken überlassen und gute Wirkung erwarten. Sie bilden sich Wunderdinge ein, über die Geschichte, und wollen nicht einsehn, daß diese Geschichte wie ein Wagen ist, bei dem alles darauf ankommt, wohin der Deichsel zeigt, und dann rufen sie aus: „Wer hätte das gedacht!" und beschweren sich, nur nicht über die Blindheit, sondern über den Arzt, der ihnen zuruft: „So seht doch hin, wo" etc.

Unser „Requiem" ist gestern wie eine aufgezogene Uhr von der Spule gegangen. Der Kronprinz, unser ganze jetzige Hof und das Ministerium des Kultus und sämtliche Mitglieder der beiden Akademieen der Künste und der Wissenschaften waren anwesend. — Ehe bei einer solchen Feierlichkeit an Musik gedacht werden kann, muß vorhanden sein: Kirche, Altar, Katafalk, Leidtragende und hauptsächlich das Amt der Messe selber. Von allen diesen Dingen war keine Rede, denn wir genossen unsere Musik wie gutes Brot ohne Fleisch. Unser Akademiesaal, der lange nicht groß und hoch genug ist, um 500 Menschen ein bequemes Sein zu geben, war in Ermanglung dieser Dinge doppelt, das heißt: vom Tage selbst und 300 Wachskerzen zugleich erleuchtet, und der daraus entstehende Halbeffekt war von guter Wirkung. Die Stelle des Katafalks nahm

die Büste des Gefeierten ein; an die der Leidtragenden erschien die Freundschaft und Dankbarkeit und hielt Messe, das heißt: Schadow sprach von den Verdiensten des Künstlers, und ich fügte die anliegenden Worte daran. Durch dies letztere ward die Musik in zwei Teile geteilt, welche eine glückliche Abwechselung gewährten. Ich war des Fortgangs meiner Musik und der vergnügten Mithelfer gewiß genug, um meine Aufmerksamkeit auf die Zuhörerschaft zu richten, und mein Vergnügen bestand darinne, mich an der Andacht und wohltätigen Stimmung innigst zu erfreuen, die noch lange über die Musik hinausging. Unser Kronprinz, ein heiterer, freier, gemütlicher Jüngling, erfreute mich durch seinen Beifall, insofern als er mir schon früher gesagt hatte, er mache nicht gar viel aus Mozarts „Requiem". Voll Freuden kam er auf mich los und sagte: „Eine gute Musik muß man oft hören, aber man muß sie auch gut hören, sonst lernt man nicht hören." Ich nahm mir's heraus, ihm über diese guten Worte auch meinen Beifall zu geben, indem ich erwiderte: das Gute liege weder zu tief noch versteckt, und ein würdiges Nachforschen offenbare es gewiß immer. An meiner Rede lobte er die Kürze, und daß ich Friedrich den „Großen" genannt habe. — „Hat er denn nicht gelebt wie wir?" — Besser! rief ich ihm zu, so sprang er heiter von dannen.

Den 28. Gestern habe ich den jungen Unzelmann mit Vergnügen und vielem Beifall in der „Schachmaschine" spielen sehn. Nach dem Stücke ward er herausgerufen.

Den 13. Mai. Gestern habe ich unsern neuen Schauspieler Devrient den Shylock spielen sehn. Der Beifall, den ihm unser Publikum bisher reichlich mitgeteilt hat, bezog sich besonders auf Judenrollen, indem er das jüdische Deutsch mit großer Vollkommenheit spricht. Dies fand nun auch hier statt, doch nicht auf Ifflands Art, der die Lacher zu gewinnen wußte; die Rolle ward wahrhaftig tragisch von vornherein bis ans Ende, und ich habe nichts Schönres in der Art gesehn. Dabei war er höchst wahr kostümiert wie ein Jude und wie ein venetianischer Jude (wiewohl ich noch keinen gesehn habe, aber auch keinen andern zu sehn be-

gehre), so stand, so schritt, so trug er sich, so kroch er, nach seinem Rechte, nach seinem Stande, und stellte einen echten Kaufmann dar, wie ihn Venedigs Gesetz zu sein erlaubt. Dabei blieb er die nämliche Person und zugleich ein ganz anderer Mann, nachdem er mit dem Antonio, mit dem Doge, mit der Porzia oder mit seiner Tochter sprach. Vorige Woche habe ich ihn den Schewa spielen sehn, aber ganz verschieden von jetzt und wieder trefflich kostümiert und das jüdische Deutsch mit einer Wahrheit und Ernsthaftigkeit, die bezaubernd ist. Besonders soll nicht vergessen sein, wie er das Ende seiner gestrigen Rolle zu halten wußte: von da an, wo er, das Messer in der Hand, den Spruch des jungen Rechtsgelehrten hört, bemerkte ich im Publikum den Effekt eines Versöhnungsakts; ein unwillkürliches Mitleiden drängt sich auf, insofern jeder im Tiefsten fühlt, daß der Jude eigentlich vom Rechte betrogen wird, und so ist der Kerl vom Theater wie ein untergehender Mond und hinterläßt einen Anteil, den sich niemand laut gesteht und desto tiefer fühlt, der aber ganz unmöglich wird, wenn die Rolle nicht mit dem bittern religiösen Ernste gespielt wird, der ihr zukommt. Madame Bethmann spielte die Porzia und sprach sie sehr schön. Antonio war zu loben, doch war er kostümiert wie ein armer Sünder. Bassanio tat, was er konnte; etwas weniger wäre mehr gewesen. Jessika war wie eine Puppe angezogen, so spielte sie auch: das alte Maß, die alte Maaß. Sehr zu loben war der junge Lanzelot, durch sein Spiel wurde der Charakter notwendig. Das Stück ist endlich vom Anfange bis ans Ende blühend von Schönheit und kostet mich auf der Stelle 1 Flasche Rheinwein und 1 dito Champagner, so hat mich's in Gärung gesetzt.

Nun lebe wohl, mein Allerschönster! und vergiß nicht, etwas zu diktieren, und sage mir, wo Du hingehst und bleibst.

Dein

ewiger Z.

[Beilage]

(Mozarts „Requiem" und „Dies irae" bis zum Ende des „lacrymosa".

Schadows Rede, an welche sich folgendes anschließt:)

Was der Verewigte dem Institute der Singakademie gewesen, deren Zweck und Willen er zeitig erkannte, darf in diesem Kreise, am Tage seines Gedächtnisses nicht verschwiegen werden.

Frisch hatte einen entschiedenen Gefallen an aller Kunst. Von der Musik, die er in jüngern Jahren geübt hatte, behauptete er, dürfe sich kein bildender Künstler entfernt halten. In guten Jahren beschäftigte er sich gern mit Anfertigung einer Farbentafel, woraus ein Farbenklavier entstehn sollte. Ohne sich in die mathematische Theorie der Töne und Farben zu versteigen, hielt er Schatten und Licht für äußere Stationen, deren Intervall der Grundton sei. Aus der Teilung dieses intervalli oder Grundtones entstanden seine Farben-claves, welche, melodisch und harmonisch gebraucht, ohne Nachbildung eines äußern Gegenstandes, dem Auge gewähren sollten, was Musik dem Ohre.

Nächstdem war Frisch den Redekünsten besonders zugetan. Winckelmann, sagte er einmal, habe in Italien Deutsch gelernt.

Ehe Frisch nach Italien ging, war der Zustand der Musik in Berlin auf eine Höhe gekommen, die mit Dresden und Mannheim wetteiferte. Die Kammermusik Friedrich des Großen und seine italienische Oper bekunden sich von selber, wenn man die gefeierten Namen nennt, welche den Kunstfächern vorstanden.

Mit solchen Elementen ausgerüstet, fand er in Italien – was Italiens bleiben wird: den allgemeinen Sinn, den lebendigen Anteil an aller Kunst und so auch an der Musik.

Was in Berlin und Potsdam, für wenige ins Enge gezogen, Genuß und Bildung reichte, ward dort in Kirchen, Theatern, ja in Straßen und Plätzen reichlich genossen, und war die materielle Kunst daran weniger tief und ernsthaft als in Deutschland, so war der allgemeine Anteil ein wahrer geistiger Verkehr, der den Künsten nirgends fehlen dürfte, da nur in diesem Sinne die Künste bildend genannt werden können.

Mit solchen Begriffen allgemeiner Kunstbildung kam Frisch zurück und war endlich als einer der damaligen ersten Senatoren der

Malerakademie sogleich bereit, der Singakademie einen Raum neben den andern Künsten zu bewilligen, den diese kaum übrighatten.

Daß die Singakademie diesen Raum 20 Jahre bewohnen, wie ein Eigentum benutzen, ihre Hausgötter und Kunstschätze wie in einem Tempel aufstellen durfte, war sein Werk, wiewohl der gute Wille sämtlicher edlen Wirte dieses Hauses nicht zu verkennen ist.

So bringen denn auch wir den Manen des edlen Meisters und freundlichen Beschützers jeder Kunst unsern Dank und bestreuen sein wertes Gedächtnis mit des Parnassus Blumen, indem wir das Lob des einen Musageten durch den Ruhm des andern feiern.

(Fortsetzung des „Requiem" vom „Domine Jesu" bis ans Ende.)

225. An Zelter

Auf Deinen liebwerten Brief erwidre sogleich einiges, damit Du Lust behaltest, manchmal die Feder anzusetzen. Zuvörderst also ersuche ich, mir vom Theater von Zeit zu Zeit Nachricht zu geben, denn da ich mit dem Grafen Brühl, den ich als Knaben gekannt, in gutem Verhältnisse stehe, da es durch seine Bemühung mit dem „Epimenides" so gut abgelaufen, so möchte ich ihm gern etwas zuliebe tun und überhaupt mit dem Berliner Theater im Einverständnis bleiben. Es bedarf nur einiger Anregung, und ich arbeite wohl wieder eine Zeitlang für die Bühne, und dann ist denn doch Berlin der einzige Ort in Deutschland, für den man etwas zu unternehmen Mut hat. Durch die vielen Journale und Tagesblätter liegen uns ja sämtliche deutsche Theater ganz nackt vor Augen, und wohin möchte man bei genauer Einsicht sein Vertrauen wenden? Sprich nur nach Deiner Art immer recht derb und deutsch, damit ich in Klarheit bleibe und meinen guten Willen nicht in falschen Unternehmungen verschwende.

Meine „Proserpina" habe ich zum Träger von allem gemacht, was die neuere Zeit an Kunst und Kunststücken gefunden und begünstigt hat: 1) heroische, landschaftliche Dekoration, 2) gesteigerte

Rezitation und Deklamation, 3) Hamiltonisch-Hendelische Gebärden, 4) Kleiderwechslung, 5) Mantelspiel und sogar 6) ein Tableau zum Schluß, das Reich des Pluto vorstellend, und das alles begleitet von der Musik, die Du kennst, welche diesem übermäßigen Augenschmaus zu willkommener Würze dient. Es ward mit vielem Beifall aufgenommen und wird bei Anwesenheit fremder Herrschaften zum brauchbaren Musterstückchen dienen dessen, was wir vermögen.

Seit einiger Zeit habe ich gerade soviel Humor, Aufsätze ins „Morgenblatt" zu geben; damit Du aber nicht lange zu suchen brauchst, bezeichne ich Dir die Nummern und wünsche, daß Du sie aufsuchest.

Nr. 69. „Nachricht von altdeutschen, in Leipzig entdeckten Kunstschätzen."

„ 75 und 76. Anzeige von „Epimenides Erwachen".

„ 85 und 86. Mitteilungen, das deutsche Theater betreffend.

Zunächst wird erscheinen Don Ciccio, berüchtigt in der italienischen geheimen Literatur durch 365 Schmähsonette, welche ein geistreicher Widersacher auf ihn geschrieben und ein ganzes Jahr durch täglich publiziert.

Ferner über Shakespeare: a) als Dichter überhaupt betrachtet, b) verglichen mit den Alten und Neusten, c) als Theaterdichter angesehn.

Sodann bring' ich die Feier zu Ifflands und Schillers Andenken, wie sie bei uns auf den 10. Mai angeordnet ist, zur Sprache.

Nicht weniger werde ich von der Aufführung der „Proserpina" Rechenschaft geben und dasjenige, was ich oben nur kurz ausgesprochen, umständlicher dartun, damit eine gleiche, ja eine erhöhte Vorstellung dieses kleinen Stücks auf mehreren Theatern statthaben könne.

Um Dir ein neues Gedicht zu schicken, habe ich meinen orientalischen „Diwan" gemustert, dabei aber erst klar gesehen, wie diese Dichtungsart zur Reflexion hintreibt; denn ich fand darunter

nichts Singbares, besonders für die Liedertafel, wofür doch eigentlich zu sorgen ist. Denn was nicht gesellig gesungen werden kann, ist wirklich kein Gesang, wie ein Monolog kein Drama.

Das „Gastmahl der Weisen" habe ich sekretiert; wenn es bekannt würde, so müßte es gewisse Individuen sehr tief verletzen, und die Welt ist denn doch nicht wert, daß man sich, um ihr Spaß zu machen, mit der Welt überwerfe.

Ich beschäftige mich jetzt mit meiner italienischen Reise und besonders mit Rom. Ich habe glücklicherweise noch Tagebücher, Briefe, Bemerkungen und allerlei Papiere daher, so daß ich zugleich völlig wahrhaft und ein anmutiges Märchen schreiben kann. Hiezu hilft mir denn höchlich Meyers Teilnahme, da dieser mich ankommen und abreisen gesehen, auch die ganze Zeit, die ich in Neapel und Sizilien zubrachte, in Rom blieb. Hätte ich jene Papiere und diesen Freund nicht, so dürft' ich diese Arbeit gar nicht unternehmen: denn wie soll man, zur Klarheit gelangt, sich des liebenswürdigen Irrtums erinnern, in welchem man, wie im Nebel, hoffte und suchte, ohne zu wissen, was man erlangen oder finden würde. Bei dieser Gelegenheit wird Winckelmann in der neuern Meyer-Schulzischen Ausgabe gelesen, in welcher diese Werke einen unglaublichen Wert erlangt, indem man sieht, was er geleistet hat und worin denn das eigentlich besteht, was man nach so vielen Jahren zu berichtigen und zu ergänzen findet. Meyer hat hierin unschätzbares Verdienst, und wenn er diese Arbeit nunmehr zum Grunde legt und sein Leben über so fortfährt, alles, was ihm bekannt wird, nachzubringen, so ist für die Kunst, die durch vieles Hin- und Herreden und Pfuschen täglich unsicherer wird, und zu ihrer Erhaltung sehr viel getan.

Seine eigne Kunstgeschichte von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten ist auch schon vom Anfang bis zu Ende entworfen und in einzelnen Teilen meisterhaft ausgeführt. Das Verdienst solcher Männer wie Rubens, Rembrandt p. hat noch niemand mit soviel Wahrheit und Energie ausgesprochen. Man glaubt sich in einem Bildersaale ihrer Werke zu befinden: Licht- und Schattenwirkung und

Farbengebung dieser trefflichen Künstler spricht uns aus den schwarzen Buchstaben an.

Entschließe Dich doch zu einer Geschichte der Musik in gleichem Sinne! Du würdest es gar nicht unterlassen können, wenn ich Dir nur eine Viertelstunde von Meyers Arbeit vorläse. Aus Deinen Briefen und Unterhaltungen kenne ich schon manchen eurer trefflichen Meister. Mit demselben Sinne und mit derselben Kraft müßtest Du bei einer bedeutenden Periode anfangen und vor- und rückwärts arbeiten; das Wahre kann bloß durch seine Geschichte erhoben und erhalten, das Falsche bloß durch seine Geschichte erniedrigt und zerstreut werden.

Was das Falsche belangt, so erlebte ich diese Tage ein merkwürdiges Beispiel. Ein Zitat Winckelmanns wies mich auf die Homilien des Chrysostomus, ich wollte doch sehen, was der Kirchenvater über die Schönheit zu sagen gewußt habe, und was fand ich? einen Pater Abraham a Sancta Clara, der die ganze hohe griechische Kultur im Rücken hat, in der niederträchtigsten Umgebung lebt und seinem schlechten Publikum mit goldenem Munde das dümmste Zeug vorsagt, um sie durch Erniedrigung zu erbauen. Was man aber griechische Sprache und Bildung auch in diesem widerwärtigen Abglanz bewundert! Nun aber begreife ich erst unsere guten Neuchristen, warum sie diesen so hochschätzen: sie müssen immer dieselben Salbadereien wiederholen, und jeder fühlt, daß er diesen Vortrag nicht erreichen kann.

Und so mögen denn diese Blätter zu Dir wandern, indessen ich mich von Dir entferne. Versäume nicht, mir bald nach Wiesbaden zu schreiben, so sollst Du auch von dorther etwas vernehmen, und möchte uns das Glück bald wieder zusammenführen! G.

Eh' ich abschließe, seh' ich meinen „Diwan" nochmals durch und finde noch eine zweite Ursache, warum ich Dir daraus kein Gedicht senden kann, welches jedoch zum Lobe der Sammlung gereicht. Jedes einzelne Glied nämlich ist so durchdrungen von dem Sinn des Ganzen, ist so innig orientalisch, bezieht sich auf Sitten, Gebräuche,

Religion und muß von einem vorhergehenden Gedicht erst exponiert sein, wenn es auf Einbildungskraft oder Gefühl wirken soll. Ich habe selbst noch nicht gewußt, welches wunderliche Ganze ich daraus vorbereitet. Das erste Hundert Gedichte ist beinahe schon voll; wenn ich das zweite erreicht habe, so wird die Versammlung schon ein ernsteres Gesicht machen.

Als ich diese Blätter gleich nach Empfang Deines lieben Briefs anfing, dachte ich nicht, daß ich zugleich darin Abschied nehmen sollte, denn ich habe mich, mehr aus fremdem Andrang als aus eigner Bewegung, entschlossen, in diesen Tagen nach Wiesbaden zu gehn und daselbst so lange zu bleiben, als es die Umstände erlauben wollen. Unser Großherzog ist noch nicht wieder zurück, und da seine Ankunft ungewiß ist, so will ich diese Frühlingszeit noch mitnehmen.

Kannst Du nicht selbst kommen, so schreibe mir bald, besonders das Theater betreffend. Ich habe wieder einmal einigen Glauben, es sei möglich, gerade in diesem Zeitpunkte etwas dafür zu würken, und wenn der auch nur ein halbes Jahr hält, so ist immer inzwischen etwas geschehen. Sind wir doch diesem Glauben und dieser Beharrlichkeit wenigstens das weimarische Theater schuldig.

226. An Goethe Berlin, 22. Mai 1815.

Soeben ist Herr Catel hinweggegangen, der mir Deinen Brief mit vieler Freude zu lesen gegeben hat. Er ist davon ganz erbaut, so wie ich, obwohl aus verschiedenem Grunde. Der Zweifel, den Du ihm ins Ohr gelegt hast, macht ihn gleichwohl etwas stutzig, und Du hast in der Tat den rechten Punkt getroffen, da sie in der Tat alle in dem Falle sind, nicht zu wissen, was sie stehn lassen und was sie wegnehmen sollen, ja eigentlich gar nicht einmal wissen, was sie machen wollen. Hätten sie den Leib behalten, so würden sie wissen, wonach sie ihr Maß nehmen sollten. Einer ist schon aufgetreten, öffentlich zu sagen, was denn das Credo soll, wenn der Teufel den Kredit geholt hat?

Den 28. Mai.

Dein troſt-, frucht- und hoffnungsreicher Brief ohne Datum bereitet mir, eben da ich ihn erhalte, das ſchönſte Frühmahl für den ganzen Tag.

Deine Aufſätze im „Morgenblatte“ werde ich anſchaffen, und ich freue mich darauf.

Was Du von einer Geſchichte der Muſik ſchreibſt, lebt ſchon manches Jahr in mir, und was ich Johann Müller darüber eröffnet hatte, ward auch von ihm nicht abgewieſen. Eigentlich war es der Zweck der Beſchreibung meines geringen Lebens, das mir die Gelegenheit geben ſollte, das, was ich von Kunſterfahrung und -geſchichte weiß, an den Mann zu bringen; denn zu einer Geſchichte, die ich nicht geſehn habe, möchte ich mich wenig ſchicken, da ich wenig geleſen habe.

Den 1. Juni. Soeben iſt der „Epimenides“ zum 3. Male aufgeführt worden, um die geſtern erfolgte Ankunft unſeres Königes zu feiern.

Was ſich immer glücklicher exponiert, iſt die Muſik, die reich an fleißigen und glücklichen Stellen iſt. Die Ouvertüre iſt ganz richtig ſehr ernſthaft, und das Lied der Genien ſchwebt ſo kindlich und heiter daher, wie ſich denn die 3 erſten Auftritte natürlich aneinander fügen. Epimenides ſprach mit Ruhe, Deutlichkeit und Anmut.

Die Feuerſzene des 5. Auftritts, welche ſchon wirkſam war, hat ſich noch verbeſſert, wiewohl der Kriegsdämon des Guten faſt zu viel tut: ein braver geiſtvoller Schauſpieler, der den Wallenſtein und Götz beifällig ſpielt, doch ſich leicht übernimmt. Die Muſik dieſes Auftritts iſt ganz vorzüglich und vereinigt ſich ſehr gut mit dem Geſange des Heereszugs.

Wären die 3 Dämonen, welche freilich nicht beiſammen erſcheinen, etwas gruppenhafter durch die Muſik geworden, ſo würde ich ſie vollkommen nennen. Die „Liſt“ hat hübſche Muſik; der Schauſpieler iſt ein Naturaliſt von ſchöner Geſtalt und Stimme, glatter Sprache, und führt die Partie gut, nur: ſie iſt zu lang; auch der

Fischer hat sich wirklich orientalisch und stellt einen überhebenden, trotzigen, verzagten, verzognen, sichern, tapfern Tyrannen recht gut dar.

Etwas näher zusammengerückt sind die drei Tugenden, doch ist noch manches zu wünschen, und die Freiheit, welche aus der Erlösung entstehn soll, hat keine recht brillante Musik, sonst müßte die Szene von großer Wirkung sein.

Vom 19. Auftritte an, wo alles Auflösung der vorigen Rätsel sein soll, wird getrödelt und will sich nicht abwinden.

Das Lied des Epimenides ließe ich lieber sprechen, da er im ganzen Stücke weiter nicht singt. Wie wäre es denn, wenn's hinter der Szene von einigen Altstimmen gesungen und vom Epimenides nur gehört würde? Mich deucht, so wäre es ein gutes Gegenstück zu dem entgegenstehenden Augenbilde, und Epimenides könnte dann schnell einfallen und redend fortfahren.

Die Kometenszene will mir auch noch nicht recht dünken. Er hat keinen Anschein des Ungeheuern und korrespondiert nicht mit der Erde. Ich dachte, die Szene sollte eine ähnliche Wirkung haben wie die Feuerdekoration. Der bloße lichte Streif am Horizonte ist nicht hinlänglich und würde kaum bemerkt werden, wenn Epimenides nicht sein Dasein verkündete.

Der 21. Auftritt könnte sich mehr heben, wiewohl die verschiedenen Völkerschaften zu Fuß und Pferde einen imposanten Eindruck machen. Da auf dem Theater eine sehr starke Musik ist, so wäre es besser, wenn das Orchester schwiege, um die Theatermusik abzulösen und die Wirkung von Zeit zu Zeit zu erfrischen, welche betäubend ist und eben dadurch lästig wird.

Die Bravourarie ist eine eigentliche Konzertarie und gehört als solche recht gut hieher, doch ist sie trennend, ja zerschneidend und müßte wenigstens von einer vollkommen schönen Stimme gesungen werden.

Mamsell „Einigkeit" – weiß nicht, was sie sagt, und drückt und dehnt nach ihrer alten Art, und darunter leidet das Stück gerade da, wo es triumphieren soll.

Den 4. Juni.

Vorigen Mittwoch hatten wir ein neues Stück in einem Akte von Körner: „Der Nachtwächter", das durch Devrients Spiel getragen wird, der einen sogenannten gebildeten Nachtwächter berlinischer oder Breslauer Art nicht ohne Verdienst darstellt. Die alte Intrigue, ein junges Mündel heuraten zu wollen, das schon einen Liebsten hat, ist wieder gebraucht; der Schluß ist gut, und überhaupt sieht man ein solches Stück gern einmal. Dann hat Devrient die „Drillinge" wieder hervorgesucht, worin er den Ferdinand v. Meißen sehr belustigend zu machen weiß.

Madame Milder aus Wien ist hier und wird in 12 Rollen auftreten. Donnerstag spielt sie zum ersten Male. Ich freue mich auf die kostbare goldne Stimme, die offenbar zu den Raritäten gehört, indem man sich mit ihr allein zufriedenzustellen weiß. Wir haben zwar einen ähnlichen, vielleicht ebenso schönen Sopran an unserm Tombolini, aber der Kerl ist ein Italiener und bei uns so flach und breit und kalt geworden, daß er jetzt nirgend mehr zu genießen ist. Hasse mag wohl recht gehabt haben zu sagen: ein deutscher Künstler müsse Ein Jahr ums andere in Italien leben, wenn er selig sterben wolle.

Jetzt denke ich mit Ernst darauf, wie ich von hier fortkommen will. Zuerst warte ich unseres Staatskanzlers und seiner milden Hand. Dann soll der Urlaub eingeholt werden, indem wir Frieden erwarten, welchen die Bewegungen in Frankreich beinahe gewiß machen.

Was ich nun zunächst am liebsten erwarte, ist ein Brief aus Wiesbaden, da ich, wenn ich reisen kann, auch dahin meine Richtung zu nehmen gesonnen bin, sintemal mir das dortige Wasser eine so eigene Wirkung von innen nach außen verursacht hat, daß ich es wenigstens 3 Wochen wieder zu versuchen entschlossen bin. Dann möchte ich einige Wochen nach Baden, teils um auch das Ölbächlein zu kosten, und teils um den Rhein etwas weiterhin zu besehn. Sei demnach so gut, mir baldmöglichst einige Nachricht von dorther zu geben und ob Du in der alten Hütte mit den zwei palchetti wohnst, wo sich ja auch wohl wieder ein Plätzchen für mich finden wird.

227. An Zelter Wiesbaden, den 16. Juni 1815.

Dein längst ersehnter Brief ist mir erst gestern geworden, ich schreibe sogleich.

In den alten „Bären" ist Dein baumeisterlicher Geist gefahren, er würde Dich in Verwunderung setzen. Der dunkle Gang ist erweitert, eine durchaus zusammenhängende Reihe von Zimmern angelegt. Der Vorplatz mit dem Balkon macht jetzt mein abgeschlossenes Vorzimmer; so ist es auch auf der andern Seite und so weiter. Jedermann würdest Du willkommen sein, mir am meisten. Was läßt sich aber in diesen Zeiten bestimmen! Wie lange ich hier bleibe, ob ich zurück oder seitwärts gehe, wüßt' ich nicht zu sagen. Die Entfernung ist zu groß, um zu verabreden, handle also nach Deinen Zuständen.

Die abermalige Rezension des „Epimenides" verdanke Dir höchlich. Das Resultat, das mir entgegentritt, möchte ich so ausdrücken: Es gebricht im ganzen an Einbildungskraft und Gefühl, und da muß bald einmal Übertreibung, bald Ermangelung eintreten. Auch dieses gäbe sich bei öfterer Wiederholung: denn was die Menschen nicht erfinden können, das entdecken sie doch. Kannst Du es einleiten, daß die Inschrift, wenn sie Epimenides nicht rezitiert, hinter der Szene von Geistern gesungen wird, so ist viel gewonnen. Sie bringen das Stück doch gelegentlich wieder, und vielleicht läßt sich ihm künftig eine selbstständige Form geben.

Der Brief an Catel war viel länger und ausführlicher diktiert, wie mir es oft geht; beim Abschreiben ließ ich abbrechen: denn je weiter man geht, je mehr müßte man bestimmen und schließt doch nicht ab. Du hast ganz richtig geahndet, was hinter jenem Gedankenstriche folgen sollte. Lebe wohl. Das Schreiben wird mir sauer. Um die Milder beneide ich Dich. Wenn man älter wird, sollte man in einer großen Stadt leben, und mit Dir. Vale. G.

An Dr. Christian Schlosser zu Frankfurt am Main bitte die beliebige Antwort zu adressieren.

Benedictus qui venit!

228. An Goethe Berlin, 10. Junius 1815.

Stelle Dir eine ruhige, tüchtige weibliche Gestalt, völlig ausgewachsen, im 30. Jahre, vor: schönarmig, weiß, weich, deutsch, sicher, unverderblich, welche die Lippen so weit voneinander tut, daß eine leicht ansprechende, breite, volle Stimme bequem hindurchkann, so siehst Du Madame Milder, welche gestern in der Gluckschen „Armida" aufgetreten ist.

Denkst Du Dir zu einer solchen Figur ein Inneres, das aus reiner Naivetät besteht und mit dieser Unschuld an die Pallas von Velletri (wenn ich die nenne, die ich meine) erinnern kann, so hast Du auch die Armida.

Daß ein solches Wesen, das durch keine Regel und angenommene Kunstart sich geniert weiß, wie ein tüchtiger Strom daherfließt, nicht kommt und geht und steht, als wenn Zuschauer dabei wären, vielmehr wie ein Schmidt vor seinem Feuer, um heiß herauszuziehn, was er kalt hineinlegt, daß ein solches Wesen unsere Kunstkenner in Verwirrung und Konflikt setzt, wird sich vielleicht noch laut aussprechen, denn man sagt: „Eine hübsche Frau – aber kolossal", „Eine schöne Stimme – doch nicht, was man singen nennt", „Weich und weiblich – doch kalt" und so weiter – und doch ein so, so ekklatanter Beifall, als wenn sie wirklich ergötzt, ergriffen, gerührt wären.

So sieht man mit Freuden, wie die Erscheinung des bloßen Talents – die Reflexion einer ganzen Generation zu Wasser macht, die sich seit 50 Jahren gewöhnt hatte, den Natureindruck so lange zu suspendieren, bis hinlänglich darüber gewortelt, gefloskelt, ja versucht ist, ob man's auch wohl travestieren könne.

Was die Musik und das Gedicht betrifft, habe ich meine alten Empfindungen nicht zu berichtigen brauchen und noch mehr eingesehn, daß ein echtes Stück an einem echten Spiele recht deutlich zu erkennen ist.

Diese ehrliche Pallas läßt geradezu fallen, was sich nicht selbst zwingt, und hebt sich himmelan mit dem, was ihr gerecht ist. Gluck

hat sich offenbar mit Kleinigkeiten zu viel Mühe gegeben und hätte sich vielleicht nicht wenig geärgert, wenn ihm ein Weib so mitgespielt hätte. Was er jedoch gut gemacht hat, ist gewiß gut, und daß er das Gedicht nicht gemacht hat, dient auch zu seiner Entschuldigung.

Die deutsche Übersetzung ist so zähe und schleimig, daß sie den Sängern am Maule hängenbleibt, doch auch von dieser weiß sich die Milder sehr fertig zu entbinden.

Wir haben jetzt wöchentlich zwei, manchmal 3 Gastrollen: eine Sache, die nicht zu verwerfen ist; denn im Sommer ist unser Haus, das im Winter oft genug zu klein ist, häufig zu groß, und das Publikum hat ein Interesse mehr, das Haus auch im Sommer zu besuchen, und lernt dabei die Artisten kennen, welche es zu haben wünscht, wodurch die Direktion mit der Kasse und sonst in Vorteil kommt. Geht übrigens das Wesen nur Ein Jahr lang so fort, so kriegen wir die Flügel frei, indem wir die Schulden loswerden, und bei dem ungeheuern Apparat, der wirklich für beide Schauspielhäuser da ist, kann Größeres und Edleres unternommen werden. Vielleicht läßt sich mit der Zeit gar daran denken, die Oper, Operette, das Lust- und Trauerspiel voneinander zu halten, wozu freilich noch ein Haus müßte gebaut werden, und dann wäre es möglich, sich ein Publikum zu erziehn.

Lebte die Königin noch, so ließe sich mit Sicherheit an so etwas denken, besonders wenn wir Frieden behalten; denn ein Hoftheater ist überall notwendig, wo ein Hof ist, wenn ein Publikum noch nicht Eifer genug zeigt für seine besten Dichter. Dieser Eifer fehlt uns ganz. Dem Publikum bleiben die ältesten und besten Stücke immer neu, darüber fehlt es an Ensemble sowohl auf dem Theater selber als auch im Verhältnis des Publikums zur Darstellung. Doch ist das Publikum besser als die Richter, welche immer nur die Fehler tadlen und für Echtes, Feines, Hohes und Tüchtiges keine Worte haben. Es ist jämmerlich, wie sich diese Leute um das herumwinden müssen, was sie nicht verstehen, und für den Künstler von wirklichem Naturell nichts zu tun wissen,

als daß sie ihn da korrigieren, wo er sich selbst schon über das, was ihm nicht gelungen ist, ärgert. Dagegen machen sie sich denn an die Mittelmäßigkeit und Jugend, welche sie zu ermuntern gedenken und aus denen niemals was wird. Ebenso verfahren sie mit Beurteilung der Stücke selbst und verwirren das Publikum und die Schauspieler zugleich; denn wonach soll sich denn der ausübende Artist richten, wenn ihm nicht wieder zurücktönt, wie er's hat geben wollen?

Doch was rede ich Dir von solchen Sachen, die Du tausendmal besser verstehst.

Gestern wurde (am 15. Junii) der „Oedip zu Kolonos" sehr gelungen aufgeführt. Selten sieht man eine so glatte Vorstellung. Die Oper hat mir niemals ansprechen wollen, und ich höre sie bloß deswegen wiederholentlich, weil ich das Urteil von Frankreich und Deutschland gegen mich habe. Gestern hat sie mir gefallen, und man sieht, was eine ordentliche Stimme kann. Das Sujet ist für einen italienischen Komponisten offenbar zu groß und geheimnisvoll, und die Musik hat wenig Tragisches; alles ist hell, heiter, munter, doch ohne Tiefe, und will nicht ergreifen. Und dennoch hat Gluck auf diesen Italiener gewirkt; denn es sind, obwohl ganz leise, Gluck'sche Anklänge auf den Sacchini übergegangen, die von desto angenehmerer Wirkung sind, insofern sie sich von selber einstellen und der italienischen Kantilene eine Würze geben, wodurch sie in der Tat erhöht wird. Wiewohl ich nicht von denen bin, welche die Vermischung der Talente wünschen und aus Gluck, Mozart und Haydn Einen Mann machen wollen. Was Gott nicht gekonnt hat, will ich nicht haben und habe genug an dem, was da ist.

Den 17. Junii. Unser Staatskanzler ist gestern hier angekommen, und der König ist auch noch hier. Auf meinen Brief an Dich nach Wiesbaden wünschte ich wohl ein paar Worte von Dir. Ehe ich abreise! Ich denke eine Gelegenheit über Kassel zu finden, habe aber noch keinen Urlaub gefordert, weil unser Minister Schuckmann, der nach Karlsbad geht, auch noch hier ist. Nun lebe wohl, mein Allerschönster, und laß Dich das herrliche Wasser erweichen, wo-

nach sich alles an mir sehnt. Wenn alles nach Wünschen geht, denke ich eine angenehme Reise zu machen. Bis 15. Juli bin ich gewiß noch hier. Z.

229. An Goethe Berlin, 26. Junius 1815.

Du hast es mit uns getroffen. Einbildungskraft und Gefühl lassen sich nicht von außen in ein Werk stoßen oder drücken, und bei der wenigen Achtung, welche ihnen Künstler und Kunstgelehrte zugestehn, kann es nicht anders sein, als es ist, solange sich Musiker über Harmonie und Melodie und Philosophen selbst über Allegorie und Aberglauben mit Worten und Begriffen herumdeuteln.

So begreifen wir kaum, was Dein Komet will, ja daß Du Dein eigenes Leben von einem höhern Ursprunge ableitest, indem Du die Konstellation der Himmelszeichen in der Stunde Deiner Geburt angibst, als ob Du selbst sie in Deinem neugebornen Zustande beobachtet hättest. Und da wir Dir eine solche Beschränktheit nicht zugestehn können, fällt uns ein, Du wollest mit solchen Dingen die Welt zum besten haben. Und auch hierin sind wir wieder in Verlegenheit, da wir doch etwas in uns fühlen, das sich zugunsten dieses vermeinten Aberglaubens regt wie Wein im Fasse. Einmal haben wir die wichtige Entdeckung gemacht, daß solche Erscheinungen zufällig sind, wozu freilich gehören würde, daß Vernunft und Verstand auch zufällige Dinge wären, doch das Letzte ignorieren wir mit gutem Gewissen und lassen uns nicht beikommen.

Mit Freund Weber will ich mich über die bewußte Inschrift zu verständigen suchen (da ich vermute, daß er fortfährt, an der Vervollkommnung seines Werks zu arbeiten) und Dir gelegentlich darüber Auskunft geben. Daß Du den Gedanken, der mir nur so vorsprang, aufgefaßt hast, ist mir angenehm, wiewohl sehr vieles auf die Ausführung ankommt: das Ritornell zu diesen Worten müßte schon anheben, wenn Epimenides sich noch mit der Betrachtung des Familienbildes beschäftigt und dadurch wie durch die Leitung der Genien nach der entgegengesetzten Seite hingezogen wer-

den. Drei gute Altstimmen (zwischenein durch Instrumente unterstützt) würden die acht Verse kurz und vernehmlich wie einen alten Denkspruch vortragen, und die Handlung bleibt im Flusse, welches besonders notwendig ist.

Madame Milder erhält sich in Beifall. Noch habe ich in den Sommertagen das Theater nie so voll gesehn. Sogar als Susanne im „Figaro" hat sie neue Freunde erworben, und als Emeline in der „Schweizerfamilie" hält man sie für unübertrefflich. Ich habe meine Freude am meisten daran, daß die Menge ein Talent um des Talents willen erkennt und erhebt.

Daß der alte „Bär" seine Eingeweide restauriert, möge ihm wohl bekommen, wiewohl ich wünschte, daß das Fell geschont würde: das alte rotbraune Gebäu mit den beiden Altanen sah mich immer an wie ein kupfernes Schaustück früherer Zeiten.

Den 30. Junii. Hier ist alles in freudiger Bewegung über die Kriegsnachrichten vom 18. mit ihren Folgen. Von meinem jüngsten Sohne, der bei der Armee ist, habe ich keine Nachricht seit dem 17. April. Lebe wohl! der Brief geht mit Gelegenheit nach Frankfurt am Main und muß fort.

Dein

Z.

Deinen Brief vom 16. habe ich den 25. Juni erhalten.

230. An Zelter

So weit hätten wir es also gebracht, fünf Monate nichts voneinander zu hören! Durch eigene und fremde Leiden und Freuden hin- und hergewogt, hab' ich sie zugebracht. Jetzt, unter leidlichen Auspizien nach Hause gelangt, fühl' ich gleichmäßig, daß man immer auf innern und äußern Krieg gerüstet sein muß.

Nicht leer komm' ich von meinem Kreuzzuge; in einiger Zeit erhältst Du gedruckt meine Betrachtungen über Kunst und Altertum, beiläufig über Wissenschaft, in den Rhein- und Maingegenden. Es ist zwar meine Art nicht, auf den Tag zu wirken, diesmal aber hat

man mich so treulich und ernsthaft zu solcher Pflicht aufgefordert, daß ich mich nicht entziehen kann. Eigentlich spiele ich auch nur den Redakteur, indem ich die Gesinnungen, Wünsche und Hoffnungen verständiger und guter Menschen ausspreche. In diesen Fächern, wie in allen andern, ist so viel guter Wille als Verwirrung und Unvertraun; jeder möchte etwas leisten und zwar das Rechte, und niemand begreift, daß das nur geschehen kann, wenn man mit und in einem Ganzen wirkt.

Sodann verkündige, wie mein „Diwan" um viele Glieder vermehrt ist, worunter sich welche von der jüngsten und frischesten Sorte befinden. Er kann nun schon dem verschiedenen Inhalt gemäß in Bücher abgeteilt werden; manches Singbare wird sich darunter finden, doch waltet nach orientalischer Art die Reflexion am meisten darin, wie sie auch den Jahren des Dichters geziemt.

Ferner ist mein Aufenthalt in Neapel und meine Reise durch Sizilien so ziemlich nach Tagebüchern und Briefen und aus der Erinnerung redigiert und steht auf dem Punkte, abgeschrieben zu werden. Die Reise bis Rom war schon in Ordnung, ehe ich wegging. Aus diesem Bändchen wird niemand viel lernen, aber Gegenden, Gegenstände, Menschen und Reisende werden dem Leser lebendig entgegentreten.

Von öffentlicher Musik habe ich auf meiner Reise nichts Erfreuliches gehört. Einzelne liebenswürdige Stimmen zu Klavier und Guitarre sind mir sehr anmutig entgegengekommen. „Gott und die Bajadere" hört' ich vortragen, so schön und innig, als nur denkbar. Ist denn das erste Heft Deiner gestochenen Lieder nicht mehr zu haben? in Frankfurt war es nicht zu finden, jedoch die folgenden. Am Main weiß man nichts von Dir, und der Rhein kennt Dich nicht; wir haben daher Dein Evangelium in diesen Gegenden gepredigt. In Heidelberg dagegen stehst Du im frischesten Andenken. Du erlaubst ja wohl, daß ich etwas von Deinen Kanons und mehrstimmigen Liedern hinschicke, auch schickte ich gern die Partitur von „Johanna Sebus". Eine Gesellschaft Liebhaber versammelt sich unter kluger und geistreicher Anführung. In Frankfurt hat

ein wohlwollender junger Mann eine Singschule angelegt, die ich zu fördern hoffe; ich wünschte ihr Deine Prüfung. Das Unglück mit diesen Musikern ist dasselbe wie mit den Dichtern, daß jeder nur seine Arbeit vorträgt und das, was ihm ähnlich und erreichbar ist. Fräulein Hügel trägt die Händel'schen und Bach'schen Sonaten ganz trefflich vor, und ist leider in diesem Fache wie in allen übrigen kein Mittelpunkt, nach dem ein jeder seufzt, indem er nur gewohnt ist, sich um sich selbst zu drehen.

Die Erste Lieferung der neuen Ausgabe meiner Werke ist schon abgedruckt, Cotta sekretiert sie aber und wartet mit der Subskriptionsanzeige auf besseres Wetter; wem will man auch jetzt zumuten, sich mit solchen Dingen zu befassen? In den zwei Bänden kleiner Gedichte wirst Du allerlei wunderliches Zeug und, ich hoffe, manches für Deinen Gaum finden.

Unsere jungen Herrschaften sind in Berlin; ob sie für lauter Tätigkeit Raum finden werden, auf Dich und Dein schönes Tun achtzuhaben, weiß ich nicht.

Und so darf ich denn erwarten, daß Du mir von Deinem Tun und Lassen auch einige Nachricht gebest. Sage mir doch auch ein Wort, wie sich „Des Epimenides Urteil" ausgenommen, wie es mit Devrient steht und geht. Brühl hat uns Wolffs weggenommen, welches kein gutes Vorurteil für seine Direktion erregt. Es ist zwar nichts dagegen zu sagen, wenn man gebildete Künstler sich zuzueignen sucht, aber besser und vorteilhafter ist es, sie selbst bilden. Wär' ich so jung wie Brühl, so sollte mir kein Huhn aufs Theater, das ich nicht selbst ausgebrütet hätte. Nun lebe schönstens wohl und sende auch irgendein Liedchen oder Kanon.

Weimar, den 29. Oktober 1815. G.

Kannst Du mir, nach Deiner einsichtigen Schilderungsweise, eine recht deutliche Darstellung von Demoiselle Düring machen und das je eher je lieber, so erzeigst Du mir einen großen Gefallen; laß es aber niemanden, am wenigsten sie selbst merken und bewahre mir dieses Geheimnis wie so manches andre.

231. An Goethe Berlin, 8. November 1815.

Mademoiselle Düring ist von Gestalt und Gewächs sehr leidlich, wenn sie auch nicht hat, was man ein Theatergesicht nennt; auch ist sie nicht verzogen, wiewohl sie ohne Kunsterziehung ist, in Summa: eine junge, weiche, weiße, gestreckte Blondine. Nase, Brust und Hals sind nicht besonders; Augen, Mund und Zähne sehr gut. Die Stimme ist ohne Metall, aber rein, und das Mädchen ist gut musikalisch. Das wäre nun alles, was ich von ihr sagen könnte, und bei uns wird eben nicht auf sie gemerkt.

„Des Epimenides Urteil" habe ich gar nicht gesehn, weil es in meiner Abwesenheit ist gegeben worden. Loben habe ich es nicht hören, auch habe ich's noch nicht gelesen, weil ich eben nicht begierig bin nach den Produktionen dieses Verfassers. Man nennt das Stück: „Jh wie gemeen ist des!"

Devrient hält sich. Noch gestern habe ich ihn mit rauschendem Beifall „Die Drillinge" spielen sehn. Auch habe ich endlich: „Unser Verkehr" gesehn, der ganz lustig gegeben wird, da das Stück eine temporelle Beziehung hat und sein Heil in den Rollen sucht.

Unsre Theaterleute finden sich von der neuen Direktion wenig erbaut und klagen ohne Ausnahme. Wahrscheinlich sucht Brühl sich von ihnen unabhängig zu machen, indem er fremde Schauspieler anhero ruft; denn mit der Erziehung derselben sieht es hier etwas windig aus, auch wüßte ich in der Tat nicht, von wem sie was lernen sollten.

Das Lustspiel: „Die Brüder" hat mich doppelt erfreut, da es, nach unsrer Art und Vermögen, wirklich gut gegeben worden ist und zugleich eine sehr heitere Aufnahme gefunden hat. Es wurde an einem Tage gegeben, wo zugleich Oper im großen Opernhause, des russischen Kaisers wegen, und also alles, was hoch und vornehm heißt, um dieses Licht versammelt war; dessenungeachtet war das Schauspielhaus gedrückt voll und der Beifall fortwährend lebhaft.

Auf Deine Kunstbetrachtungen freue ich mich von ganzer Seele, um so mehr, da ich einen verdrießlichen Sommer gehabt habe. Wegen

feuchter und kalter Witterung bin ich erst am 5. August von hier nach Dresden gegangen, wo ich 14 Tage verharrte und dann nach Töplitz ging, nachdem alles davongelaufen war. Hier habe ich 5 Wochen einsam und vergnügt gelebt und alte Intentionen als rückständige Schulden honoriert. Was ich früherhin über den Hexameter ausgeklügelt habe, hat mehr Reife gewonnen und liegt zum Drucke fertig. Ein angefangnes Tedeum wollte ich fertigmachen, doch Gott hat's nicht gewollt, und was der nicht will, will ich auch nicht. Dann bin ich über Dresden, Leipzig, Halle, Dessau, Wörlitz und Potsdam, an allen diesen Orten ausruhend, hieher zurückegegangen. In Giebichenstein habe ich Reichardts Grab und seinen Garten besucht und mir diesen Mann in seiner Frische und Treibseligkeit nach außen zurückgerufen. Und nun von dem, was lebt:

Du bist eingeladen. Hast Du's denn angenommen? Hänschen geht und sieht sich die Augen matt; willst Du denn nicht kommen? — Nimm mir's nicht übel, aber darin sind die Cäsaren ganz andere Leute: die kommen etwas weiter her, ungerufen, mit Sack und Pack, und lassen sich keine Mühe verdrießen um unsertwillen. Es muß also doch etwas an uns sein. Und Du bist nicht so weit her und wolltest nicht einmal kommen, wenn Du so freundlich und wohlmeinend eingeladen bist? Da in Deinem Briefe vom 29. Oktober keine Spur ist von Deinem Willen und Wollen, da eure jungen Herrschaften hier sind, da mir die Großfürstin voriges Jahr selber versprochen hat, nicht ohne Dich und Riemer und Meyer zu kommen, so wird mir bange, weil Gott wissen mag, wann wieder eine so gute Gelegenheit erscheinen soll, Dich hier zu sehn.

Die Großfürstin und den Großherzog habe ich noch gar nicht gesehn, und da es sich nicht schicken würde, ihnen aufzuwarten, zumal sie vielleicht kaum Zeit zum Atmen haben mögen, so sehe ich sie vielleicht gar nicht, wenn Du nicht kommst; also laß Dich erweichen! komm doch und das bald, weil der Himmel blau ist.

Daß sie am Main und Rhein nichts von mir wissen, darf mich nicht wundern, da mein etwaniges Treiben und Wirken gleichsam

zentralisch ist und nach außen nur mittelbar sein könnte, wenn sich auch hier und dort etwas verspüren ließe. Wüßten sie erst gar, daß es doch eigentlich im stillen auf Zerstörung ihrer Klimperei ausläuft, wiewohl ich jedem sein Wesen gern lasse, solange es halten will, so würde mir alle Geduld nichts helfen, die ich mir täglich selber einreden muß. Es ist schon etwas, daß sie das Wesen wie einen Zeitvertreib, ein Gesellschaftsspiel nachmachen und gleich damit fertig sind, je größer je besser, und sich auch gleich, wie in Wien, für gemacht halten; was dann noch fehlt, ersetzen dann die öffentlichen Nachrichten. Von Zeit zu Zeit erhalte ich Briefe von außen her, um unter Bedingungen, die mir selbst nicht zu schlecht sein würden, ihnen von meinen Leuten zu senden, die ihnen Singakademieen und Vereine stiften und einrichten sollen. Wüßte ich alles das, was von diesen Prätendenten begehrt wird, dann könnte ich mich für etwas halten. Man soll alles können, was sie wünschen; nach dem, was man kann, danach frägt kein Mensch, weder dort noch hier.

Den 1. Teil meiner Lieder werde ich mit den Rübchen senden, wenn er noch zu haben ist, denn ich habe ihn selber nicht mehr und mein Verleger ist bankerott. Mit meinen Musiken brauchst Du nicht geheim zu sein, sie sind für das Licht gemacht, und die „Johanne Sebus" ist ja in Leipzig gestochen; also kannst Du Deine Partitur weggeben.

Mehrere Tischlieder werde ich bei nächster Gelegenheit senden. Die Leute sind so rar, daß man keine Abschreiber findet, sonst wären sie schon in Deinen Händen.

Mein jüngster Sohn Adolf ist nach den letzten Nachrichten aus Paris vom 18. Oktober gesund, ungeachtet sein Regiment (Brandenburgische Husaren) am 1. Julii fast ganz bei Versailles aufgerieben ist. Nach seinem Briefe wurden alle Offiziere des Regiments gefangen, die nicht tot sind. Der Knabe ist erst 16 Jahre alt und wird, wie es scheint, ein braver Kerl. Sonnabend, den 11. November. Z.

232. An Zelter

Inliegendes, mein Bester, welches Du durch Estafette erhältst, überbringe sogleich, mir zuliebe, persönlich der Demoiselle Düring. Mehr sage ich nicht. Hast Du Auslage, so zeige mir sie an. Lebe wohl! Die Rübchen sind noch nicht angekommen. Vale.

Weimar, den 24. November 1815. G.

233. An Goethe Berlin, Montag, 27. November 1815.

Diesen Morgen um 5 Uhr ist Dein Brief per Estafette in betreff der Mademoiselle Düring in meine Hände gekommen und wird eben besorgt. Leider habe ich mir durch einen Fall die linke Schulter so beschädigt, daß ich den Brief durch meine Tochter in die eigenen Hände der Demoiselle Düring übergeben muß, denn ich kann nicht ausgehn.

Wir verlieren hier einen jungen beliebten Komiker, von der Nationalart, durch Urteil und Recht: unser Wurm ist zu Festungsstrafe und Landesverweisung verurteilt, weil er Knaben das Griechische beigebracht hat. Ein anderer schöner Mann, Blum, der im „Epimenides" die „List" vorstellt, von schönem Baritono, ist gleichfalls als Diebshehler angeklagt. Was mich betrifft, so hätte ich an der Stelle dieser Verbrecher allenfalls ein paar unserer Tugendhaften missen wollen.

Deine Rübchen sind bereits seit 8 Tagen unterweges, und wünsche ich nur, daß sie vom Froste nicht leiden mögen. Die Komödienzettel des Jahrgangs sind mit ins Gefäß gepackt, und bitte ich um Anzeige, wann und wie sie mögen angekommen sein, um zu wissen, ob auch von hieraus nichts versehn ist.

Gestern habe ich mich an den glatten klangvollen Versen unseres alten Freundes v. Knebel erfreut und das recht unverhofft, indem ich niemals einen Vers von ihm gesehn habe. Professor Walch war so gut, mich damit bekanntzumachen.

Dienstag.

Dr. Chladni ist auch angekommen, und ich hoffe, daß wir diesen geschickten und guten Mann hier behalten wollen.

Das Schreiben wird mir sehr sauer, und mein Arm ist noch im Schlimmerwerden, ehe er sich bessern kann; also lebe fein wohl und gedenke

Deines

Zelter.

Den einen Aushängebogen Deiner Schrift, die Du an unsern Minister Schuckmann geschickt hast, werde ich mir auch ausbitten lassen; unterdessen habe ich mit Bewundrung wieder den „Rameaus Neffe“ gelesen. Gott befohlen!

1816

234. An Goethe

Unsere königlichen Prinzen haben den heroischen Entschluß gefaßt, Deinen „Faust“ unter sich aufzuführen und darzustellen, wie er leibt und lebt. Die Anstalten dazu sind so ins Große projektiert, daß ich fast fürchte, es wird nichts daraus, wie wir denn noch keinen Ort haben, wohin wir sein Haupt legen wollen.

Auch ich habe die Rolle des Schauspieldirektors überkommen, die ich denn mit möglichster Würde und Klarheit auszuspinnen gedenke.

Über die Zusätze, die Du dem Fürsten Radziwill im Manuskript gesandt hast, ist man hoch erfreut, und der Kronprinz lebt und webt, wie ich höre, im „Faust“, der ihn, wie ich ihn kenne, wohl anziehn kann. Mephistopheles wird vom Prinzen Karl von Mecklenburg gegeben.

Im Theater bin ich fast drei Monate lang nicht gewesen und fange seit einigen Wochen erst wieder an, einen Teil des Abends dazu anzuwenden. In der Mitte Novembers habe ich einen bösen Fall auf den linken Arm getan, daß ich ihn noch nicht wieder frei gebrauchen kann.

Unterdessen hat man die „Zauberflöte“ neu besetzt und mit 12 neuen Dekorationen ausgestattet, von denen sich ihrer 4 schon ansehn lassen. Zum ersten Male habe ich den „Vielwisser“ von Kotzebue gesehn, der so gut als möglich gespielt wird und auch viel Beifall findet. Das Stück ist in der Tat gut. Die „Brüder“ werden sehr gut und mit Beifall gespielt. Die „Glocke“ von Schiller habe ich noch nicht gesehn.

Warum ich solange nicht geschrieben habe, davon läßt sich nichts sagen. Zeit wäre genug gewesen, Narreteien und Teufeleien aufzuschreiben, wenn man mit zum Teufel fahren wollte.

Deine drei Aushängebogen, die Du unserm Minister Schuckmann geschickt hast, habe ich mit seiner Erlaubnis und dem besten Vergnügen gelesen. Ich habe mich doppelt daran erbaut, da ich die Gegenden seit kurzem nach meiner Art kenne. Auch ich stand auf der herrlichen Terrasse in Bonn, vergaß aber leider, wo ich stand, indem ich unwillkürlich nur dahin sah, wo ich hergekommen war.

Bei dieser Gelegenheit will ich doch erinnern, daß der Wiener Nachdruck Deiner Werke, wegen Mangels, hier anfängt um sich zu greifen. Die Buchhändler verkaufen ihn meines Wissens zwar nicht, aber Bücherjuden und Trödler verbreiten ihn, und Cotta wird also wohl tun, die neue Ausgabe zu beschleunigen, wenn er nicht Schaden leiden will. Auch die vorhin genannte Aufführung des „Faust" trägt dazu bei, daß jeder seinen „Faust" entweder sucht oder sich den ersten kauft, der ihm angeboten wird. Nach einem mäßigen Überschlag, den ich soeben mache, kann der Schade, den bloß diese Gelegenheit hervorbringt, in 500 Exemplaren bestehn.

Staatsrat Schultz ist brustkrank, und ich fürchte für sein schönes Leben, das er erst jetzt anfangen wollte, da man es ihm bis dahin so sauer gemacht hat.

Dr. Chladni ist hier und hat eben sein zweites Kollegium über die Akustik geschlossen. Nun wird er noch drei Vorlesungen über die Meteorsteine halten und dann von uns scheiden. Ich glaubte diesen sehr nützlichen Mann bei uns zu fixieren, doch sehe ich noch keine Anstalten dazu, da wir nicht leicht nehmen, was uns geboten wird.

Laß mich doch etwas über Deinen Frühling erfahren: wie Du ihn anfangen willst. Ich habe Lust, bei guter Zeit ins Freie und rheinwärts zu gehn.

Der Tod eurer liebenswürdigen Prinzessin hat mich aufs äußerste bewegt, sie scheint mehr gelitten als gelebt zu haben.

Schadow ist noch nicht zurück. Seine gute Aufnahme bei euch wird sehr hoch aufgenommen, und ich empfinde sie dankbar, da der brave Künstler in den letzten Jahren durch schwere Krankheit und den Tod seiner Frau wie früherhin durch die Invasion sehr gebeugt

ist worden. Seine beiden Söhne sind in Rom und haben sich katholisch gemacht.

Schreib mir doch ein Wort über den „Epimenides", ich bin höchst begierig. Was Müller davon sagen wird, kann ich mir denken. Lebe wohl, mein Einziger, und gedenke

Deines

Berlin, 18. Februar 1816. Z.

235. An Goethe Berlin, den 9. März 1816.

Ich habe abermal schwere Arbeit bekommen. Mein jüngster Sohn ist am 17. vorigen Monats in Saint Michel an der Aisne am Nervenfieber gestorben, nachdem er die blutigsten Schlachten mitgefochten, ohne verwundet zu werden. In der letzten Affäre bei Versailles ist er gefangen worden. Zwei preußische Kavallerieregimenter fochten gegen 7 französische Kavallerieregimenter und 4 Infanterieregimenter. Er verlor sein Pferd und ist gesund geblieben. In seinem sechszehnten Jahre! Der schöne Knabe! Wie werde ich's überwinden?

Seit den sieben Tagen, da ich die Nachricht von seinem Rittmeister habe, habe ich mich in die Arbeit geworfen und schreibe Noten ab, und des Abends gehe ich ins Schauspiel, da mir das Schreiben bei Lichte Augenschmerzen macht.

Laß mich doch etwas von Dir wissen; es ist doch wohl zu lange, daß ich keine Nachricht von Dir habe.

Kennst Du denn schon das neue Produkt von Kotzebue: „Der Schutzgeist"? Es hat mit dem Prologe, der so lang ist wie ein Akt, sieben Akte und spielt gegen fünf Stunden. Das Stück kommt mir vor wie eine heutige Klaviersonate: es ist alles drin, was Effekt und lange Weile machen kann. Kaiser, Könige, Markgraf, Herzog, Geister, Geistliche, Hochzeit, Grab, Mord, Brand und dergleichen sind in einen Brei durcheinander gewürfelt, um nichts und wieder nichts. Die Großen sind wieder wie sonst nach seiner Art – ge-

meines Pack, und der Pöbel äußert edle Gesinnungen, und so wird man erbaut, jedes nach seiner Art.

Chladni geht unbefriedigt von hier weg. Ich bedaure, daß wir diesen Mann nicht hier behalten.

Ich denke diesen Sommer wieder nach Wiesbaden zu gehn. Vorher will ich jedoch zwei von meinen Töchtern verheiraten. Julie heiratet einen tüchtigen jungen Landwirt und Henriette einen guten Schreibmeister.

Lebe wohl, ich kann nicht mehr schreiben, wenn der Brief noch auf die Post soll! Ewig Dein

Zelter.

236. An Zelter

Du hast wohl recht, mein würdigster Freund, daß es eigentlich keine ununterbrochene Korrespondenz gibt, wenn man nicht klatscht, und da das unser Fall nicht ist, so möchte es wohl natürlich sein, wenn wir eine ganze Weile nichts voneinander hören. Die Resultate sind denn auch hinterdrein wieder so bedenklich, daß man sie kaum auszusprechen wagt, da man den Konklusionen ohne Prämissen sehr selten Beifall versprechen darf.

Die Gegenwart der Herrn Schadow und Weber hat mich mit Berlin in nähern Rapport gesetzt, denn durch persönliche Mitteilung und freundliches Gespräch kann uns auch ein entfernter Zustand nähergebracht werden. Tausendmal hab' ich Deiner gedacht, wie Du in einem solchen Meere auch persönlich schiffest, schwimmest, badest und wadest.

Das Heftlein vom „Rhein und Main, Kunst und Altertum" wird nun auch bald zu euch gelangen. Ich habe beim dreizehnten Bogen abgebrochen, wie Scheherazade. Wenn ich die Bedeutung solcher Blätter früher erkannt hätte, so würde ich das ganze Geschäftlein abgelehnt haben, auch bin ich nur nach und nach hinein verführt worden, und so mag es denn auch dahinfließen. Dagegen muß ich dankbar erkennen, daß ich ohne diese dringende Nötigung

niemals weder dem wichtigen Punkt der Kunsterhaltung durch die barbarische Zeit hindurch noch auch den Eigentümlichkeiten nationeller und provinzieller Wiederherstellung Aufmerksamkeit hätte schenken können. Es ist da viel Zeug unserer geläuterten Sinnlichkeit zuwider, das man nur durch den Begriff zu etwas machen kann, denn das Absurde freut uns auch, wenn wir uns darüber aufklären.

Der „Diwan" ist angewachsen und stark. Die Dichtart, die ich ohne weitere Reflexion ergriffen und geübt habe, hat das Eigene, daß sie fast wie das Sonett dem Gesang widerstrebt; auch ist es merkwürdig genug, daß die Orientalen [ihre Lieder] durch Schreiben, nicht durch Singen verherrlichen. Indessen ist es eine Dichtart, die meinem Alter zusagt, meiner Denkweise, Erfahrung und Umsicht, wobei sie erlaubt, in Liebesangelegenheiten so albern zu sein als nur immer die Jugend.

Hierbei ein allenfalls singbares Lied. – Mit dem besten Lebewohl!

Weimar, den 11. März 1816. G.

[Beilage]

Dir zu eröffnen
Mein Herz, verlangt mich,
Hört' ich von deinem!
Darnach verlangt mich!
Wie blickt so traurig
Die Welt mich an!

In meinem Sinne
Wohnet mein Freund nur
Und sonsten keiner,
Und keine Feindspur.
Wie Morgenkerzen
Ward mir ein Vorsatz:

Mein Leben will ich
Nur zum Geschäfte
Von seiner Liebe
Von heut an machen!
Ich denke seiner,
Mir blutet's Herz.

Kraft hab' ich keine,
Als ihn zu lieben,
So recht im stillen.
Was will das werden:
Will ihn umarmen,
Und kann es nicht!

237. An Goethe Berlin, den 18. März 1816.

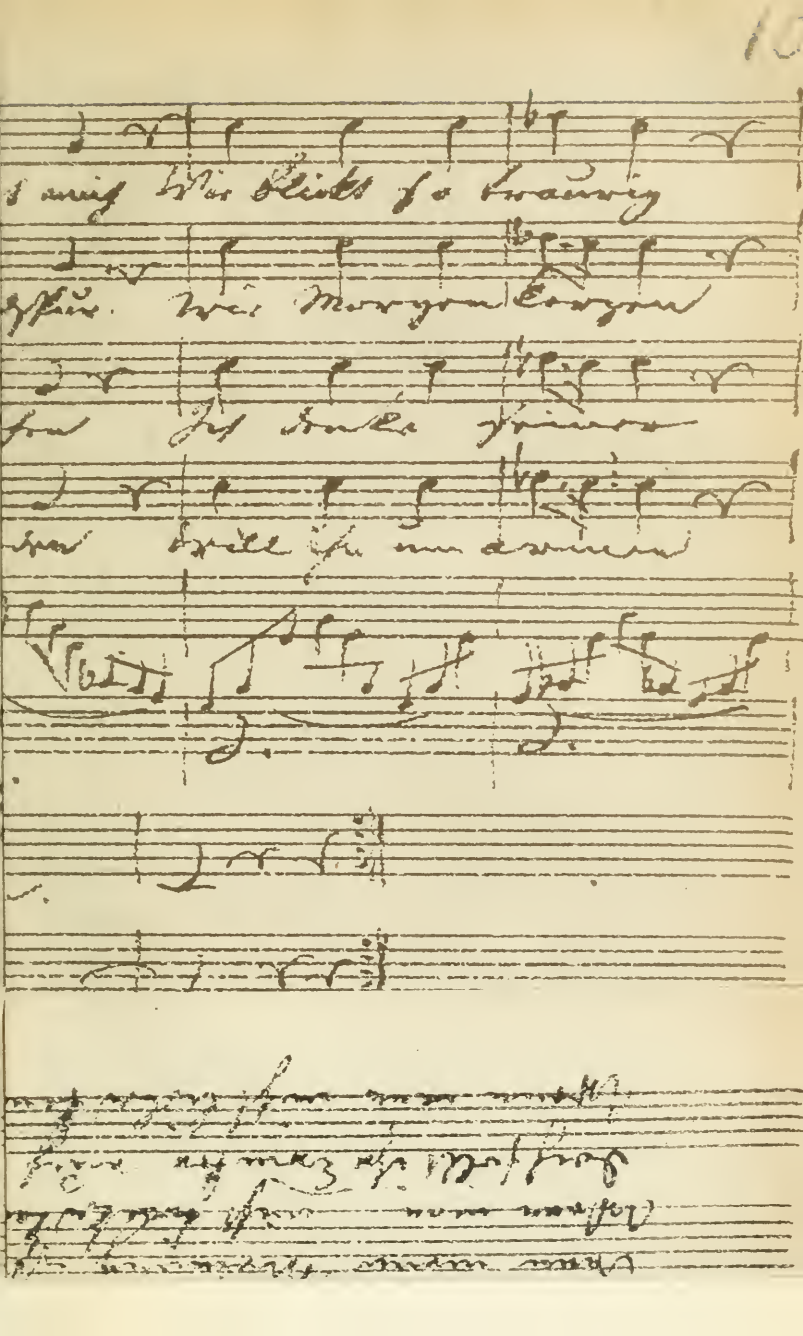
Dein Liedchen hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, wie ich es verstehe und auf mich beziehe. Es hat sich sogleich in Noten gestaltet, denn ohne dies Mittel hätte ich nicht hineingefunden.

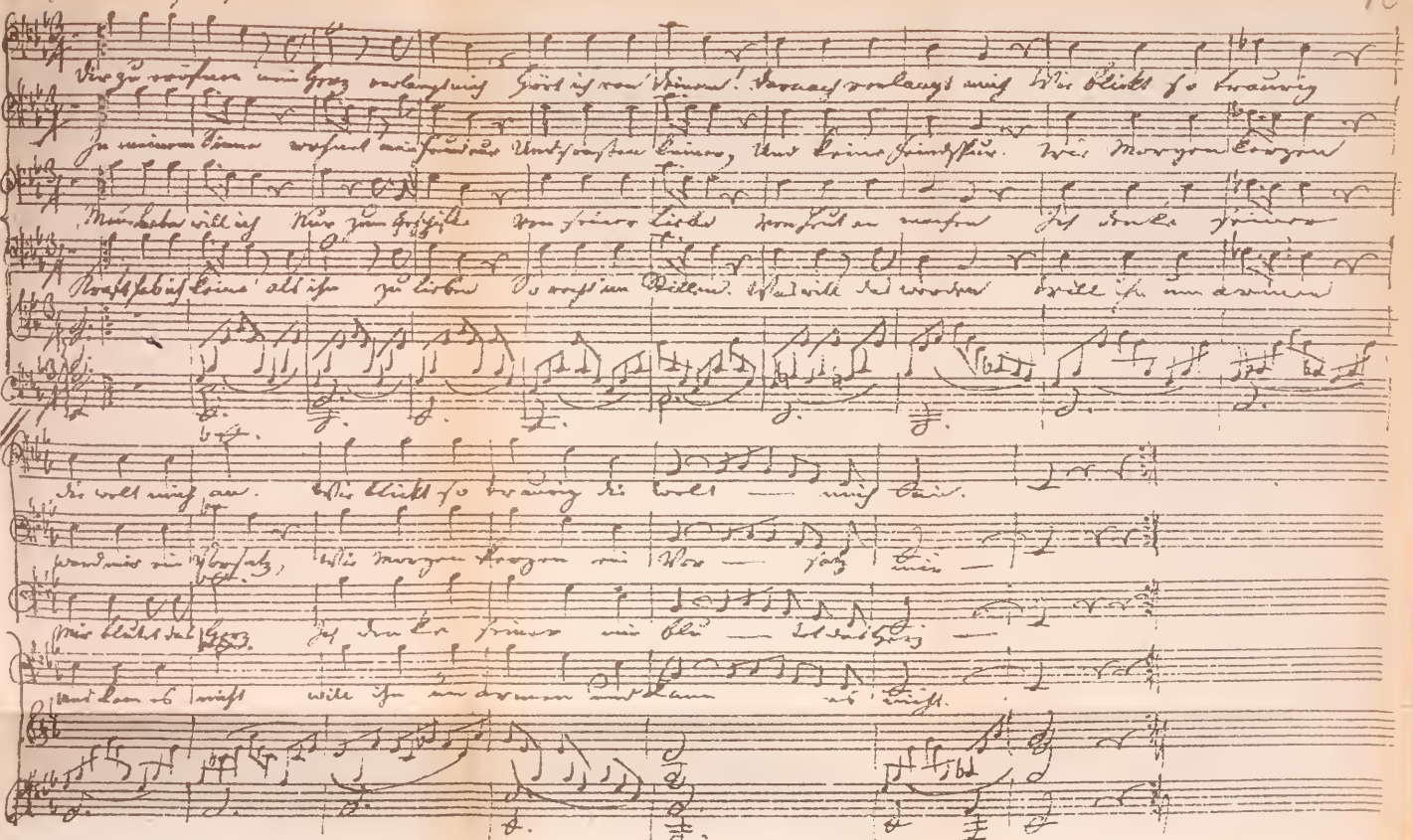
Sobald es aufgeschrieben und festgestellt sein wird, sollst Du es haben, und dann sage mir hübsch, ob meine Probe auf Dein Exempel paßt oder nicht.

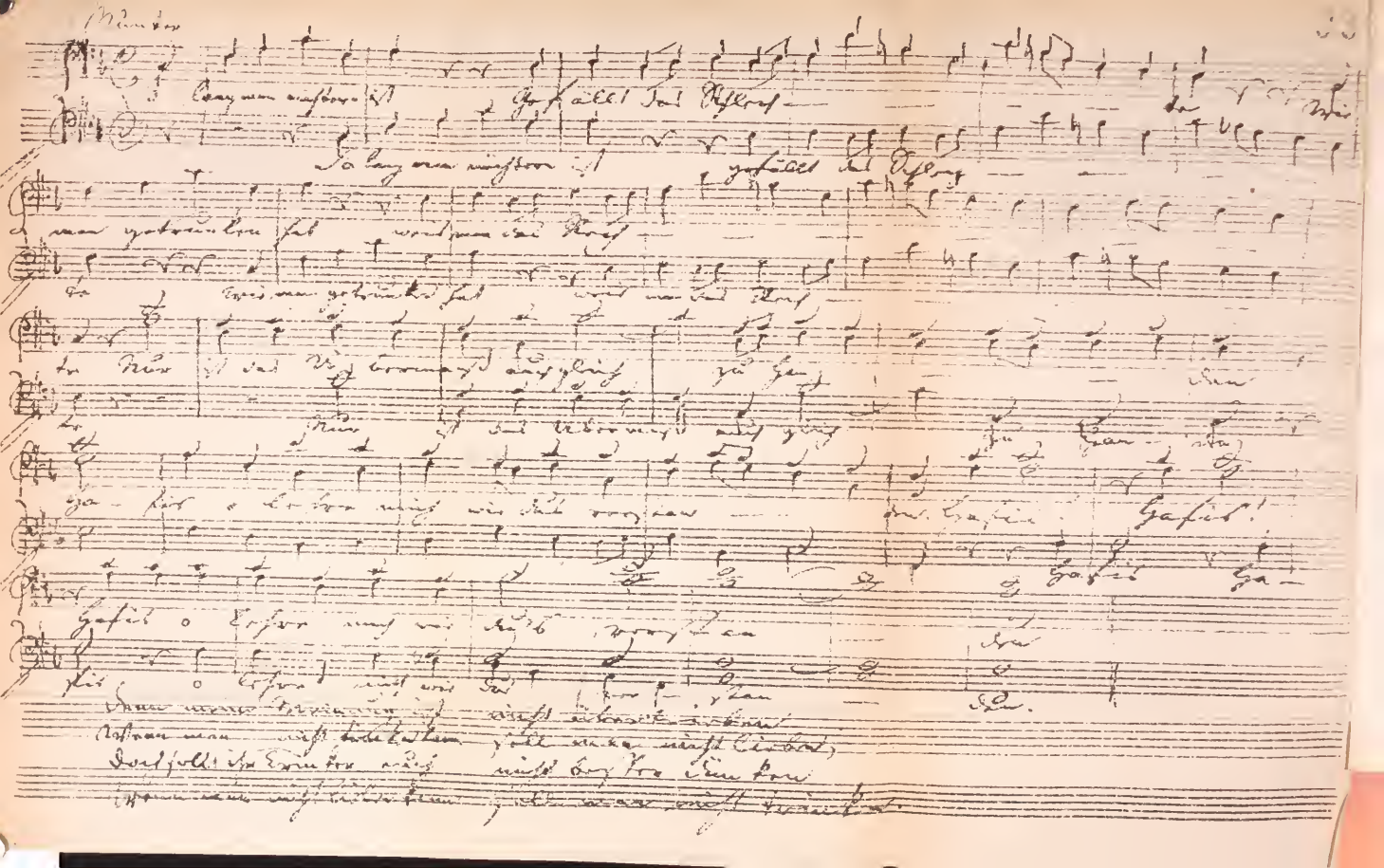
Jetzt wollen sie Dich zum Augustinus machen, und wer weiß, ob sie Dich nicht auch zum Heiligen machen werden.

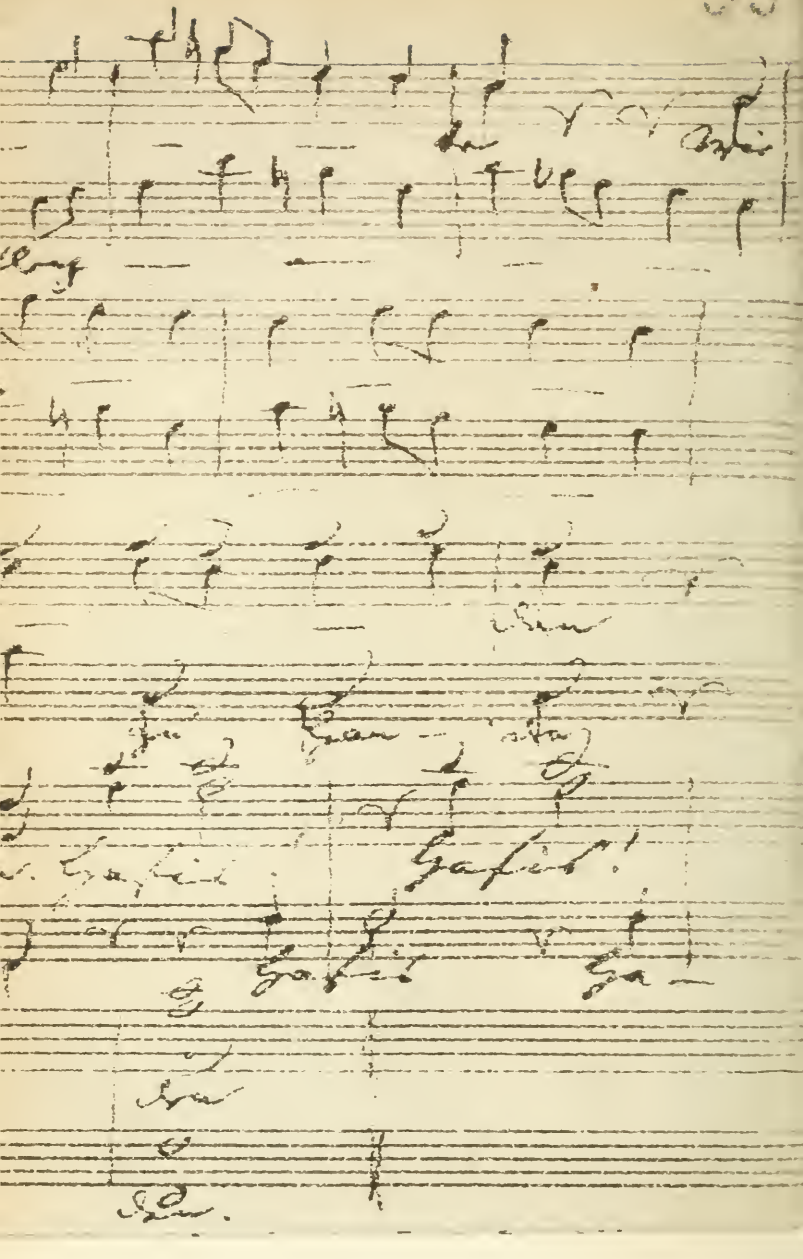
Das Vließ haben sie und wissen nun, daß es ein Fell ist, und daß die Hesperischen Äpfel von denen gefressen werden, welchen sie die Pfoten geliehen haben, wissen sie auch.

Aus Deinen beiden Gästen, dem ehrlichen Evangelisten Lukas mit seinem Tiere, hast Du den Zustand der Dinge nach Meisterart geschlossen. Ja, ja, so ist's: man watet in dem Wesen herum und müht sich ab, und kann doch einmal nichts werden. Das Unglück aber ist, daß man dabei um allen Humor kommt und zu einer Meinung von sich selbst gelangt, die nicht erlaubt sein kann, weil sie den Erguß und den Genuß stört.




Wie so verlassen und traurig verlangewig fühl ich mein Herz!
In meinem Herzen verlangt mich nach einem Einzigen, und keine Freundschaft
Mir Liebe will ich nur zu Freunde von seiner Liebe kommt mir nichts
Freundschaft keine all ist zu Liebe Du mein Willen. Was will ich wohl
Sie weiß mich an. Wie klickt so traurig sie weiß mich an.
Wenn wie in Abschied Wie morgen Rosen wie Rose — fällt ein —
Wie klickt das Herz. Ich denke immer wie Blüh — Liebesleid —
Und dann so nicht will ich in Armen mich kann nicht.





Chladni, der morgen abreiset, will diesen Brief eine Strecke mitnehmen, ich habe daher das Lied fertiggemacht und sende zugleich ein Pröbchen aus dem „Diwan". Das Lied wird Dir einer Deiner Sänger leicht vortragen können, wenn er sich nicht selber Not damit macht. Den „Hafis" habe ich selber noch nicht gehört und weiß noch nicht, wie er sich aufführen wird, da er erst vor kurzem in Musik gesetzt ist. Stücke, die so außer dem Geiste unserer Zeit sind, muß ich lange mit mir herumtragen, ehe ich eine moderne Form finde, worin ich sie aufstellen kann, und wer soll einem nachher sagen, ob man's getroffen hat, weil's die andern auch nicht gleich fassen und lieber drüber hinweggehen! darum sollte mir ein Wort von Dir darüber belehrend sein, weil Du darin lebst.

Seit einiger Zeit sind mir Briefe verloren gegangen, die ich nicht erhalten habe, und andere von mir scheinen nicht angekommen zu sein. Sei daher so gut und mache Deine Briefe nicht frei, ich werde das Nämliche tun. Auch sogar ein Brief an mich mit Gelde ist nicht eingelaufen. Lebe wohl, mein Allerteuerster, und laß bald von Dir hören. Den 19. März 1816. Z.

238. An Zelter

Dir war freilich abermals eine harte Aufgabe zugedacht; leider bleibt das immer die alte Leier, daß lange leben soviel heißt als viele überleben, und zuletzt weiß man denn doch nicht, was es hat heißen sollen. Vor einigen Tagen kam mir zufälligerweise die erste Ausgabe meines „Werthers" in die Hände, und dieses bei mir längst verschollene Lied fing wieder an zu klingen. Da begreift man denn nun nicht, wie es ein Mensch noch vierzig Jahre in einer Welt hat aushalten können, die ihm in früher Jugend schon so absurd vorkam.

Ein Teil des Rätsels löst sich dadurch, daß jeder etwas Eigenes in sich hat, das er auszubilden gedenkt, indem er es immer fortwirken läßt. Dieses wunderliche Wesen hat uns nun tagtäglich zum besten, und so wird man alt, ohne daß man weiß wie oder warum. Beseh' ich es recht genau, so ist es ganz allein das Talent, das in

mir steckt, was mir durch alle die Zustände durchhilft, die mir nicht gemäß sind und in die ich mich durch falsche Richtung, Zufall und Verschränkung verwickelt sehe.

Du hast unterdessen einen Brief von mir erhalten. Bald schick' ich einiges. Mein Rhein- und Mainheft ist geschlossen, die Versendung durch Zufälligkeiten aufgehalten. Es ist redlich gemeint und wird am Ende mir am meisten nützen, denn es gibt mir einen Maßstab, was denn auch in diesem Falle von vernünftigen Wünschen und Vorsätzen zustande komme. Ich fürchte, es wird nicht viel sein.

Daß ich diese Arbeit übernommen, reut mich nicht, besonders da ich diese Tage manche frühere auf Reisen sorgfältig gesammelten Akten wiederfand, nur fand ich bei meiner Rückkehr niemals Muße zur Redaktion und auch diesmal nur mit größter Anstrengung. Dich wird es indessen gewiß interessieren, wo ich innehalte und was ich über die Fortsetzung sage. Der Hergang der Kunst durch das Mittelalter und gewisse Lichtpunkte bei der Wiedererscheinung reiner Naturtalente haben, hoff' ich, durch meine Darstellung gewonnen. Nur werden leider die schreibseligen Legionen Deutschlands meine Ernte, wie sie auch sein mag, sehr geschwinde ausdreschen und mit den Strohbündeln als reichen Garben am patriotischen Erntefest einherstolzieren.

In eine sehr große wissenschaftliche Tätigkeit werde ich versetzt durch unsers Großherzogs Verlangen, unsere durch die ungeheuern Kriegsschicksale wundersamst erretteten Anstalten energisch belebt zu sehen. Da muß ich nun alles zusammennehmen, was ich weiß und will. Du sollst mancherlei erfahren, aber, was ich Dich ersuche, schreibe doch oft vom Theater, in welches Du einen so reinen, tüchtigen und doch so gutmütigen Blick hast. Sage mir bald was über die Erscheinung von Wolffs, und wie sich ihr Spiel zu der Umgebung und zum Publikum verhält. Grüße Herrn Staatsrat Schultz und ersuch ihn, mir bald zu antworten. Es ist gerade Zeit, das Eisen zu schmieden.

Gott erhalte Dich.

Weimar, den 26. März 1816. Goethe.

Wie es diesen Sommer mir mit einer Badereise ergehen wird, weiß ich noch nicht; bei unsern neuen Organisationen ist mir auch in meinem Kreise manches Mühsame und Verwickelte zugefallen, weswegen ich vor Pfingsten, ja vielleicht gar vor Johanni nicht von der Stelle kann. Sage mir von Zeit zu Zeit von Deinen Planen, vielleicht kann ich mich darnach richten.

239. An Goethe Berlin, Sonntag, 31. März 1816.

Nach mehrern Musikproben mit dem Orchester und dem Singchore ist denn gestern abend auch eine Leseprobe gewesen mit Musik dazwischen.

Prinz Karl von Mecklenburg hat den Mephistopheles und der Schauspieler Lemm einstweilen den Faust gelesen. Die Probe war bei Fürst Radziwill in seinem Familienkreise. Zugegen waren die Fürstin mit ihren Kindern, der Kronprinz mit seinen Geschwistern, Prinz Georg von Mecklenburg, Frau v. d. Recke mit ihrem Tiedge, Frau v. Humboldt und mehrere Künstler, welche teilnehmen sollen an der Darstellung.

Fürs erste wurden nur Szenen heut gelesen, worin Faust allein und Mephistopheles vorkommen. Prinz Karl liest diesen Charakter so, daß wenig zu wünschen übrigbleibt. Stimme, Ton, Takt, Figur und Gestalt passen gar sehr, bis auf den Pferdefuß; was an Modulation und Tempo abgeht, wird sich hoffentlich finden; auch hat sein Vortrag ganz allgemeinen Beifall gewonnen, und der Artist ging neben ihm her wie ein Esel neben einem Pferde.

Der Effekt des Gedichts auf fast lauter junge Zuhörer, denen alles fremd und neu war, ist höchst merkwürdig, und sie können sich nicht genug wundern, daß das alles gedruckt steht. Sie gehn hin und sehn ins Buch, ob's denn wirklich so dasteht. Daß es wahr ist, fühlen alle, und es ist, als ob sie sich erkundigten, ob die Wahrheit wahr ist.

Der Komponist hat manches zur Verwunderung getroffen. Was gefehlt ist, besteht darinne, daß er wie alle angehende Artisten in Nebendingen hauptsächlich ist.

„Christ ist erstanden“: gut und fortschreitend gegeben, wiewohl nicht kirchlich genug. Orgel-, Chor- und Glockenartiges wird sich jedoch noch herstellen lassen. Da er keinen Begriff von dem Innern der äußern Kunst hat, so sucht er im Fernen, was ihm vor den Füßen liegt. Einer hat ihm eine Glocke angeboten, die er auch nutzen will; es fehlt ihm jedoch nicht an Geschmack: ich lasse ihn dies versuchen, und er kommt gewiß davon zurück.

„Spaziergänger vor dem Tore“: im ganzen gut, doch im einzelnen bleibt er in Kleinigkeiten stecken. Der Bettler singt wie ein Bettler, und das Orchester agiert fürstlich. Bei den Soldaten hat er sich denn ganz losgelassen und nicht bedacht, daß es spazierende und nicht marschierende Soldaten sind. Doch ist nichts langweilig, und hat dabei noch immer Geschmack die Oberhand.

„Der Schäfer putzte sich zum Tanz“: allerliebst und pastorell, aber nicht ephemer genug.

„Drinnen gefangen ist einer“: unverbesserlich; doch hätte die ganze Beschwörung drinnen auch Musik bedurft, wiewohl sie beim bloßen Lesen schon wirksam war. Das Aufschwellen des Untiers, das Nebelartige, Schwefelartige bis zum Hervortreten der vollen angewachsnen Gestalt läßt sich ganz gut in Musik bringen und das mit den ganz ordinären Mitteln. Die Erklärung des Mephistopheles über sein eigentliches Wesen war von der allgemeinsten Wirkung: alles verstummte; ohne es vielleicht zu verstehen, wurde es begriffen.

„Schwindet, ihr dunkeln“: wahrhaft künstlerisch; ich wüßte nicht, wie man's besser machen wollte. Die Rattenbeschwörung aber ist, was man tüchtig nennt. Dies letztere ist sechsmal probiert und in den Proben erst abgerundet worden. Ich fand es gemäß, daß Faust durch den Abgang des Mephistopheles wie durch einen elektrischen Schlag nicht bloß erwachte, sondern erweckt würde. Die Fagotts haben, durch einen tiefen kurzen Ton, die Sache zur allgemeinen Belustigung natürlich gemacht, daß nur der Geruch fehlte.

„Weh, weh! Du hast sie zerstört“: anfänglich etwas zu schwer, doch die Vorspiegelung des Schlaraffenlebens von den Worten an: „Neuen Lebenslauf beginne“ recht gut und neukünstlerisch getroffen.

Das Stück soll in drei Teilen gegeben werden. Mit „Auerbachs Keller" fängt der zweite Teil an, der zunächst soll probiert werden, und ich werde fortfahren, darnach zu berichten. Z.

240. An Goethe Berlin, den 4. April 1816.

Deine schöne Bemerkung stimmt auch ganz mit meinen Erfahrungen zusammen. Noch immer hat mir in Fällen tiefer Trauer und unerträglicher Beschwerden mein geringes Talent treue Dienste geleistet und ist wohl gar zu Produktionen erweckt worden, die außer aller Analogie mit dem augenblicklichen Zustande sind. So habe ich wenige Tage nach meinem Falle auf den Arm im November unter den größten nächtlichen Schmerzen das lustigste Tafellied auf die bekannten Worte: „Sankt Paulus war ein Medicus" gemacht.

Auf Dein Rhein- und Mainheft bin ich sehr begierig. Was mich betrifft, so bin ich nicht gespannt auf das, was Du gefunden. In Deinen Ansichten wie in allen Deinen Schriften ist mir das Zufällige stets hauptsächlich, ich mag's anfangen, wie ich will. Deine Gedanken über eine Scharteke oder was sonst jedem vor Augen liegt, geben mir Gedanken, und die will ich haben, und selbst wo ich Dich schwer oder nicht verstehe, komme ich zu meinen Gedanken, die mir am Ende so lieb sein müssen wie jedem die seinigen.

Was in den drei Bogen, die Du unserm Minister gesandt hast, steht, wußte ich so ziemlich; was Dir aber nebenab gelaufen ist, das ist bei mir fruchtbringender Same, der zuverlässig aufgeht, wiewohl nicht eher, als ich ihn brauche. Kommt aber die Gelegenheit, so steht die Sache auch in einer Klarheit vor mir, die jeden Zweifel beseitigt, da aller Produktion nichts nachteiliger ist als die Ungewißheit, was das Rechte sei.

Euer Großherzog hat, wie es scheint, die rechte Zeit genommen, seiner Universität sich anzunehmen, und wenn ihr es recht macht, so ist der Gewinn so zuverlässig, wie er es nur sein kann. Ich sage nichts weiter, weil Du weiter siehst.

Deinen Brief an unsern Künstlerverein habe ich mir – ohne Erlaubnis abgeschrieben. Es sind brave Leute, wiewohl sie das Beste immer vergessen und sich nachher schrecklich wundern wie über dem Ei des Kolumbus. Einige begreifen nicht, wie man durch eine Spalte in der Mauer soviel zeigen könne, wiewohl ein Architekt darunter ist, dem es doch nicht schwerer werden sollte, eine Mauer wegzubrechen als eine zu erbauen. Doch das sind Gedanken, die sie einmal nicht haben, und darum sind sie so sicher, daß ihnen nichts genommen wird, wieviel sie sich auch auf den Einfall einbilden.

An meine Reise kann ich nicht eher ernsthaft denken, bis mein Osterkonzert gegeben ist. Den zweiten Ostertag verheurate ich zwei Töchter, die älteste bekommt einen geschickten Schreibmeister und die andere einen Amtmann, der ein Gut gepachtet hat. Mein Sohn Georg hat sich auch eine Pachtung zugelegt, und ich muß mich der Einrichtung dieser drei Abgehenden wegen in Schulden setzen, die mir, wenn Friede bleibt, keine unmäßige Sorgen machen werden.

Unser König hat in Paris die sogenannte Giustinianische Bildersammlung gekauft, welche ihr Geld wert ist. Diesem glücklichen Umstande zufolge hoffen wir, daß die Kunstakademie, in der bis jetzt Pferde und Stallknechte die Oberhand hatten, zu einem Museum umgewandelt werde und auch ein anständiger Raum für die Singakademie abfallen werde, die nun ins sechsundzwanzigste Jahr besteht. Den Riß und den Raum hat der König bereits bestätigt, und man wartet nun auf die Ausführung, welche schon angefangen sein sollte.

Abends. Eben komme ich aus „Clavigo". Ein fremder Schauspieler, Julius, von Breslau, hat sich den Beaumarchais zugeeignet, doch nicht bezwungen. Ein Retter, Rächer muß eine klingende Stimme haben. Das Stück ging überhaupt weder recht auseinander noch recht zusammen und ist doch ein glattes Stück, was sich leicht wegspielen sollte; doch ich fürchte, es fehlt an Aufsicht bei den Proben, ja mir fällt eben nicht einmal einer ein, der sie führen sollte. Wolffs werden erwartet, sind aber noch nicht hier. Auch

Madame Catalani soll kommen und die Milder niedersingen, welche letztere wir immer noch nicht sicher haben, da sie die gegen sich hat, welche eine italienische Oper wünschen. Freilich ist es mit der deutschen Oper so so; das meiste sind Übersetzungen, und selbst die meisten Opern von Mozart sind italienisch. Es kann hier zu nichts kommen, der Köche sind zu viele, und nicht alle, die lange Messer tragen, sind Köche. Morgen ist „Epimenides".

Erst jetzt fällt mir's ein, darüber nachzudenken: was diesem Trauerspiele die gefällige Haltung gibt und sich Respekt verschafft ohne viele Umstände. Ich kann's einmal nicht ausstehn, daß Menschenblut vergossen werde, wenn's nicht was Großes gilt, und daher war mir das bürgerliche Trauerspiel verdächtig. Diese Handlung ist so keck, ganz ruhig neben der allgemeinen Geschichte vorbeizugehn und für sich allein etwas vorzustellen: ein verunglückter Liebeshandel bringt zwei Hauptpersonen ums Leben, deren Charakter sonst nicht zu retten wäre. Die übrigen Personen leben, weil eine solche Ehre zu groß wäre für sie, und es würde ein Fehler sein, wenn noch ein Hund umkommen müßte.

Der Bankier Abraham Mendelssohn ist es, der Dir diesen Brief bringt. Er ist der zweite Sohn des Philosophen, und von seinen ersten Jünglingsjahren an, nach dem Tode des Vaters, hat er sich mein Haus mit dem, was drinne war, gefallen lassen. Er gehört zu den Braven, und so wirst Du ihn aufnehmen. Er hat liebenswürdige Kinder, und sein ältestes Töchterchen könnte Dich etwas von Sebastian Bach hören lassen. Dies Kind war etwas verschniegelt, wie sie es noch ist und alle sind, die früh zum Leben reifen. Auch die Mutter ist es und doch zugleich eine höchst treffliche Mutter und Hausfrau, leider von etwas schwacher Gesundheit. Er, der Mann, ist mir sehr gewogen, und ich habe offne Kasse bei ihm, denn er ist in den Zeiten der allgemeinen Not ohne Schaden an seiner Seele reich worden. Lebe wohl, mein Ewiggeliebter! Bald seh' ich Dich wieder, wenn's auch nur auf Einen Tag sein sollte.

3.

241. An Goethe Berlin, Sonnabend, den 6. April 1816.

„Epimenides“ hat gestern einen guten Abend gegeben, und das große Haus war voll. Manches wünschte ich doch wohl, daß Du es sehn könntest. Der Epimenides, die „List“, „Unterdrückung“ und „Hoffnung“ können nicht besser besetzt sein, wiewohl das Ganze für uns nie zum Aufschluß kommen wird, da man immer rundherum tappt und fast naiv den Eingängen vorbeigeht. Die Urteile selbst der Wohlmeinenden darüber sind so absolut schweigenauflegend, daß ich mich gern entferne, wenn ich kann. Jetzt haben sie's mit den Ständen, und da heißt's nur immer: Wer wird diese oder jene Stelle kriegen? und was wird er dafür kriegen? Mir wird fast angst bei der Sache, welche, von der kalten Seite betrachtet, sehr unruhig und unbequem werden kann, da alles nach außen auf etwas hinarbeitet, was sie noch weniger kennen als ihr Innres.

Jetzt sind – eine Pariser Tänzerin mit ihrem Manne die Gottheiten und das Gespräch von Berlin. Daß sie tanzen können, versteht sich, wiewohl Du Dir unangenehmere lange stöckigere Personen kaum vorstellen kannst. Ihre Schule ist die beste, und man gerät in Verwundrung über die Keuschheit ihrer Bewegungen, dahingegen unsere fast mehr zeigen, wie sie im Leibe aussehen als draußen. Das ist ihre ganze Kunst.

Das Ballett „Telemach“ habe ich nun zum zweiten Male gestern gesehn. Das Sujet schickt sich besser zum Ballette wie das Gedicht, dem es an meteorischer Haltung fehlt. Mademoiselle Düring, die bei euch einsprechen sollte, gibt die Kalypso und verhält sich als ein junges hübsches Mädchen zu dem 36jährigen Ladestock von Telemach etwas sonderbar; indessen weiß sie die Gleichheit herzustellen durch eine Reihe schlechter Gesichter, die dem wahren Telemach seine Abreise wohl erleichtert hätten.

Der Gesang des Epimenides: „Hast du ein gegründet Haus“ wurde gestern ausgelassen, und ich gestehe: es tat mir leid. Mit Webern habe ich darüber gar nicht sprechen mögen, da ich wohl weiß, daß er froh ist, so weit fertig zu sein. Er ist wie eine Kokus-

nuß; man kann ihm nur mit einem Messer in der Hand beikommen, und Du wirst ihn Dir nun wohl näher besehn haben.

Da ich einmal im Klatschen bin: eine neue Anekdote! Ich saß im Orchester, hart am Parterre. Ein heiterer Mann und (wie es schien) seine Frau saßen hinter mir. Nach dem ersten Akt des „Telemach" verschlangen diese beiden begierig Apfelsinen. Die Frau, welche eher fertig war mit ihrer Frucht als der Mann, forderte dem Manne im Namen der schönen Kalypsy noch eine Apfelsine ab. Der Mann schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „Lypsi lapsi, carere!"

Ich setze hinzu, daß Mademoiselle Düring, seit sie in Weimar ist begehrt worden, öfter und bedeutende Rollen spielt und eine bedeutende Zulage erhalten hat. Sie scheint mir nicht ohne Hoffnung, doch was Rechts wird doch nicht. Mademoiselle Maaß, der sonst die Madame Bethmann entgegenstand, ist jetzt gänzlich unbeachtet, und Stanzen spricht sie, daß man froh ist, wenn sie fertig ist. Bethmann hat wegen anmaßlicher Reden gegen den Intendanten seinen Abschied bekommen. Sein Kontrakt ist noch $1\frac{1}{2}$ Jahr, und in dieser Zeit wird sich die Sache wohl wieder ausgleichen, denn ich wüßte nicht, wo er sich besser befinden sollte. Er war von den patriotischen Schreiern, und da er die Tür vergessen hat, wo er hereingekommen ist, so haben sie ihm eine gewiesen.

Sonntag, 7. April. Gestern war die erste Leseprobe vom „Faust", zu der sich, wie wir eben beginnen wollten, der ganze junge Hof ansagen ließ. Da ich den Anfang zu lesen hatte, so fügte sich's, daß wir uns dadurch nicht stören ließen, und die hohen Gäste nahmen ohne viel Knicksens und Drehens ihre Plätze ein. Die Sache ging, wie unter so gemischtem Kreise eine erste Probe sein mag, und ich werde mich wohl nach und nach hervortun müssen, Fluß in die Sache zu bringen, wenn kein anderer es tun will. Die „Lustige Person", eine gräfliche, schien das Gedicht noch gar nicht zu kennen. Nach der Probe entschuldigte er sein schlechtes Lesen gegen mich, worauf er ein Kompliment erwartete. Ich sagte: das Lesen würde nicht gefehlt haben, und ich fürchtete, daß es am Buchstabieren gelegen hätte, worauf er ein Paar Kalbsaugen machte.

Den Poeten hat Graf Brühl ganz ordentlich dargestellt. Der Schauspieler Lemm hat sich gebessert und kam nach und nach hinein in seine Rolle. Prinz Karl jedoch hat sich verschlimmert und fiel in den Predigerton. Als wir mit dem ersten Akt zu Ende waren, kam unvermutet der König, der es wahrscheinlich zu Hause nicht länger hatte aushalten können, da ihm alle Kinder davongelaufen waren.

Nun wurde der ganze 1. Akt wiederholt, und der König, der nach alter Art anfänglich gehalten und zurück war, hielt über zwei Stunden still, wurde freundlich, gesprächig und wahrhaft liebenswürdig.

Diesen Brief gebe ich, damit er fortkomme, auch Mendelssohn mit, der morgen abreiset und doch wohl eher nach Weimar kommt als die Post. Künftigen Sonnabend ist die letzte Probe, denn Radziwill reiset mit seiner Familie nach Posen. Da bleibt nun die Sache wieder liegen bis in den Dezember. Wie Graf Brühl sein Kammerherrnverhältnis mit dem Vorteil des Publikums soutenieren wird, muß man erwarten; er hat einen schweren Stand, besonders da er doch eigentlich nichts aus sich selber zu nehmen weiß.

Gott befohlen! Dein

Z.

242. An Zelter

Deine Briefe, mein Wertester, überraschten [mich] sehr angenehm in meinem Garten und gaben mir viel zu denken, ja sie erregten mich zu einer weitläufigen Unterhaltung in die Ferne; da kam Mendelssohn, und da ich einmal im Zuge und er von Dir empfohlen war, so sagte ich ihm, was ich Dir wohl gesagt haben würde, welches er wohl verdiente, da er sehr einsichtig sprach und manche Hauptpunkte der Wissenschaft, Kunst und des Lebens im Laufe des Gesprächs zur Rede brachte. Die Seinigen habe ich leider nicht gesehen, sie blieben nur einen Nachmittag hier, ich hätte sie gern heute zum Frühstück geladen und ihnen meine sieben Sachen vorgezeigt.

Von Staatsrat Schultz hab' ich einen allerliebsten Brief. Wenn

die Deutschen sich einer allgemeinern Unteilnahme befleißigen und auf eine häßliche Art dasjenige ablehnen, was sie mit beiden Händen ergreifen sollten, so ist der einzelne wirklich himmlisch, wenn er treu und redlich teilnimmt und freudig mitwirkt. Grüße ihn, wenn Du ihn siehst, zum allerschönsten. Seebeck in Nürnberg hält sich trefflich, und ich will gar nicht leugnen, daß es mich höchlich freut, daß ein alter und so treuer Mitarbeiter in Paris den Preis gewinne, indessen die Deutschen sich wie starre Gespenster gegen uns betragen; es ist ihnen aber nicht geschenkt, ich warte nur auf schickliche Gelegenheit, sie recht übel zu behandeln.

Bei unsern neuen Einrichtungen in Jena werde ich einen ganzen chromatischen Apparat aufstellen, an den noch keine Akademie der Wissenschaften gedacht hat; bei dieser Gelegenheit sollen sie allerlei hören. Doch ist in solchen Dingen nichts mit Gewalt zu tun, man muß abwarten, bis eine Meinung wie eine Kontagion die Menschen ergreift.

Fahre ja fort mit Deinen Theaterrezensionen. Es mag freilich bei euch wunderlich aussehen, wenn man über ein so nacktes und herkömmliches Stück wie „Clavigo" nicht Herr werden kann. Ferner ist es eine rechte deutsche Art, zu einem Gedicht oder sonstigem Werke den Eingang überall, nur nicht durch die Türe zu suchen. Ich habe Zeit meines Lebens Gelegenheit genug gehabt, mich zu verwundern, daß vollkommen gebildete Personen ästhetische oder höhere sittliche Zwecke durchaus nicht anzuerkennen wissen. Ich möchte keinen Vers geschrieben haben, wenn nicht tausend und abertausend Menschen die Produktionen läsen und sich etwas dabei, dazu, heraus oder hinein dächten.

Der „Faust" mag euch noch in künftigen Monaten manche konfuse Stunde bereiten. Wenn Du fortfährst, so grob zu sein wie gegen die unlustige gräfliche Person, so wirst Du schon was zu Wege bringen; das geist- und sorgenlose Wesen der Menschen ist in solchen Fällen gar häufig. Der unglaubliche Dünkel, in den die jungen Leute jetzt hineinwachsen, wird sich in einigen Jahren zu den größten Narrheiten manifestieren.

Sieh doch manchmal ins „Morgenblatt“, dort findest Du von mir einzelne Mitteilungen, die ins Ganze gehen und wovon Du Dir gewiß manches zueignen kannst. Es liegen überhaupt sehr viele Aufsätze bei mir; sie zu retouchieren und zu publizieren macht mir dieses Frühjahr einigen Spaß: ist es denn doch der erste Frühling, den man seit langer Zeit ohne Grauen und Schrecken herankommen sieht.

Vergangnen Sonntag hatten wir die große Feierlichkeit der Huldigung. Die Würden, Ehren und Auszeichnungen, die uns da zuteil wurden, sagten jedem Verständigen mit vernehmlicher Stimme, daß er sich in der ersten Zeit nicht selbst angehören werde. Mir wird indessen die heiterste Aufgabe zuteil, mir liegt nichts ob, als was ich gut verstehe, und ich fahre nur fort, dasjenige zu tun, was ich seit 40 Jahren getan habe, mit auslangenden Mitteln, großer Freiheit und ohne Qual und Hast.

In den ersten Monaten komm' ich nicht von hier weg; wenn Du also nach dem Rhein gehst, so richte Dich ein, einige Tage bei mir zu verweilen, damit wir unsere Zustände wechselseitig aufklären und einander nützlich und behülflich sein mögen.

Gewähre der erstandene Christ Deinen Konzerten und Hochzeiten allen Segen!

Die letzte leere Seite mögen einige Verslein einnehmen zu beliebigem Gebrauch.

Weimar, den 14. April 1816. G.

Das Publikum.

„Wir haben dir Klatsch auf Geklatsche gemacht,
Wie schief!
Und haben dich schnell in die Patsche gebracht,
Wie tief!
Wir lachen dich aus,
Nun hilf dir heraus!
Ade!“

Herr Ego.

Und red' ich dagegen, so wird nur der Klatsch
Verschlimmert,
Mein liebliches Leben im nichtigen Patsch
Verkümmert.
Schon bin ich heraus;
Ich mach' mir nichts draus.
Ade!

243. An Goethe Berlin, den 20. April 1816.

Es ist lustig, daß auch Du anfängst, mich für einen Grobian zu halten, wiewohl ich hier zu Lande freilich so verrufen bin, daß sich recht gute Leute den Umweg nicht verdrießen lassen, so weitab als möglich um mich herumzukommen.

Seit 1815 haben sie aber das Mittel gefunden, mir zu begegnen, indem sie mich wie Sauen anschnauzen, wogegen ich mich ruhig, ja verlegen zu verhalten habe, um nur alle Tage mit der Welt fertigzuwerden, die ein rechtes Stinknest ist.

Noch lustiger ist's aber, daß andere mich wieder für so niederträchtig höflich halten, sich meinetwegen in Streitigkeiten zu verwickeln, wobei wieder nichts herauskommt, wenn ich nicht endlich mit ihrer guten Meinung ebenso schlimm dran bin, wo nicht schlimmer, denn das kostet noch Geld dazu.

Meine Passionsmusik ist so einträglich gewesen als voriges Jahr, ja der Saal war so angefüllt, daß wohl einige hundert Leute haben zurückgehn müssen, und wenn ich ein bessrer Rechner wäre, als ich bin, so würde ich von diesem Schaden oder Nichtgewinn vielleicht einen guten Teil meiner Reise bestreiten zu können mir anmaßen.

Mit meiner Badereise sieht es noch weitläuftig aus: die Giustinianische Gemäldesammlung soll zum besten des Frauenvereins für Geld gezeigt werden, und ich werde wenigstens deswegen Einen Saal räumen müssen, wobei ich persönlich zugegen sein muß. Auch die Akademie der Künste intendiert eine Ausstellung neuer Werke.

Dann soll auch gebaut werden, und zu allen diesen Dingen sehe ich noch so wenig Anstalt, daß mir vielleicht der beste Sommer darüber verkümmert wird.

Den 24. April. Gestern abend ist Wolff zum ersten Male als Hamlet aufgetreten. Leider kam ich erst an, da Polonius Hamlets Verse an Ophelien las. Die Übersetzung ist, wie auf dem Zettel steht, von Franz Horn, nach Schlegel. Mir ist durch vieljährige Bekanntschaft die Wielandische Übersetzung so original geworden, daß ich mich bei einer neuern ordentlich zusammennehmen muß. Unser König und Königin sind ein paar Holzpuppen, ohne Erkenntnis ihres Daseins. Horatio ohne Ruhe und Suade, Laertes ein gespreizter Narr, wie ihn gerade Hamlet nicht haben will. Dagegen der alte Unzelmann als Totengräber ordentlich appetitlich, und an Beschort haben wir einen Polonius gewonnen, der Dir gefallen würde. Mit Wolff legst Du Ehre ein. Er gefiel, besonders in Hauptsachen, und wurde herausgerufen. Er weiß sich zu verschaffen sogar, was ihm die Natur versagt zu haben scheint, und man kann ihn einen Künstler nennen. Die zwei schwersten Stellen im Stücke habe ich niemals so gut, will sagen: so vollkommen darstellen sehn: den Monolog „Sein oder Nichtsein" und den, wo der König betet. Das letzte so heimlich, verständlich und wahrhaft und sicher, daß der König unmöglich etwas davon merken kann; denn das will auf unserer Bühne schon was sagen.

Was seine Haltung nach außen betrifft, so hoffe ich, daß unsere von ihm lernen sollen; denn in diesem Punkte sind sie, wenige ausgenommen, an das Schlechteste gewöhnt, und unsere Rezensenten wissen ihnen wohl ein versprochenes Wort und andere Kleinigkeiten der Kostümerei vorzuwerfen, doch wissen sie den Teufel, wie ein Mensch aussehn soll, den Gott gemacht hat.

Auch seine Sprache ist kräftig, mild, frei und zusammenhängend, bis auf Kleinigkeiten, zum Exempel bei den weiblichen Endungen der Verben: Nehmen, Geben, Sterben, Schlafen, wo er die Zunge an den Oberkiefer drückt und die letzten Silben durch die Nase spazieren müssen. Dies tut er nun zwar nicht immer, er scheint sogar das

Geheimnis zu kennen; aber bei einem Orator darf es nie vorkommen als im Komischen, auch habe ich den Fehler noch nie an Italienern bemerkt.

Ophelia würde mir gefallen haben, wenn ich die gute Bethmann vergessen könnte. Die Rolle an sich ist jedoch so tief erregend, daß es ihr in keiner Gestalt an Wirkung fehlt; mir tun noch heut die Augen vom Weinen weh.

Sonntag habe ich Wolffs bei Fürst Radziwill sehn sollen, aber sie erschienen nicht und hatten an ihrer Stelle die Nachricht gesandt, daß Du krank wärest, ja bedeutend krank. Nun war es der 21., und Dein Brief an mich vom 14. sagte nichts davon, also hoffte ich, daß Du an diesem Dato schon wieder genesen sein würdest. Laß mich doch darüber nicht in Ungewißheit, und wenn Du selber nicht schreiben magst, so laß es mir von anderer Hand wissen. Gott! was soll ich denn in der Welt anfangen ohne Dich? leide ich denn noch zu wenig? 3.

244. An Zelter

Deinen lieben Brief erwidere sogleich. Es freut mich, daß Wolff gefallen hat und durch Dich zu wissen wie und warum. Die weimarischen Schauspieler gelten am meisten, wenn sie miteinander wirken, es ist mir aber lieb zu hören, daß auch der einzelne etwas vom Ganzen mit sich fortträgt.

Anno 1803, im August, kamen zwei junge Leute, Grüner und Wolff, hieher; die Gesellschaft war in Lauchstädt, ich hatte Zeit und Humor und wollte einen Versuch machen, diese beiden, eh' jene zurückkämen, auf einen gewissen Punkt zu bringen. Ich diktierte die ersten Elemente, auf welche noch niemand hingedrungen ist. Beide ergriffen sie sorgfältig, und Wolff ist davon nie gewankt noch gewichen, deswegen er auch zeitlebens die schönste Sicherheit behalten wird. Daß Grüner in Wien sich zum mächtigen Schauspieler, ja zum Direktor aufgeschwungen, zeigt, daß auch er an einem gewissen Fundamente gehalten habe. Beide waren mit

Glauben und Neigung zu mir gekommen, der eine den Militär-, der andere den Kaufmannstand verlassend, und beide haben es nicht übel getroffen. Vor einigen Tagen, als ich alte Papiere ausklopfte, fand ich noch das Konzept eines Briefs an Wolffs Mutter, der sich auch jetzt noch recht artig ausnimmt. Zugleich das Konzept von jenem Katechismus oder a, b, ab; vornehmer könnte man es auch Euklidische Elemente nennen. Vielleicht verführen mich diese Bogen, daß ich die Sache nochmals durchdenke. Sie gehen nicht weit hinein, denn die Gesellschaft kam zurück, und nun mußte alles praktisch werden.

Wir hatten aber damals so viel Lust zu leben und zu theatrisieren, daß mich im Winter ein Teil der Gesellschaft in Jena besuchte, um unsere Übungen fortzusetzen. Durch den Schnee war die „Schnecke" impraktikabel geworden, Grüner verlor das Heft, das er in der Tasche als einen Talisman trug, welches er aber einige Tage nachher wiederbekam, indem er in allen Schenken Lärm geschlagen und es glücklicherweise ein Fuhrmann aufgelesen hatte.

Wenn Du Demoiselle Maaß siehst, so erinnere sie freundlicherweise an diese Geschichten, die sie auch mit erlebt hat und nicht ohne einiges Vergnügen. Ich war ihr nämlich sehr gewogen wegen ihrer großen Ruhe und allerliebsten klaren Rezitation, deshalb ich einmal in einer Probe von „Tell" entsetzlich bös über sie wurde, weil sie sich, Gott weiß warum, maulfaul erwies. Du siehst, mich hat Deine freundliche Nachricht in frühere Zeiten hingewiesen, wo das rein und richtig gewirkt wurde, was späterhin fortwirkt. So lebe ich jetzt auf eine eigne Weise in meinem sizilianischen Leben und sehe nun jetzt erst, was zehn Wochen in diesem Lande auf mich gewirkt haben.

Nun zu einem andern Texte: Wenn man Dir künftig von meiner Krankheit berichtet, so glaube es nicht; sagt man Dir, ich sei tot, so denke es nicht. Mit dem letzten, was zu Dir gekommen ist, verhält es sich freilich etwas wunderbar, deshalb merke nun auf.

Das Fest der Huldigung sollte am Sonntag Palmarum den 7. April vor sich gehen und so eigentlich der Schlußstein eines

neuen Gewölbes nach vielen zerstörenden Leiden eingesetzt werden. Den 2. April wurde ich von einem wunderlichen, nicht gefährlichen, aber doch starken rheumatischen Übel befallen, daß ich mich zu Bette legen mußte; nach meiner Einsicht schien es beinahe unmöglich, den 7. an meinem Platze zu sein. Da fiel mir glücklicherweise ein Napoleontischer Spruch ins Gedächtnis: „L'empereur ne connoit autre maladie que la mort", und ich sagte daher dem Arzte, daß ich, wenn ich nicht tot wäre, Sonntag mittag um 12 bei Hof erscheinen würde. Es scheint, daß der Arzt und die Natur sich diesen tyrannischen Spruch zu Gemüte genommen haben, denn ich stand Sonntag zur rechten Stunde an meinem Platze, rechts, zunächst am Thron, zugleich auch konnt' ich noch bei Tafel allen mir obliegenden Schuldigkeiten genugtun. Nachher aber zog ich mich wieder zurück und legte mich ins Bette, um zu erwarten, bis etwa der kategorische Imperativ uns wieder auf Leib und Leben hervorriefe. Bis jetzt ist es auch recht gut gegangen. Ich hatte mich schon früher resigniert, bis Johanni zuhause zu bleiben, wie Du es auch tun mußt, denn die vor Jahr und Tag nach außen gewendeten empirischen Gewalten wenden sich nach Gottes Willen jetzt nach innen; auch nur empirisch, aber wir müssen Gott danken, daß es so ist. Wenn wir jetzt zuhause verharren, so können wir unglaublich viel Gutes tun, weil das sich Neugestaltende immer eine unglaubliche Lust hat, sich unzugestalten, um nur einen Schlendrian, über den das ungeheure Unglück uns hinausgehoben hat, wieder mit größter Behaglichkeit einzuphilistrieren.

Was willst Du denn nun aber sagen, wenn ich Dir erzähle, daß ich in diesen Tagen auch derb gedroschen worden bin. Das gute Berka an der Ilm, wo wir zusammen mit Wolf und Weber und Duncker auf so mannigfaltige Weise gelebt haben! Denke Dir nun erst das hübsche Wiener Klavier des Organisten Schütz, seine Sebastian, Philipp Emanuel Bache und so weiter: dieses Berka ist vom 25. auf den 26. April von der Erde weggebrannt. Mit ungeheurer Geistesgegenwart und mit Hülfe von Wohlwollenden ist das Klavier gerettet und noch manches vom Haushalt, worüber man erstaunt, höchstens in 7 Minuten: denn ein gewaltsames, bei einem

Bäcker aufgetriebenes Feuer warf um halb zwölf in der Nacht die Flammen rings umher. Alle des Organisten alte, von Kittel in Erfurt noch erworbene Bache und Händel sind verbrannt, und bloß durch einen närrischen Zufall oder Zurichtung, daß er sie aus der bisherigen Unordnung in Ordnung in eine etwas abgelegene Kammer gebracht.

Alle diese Dinge sind gewiß schon gestochen und gedruckt; zeige mir an, wie ich sie bei Härtels in Leipzig oder sonst zu finden habe, denn ich möchte ihm gern von dieser Seite etwas Erfreuliches entgegenbringen. Gott segne Kupfer, Druck und jedes andere vervielfältigende Mittel, so daß das Gute, was einmal da war, nicht wieder zugrunde gehen kann. Siehst Du Geheimerat Wolf, so sag' ihm das Allerfreundlichste, sag' ihm aber auch, daß bei diesem Brande das vermaledeite Trompeterstückchen gerettet worden sei, durch den sonderbarsten Zufall, daß es bei mir in der Stadt war, wie denn auch noch manches durch Verteilung übriggeblieben.

Schreibe mir mit eben der Reinheit und Ruhe, wie sich die Wolff präsentiert, wenn Du sie ohne Vorbild siehst oder wenn Du sie öfters gesehen hast, so auch mit ihm. Ich kann mit keiner Relation einig werden als mit der Deinen; ich selbst seh' es nicht so gut, denn entweder: ich verhalte mich produktiv, das heißt: ich will, daß derjenige, der es jetzt nicht ganz recht macht, besser machen solle, und ich glaube daran, daß er's besser machen werde; oder ich verhalte mich umgekehrt, daß der Unglaube eintritt, daß ich verfluche, was geschieht, weil ich mich schäme, erwarten zu können, daß es besser werden dürfte.

Die moralische Weltordnung erhalte Dich!

Weimar, den 3. Mai 1816. G.

245. An Goethe Berlin, den 8. Mai 1816.

Dein sehnlich erwarteter Brief vom 3. dieses macht mich so vergnügt, wie man am Bußtage nur werden kann, durch so schöne Nachrichten über Dein Wohlsein.

Ich bin gestern von Potsdam zurückgekommen, wo ich mich einige Tage aufgehalten habe, im schönsten Blütenfrühling, den ein anhaltend sanfter Regen nur eröffnen kann. Sie haben dort seit $1\frac{1}{2}$ Jahr eine Singakademie angefangen und mich schon längst dazu eingeladen, doch konnte ich mich erst jetzt von hier abreißen. Ich würde verwundert, ja erstaunt sein, daß diese Leute nach anderthalb Jahren leisten, was wir hier in Berlin nach 26 Jahren mit stetiger Ausdauer zustande bringen, wenn ich nicht bedenken müßte, daß mein Treiben und Wesen in die Ferne gewirkt habe und fortwirken wird, wenn auch das Modell nach mir zerfallen sollte.

Daß diese guten Leute sich damit nun freuen, kannst Du denken, und sie haben sich meinen Beifall um so lieber gefallen lassen, da der Hof, der am Karfreitage in Potsdam kommuniziert und nachher ihre Passionsmusik gehört hat, ihre Produktion aus mißlungenen Einzelheiten beurteilt und ganz übel befunden hat.

Das Verwüstende ihres Zustandes fühlen sie übrigens so wenig wie ihr Direktor, der ein ganz geschickter Mann ist, denn sie sind – am Ende, das heißt: sie haben da angefangen, wo sie aufhören wollten. Ihre Kunst ist wie ein Sterbekleid, sie hat nichts hinter sich; und daß ich mit meiner Sippschaft alle Woche wieder von vorn anfange, fällt ihnen, wie all den guten Leuten, nicht ein. Und wenn sie nicht fragen, werde ich mich wohl hüten, es ihnen zu sagen, weil man damit schlecht ankommt.

Wolffs habe ich alle beide noch nicht ein ganzes Stück spielen sehn. Vorige Woche war „Phädra", doch kam ich erst gegen den dritten Akt. Er, als Theramen, hat sich wie ein Künstler gestaltet, von innen nach außen, und ordentlich gewirkt. Sie hätte in diesem Stücke und auch heute nicht zum ersten Male auftreten sollen. Sie war noch heiser und wurde es noch mehr, wie sie sich angriff. Als ich nachher das Original und zuletzt eine Übersetzung des Euripides nachsahe, fand ich denn wohl, daß der eigentliche Vorteil des Stücks in einer vollkommen ausgebildeten Sprache und Produktion liegt, die einem Dichter wie Racine einen solchen Rang in einer solchen Nation hat anweisen müssen.

Ihn, Wolff, habe ich erst letzthin persönlich kennen lernen, da mich der alte Unzelmann mit ihm bekannt machte. Was Du mir von seiner Lust zum Rechten schreibst, ist mir sehr erfreulich gewesen wie Deine Euklidischen Elemente. Ich weiß nicht, ob ich Dich davon unterrichtet habe, daß ich schon vor Jahren mit der Singakademie ein ordentliches Oratorium zu verbinden gedachte, an dessen Spitze ich den Geheimen Rat Wolf sehen wollte, der der Sache seinen vollen Beifall gab, aber wegen unendlicher Faulheit zu nichts zu bringen ist. Vielleicht war es ihm auch anstößig, nach Lehrsätzen zu verfahren, die er wohl einsieht, aber nicht beherrscht. Genug, ich wollte zu diesem Unternehmen ausschließlich Leute von der Profession, Schauspieler und Redner beisammen sehen, habe aber bis jetzt bloß unter meinen Singschülern davon Anwendung machen können, die nie ein Wort eher singen dürfen, bis sie es ordentlich sagen können.

Ich selbst kann dabei nur von außen zu Hülfe kommen, da bei mir alles empirisch ist; drum wünschte ich der Sache ein Haupt von gehörigem Ansehn und etwas Dauer, da die ersten Versuche fast abschreckend sind und in einer Hauptstadt durch das gesellige Leben gegenständig werden. Mit Devrient habe ich schon einmal über die Sache gesprochen, vielleicht läßt sich auch Wolff und seine Frau darauf ein. Mit der Intenda[n]tur würde die Sache sich machen lassen.

Das Unglück des armen guten Berka hat mich tief erschüttert, indem ich mir eine Feuersbrunst unter meinen hübschen Musikalien schon lange als ein Unglück vorstelle, das ich nicht mehr tragen könnte und so leicht möglich ist, da ich zwischen Feuernestern wohne und die Sing- und Kunstakademie als ein Stallgebäude soviel Heu und Stroh enthält.

Deshalb sende ich, was ich von schönen Stücken doppelt habe, und wünsche, daß sie einigen Trost geben mögen. Sie sind Dein, und magst Du dem Organisten Schütz davon zueignen, was Dir gefällt; denn es ist alles gut.

Dann lege ich zwei komplette Exemplare meiner Lieder bei, die endlich einmal wieder zu haben sind, um einem oder anderm mitzuteilen, was fehlt; auch kann ich nun ferner dienen.

Den ersten Teil der Präludien und Fugen von Johann Sebastian Bach sende ich wohl einmal nach, denn die Leipziger Ausgabe mag ich nicht schicken, da ich sie nicht gut halte. Er ist ebenso stark wie der zweite, hat aber mit der Brauchbarkeit des zweiten Teils weiter keine Verbindung. Es sind lauter einzelne Stücke.

An den zwei ersten Bänden Deiner neuen Ausgabe erfreue ich mich nun schon seit 14 Tagen. Die Vorausbezahlung ist so günstig und wohlfeil, daß ich solche sogleich ganz bezahlt habe, und wenn ich ja ein Exemplar von Dir erhalte, so gebe ich jenes meiner Tochter mit. Das kleine Gedichtchen unter der Aufschrift: „Gegenwart", Teil 1, Seite 59, habe ich für 3 Sopranstimmen zum Fortepiano in Musik gesetzt, wie man eine geehrte geliebte Person in gemeßnem Kreise empfangen möchte; ich dächte, es müßte sich gut ausnehmen, habe es jedoch noch nicht gehört.

Wie es Dir mit Deinen Schauspielern geht, so geht es mir mit der Singakademie: bin ich unter ihnen, so habe ich kein Urteil; höre ich sie am dritten Orte, so möchte ich sie zerschmeißen, und schon deswegen möchte ich Dich gern einmal hier haben, weil Du der einzige Mensch bist, auf dessen Urteil in der Musik ich was halte; einer hat den Generalbaß im Leibe und andere die Schwerenot mit der Romantik, und zwischen beiden liegt Sandsteppe. Beethoven hat eine Schlachtsinfonie gemacht, wovon man so taub werden kann als er selbst. Nun wissen die Weiber auf einem Haare, wie es in einer Schlacht hergeht, wenn auch schon lange niemand mehr begreift, was Musik ist.

Laß mich wissen, wann das Paket angekommen ist; über die Rübchen habe ich keine Nachricht bekommen.

Z.

Geheimer Rat Wolf grüßt schönstens.

246. An Goethe

Donnerstag, den 9. Mai. Ich muß nur noch beilegen, um etwas von dem zurückzunehmen, was mir gestern aus der Feder

gelaufen ist. Gestern abend wurde die Beethoven'sche Schlachtsinfonie auf dem Theater gegeben, und ich hörte sie aus der weitesten Ferne am Ende des Parterre, wo sie ohne alle betäubende Wirkung ist und mich dennoch ergriffen, ja erschüttert hat. Das Stück ist wirklich ein Ganzes und teilt sich verständlich auf und zu. Die Engländer rücken aus der Ferne mit Trommeln an; wie sie sich nähern, erkennt man sie an dem „Rule Britannia". Ebenso rückt die Gegenarmee vor, die am „Ma[r]lborough s'en va-t-en guerre" sogleich erkannt wird. Kanonenschläge und Kleingewehrfeuer sondern sich von beiden Seiten erkennbar ab, das Orchester arbeitet wie ein Schlachtgewühl und Getümmel, das wirklich aus musikalischen, aneinander hängenden Gedanken besteht und das Ohr interessant beschäftigt. Die Armeen scheinen handgemein zu werden. Sturmlaufen auf Karrees und dergleichen wachsen bis zum höchsten Punkte. Eine Armee weicht, die andere folgt, erst hitzig und nahe, dann entfernt. Zuletzt wird es still. Wie aus dem Boden, dumpf und geheimnisvoll, tönt traurig das „air de Ma[r]lborough" in Moll, und dazwischen tönen hinsterbende Akzente der Klage und Jammerns. Darauf Viktoria der Sieger, welche an dem „God save the king" zu erkennen sind, und zuletzt ein komplettes lebhaftes Siegsstück.

Dies alles hängt nun wirklich gar gut aneinander, läßt sich aber selbst vom guten Ohre nicht gleich erfassen, denn gestern hat es mir ungemeinen Spaß gemacht; auch war die Ausführung prächtig, wiewohl noch 20 Violinen mehr nicht zuviel gewesen wären. Vivat genius, und hol' der Teufel alle Kritik!

Geheimer Rat Wolf grüßt schönstens und nimmt lebhaften Anteil an dem guten Berka. Für sein Mißfallen an dem Trompeterstücke, das noch obenein gerettet ist, wird er jetzt gestraft. Er hat eine neue Wohnung bezogen dicht neben der Hauptwache der Gensdarmen, die ihn morgens 4 Uhr und abends 9 Uhr und mittags 12 Uhr aus seinen philologischen Schläfen gar unsanft auftrompeten, so daß er wieder ausziehn würde, wenn er eine andere Wohnung wüßte.

Frau v. Humboldt geht in diesen Tagen zu ihrem Manne nach

Frankfurt am Main. Mit Wolf habe ich mich verabredet, ihr noch heute abend einen Besuch zu machen. Sie hofft über Weimar zu gehen und freut sich, Dich zu sehn.

Du hast mal ein Wort gesagt, das ich nicht vergessen habe (wenn einem in dem Weltgetümmel nur alles immer gegenwärtig wäre!): Man ist nur insofern zu achten, als man achtet. Unser Urteil liegt in der Selbstgefälligkeit und diese in dem Vermögen, zu erkennen, zu enträtseln, zu verstehen und auszudeuten. Eine unparteiische Kritik ist nur möglich, wenn man liebt, und wenn man liebt, ist man parteiisch.

Lebe wohl, mein Holdester, Guter, Bester, Einziger! Fühltest Du den Schmerz, womit ich Dich liebe, Du müßtest daran verbrennen. – Da trommeln sie schon wieder, addio!

Abends. Mademoiselle Düring hat einen Sprung gemacht hoch hinauf. Dafür ist denn die Jungfrau von Orleans heruntergekommen, die hier bei uns freilich in der Regel niemals ordentlich besetzt war; denn wie Madame Schütz sich darin ausnahm, wirst Du wohl von Schiller wissen. Doch die heutige Jungfrau sieht etwas zu heringsartig aus, und auf dem langen dünnen Halse sitzt der Helm wie auf einem Perückenstocke. Das ganze Kostüm ist der Person nicht recht gemäß, und mit der Sprache wie mit der Haltung des Körpers kann niemand zufrieden sein als unser Publikum. Das ist nun leicht gesagt und alles wahr, aber es müßte ein Wunder sein, wenn's anders wäre, da wir nicht einmal einen ordentlichen Tanzmeister haben.

Da ich noch weiß Papier sehe, so will ich mich entschuldigen, nicht längst gefragt zu haben: was aus eurer neugewölbten Decke eigentlich für Dich und Dein Haus entstanden. Man spricht hier im allgemeinen davon, auch werde ich wohl gefragt; wie denn, wie überall, also auch hier nicht wenig aufrichtige Freunde Deines Namens eine Antwort verdienen, die ich aber nicht zu geben weiß.

Der schöne August ist Kammerrat worden, das weiß ich, und das ist alles, was ich weiß. Hoffen wollen wir, daß auch etwas daran hängt, das drüber geht.

Mit Poeten und Künstlern pflegt es zu geschehn wie mit Pferden und Hunden, die man zu Engländern und Pinschern macht, ohne ihnen mehr Futter zu geben, wenn man ihnen nicht gar die Operationskosten vom Futter abzieht. Du kannst denken, daß ich dies ohne Anwendung auf euch sage; denn von meiner, aus freien Stücken mir bewilligten jährlichen Zulage mit Rückstand vom Jahre 1811 an habe ich noch nicht den ersten Groschen gesehn, und es beträgt nicht etwa eine Kleinigkeit, sondern gegen dritthalbtausend Taler.

Daß solche Vergessenheit eine Folge schwerer Sünden ist, weiß ich recht gut und will von vielen nur eine zur Koste geben:

Als die erste Zusammenkunft über die Idee zur Aufführung des „Faust“ gehalten ward, lud man mich ordentlich ein. Prinzen, Fürsten, Grafen und Herrn waren gegenwärtig. Ich verhielt mich still, bis es an mich kam. Mein erstes Verlangen war: Austeilung der Rollen, welche bald vollendet war. Nun hatte kein Mensch ein eigenes Exemplar. Es ward herumgeschickt. Die meisten Buchhändler hatten selber keins. Es wurde zusammengeborgt, das Gedicht war allen [unbekannt]; denn auch den Artisten war es was Neues. Bei einer andern Gelegenheit ließ ich die Anmerkung fallen: daß ein Fürst einer fremden Nation ein schöneres Deutsch spräche als wir alle und uns zuerst durch soviel Fleiß und Dauer und Liebe mit unsern eigenen Schätzen bekanntmache.

„Der verbannte Amor“ von Kotzebue ist das kurioseste Stück von der Welt: Weltgeist, Würze, Fortgang, Laune, Satire, Sinnlichkeit die Fülle; dabei ohne Charakter, Güte, Liebe, Hoffnung und Sinn.

Wolff und seine Frau belebten das Stück auf die angenehmste Art und fanden großen allgemeinen Beifall. Vier Rollen im Stücke waren auf das vollkommenste besetzt, Madame Eunike (Adolfine) und der alte Unzelmann als Gärtner zum Totlachen. Diese viere griffen so ineinander, es war eine Lust. In den 3 ersten Akten lief das Stück wie ein Faden von der Spule, im letzten Akte kann keine menschliche Kunst es halten, und wenn die Spieler auch alle vollkommen gewesen wären.

Besäße der Kotzebue die Kunst zu schließen, wo er aufhört, so könnte ihm keiner was anhaben, besonders wenn er so gut sein wollte, sich vom Mythologischen ganz abzuhalten; denn das Ende will kein Ende nehmen, und es kommt mir immer vor, als ob ihm jeder Akt besonders bezahlt würde.

Die Wolff war höchst appetitlich angezogen, was wir seit dem Tode der Madame Bethmann fast gänzlich entbehren. Ihre Stimme hat Klang so wie die seinige, bis auf einen gewissen Grad der Stärke, den sie niemals überschreiten muß. Überschreitet sie dies, so wird sie heiser und Mund und Stirne leiden an der Gestalt. Im letzten Akte erschien sie ohne Aufsatz. Vielleicht dürfte sie nie erscheinen, ohne etwas auf dem Kopfe zu haben, das ihrer Stirne hilft.

Seine Sicherheit im Sprechen ist sehr zu loben und zeugt von gutem Studio, womit er hier sehr viel auf die andern wirken wird. Mit dem Sprechen und dem Vortrage überhaupt sind sie hier wie in der Wüste, und keiner weiß, was er mit seinem Atem anfangen soll.

Wenn ich Lesestunden zu dirigieren hätte, so würde ich mit Wielands Prosa anfangen und von den Lehrbegierigen verlangen, daß sie dessen Perioden in Einem Atem lesen müßten. Es ist schrecklich, wenn ein Kerl, der eine Lunge hat wie ein Rhinozeros, zu drei Worten 3 mal Atem holen muß.

Im „Hamlet" sprach Wolff die Lehren an die Schauspieler so gut, daß das ganze Haus wie toll applaudierte: ein Effekt, der jedem etwas ganz Ungewöhnliches war, der selbst mitklatschte, weil jeder die Unförmlichkeit der bisherigen Hamlets in dieser Rede erkannte.

Mademoiselle Beck und Maaß gehen ab von hier, wie es heißt. Sie haben beide Ton und Sprache, aber leblos und ohne Modulation; sie gehen neben ihren Rollen her, indem sie solche sprechen. Die erstere soll ein geschentes Mädchen sein, auch ist sie jung und nicht häßlich, doch auf den Brettern sieht sie aus wie eine Hexe und spricht, Gott weiß warum, im Kontr[a]alt.

Wie sollte man denn aber wohl recht würdig danken für den schönen, edlen, tiefen, erschöpfenden Epilog, durch welchen Du ein Stück anerkannt hast, das zu meinen frühesten Jugendliebschaften gehört: ich meine den „Grafen Essex", dessen Vorstellung ich soeben beigewohnt. Jetzt sehe ich wohl ein, daß ein solches Sujet unter Deinen Händen etwas anderes müßte geworden sein; denn das Lumpenpack um die Königin herum ist nicht des Schreiberlohns wert, das ihre Rollen kosten. – Da das Verhältnis der Königin zum Grafen einer Regiererin nicht würdig ist, so konnten die Verfolger des Essex die würdigsten Personen sein, und das ganze Stück müßte an tragischer Höhe gewinnen; dahingegen das Geträtsch der Nottingham, Burleigh und Raleigh empörend, ja ihre endliche Bekenntnisse die Krone der Charakterlosigkeit sind und die Königin gehässig machen, was nicht nötig war, da sie wirklich liebt und keine Hure ist. Doch was geht das mich an?

Die vier Hauptrollen waren vollkommen besetzt, und Madame Schröck hat die Rutland aufs beste gespielt. Für Wolffs scheint heut der entscheidende Tag zu sein. Daß von Anfang an eine Partei gegen sie war, braucht kein Geheimnis zu sein, und die Freunde hatten sich dagegen bisher ruhig verhalten. Am Ende des ersten Akts regten sich die Gegner, und da dies eine gute Weile währte, so schien die Sache bedenklich; doch mit einem Male, wie abgeredet, fiel das volle Haus mit so energischer Kraft dagegen ein und wiederholte seinen Beifall zwischen allen Akten, daß nun nichts mehr zu fürchten war. Am Ende wurden beide zusammen herausgerufen, Wolff sprach einige verbindliche Worte, die sehr gut aufgenommen wurden, und das Klatschen wollte nicht aufhören. Dann ward noch Madame Schröck gerufen; sie war jedoch nicht mehr im Hause, sondern nach Hause. Dies alles geschah endlich heut den 12. Mai 1816.

Gute Nacht!

Ein kritisches Urteil über das Naturell der Wolff scheint mir nichts Leichtes, was doch dasein muß, ehe man von ihrer Kunst reden kann.

Ihre Person ist imposant genug für ein größeres Theater. Brust und Schultern wie der ganze Torso brauchen nicht besser zu sein. Hört man und sieht man sie reden, so geraten Mund und Stimme in Konflikt mit ihrer Gestalt; dem ersten fehlt das Wellenhafte, der zweiten fehlt Nachklang.

Solche Eigenschaften durch Kunst hervorzurufen oder wenigstens zu ersetzen und das Gefühl durch den Verstand zu beschwichtigen, das ist die Aufgabe; zu verlangen, daß der Ölbaum Feigen gebe, Unverstand.

Nun bemerkt man mit größtem Vergnügen, wie diese Frau mit ihren Elementen so hauszuhalten weiß, daß man hinter einer milden Praxis mächtigen Stoff verborgen glaubt, den sie wie ein Äolus bewacht. Dies zeigte sich besonders gestern im „Essex" in den Gesprächen mit Madame Schröck, die eine ganz vorzügliche, aber ungebildete Stimme hat. Wie sich diese zufolge ihrer Rolle gehen und ihre Stimme austönen ließ, so zog sich die Wolff in Zucht, der bloßen Haltung und Deutlichkeit als Königin beflissen, und so hätte sie es mit jener noch lange aushalten können.

Ob es Zufall ist oder Vorgefühl, daß ich ihre Füße noch nicht betrachtet habe, da ich fast immer im Orchester bin, weiß ich selber nicht. In Lauchstädt im Jahre 1805 schienen sie mir unförmlich, doch hat seit den Jahren ihr ganzes Volumen Stärke bekommen, und das soll ihr zum Vorteil gerechnet werden, da tüchtige Füße mehrenteils gutes Muskelwerk offenbaren. Z.

247. An Zelter Jena, den 21. Mai 1816.

Deine lieben Briefe erhalte ich hier; die Noten, wofür der schönste Dank, erwarten mich in Weimar. Und jetzt nur einige Worte. Daß Wolffs durchgedrungen sind, freut mich sehr, ihr Beispiel wird Nutzen stiften; es wäre schön, wenn Du mit ihnen und den Besseren etwas für Rezitation und Deklamation tätest. Wer könnte das besser als Du, gerüstet mit musikalischen Kräften und Künsten! Unser Theaterwesen lass' ich nicht ganz fallen; es ist aber aus zu vieler-

lei widerstreitenden Elementen zusammengesetzt, als daß Glauben, Liebe und Hoffnung dabei stattfänden.

Meine Zustände, nach denen Du Dich freundlich erkundigst, sind auf gutem Fuße. Die Oberaufsicht über alle unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst ist mir mit allem andern, dem Theater pp., geblieben. In utili et honorifico bin ich auch vorgeschritten. Mein Sohn desgleichen, den ich auf einer sehr guten Bahn ruhig und stät vorschreiten sehe. Du siehst, daß ich alle Ursache habe, zufrieden zu sein.

Ein gut Exemplar meiner Werke hebe ich Dir auf und sende es, wenn es beisammen ist, sonst verzettelt sich's.

Daß Du dem Epilog zu „Essex" Deinen Beifall gönnst, freut mich sehr. Die Wolff bat mich um einen Schluß, ich wollte das nicht mit Phrasen abtun, studierte die Geschichte und den Roman, woraus das Stück gebildet ist. Nun hätte ich freilich ebensogut eine neue Tragödie schreiben können als den Epilog, der denn wohl gehaltreich werden mußte. Denke Dir nun, daß er während der drei Tage der Leipziger Schlacht geschrieben ist, so wird Dir manche ahndungsvolle Zeile noch bedeutender erscheinen.

Herrn Staatsrat Schultz sage, daß sein Aufsatz soeben hier in Schweiggers „Journal", welches Döbereiner in des bisherigen Redakteurs Reiseabwesenheit herausgibt, abgedruckt werde. Es gibt zirka 3 Bogen. Exemplare folgen baldmöglichst.

Übrigens blickt man in ein wunderliches Gewirre, wenn man in die Verflechtung der politischen, moralischen, Kunst-, Handwerks- und Wissenschaftswelt hineinsieht. Alle Vorteile und Nachteile zu Einer Zeit in allen Fächern. Alles, was Ausdehnung und Vermehrung erleidet, vortrefflich! Was Innigung und Einigung bedürfte, nahe dem Untergang!

Von Beethovens „Schlacht" hörte ich Dich sehr gerne erzählen. Das sind Vorteile der großen Stadt, die wir entbehren.

Staatsrat v. Huf[e]land hat mich sehr freundlich nach Berlin eingeladen, auf künftigen Winter, im Namen des Fürsten Radziwills. Dergleichen Expeditionen werden mir immer unmöglicher.

Ich würde nur mir selbst und andern zur Last fallen. Mein Befinden verlangt die größte Gleichheit im Leben und Genießen.

Nun lebe wohl. Die Feder hat mich weiter geführt, als ich wollte. Spare nicht Papier und Dinte gegen mich.

In meinen zwei ersten Teilen findest Du manches Neue, wenn auch nicht alles singbar. Späterhin erscheinen noch allerlei Späße.

NB. Die Rübchen sind glücklich verzehrt, die Komödienzettel gebunden. G.

Geheimem Rat Wolf die besten Grüße.

248. An Goethe

Wenn Madame Wolff so fortfährt, wie sie eben angefangen hat, kann sie sich leicht die Partei, welche sie gegen sich hatte, beseitigen, welche ohnehin vielleicht nur von solchen ausgeht, welchen ihre Rollen abgenommen sind. Man hat mir berichtet, sie sei, als sie letzthin herausgerufen worden, in Dank und Lob eines Publikums überflossen, das, an die überwiegenden Verdienste einer Bethmann gewöhnt, selbst geringere nicht verschmähe, und so weiter.

Wir haben eben den Genuß einer Gemäldeausstellung. Die Giustinianische Galerie, welche aus einer Reihe von 171 wohlerhaltenen Stücken besteht, läßt eine für mich belehrende Vergleichung der Malerschulen zu, woraus man sieht, was auch hier der einzelne gewirkt hat und daß das, was man Schule nennt, nicht Lehre, sondern Werk und Wesen ist.

Wer mich zuerst in meinem Sinne beschäftigt, ist der Nicolas Poussin (den ich nur aus Kupferstichen kannte) durch die wunderbare Natürlichkeit, wie innere und äußere Erscheinungen in Übereinstimmung oder in Gegensatz stehn, und eine Praxis, die man schöpferisch nennen muß; nahe daran sieht alles aus, als ob's der Pinsel selber erfunden hätte, und in gewisser Entfernung, als ob's gewachsen wäre. Vorzüglich hat mich bis jetzt die Nummer 138 beschäftigt. Ich lege das Verzeichnis bei, weil mir die Beschreibung nicht gefällt.

Die weiße Kuh inmitten des Vorgrundes ist das Schönste, was man sehn kann, wie es nur der höchste der Götter bilden konnte. Sie hat sich, indem sie das Blut des Argus sieht, eben in einen solchen Marsch gesetzt, der die Größe der Landschaft bezeichnet. Nach der Kraft und Bewegung und dem Mute würde man sie für einen Stier halten, wenn nicht eine entschiedene Zierlichkeit das Weibliche herrschen machte.

Die Emsigkeit der Juno, die Augen zu retten, welche ihr vielleicht zu Beobachtung des Gemahls unentbehrlich sind, ist höchst wahr, naiv und weiblich; das Auge knüpft sich gleichsam an diesen Gegenstand fest, um die Ausbildung der unübersehbaren Ferne der Phantasie zu überliefern.

Merkur hebt sich mitten im Bilde wie ein Flor oder Duft in die höhern Regionen zurück. Nahe daran, unterscheidet sich nur eine geringe Fleischfarbe kaum von der Luft, weiter ab ist es ein zierlicher Körper, mit größter Sicherheit gezeichnet.

Dies alles, wie annoch eine zuschauende Gruppe linker Hand, scheint nur da, um eine ruhige breite Landschaft zu zeigen, welche, unter stark belaubten Bäumen durch, im bescheidensten Raume einen unendlichen Raum beherrscht und das Auge in eine Kette blauer Berge lockt und verirret. Zwei Dritteile des Bildes bestehn aus Luft und Wolken, die den Gegenständen die ebenmäßigste Beleuchtung zulassen.

Ein höchst wunderbares Bild ist die Nummer 97 von Caravaggio: ein „amor vincit omnia“. Ein faunenartiger Liebesgott in Jünglingsgestalt zertritt, indem er sich von seinem breiten Herrscherlager erhebt, mit Einem Fuße alles, wonach der Mensch trachtet, um sich nach außen und innen aufzubauen.

Das Bild ist von keiner angenehmen Wirkung; es scheint im Zorne gemalt zu sein: sicher, keck, ja frech, dabei groß und herrlich; man kann nicht loskommen. Es macht einen ähnlichen Eindruck wie „Rameaus Neffe“.

Nummer 98. Ist ein Gegenstück dazu, doch von viel größerer Form: ein geharnischter Genius, den man für einen christlichen

halten könnte, hat den Amor niedergeworfen und ist im Begriff, mit aufgehobner Rechte und einer flammenden Rute demselben ein Produkt zu applizieren. Eben auch nicht edel, doch furchtbar groß, und wie das erste: zornig und mit Haß. Das Fleisch ist wirklich lebendig, man kann's nicht lang genug betrachten und fühlt sich gedrungen, einen persönlichen Unwillen des Künstlers vorauszusetzen.

Die Nummer 39 von Tizian scheint eben auch eine persönliche Bedeutung zu haben, vielleicht verschmähte Liebe: ein Wunder von Frauengestalt! Ruhig und fast vornehm, bedeckt sie mit der Linken eine Brust, indem die Rechte Amors Bogen gegen den Boden gekehrt, solchen mit dem schon daranliegenden Zeigefinger zerbrechen will. Amor steht etwas kalt und hält ihr einen Spiegel vor, dessen Anblick die Tat noch aufzuhalten scheint. Es ist ein Bild von unerschöpflicher Anmut und Würde und Rundigkeit und bestens konserviert, man sieht unter der Haut das Blut schimmern.

Von Nummer 5, Michelangelo, läßt sich gar nicht sprechen: wie ein Vogel eine menschliche Gestalt so zierlich, edel, kräftig, weich und natürlich in allen Teilen festhalten und durch die Luft führen kann, das mag wohl allein dem Genius vorbehalten sein.

Nummer 50, von Sebastiano, ist das schönste Bild von der Welt. Durchaus edel im höchsten Sinne des Worts: eine Ehebrecherin, mit der keine Sünde möglich ist. Selbst der Ankläger, eine feiste Priestergestalt und wahrscheinlich ein Abbild, ist erleuchtet von der Huld des schönen Wesens. Dies Bild allein ist soviel wert, wie die Sammlung kostet, und ganz vollkommen erhalten.

Noch lege ich ein zweites Verzeichnis bei, das Dir, wenn man's euch nicht geschickt haben sollte, angenehm sein wird.

Himmelfahrtstag 1816. Z.

249. An Zelter Weimar, den 8. Juni 1816.

Deine Rezension der Bilder, die Dir in der Giustinianischen Galerie am meisten Freude gemacht, war mir sehr lieb und wert. Ich ging auch mit Freund Meyer den Katalog durch und erinnerten

uns mancher der darin angezeigten Bilder. Mehrere waren dem gedächtnisreichen Freunde unbekannt. Wahrscheinlich hingen sie nicht in der Galerie, sondern in Zimmern. Fahre auch fort, mich vom Theater zu unterhalten. Über „Romeo und Julia" steht ein sehr vernünftiger Anklang in eurer Zeitung.

So schwankend und albern das Volk im ganzen ist, so klären sich doch gewisse richtige Ansichten gar hübsch in einzelnen Menschen auf; beides ist der großen Bewegung gemäß und denen sich so mannigfaltig durchkreuzenden Richtungen. Meine Geschäfte hier und in Jena gehen eines sehr gemessenen und glücklichen Schritts, auch von außen naht sich manches Gute.

Ob man gleich nichts voraussagen kann, so melde ich Dir doch wenigstens einen halben Vorsatz, in der Mitte Juli nach Töplitz zu gehen. Ganz ohne Badeausflug bringe ich mich nicht durch, da unser cimmerischer Sommer mehr niederhält als aufrichtet.

Daß Du in meinen zwei ersten Bänden mancherlei für Deinen Gaum und manche melodische Anregung finden und erfahren würdest, hoffte ich auf alle Fälle. Ich danke Dir, daß Du mich es versicherst.

Eberwein wies mir Deinen Brief vor, auch der hat mir viele Freude gemacht. Des jungen Mannes Talent kennst Du, es ist ein geerbtes, äußeres und mit nichts gefüttert, weder mit Charakter noch Liebe, weder mit Gefühl noch Geschmack. Deswegen klebt's mit Lust an der Erde und begreift nicht, warum es sich nicht vom Boden heben kann. Er hat das allerletzte Elend von Prosa in einer kleinen Oper komponiert, mit Behagen und Selbstgenügsamkeit. Was ich mit Faust vorhatte, sollte er nicht begreifen, aber er sollte mir folgen und meinen Willen tun, dann hätte er gesehn, was es heiße. Diese Menschenrasse, die bei so manchen Vorzügen des eigentlichsten Besten ermangelt, begreift nicht, warum es mit ihr nicht rucken will; nun suchen sie es durch Intrigue zu erreichen, und augenblicks verletzen sie durch Dünkel und Ungeschicklichkeit den erworbenen Gönner, und so zerstiebt das Märchen, ja sie sind rückwärts statt vorwärts gegangen.

Mit unserm Theater sieht's wunderlich aus, es hat aber etwas Zähes und ein immer sich wieder zusammenfindendes Leben. Keine Einigkeit unter den Gliedern; wie sie aber aufs Theater kommen, schwebt ihnen etwas Gemeinsames vor, an das sie sich halten. Nun lebe wohl, schreibe mir bald und viel. G.

Wenn ich Dir, derber geprüfter Erdensohn, vermelde, daß meine liebe kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen, so weißt Du, was es heißen will.

Den 8. Juni 1816. G.

250. An Goethe Berlin, 16. Junii 1816.

Man wird schreckhaft wie ein Kind; so hat mich gestern das schwarze Siegel Deines Briefes vom 8. dieses (den mir Staatsrat Schultz gab, wie er sein Paket öffnete) stutzen machen, bis ich ihn geöffnet hatte und Deine eigene liebe Hand erkannte.

Wenn es möglich wäre, Dir noch näher zu kommen, noch mehr anzugehören, so wäre es dies, was ich mir aus Deinem Trauerfall zueignete; aber ich bin längst so ganz Dein und keines andern, daß mich alles, was ich tue und nicht tue, zur Andacht an Dich erhebt und vergeistet, daß ich mich nicht verwundern würde, wenn Dir Ahnungen dieser Art zukämen.

Meine Mutter, die mich wie einen einzigen Sohn liebte, besuchte in meiner Abwesenheit gern meine Stube allein, indem sie behauptete, sie spüre darin eine Bewegung, die ihr mein Dasein vergegenwärtige: ein Tisch knackte, eine Saite riß, ja einmal fiel sogar der Kopf der Niobe von seinem Konsol auf die Erde, der glücklicherweise ganz ausgegossen war und deshalb wenig Schaden litt.

Das Originalgemälde von Terburg, dessen Du in den „Wahlverwandtschaften" gedenkst, ist unter der Giustinianischen Sammlung, sehr wohl erhalten, und ich habe es seiner Natürlichkeit und schönen Ruhe wegen, mit der es gedacht und gemacht ist, so oft betrachtet, daß ich, um mir das Gefühl zu verlängern, eben wieder die „Natür-

liche Tochter“ und nachher die „Wahlverwandtschaften“ von Anfang bis zu Ende durchgelesen, ja durchgenossen habe.

Daß Dir Eberwein meinen Brief vorgezeigt hat, gefällt mir von ihm, weil ich ihm darin eigentlich den Kopf waschen wollen über ein ganz verrücktes Räsonnement in seinem Briefe, das Ein Narr dem andern nachplaudert, ohne dabei einen Gedanken zu haben.

Im Theater bin ich seit mehrern Wochen nicht gewesen, wie man denn auch darin seine Ruhe gebraucht, um nicht auszuwildern. Komme ich dann wieder, so bringe ich frisches Blut mit und neuen Willen, mir gefallen zu lassen, was gefallen will.

Meine Abreise ins Bad hängt, den eimm[e]rischen Sommer dazu gerechnet, von der Ankunft der Madame Catalani ab, da denn doch der Professor über den Patienten geht. Wir hoffen diese Sängerin binnen acht Tagen bei uns zu haben. Mein Urlaub ist da, meine Kinder haben mich bis auf drei verlassen, und ich bin, wenn Gott will und meine Creditores, ein Freiherr.

Spätestens denke ich den 26. dieses Monats von hier ab über Halle und Jena nach Weimar zu kommen. Einige Tage dächte ich in Jena zu verharren und durch Weimar nur durchzufahren, besonders wenn ich so glücklich wäre, Dich in Jena anzutreffen.

Nach Teplitz möchte ich darum nicht gehn, weil ich da eben das zu finden fürchte, was mir hier lange Weile macht. Die Wohnungen sollen über Maß teuer und überhaupt kein bequemes Unterkommen sein. So auch in Karlsbad.

Wie denn, mein Guter, wenn auch Du Dich entschlössest, mir wieder nach Wiesbaden zu folgen, woselbst ich Dir Dein Quartier bestelle?

Geheimer Rat Wolf – hat sich eine Sommerwohnung in Charlottenburg genommen und ist toll, daß es nicht aufhören will zu regnen; doch ist es warm seit 8 Tagen, und das ist schon etwas.

Auf allen Fall schreibe ich vor meiner Abreise noch einmal, um Dich womöglich in Jena zu finden.

Künftigen Montag haben wir wieder eine Probe vom „Faust“. Meine Prophezeiung scheint eintreffen zu wollen: wir rücken nicht

fort. Der gute Komponist gefällt sich in dem, was da ist, ja was nebenher ist, so sehr, daß sich die Idee des Ganzen in eine Übersättigung des Einzelnen verquellt, wo denn alle froh sind, daß sie gelegentlich alles zu kennen glauben, um nachher wieder das alte Wesen mit neuer Lust fortzusetzen; wofür mir gar nicht um Hülfe bange ist, da man den Herrn v. Kotzebue erwartet, Merkel schon hier ist, und so weiter.

Abends. Das Schauspiel habe ich auch wieder besucht, um eine Madame Krickeberg aus Königsberg, die Gastrollen spielt, zu sehn. Die Frau spricht gut und rund, ist aber leider etwas zu stark an Jahren vorgerückt. Doch tut sich ein junges Mädchen, Luise Rogée, bei uns gar vorteilhaft auf. Sie hat eine natürliche, klingende, fließende, leidenschaftliche, anmutige Sprache, sieht wohl aus, doch ist sie etwas zu klein. Das Stück, „Die Unvermählte", ist eine ganz läppische Tugendsonata und schmeckt wie Bouillon von Kalbsfüßen. Nach dem zweiten Akt ließ ich mir ein Glas Rum geben und ging meines Weges. Z.

251. An Goethe Wiesbaden, 15. Juli 1816.

Gestern mittag bin ich hier angekommen und heut früh habe ich Dir ein stilles Quartier in der „Rose" festgemacht, habe es aber noch nicht gesehen, weil der Bewohner nicht beihanden war. Das Wetter ist gestern und heut sehr schön und wird gewiß noch besser.

Eben komme ich vom Großherzog von Weimar, den ich wohlauf und im Begriffe fand, nach Baden abzugehn, von wo er noch einen Abstecher nach Eger zu machen gedenkt.

Drei Tage bin ich in Frankfurt am Main gewesen, woselbst ich meinen Neuestchriften abgeschüttelt habe, der mir manche langweilige Stunde gemacht hat.

Friedrich Schlegel und Frau habe ich besucht und mit ihnen zu Mittage gespeist. Wie dieser mit Deinen Rhein- und Mainansichten zufrieden ist, werde ich wohl nicht zu verkündigen brauchen, wiewohl ich nur mit der Frau über diesen Gegenstand gesprochen

habe. Doch wie sie beide aufs reine Fleischergewicht heruntergekommen sind, das ist höchst traurig und ein schmähliches „ecce homo“.

Nachmittag. Deine Wohnung habe ich nun gesehen: es sind zwei artige ruhige Stuben à 2 Fenstern, eine Treppe hoch, die eine nach der Langen Gasse, die andere gegen den Berg hin. Der Bediente wohnt drüber in der Mansarde. Der Preis ist: wöchentlich 2 Karolin und für die Bedientenstube besonders 3 Gulden. Da ich das Logis von morgen an gemietet habe, so laß mich daher ohne Aufschub Deinen Willen wissen; kommst Du selbst bei Tag oder Nacht, so findest Du es offen. Es ist das Querhaus der „Rose“, das frei steht und ruhig und sogar vor fremden Feuer sicher ist.

In Offenbach bin ich zwei Nachmittage bei André gewesen, dessen Vater ich gut gekannt habe. Sie haben sich auch hier zu einer Singgesellschaft vereinigt und natürlich die Sache mit der Freiheit angefangen, indem sie das Pferd beim Schwanze führen. Übrigens verstehn sie alles so gut, daß ich mich wohl gehütet habe, es nicht vortrefflich zu finden; wie denn der Offenbacher Schnupftabak und einige sehr artige Mädchengesichter nicht zu verkennen sind.

Das Possierlichste ist die Keckheit, womit sie Nachsicht fordern und doch auch wieder ein aufrichtiges Urteil verlangen und zugleich viel gelten wollen; ja sie würden nicht erröten, wenn man ihnen sagte: so etwas Schönes sei einem im Leben noch nicht vorgekommen.

Wenn Du herkommst, sei doch so gut, die beiden kompletten Sammlungen meiner Lieder mitzubringen, wenn Du sie noch hast. André hat mich mit seinen Kompositionen beschenkt, und ich sollte ihm wohl was dagegen geben. Von Berlin aus schicke ich Dir andere dafür.

Dienstag. Früh. Humboldt habe ich in Frankfurt besucht. Er war sehr liebenswürdig und erwartet seine Familie aus Karlsbad. Auch Christian Schlosser habe ich besucht und ihn so wiedergefunden, wie ich ihn verlassen. Er und Friedrich Schlegel loben einander nicht schlecht; mit seinen geistlichen Unternehmungen scheint er kein Glück zu machen.

Neue Bekanntschaften habe ich noch nicht gemacht und nicht darnach gesucht. Unterdessen beschäftige ich mich damit, Dein byzantinisches Wesen recht durchzukauen, da keiner von uns sich vorgestellt hat, daß Du die Sache da anfangen würdest. Aus diesem Punkte fange ich an Augen zu kriegen, da die Kunst des Mittelalters durch Vergleichung und Vermischung nationeller Fähigkeiten und Berufsneigungen nie zu unserer Erkenntnis kommen kann.

Dein Z.

Der Großherzog ist gestern nachmittag abgereist.

252. An Zelter

Kaum hattest Du mich verlassen, mein Teuerster, als der Versucher zu mir trat und zwar in mancherlei Gestalt, und so gelang es ihm, mich zu überreden, daß ich nach Baden am Rhein gehen müsse, wohin ich mich auch morgen über Würzburg und Heidelberg begebe, ohne einen Brief von Dir gesehen zu haben.

Die vielfache Geschäftigkeit des Ordnens und Ablösens hat mich um die letzten Tage betrogen, womit ich denn sehr zufrieden bin, denn, aufrichtig zu gestehen, meine Lage ist mir noch gar zu fremd und wunderlich. Mache Dich nun, sobald als Wiesbaden seine Pflicht getan hat, rheinaufwärts, wo wir uns denn wohl irgendwo treffen. Hofrat Meyer geht mit mir. Es wäre sehr löblich, wenn ich einen Brief von Dir bei den Gebrüder Boisserée in Heidelberg fände, auf alle Fälle wird er mir nachgeschickt. Nun lebe wohl, denn es schwirrt noch gar manches um mich her. Geheimerat Schinkel war auf kurze Zeit hier, doch habe ich mit ihm angenehme und lehrreiche Stunden zugebracht.

Laß Dir Hofrat Sartorius und seine Frau wohl empfohlen sein. Es sind sehr wackre und brave Menschen, mir alte geprüfte Freunde.

Schreibe mir, ob sonst ein Bekannter und sonstiger Badegast sich daselbst befindet, und nun nochmals Adieu!

Weimar, den 19. Juli 1816. G.

253. An Zelter

Unterm 19. ist ein Brief an Dich abgegangen, worin ich meinen Entschluß, nach Baden zu gehen, vermeldete; Cotta hatte mir daselbst im „Badischen Hofe" ein Quartier bestellt. Heute erhalte ich Deinen lieben Brief, der mir anzeigt, daß Du mir in Wiesbaden in der „Rose" gleichfalls ein Unterkommen besorgt hast. In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen, wer weiß aber, welche ich beziehen werde, da man mir heute durch einen Boten in Tennstedt das dritte bestellt hat! Wende das Blatt um und lies die lamentable Geschichte. Was der Mensch denkt, wird anders gelenkt, es sei nun, daß sich die obern oder untern Dämonen dareinmischen. Sobald ich in Tennstedt angelangt bin, in Gottes großer Kaserne mein Kästerchen (nach neuer deutscher Mundart: meine Kose) bezogen habe, sende ich einen Brief an Dich. Denn dieses Tennstedt liegt nicht außerhalb der Welt; Du findest es auf jeder Postkarte, zwischen Langensalze und Weißensee, auf dem Wege nach Leipzig. Ich sehne mich unsäglich ins Wasser, und zwar diesmal in Schwefelwasser, denn weder Gelenke noch Haut wollen mehr dem Willen gehorchen und spielen ihr eignes unbequemes Spiel. Antworte mir sogleich nach genanntem Ort, wohin von Erfurt aus schnelle Spedition ist. Eh' ich reise, schick' ich ein Exemplar Deiner Lieder an André nach Offenbach. Ich freue mich sehr, daß meine byzantinische düstre Ableitung Dich hat anziehen können; ohne dergleichen Begründung und Ableitung ist alles Urteil Narrenspasse, und damit ist's noch nicht getan, denn es gehört noch ein ganzes Leben Betrachtung und Tat hinzu; deshalb gönn' ich niemanden die Oberfläche der Erde lieber als dem Pfuscher, der mit behaglicher Heiterkeit Nachsicht fordert, mit scheinbarem Ernst ein aufrichtiges Urteil verlangt und mit bescheidener Anmaßung recht viel gelten will. Möge mein Kommentar gegen Deinen Text dankbar sein.

Es ist mir diese Tage viel Gutes und Liebes widerfahren. Älter gewordene, seit 25 Jahren nicht gesehene jüngere Freunde kamen

unversehens und freuten sich, vieles an der alten Stelle und manches Vorgeschrittene vorschreitend zu finden. Am Abende des 20., da ich mit Protest zurückgewiesen wurde, fand ich Chladni, der, die Meteorsteine und die Klangfiguren hartnäckig durcharbeitend, sich ein großes Verdienst macht. Er arbeitet für eine Zeit, wo man sich wieder freuen wird, von andern zu lernen und dankbar zu benutzen, was sie, durch Aufopfrung ihres Lebens, mehr für andere als für sich gewonnen haben. Wenn man jetzt sogar vorzüglichen Menschen von etwas spricht, was sie durch Überlieferung lernen sollten, so versichern sie mit bescheidenem Ernst, sie hätten noch nicht Zeit gehabt, es zu untersuchen.

Gebe Dir Gott wenig gelehrige Schüler, damit doch etwas von Deinen Tugenden auf der Erde bleiben möge; die andern aber, die sich dem Höchsten gleich stellen, indem sie, auf den ersten Stufen krabbelnd, dem Scheine huldigen, die laß ja in ihrer Behaglichkeit, denn es wäre Sünde, ihre Welt zu zerschlagen.

Man sollte eigentlich nicht wiederkehren, wenn man abgeschieden ist, doch diesmal gelang es mir noch, der Unterschied war nur um wenig Stunden. Indessen ist es doch wunderbar: das Leben krallt sich gleich wieder an, und ich habe gerade durch die Hast des Zustandes, weil man mich gleich wieder zu verlieren gedenkt, soviel erfahren und gewirkt als sonst in Wochen.

In meinem Hause sieht's ganz freundlich aus. August, wie Du ihn kennst, greift in alles ganz verständig ein; wir haben in wenigen Stunden Fundamente zu künftigen Winterunterhaltungen gelegt. Chemische und physische Förderniße sind mir auch geworden, so daß ich nicht weiß, ob ich mich beklagen soll, heute abend nicht in Würzburg einzutreffen. Herrn v. Hundeshagen grüße zum allerschönsten, danke für seinen Brief, ich werde nächstens schreiben.

Weimar, den 22. Juli 1816. G.

Hast Du Auslagen wegen des bestellten Quartiers, so erstatte ich sie mit Dank.

Am 20. dieses früh 7 Uhr fuhr ich von hier ab; um 9 Uhr, kurz vor Münchenholzen, warf der ungeschickteste aller Fuhrknechte den Wagen um, die Achse brach, und der gute Meyer wurde an der Stirne beschädigt. Das heftige Bluten der Wunde schien mir bedenklich, wir rafften uns, so gut wir konnten, aus dem Wagen. Hier war nichts zu tun, als Sukkurs von Weimar zu berufen, welcher denn auch nach einigen Stunden ankam, die wir, glücklicherweise bei heiterem Himmel, im Freien zubrachten.

Meyers Wunde hat nur die Haut gespalten und ist nicht gefährlich, doch unter vierzehn Tagen an keine vollendete Heilung zu denken; dadurch würde eine ohnehin etwas weit ausgreifende Reise verspätet, und ich habe mich daher, um den besten Monat nicht zu verlieren, ganz kurz entschlossen, nach Tennstedt zu gehen. Hofmedikus Rehbein, der diese Wasser genau kennt, bestärkte mich darin und verspricht mir die beste Wirkung.

Hatte man mir doch vor einigen Jahren ähnliche Quellen angeraten. Was mir den Gedanken sehr annehmlich machte, war die Nähe von Weimar; sobald Hofrat Meyer geheilt ist, folgt er nach.

Weimar, den 22. Juli 1816. G.

254. An Goethe Wiesbaden, Freitag, 26. Juli 1816.

Dein Quartier in der „Rose" habe ich noch gestern abend, sobald ich Deine Briefe vom 19. und 22. dieses gelesen, abbestellt und heute dafür 13 Gulden bezahlt, ein Preis, der nicht zu groß sein würde, wenn Du etwas dafür genossen hättest, denn das Quartierchen schien mir recht für Dich zu passen.

Hofrat Sartorius, dessen Brief vom 19. ist, konnte aus der Sache durchaus nicht klug werden, bis ich ihn durch meine Briefe zur Klarheit brachte. Er und seine angenehme Frau grüßen Dich bestens und nehmen Anteil an Deiner unglücklichen Fahrt, die am Ende noch glücklich zu nennen ist, da es noch unglücklicher hätte abgehn können.

Jetzt, abends 9 Uhr, komme ich eben aus einem Konzerte, das Eberwein und der Tenorist Moltke im Kursaal gegeben haben und dem ich nur eine größere Zuhörerschaft gewünscht hätte, denn besonders Eberwein hat mich durch sein Violinkonzert sehr zufrieden gemacht: sein Ton war rein, weich und elastisch; es fehlt nicht an Fertigkeit und Haltung, und das Konzert aus D-Moll von seiner eigenen Arbeit ist in den zwei letzten Stücken über alle Erwartung gut ausgefallen. Moltke hat eine reine süße Stimme, zwei Oktaven Umfang, und es fehlt nicht an Vortrag. Da singt der gute Mensch aber Arien vom Paer und Generali, die für andre expreß gemacht sind und ihm wie ein Brett vorliegen und nicht zum Munde herauswollen. Ich möchte wetten, der hat den Brizzi gehört und glaubt nun, er könnt's ihm so nachorgeln, mir nichts dir nichts, aber mit nichten! das granito fehlt, das Runde, kurz die Schule. Sänge er Deutsch, wie's einem Deutschen und seiner Stimme zukommt, er müßte, dächte ich, gefallen, was ihm wenigstens heut nicht geworden ist.

Hundeshagen habe ich Deinen Gruß bestellt, er war in Mainz gewesen und arbeitet an einer Beschreibung dieser Festung. Sein Plan, der recht gut gestochen ist, wird Dir bekannt sein. Er ist noch unzufrieden mit seiner Lage, die vielleicht, wenigstens unter seinen Umständen und Ansichten, nie anders wird. Es scheint mir, als arbeite er unstät und durcheinander, indem er überall was zu leisten sich unternimmt. Einige Grundrisse von Gebäuden, die er mir gezeigt hat, sind sehr mangelhaft in Treppen und Feuerungen, wie mir denn allemal angst wird, wenn ich das Bauwesen hier mit ansehe: sie bauen alles so, als wenn sie nur versuchen wollten, ob's so wohl halten würde; endlich helfen sie sich mit dem Zimmermann, indem sie von Holz bauen, und dieser wieder hilft sich mit den Nägeln; der Verband selbst taugt den Teufel nichts.

Bis den 5. August bleibe ich nur noch hier und gehe dann nach Baden. Wenn Du mir hieher noch schreiben kannst, würde mir's sehr lieb sein. Madame Bohn und Mademoiselle Betty Wesselhöft aus Jena sind hier und baden, und mit ihnen habe ich einige

Spaziergänge gemacht, die eben nicht vom Wetter ſind begünſtigt worden.

Ein Maler aus Holland wohnt im „Adler“, der die Leute abmalt. Ich bin bis jetzt noch ſo davongekommen. Hundeshagen und der Kellner im „Adler“ ſehn ganz verwünſcht aus; man könnte am Ende noch ſchlechter wegkommen wie Meyer mit ſeinem Loche im Kopf, das wächſt doch wieder zu.

Und nun Gott befohlen! Dieſen Brief hätte ich ſchon geſtern früh abgeſandt, doch wollte ich gern erſt unſre Virtuoſen hören, um briefliche Gedanken zu erhaſchen, denn man erfährt hier nichts. Bei Tiſche ſtreiten ſie zu zwei und zwei über Paulus und ſeine Briefe, Politik, Staatswirtſchaft, Himmel und Hölle. Leſen tu' ich auch: das „Taſchenbuch der Sagen und Legenden“ der Madame Helvig und Fouqué. Es iſt ein triſtes Weſen und nichts als die reine Hülſe. Man ſchläft ein dabei und hat ſchlechte Träume, und dazu die verfluchte Muſik, die einen raſend machen würde, wenn's die lange Weile zuließ'!

Mademoiſelle Maaß, die in Berlin ihren Abſchied genommen hat, iſt hier; ich habe ihr von Dir geſagt, was Du mir über ſie nach Berlin geſchrieben haſt, worüber ſie ſehr zufrieden war. Sie hofft, wenn ich nicht unrecht gehört habe, in Darmſtadt unterzukommen, aber ſie leidet am Halſe, den ſie hier erſt kurieren will. Lebe wohl! der Brief muß auf die Poſt. Heut iſt Sonnabend.

Dein Z.

255. An Goethe Wiesbaden, 1. Auguſt.

Das Wetter iſt ſo unartig ſommerlich, daß ich mich nicht wenig über die gute Wirkung des Bades an mir zu wundern habe. Der Arzt aber verlangt, daß ich eben deswegen noch hier verharren und einen erträglichen Zuſtand nicht mit einer ſchlechten Reiſe verderben ſoll. Daher bleibe ich noch bis zum 12. dieſes hier und gehe dann nach Darmſtadt, wo ich vielleicht acht Tage verharre. Briefe werden mir nachgeſchickt, können alſo immer hieher geſandt werden.

Indem ich Dein Büchlein wieder und wieder leſe, ſitze ich immer

fest bei der Stelle: „Nur Byzanz blieb noch ein fester Sitz für die Kirche und die mit ihr verbundne Kunst.“ Es fehlt mir hier an historischen Hülfsmitteln, die ich mir wohl zu Hause eher zu verschaffen und zu erfragen weiß: Was war Byzanz? Wo war es? – Kannst Du mir darüber nach Deiner und meiner Art in kurzen oder wenigen Worten Aufschluß geben, so laß Dich meine Unwissenheit nicht verdrießen und belehre mich. Alles Vorige und Folgende ist mir so klar und gerecht und hinlänglich, daß ich mich schämen würde, das Geringste nicht zu wissen, wenn es von mir zu verlangen wäre, da ich es an Arbeit und Nachdenken wohl nicht habe fehlen lassen, was jedoch alles nicht hinreicht, wenn man keine einsichtige Vor- und Mitarbeiter hat.

Wenn die Bilderkunst, auch in der rohesten Ausartung, eine kirchliche Angelegenheit von Natur ist und einen Bildungsgeist zur Bedingung hat, der nichts anders als der lebendige Odem ist, der sich durch Klang und Ton offenbart und wie ein ewiger Quell Zunge und Lippen in Vibration setzt, so geraten wir auf ein Paternoster, Kredo, Tedeum, Kyrie, Gloria, Agnus und so weiter, welches den Namen der Heiligen, die auf den Bildern stehn, recht gut an die Seite gesetzt werden mag. Auch das Mumienhafte des musikalischen Stils noch im 15. und 16. seculo trifft zu, dem zufolge das Äußere, Melodische regelmäßig, treu, ernsthaft, gegliedert, aber hohl, leblos und traurig dasteht und völlig gemäß ist dem Dienste einer Kirche, die sich nur äußerlich noch zu erhalten strebt.

Hier fehlt in der Geschichte der Musik die Brücke vom Antiken zum Neuen, die sich aber nacher selbst konstituiert hat durch eine ebenso gegliederte Harmonie, welche Jean Jacques Rousseau eine gotische barbarische Erfindung nennt, wie er sie sah, und darin nichts anders als einen überfüllten Unterleib erkannte, der außer Proportion gekommen ist mit dem allgemeinen Gliederbau.

Um nun hierin klarzuwerden, müßte man ebenso dreiste, ja kühne Schritte ins erstarrte Kirchliche tun können, wie Du hier getan hast, und wo wieder mancher Tag ins Land kommen wird, ehe man wird sehn wollen, was vor uns liegt.

Ich lasse dies abgehn, ehe ich von Dir Nachricht habe auf meinen ersten Brief nach Tennstedt. Lebe wohl und laß mich wissen, wie sich der gute Meyer befindet.

Dein

Z.

256. An Zelter

Dein zweiter lieber Brief liegt nun auch vor mir, und ich schreibe gleich. Eh' ich mich gefaßt hätte, wollte ich nichts sagen: denn ich war über die gehäuften Übel doch ein wenig auseinander. Nun aber geht's wieder ins Klare und Glatte. Meyer ist beinahe geheilt und wieder bei mir. Das Bad bekommt mir sehr wohl, es ist ein Schwefelwasser, das sich dem Weilbacher nahezu vergleicht. Es wird gebadet und getrunken. Der Ort ein heitres Landstädtchen, nach sächsischer Art. Sehr anmutig gelegen. Auf den nächsten Höhen sieht man den Ettersberg und Inselsberg, man findet sich recht mitten in Thüringen. Auch gelingt mir manche Arbeit. Unser Rochusfest von 1814 ist so gut als fertig. Es soll den zweiten Heft beleben. Ich möchte Dir es gern vorlegen, daß es recht vollständig würde. Einiges mag mir entgangen sein.

Daß Du meine Ableitung der neuen Kunst aus der alten so freundlich aufnimmst, freut mich sehr. Ich bin mir überzeugt, einen guten Grund gelegt zu haben. Dein Parallelism mit der Musik ist sehr willkommen.

Byzanz steht für Konstantinopel, es ist der alte Name, paßt besser in den Stil und wird in Sachen der bildenden Kunst gewöhnlich gebraucht.

Schreibe mir doch den skizzierten Parallelismus etwas ausführlicher fürs zweite Heft, damit das Fruchtbare solcher Ansichten erscheine. Denn die lieben Deutschen kenn' ich schon: erst schweigen sie, dann mäkeln sie, dann beseitigen, dann bestehlen und verschweigen sie.

Soeben erhalt' ich auch von Jena vier erste Aushängebogen der „Italienischen Reise". Der erste Brief datiert den 3. September 1786. Was sagst Du dazu?

Mir ist es wundersam und rührend zu sehen, was wir für arme Narren sind, die wir es so bitter ernst nehmen, und doch sind wir im besten Sinne Narren in unsern Sack. Und nun lebe wohl! Plane mag ich nicht machen. Unter vier Wochen geh' ich hier nicht weg, wenn mich der Engel des Herren nicht beim Schopfe faßt. Wo möglich laß uns auf Deiner Rückkehr zusammentreffen.

Tennstedt, den 9. August 1816. G.

257. An Goethe Heidelberg. 20. August 1816.

Deinen lieben Brief aus Tennstedt vom 9. dieses fand ich gestern bei Boisserée. Ich schreibe Dir so bald, damit Du weißt, wo ich bin, und wir im Zusammenhange bleiben. Noch habe ich nichts gesehen und kann auch über das Verlangte in diesem Augenblick keine Auskunft geben, weil ich die Sache lange noch nicht gründlich genug durchdacht habe, so gewiß sie ist; doch werde ich schon darauf kommen und es Dir alsdann mitteilen. Gestern abend bin ich bei Voß gewesen, wo Madame Paulus Dein Gedichtchen über die neupoetischen Katholiken zu allgemeiner Freude zum besten gab.

Um 10 Uhr geh' ich zu Boisserée, um die Herrlichkeit dieser Zeiten anzuschauen. Wenn ich nur nicht so gar viel Zeit zu solchen Dingen brauchte! Gott weiß, wie's andere machen, die das gleich weghaben, indem ich mich alle Augenblicke auf mich selbst besinnen muß.

In Darmstadt bin ich sechs Tage gewesen und habe viel Freude und Liebe genossen. Man hatte Dich schmerzlich erwartet, und der gute Großherzog kennt keine größere Freude, als andere teilnehmen zu lassen an das, was er mit wahrhafter Neigung und Liebe pflanzt und baut. Schleiermacher ist ein verständiger, fleißiger, ordentlicher und dienstfertiger Mann, wie ich lange keinen gesehn habe. Auch habe ich noch einmal von Darmstadt aus einen Abstecher nach Frankfurt gemacht, um die Catalani singen zu hören. Was ich darüber öffentlich zu bemerken bin veranlaßt worden, lege ich bei, damit

Du auch etwas davon abkriegst. Auch habe ich etwas davon genossen, wie sich die Frankfurter in solchen Fällen zu äußern pflegen, was mir einen ganz vollständigen Spaß gewährt hat. Die Kritik bezog sich ganz besonders auf ihr Alter zwischen 32, 38, 42 Jahren, über ihre Prätension auf Frankfurts Dukaten, und ob sie denn wirklich die größte aller Sängerinnen sei, die leben und gelebt, weil, da man doch jünger sein könne, man auch wohl noch höher und tiefer singen könne, und so weiter.

In Darmstadt habe ich Grüner kennen lernen, der sich bestens empfiehlt; wir haben uns aber in diesen Tagen der Zerstreuung wenig gesehen. Einer Probe, welche der Herzog in Person mit der Oper „Romeo und Julie" von Zingarelli abgehalten hat, habe ich mit größter Teilnahme beigewohnt.

Dieser Direktor ist schwer zu befriedigen, und es mußte vieles wiederholt werden, wo jedesmal was anderes herauskam. Die Ehre, welche mir damit widerfahren ist, muß ich aufs höchste schätzen, denn der Großherzog schien (da er mich in Person zu dieser Probe seiner Proben eingeladen hatte) es darauf angelegt zu haben, meine Zufriedenheit davonzutragen, die ich ihm, sooft er darnach fragte, aus vollem Herzen gewähren durfte. Daß es einen Unterschied gibt zwischen einen herzoglichen Kapellmeister und einen Kapellmeisterherzog, kann er nicht wissen, weil er's nicht erfahren kann. Die Exekution selbst am Sonntage war das Genaueste, was man hören kann, und besonders Grüner hat auf das Mädchen, welche die Rolle des Romeo singt, vorteilhaft gewirkt.

Sei so gut und schreib mir nach Baden, wohin ich den 25. dieses von hier abgehe. Ich weiß wohl, daß Du jetzt keinen Schreiber hast, doch zu einigen Zeilen wird sich die Hand ja wohl brauchen lassen. Was mir höchst leid ist, ist, daß ich den Herrn Moller nicht in Darmstadt angetroffen habe, weil ich dadurch des Anblicks beraubt bin, die Zeichnung des Cölner Doms zu schauen. Die Art, wie die Stadt nach und nach angebaut wird, ist klug, sicher und bequem, gegen Feuer, Belagrung und solchen Übeln, und sticht gewaltig ab gegen die Fenstera[r]chitektur in Frankfurt und Wiesbaden,

wo man auf Unkosten der Bequemlichkeit und Sicherheit teuer baut, um auch hier die Reichen in Galla zu bewundern.

Lebe wohl! grüß' Meyer und schreib bald ein'ge Worte, damit ich wieder zu antworten habe. Ewig Dein

J.

258. An Goethe Heidelberg, den 22. August 1816.

Ein Antikritikus, Kanne, glaub' ich, heißt der große Mann, hat eine meiner vor vielen Jahren geschriebenen Rezensionen angezapft, daß darin sei, was nicht im Werke wäre, und daß man durch Deduktionen solcher Art in jedes Werk legen könne, was man wolle. Dies Werk ist Händels bekannter „Messias", dessen Text, aus lauter wörtlichen Bibelstellen zusammengesetzt, eine komplette Messiade enthält.

In der Rezension hatte ich das Werk in Stationen geteilt: 1) die Verkündigung des Messias durch die Propheten; 2) die Geburt, 3) das Leben, 4) das Leiden und der Tod, 5) Auferstehung und Himmelfahrt, und dabei bemerkt, daß es zyklisch von oben abgeleitet und nach oben zurückgeführt sei und sich hiedurch von frühern Kunstwerken dieser Art absondere, besonders aber noch dadurch: daß das Ganze im Ton und Haltung sich immer auf den Totalbegriff der Erlösung und Befreiung aufwinde, Leiden und Tod aber ganz temporär und vorübergehend sei.

Dies alles („meint der Patriarch") soll nun Vision sein und ich sollte den Komponisten, mich und das Publikum belogen haben.

Nun finde ich gestern bei Boisserée ein Bild von Hemling, als wenn's nach meiner Rezension gemalt wäre, und habe mich nicht satt daran sehen können.

Die 3 Berge der Sternseher sind ein unendlich großer Gedanke und das ganze Bild durch und durch einmal wieder ein Anlaß, unsern deutschen Vätern das niederträchtige Knie zu beugen und Franzosen und Italiener dem zu überlassen, der sie gemacht hat. Leider habe ich nun auch noch wenig gesehen, weil ich gar viel Zeit brauche zu solchen Dingen.

Den 25. August gehe ich, über Karlsruh (wo ich auch ein paar

Tage zu bleiben gedenke), wiewohl Weinbrenner nicht anwesend ist, nach Baden und wünsche besseres Wetter zu finden als hier.

Paulus' Tochter hat sich sehr solid aufgebaut und spielt den Sebastian Bach nicht ohne Vorteil, wiewohl sie noch (freilich wie wir alle) äußerlich auf diesem Globus umherwandelt und graset.

Gestern mittag sind Madame Bohn und Mademoiselle Wesselhöft aus Jena von hier nach Stuttgart abgegangen. Wir haben sowohl hier als in Darmstadt in Einem Hause Freude und Leid miteinander geteilt, und nun schwärme ich zwischen Gewässer, Berg und Tal und Weinfässern allein umher. An dem alten Schlosse gibt es allerlei zu raten, und es ist schade, daß es einer solchen Verwüstung entgegensieht, woran zugleich das Material schuld ist, denn der rote Sandstein, welcher sehr schön aussieht, gegen Schnee und Regen nicht Stich hält, ja sich ordentlich auswäscht, besonders wo er durch stumpfe Meißel verprellt ist. Man wandelt sehr vergnüglich auf der schönen Höhe, und die Fassade nach der Stadt ist in der Tat sehr schön, reich, keck und zierlich.

Laß doch ja von Dir hören, damit wir im Zusammenhange bleiben. Man trauert hier über Dein Ausbleiben und begreift nicht, wie Du in dem Schwefelneste dauern kannst. In Baden erst werde ich sagen können, wie weit meine Kasse reicht, weil ich gern bis Zürich gehen möchte. Auf Dein zweites Rhein- und Mainheft freue ich mich. Wenn Du doch bei Gelegenheit des Rochusfestes etwas von der Predigt im Freien wo nicht wiederholen, doch auslegen möchtest! ich glaube, Du würdest es zu stellen wissen und dem guten Prediger zu der Ehre verhelfen, etwas Gescheutes gemeint zu haben. Sonst wüßte ich nichts in Erinnerung zu bringen, da alles in sich selbst aneinander hing. Ich wüßte eher vielleicht das Ganze nach meiner Art aufzustellen als einzelnes auszuheben. Es war nichts Gemachtes, Berufenes; alles floß natürlich, ungefordert, notwendig zusammen und wieder auseinander wie eine schöne Vision, und ich glaube, so hast auch Du es empfunden; denn Du warst gerührt mit Freuden, wie Du des schönen Tages noch gern gedenkst.

Dein

Z.

259. An Zelter Tennstedt, den 28. August 1816.

Gestern kam Dein lieber Brief zu rechter Zeit, damit ich mich heute daran erfreuen und mich mit Dir unterhalten sollte. Diesen meinen Tag feire ich in besonderer Einsamkeit. Hofrat Meyer, der vier Wochen bei mir verweilte, und Geheimerat Wolf, der auf anderthalb Tage einsprach, gingen heute früh weg, und so bin ich mir selbst überlassen.

Beide genannte Männer, jeder von großen Vorzügen, sind im Umgang die verschiedensten. Der erste, obgleich seiner Sache ebenso gewiß wie der andere, wird niemals eine Gesellschaft verderben, weil er zu schweigen und zu lenken weiß; der zweite dagegen hat sich auf die seltsamste Weise dem Widerspruch ergeben, daß er alles, was man sagen kann, ja alles, was dasteht, hartnäckig verneint und einen, ob man gleich darauf gefaßt ist, doch endlich zur Verzweiflung bringt. Eine solche Unart wächst von Jahr zu Jahr und macht seinen Umgang, der so belehrend und förderlich sein könnte, unnütz und unerträglich; ja man wird zuletzt von gleicher Tollheit angesteckt, daß man ein Vergnügen findet, das Umgekehrte zu sagen von dem, was man denkt.

Man kann sich vorstellen, was dieser Mann als Lehrer in früherer Zeit trefflich muß gewirkt haben, da es ihm Freude machte, tüchtig positiv zu sein.

Deine schöne Erfahrungen und Genüsse gönne ich Dir; Du verdienst, die Welt zu sehen und Dich ihrer zu erfreuen, da Du sie verstehst und billigen Teil an ihr nimmst.

Deinen Aufsatz über die Catalani, Milder und Mara habe mit Freuden gelesen. Die Menschen begreifen niemals, daß schöne Stunden sowie schöne Talente müssen im Fluge genossen werden.

Wie absurd sich die Leipziger bei dieser Gelegenheit benehmen, haben Dir die Zeitungen schon verkündiget. Es täte Not, daß man solchem verfluchten Volke die Gaben Gottes in Spiritus aufhübe, damit sie solche bei Gelegenheit vergleichen und eine der andern unterordnen könnten.

Die alte niederländische Kunst, wie Du sie in Heidelberg geschaut hast, wird Dir großer Gewinn sein, eben weil Du damit nicht fertig werden willst. Lies mein Heft wieder und immer noch einmal, eben weil Du die Sache selbst gesehen hast. Ich wollte diese Angelegenheit nicht abtun: denn wer kann und darf das? Ich weiß auch, daß niemand recht mit mir zufrieden ist; aber das weiß ich auch, daß der Verstand hier einen Weg ins Holz finden kann.

Ich bin in diesen Tagen veranlaßt, einige Blicke ins Deutschtum zu lenken, und nach meiner Art kann ich nicht lassen, sogleich einige Schritte zu tun. Kann ich Dir dabei etwelche Balladen erhaschen, so soll es mein größter Gewinn sein. Der Angelegenheit selbst will ich auch gerne dienen, nur ist mir das Betrübteste, daß die Deutschen nicht immer deutlich wissen, ob sie volle Weizengarben oder Strohbündel einfahren.

„Sankt Rochus' Fest" ist in dieser meiner Reisekanzlei endlich auch zu einer dritten, recht reinlichen Abschrift gediehen. Gedruckt möchte es drei Bogen ausmachen. Ich wiederhole, daß ich Dir das Manuskript vorlegen möchte. Es ist zwar keine eigentlich stumpfe Stelle drinnen, aber manches könnte ausführlicher sein, ob ich gleich zufrieden bin, daß meine produktive Sinnlichkeit noch so weit reichen konnte.

Deshalb vermelde, daß, wenn die Dämonen nicht wieder grillenhafte Streiche spielen, ich den eilften September hoffe in Weimar zu sein, wo Du denn einkehren und nach Belieben verweilen könntest: denn das Leben wird immer kürzer und nimmt die Art an sibyllinischer Blätter.

Soviel für diesmal. Der lange Bursche, den Du kennst, hat sich in diesen sechs Wochen auch im Schreiben recht artig herangebildet. Tausend Lebewohl! G.

260. An Goethe Baden, den 30. August 1816.

André aus Offenbach schreibt mir, daß er meine Lieder nicht erhalten hat, und wenn sie jetzt noch nicht abgesandt sind, so will

ich sie ihm von Berlin aus schicken lassen, doch möchte ich es wissen, damit er sie nicht zweimal ohne Not erhält.

Er hat sich erboten, mir eine ausführliche Beurteilung derselben zukommen zu lassen, worauf ich mich in der Tat freue und recht ordentlich ausgehunzt zu werden hoffe, da ich seine Lieder kenne und seine Grundsätze. Die Catalani hat er gerupft, gebissen, ja zerrissen, wie ein ungeschickter Schlächter, der nicht weiß, wo die Gurgel sitzt.

Am 28. abends haben wir Deine Gesundheit getrunken mit Sulpiz Boisserée bei Madame Deron, gebornen v. Imhoff, die ein artiges Frauchen geworden ist und einen guten Mann hat.

In Karlsruhe wollte man mir durchaus aufbinden: Du seist dies Jahr in den ersten Monaten schon einmal in Karlsruhe gewesen, und als ich's nicht glauben wollte, traten Zeugen auf, die Dich von Angesicht gesehn und Dir ein Ständchen gebracht haben. Da ich's nun dennoch nicht glaube und auch Sulpiz von nichts wissen will, so schreib mir doch, wie diese Sache zusammenhängt, denn daß Du voriges Jahr hier gewesen bist, weiß ich recht gut.

Ich bleibe wenigstens bis zum 12. September hier. Und lasse mir dann die Briefe nachschicken. Die Bäder sind weniger bequem als in Wiesbaden und Teplitz, dafür sind aber die Spaziergänge über alle Beschreibung schön.

Die „Teufelskanzel" habe ich gestern bestiegen und den Gründen und Bäumen Dein Heil geprediget. Auch nach Lichtental bin ich gewesen und hoffe, noch ein Mehreres davon sagen zu können.

Meine Wohnung ist in der „Sonne", Nr. 42, wo ich freundlich, ruhig und nicht zu weit vom Bade bin. Das Wetter ist, seit ich von Heidelberg weg bin, schön, doch abends herbstlich kühl. Einen kleinen Abstecher nach Straßburg zu machen, ist das Nächste, woran ich denke, doch werde ich nicht über zwei Nächte wegbleiben. Gott befohlen! Bis in den Tod

Dein

Z.

261. An Goethe Baden, 5. September 1816.

Das alte Schloß auf dem Berge hat mir gestern eine belehrende Stunde gegeben. Recht sonderbar mit, in, auf und über dem festesten Granitberg gebaut, macht es sich von allen Seiten respektabel, und da die Höhe beinah in der Wage liegt mit der ganzen Bergkette, so hat man eine Übersicht zwischen zwanzig bis dreißig Stunden.

Den alten Hofrat Jung habe ich besucht, er wohnt auf dem neuen Schlosse, und es schien ihm innig wehe zu tun, Dich nach so vielen Jahren auf sonderbare Art verfehlt zu haben. Er fing selber an, von einem Besuche zu reden, den Du ihm in Karlsruhe zugedacht hattest, und Sulpiz Boisserée, der bei mir war, konnte mir die Sache nur erklären, denn ich wußte von nichts. Ehe ich von hier gehe, denke ich ihn noch einmal zu sehen und mich länger mit ihm zu unterhalten.

Die Kammern der heiligen Vehme, welche zu sehn ich so begierig war, haben meine Erwartung nicht übertroffen. Ich weiß wohl, daß zum Hängen jeder gute Strick tauglich ist, und verlange diese Gewölbe nicht besser, doch die steinernen Granittüren sind vielfältig in Kellern zu finden, um solche sicher zu verschließen und nachher mit Mörtel zu bewerfen und die Öffnung zu verstecken.

Unter andern Dingen, die ich hier formiere, habe ich das Lied aus dem „Wilhelm Meister“: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß“ mit einer neuen Komposition versehn, die Dir vielleicht lieber sein wird als die erste, welche Prätensionen hat.

Um mir zu einer Reise nach Zürich einen Vorschmack zu verschaffen, habe ich eben Deine „Briefe aus der Schweiz“ gelesen; doch ist das Wetter so permanent unausstehlich, daß ich mich hüten werde, das Land der Freiheit im Sterbehemde zu sehen. Zuerst soll nach Straßburg gegangen werden, dort wird ein Weiteres beschlossen, wovon ich Dir Nachricht gebe.

Daß Dich der Grillenkauz ärgern würde, konnte ich mir vorstellen; ich wette, er ist einer von denen, die sich vorstellen, mit der Zeit fortzuschreiten, indem die Zeit mit ihnen durchgeht wie ein

munteres Pferd. Wie mag er Dich denn in Tennstedt ausgewittert haben? er wollte ja ein Seebad gebrauchen.

Das Urteil über Catalani in der Leipziger Zeitung ist mir nur durch Tradition bekannt, kann mir's aber recht gut vorstellen, da ich den Mann kenne, der wie ein blinder Postillon neben der besten Straße herfährt und über schlechte Wege flucht. Was mich dabei ärgert, ist, daß diese Herren sich und die deutsche Kritik prostituieren und die junge Welt irre machen, an der freilich nicht viel zu verderben ist.

Deine Balladenjagd freut mich, und wenn der rechte Jäger kommt, ist mir nicht bange um Wildbret in den guten deutschen Wäldern. Gar gern mag ich dabei die Gesichter der Gebildeten sehn, indem Du etwas aufnimmst, betrachtest und zu betrachten gibst, was sie verächtlich liegen ließen wie Petrus das Hufeisen: Den „Totentanz" gab ich einer gebildeten Frau zu lesen, ehe er gedruckt war, die sich gern zu den Deinigen zählt. „Ich muß gestehn", sagte sie, „daß ich dem Gedichte nichts abgewinnen kann und es für kein Goethisches halten würde, wenn ich's nicht wüßte; aber lassen Sie doch Ihre Komposition hören. – Ja du lieber Gott! wenn man das alles hineinlegen soll, so müßte man ja zum Dichter selber werden!" Das sollen Sie auch, liebe Frau, und wenn Sie es nicht so weit bringen, so denken Sie nur dreist, die Schuld liegt an Ihnen allein! Backen, brauen und kauen sollen Sie selber und sich den Genuß bereiten; außer diesen eigenen Zutaten gibt es weder Poesie noch Prosa für uns. – „Da heißt's dann, man sei ein grober Gesell."

Was mir aber die meiste Lust gibt, ist der Glaube vieler: daß ich von Dir ordentlich dressiert werde, Deine Gedichte in Musik zu setzen, weil ich die Kompositionen entweder verschenke oder nicht eher achte, bis sie Dir gefallen können; denn mit allen Gedanken, die sie dabei haben können, sind sie nicht eher zufrieden, bis sie den dummsten haschen.

Endlich schreibe ich Dir dies aus Straßburg, wo ich gestern, den 9. dieses, mit Sulpiz gegen 6 Uhr angekommen bin. Wir gingen noch, den Münster von außen zu sehen. Das halbe Tageslicht gegen Abend und etwas Mondhelle ließen die Verhältnisse des Gebäudes vorteilhaft erkennen, was jedoch nicht ganz leicht ist, da auch diese Kirche mit Außenteilen angetan ist, die nicht zum Ganzen gehören. Heut früh neun gingen wir in schönster Sonnenhelle wieder hin; erst in die Kirche, worin ich zum ersten Male eine würdige Messe gehört habe, das heißt nicht etwa eine Fiedelmesse, sondern einen ordinären Gottesdienst, den die schöne Orgel allein bestritt, die wahrscheinlich eine Silbermann'sche ist, wonach ich noch fragen werde.

Nach der Messe ward der Turm bestiegen und zwar nicht weiter bis in die acht Schnecken. Der Zugwind war stark, und ich, in Schweiß geraten, würde auch ohne dies nicht höher gegangen sein, da mir das Steigen nicht mehr zukommt. Beschreiben kann ich nichts, am wenigsten Dir, der alles besser wissen kann. Einige Anmerkungen sind vielleicht am Orte: Das Gebäude wird rühmlicherweise in guter Baulichkeit und rein gehalten; auch sind die Restaurationen mit Sorgfalt und Geschick gemacht. Ob es gut sei, an manchen Orten, wo guter Steinkitt angewandt werden müßte, Blei hineinzugießen, lasse ich dahingestellt sein, wenigstens müßte eine strenge Meisteraufsicht dabei stattfinden. Zuverlässig schädlich ist's aber, daß an so fein gegliedertem Gestein das eingegoßne Blei noch mit dem Steineisen nachgetrieben wird, auch habe ich diese Methode nirgends da finden können, wo die alten Klammern noch festsitzen; wie denn, wer vom Metier ist, kaum weiß, was er mehr bewundern soll: die Arbeit selbst oder das bloße Versetzen der Teile. Es erscheint wie ein Feenwerk. Das fehlende Kreuzgewölbe unter den 8 Schnecken vermißt ein statisches Auge ungern, ja mit Wehmut! weil es einen frühern Untergang des herrlichen Werks ankündigt, das schon oft von Ungewittern stark ist beschädigt worden. Höchst zu bewundern ist endlich, daß ein so durchbrochnes Gebäude bei dem unendlichen Regen der letzten Monate auch keine Spur,

ich wiederhole es: keine Spur, einer Feuchtigkeit blicken ließ; jeder Tropfen Wassers läuft ab wie von einer Ölfläche.

Den 11. Die Orgeln des Straßburger Silbermann sind von so besonderer Schönheit des Tons, daß [sie] sich aus den besten Orgeln anderer tüchtigen Meister herausfinden lassen; genug, die Münsterorgel ist vom alten Silbermann und jetzt 102 Jahre alt. Das Sonderbare bei diesem Werke besteht mit darinne, daß kein Baumeister an einen Raum für die Orgel gedacht zu haben scheint. Dieser Raum mußte daher angewiesen und genommen werden, wo er ist, und mir erscheint er als der gefährlichste in der Kirche, wegen der Nähe des hohlen Raums unter den Türmen. Nun hat mein Meister nicht allein das Werk mit solchen Stimmen ausgestattet, die einem solchen Raume anständig sind, er hat auch das ganze Werk zusammen in seine alte Schale eingespannt wie den Schuß in einer Büchse, daß kein Körnchen Pulver müßig ist. Von außen sieht übrigens das Werk aus wie ein neues; nicht einmal die Paradepfeifen sind angelaufen, und die Wirkung ist in der Tat grandios. Den Gesang der geistlichen Väter bei der Messe kann ich nicht genug loben, sie lassen ihn von zwei Serpenten begleiten, was sich gut ausnimmt. Der cantus firmus ist zwar nicht ohne Fehler, aber echt und würdig: alles würde sich leicht durch einen Mann in die beste Form herstellen lassen, der es recht verstünde.

Wie niederträchtig sich dagegen des Abts und Kurpfälzisch geistlichen Rats, Hofkapellmeisters und öffentlichen Tonlehrers zu Mannheim Herrn Voglers „Deutsche Messe", die er zur Schande der heidelbergischen Kirchenvorsteher, in deren Gegenwart sie ist aufgeführt worden, hat drucken lassen, die aus infamen Gassenhauern zusammengestoppelt und vierstimmig unter Autorität herausgegeben ist, ausnimmt, soll mir ein Zeichen sein, und ich habe mir dies Meisterstück expreß deswegen in Offenbach gekauft und führe es eben bei mir. Die Herren denken, wenn sie sich gemein und unwürdig halten, seien sie volksmäßig.

Donnerstag, 12. September. Gestern hat man mir Deine Dissertation gezeigt, die ich mir gern abgeschrieben hätte, welches aber

durchaus nicht erlaubt werden sollte. Eben komme ich aus der Messe, bei welcher Gelegenheit ich die Münsterorgel inwendig besehn habe. Ich wollte die Lungen sehn, welche einem solchen Werke Odem geben, und habe meine Lust daran. Sechs Blasebälge, die wenigstens 600 Kubikfuß Odem fassen, haben wenigstens immer 300 Kubikfuß im Vorrat, und der stärkste Organist kann sie daher nicht erschöpfen, wenn sie durch 2 Menschen bedient werden. Die Art, sie aufzuziehn, kann nie fehlen, nie schaden und ist ein Meisterstück von Mechanik; die Gewichte sind von Blei und darauf festgemacht, was sehr wichtig ist; überall sieht man Verstand, Erfahrung, Gedanken und Geist: fürwahr, der Mann ist der Musen Sohn gewesen! Unser gute Organist rupft diesen heiligen Geist wie einen Kramsvogel und ist mit aller Unwissenheit nicht imstande, das ewige Leben zu töten. Nach der Aufschrift, die ich nun selber gelesen habe, ist das Werk 1713 angefangen und 1716 im August fertig worden, welches netto 100 Jahre sind. Wäre ich hier gewesen, ich würde darauf angetragen haben, den Tag zu feiern. Vor einigen Jahren ist es ausgebessert und die Pfeifen aufpoliert worden. Der Organist, welcher das Werk täglich zweimal zu bedienen hat, hat täglich 548 Stufen auf- und abzusteigen, das macht jährlich 200,020 Stufen, und nun muß er noch das Pedal bedienen. Die beiden Balgentreter sind rüstige Leute mit guten Eingeweiden, vor denen die Gewichte Respekt haben. In einigen deutschen Provinzen nimmt man dazu alte dünnleibige Invaliden, die oft so inkapabel sind, daß sie ihre Weiber und Kinder schicken, die die Bälge verderben und mehr Schaden anrichten, als der Organist zu bezahlen kostet. Dieser Mißbrauch kann hier gar nicht geschehen, weil nur *Einer* treten kann, der das *befestigte* Gewicht beherrscht. Da es diese ganze Nacht in Güssen geregnet hat, so bin ich im Aufsteigen sehr aufmerksam gewesen, stehengebliebenes Wasser anzutreffen: kein Sperling kann sich satt trinken, wiewohl der Regen überall eingeschlagen hat. Der jetzige Münsterpolierer, namens Sauer, ein Steinhauer, ist mein guter Freund worden. Er hat uns Restaurationen von seiner Hand gezeigt, die wir loben durften;

auch er fand das Nachtreiben der Klammern mit dem Steineisen fehlerhaft und will es künftig verhüten. Das Gewitter hat auch dieses Jahr eingeschlagen, doch keinen zu großen Schaden getan.

262. An Zelter

Das vorige Mal fandest Du mich in einem traurigen Zustande, jetzt muß ich Dich darein versetzen. Beiliegender Brief enthält ein großes Unheil, wobei ich nur den Trost habe, daß ich Dich in meiner Nähe weiß und Deine Leiden mitzutragen mich bereite.

G.

263. An Goethe Berlin, den 8. Oktober 1816.

Bloß um Dir zu sagen, daß ich mit meinem Reisegefährten glücklich hier angelangt bin, schreibe ich diese Zeilen.

Indem ich aber meine Papiere auseinander lege, finde ich, daß sich Deine Gedichte in das Buch, woraus ich Dir vorgesungen, versteckt hatten. Heute ist es mir nicht mehr möglich, sie abzuschreiben, Du erhältst sie demnach mit meinem nächsten Briefe zurück.

Wie es bei mir steht, weißt Du: von meinen Geliebten fehlt eins. Die andern sind wohlauf. Lebe wohl und laß bald von Dir hören. Ewig

Dein

Zelter.

264. An Zelter

Zu wenig waren die paar Tage; wie manches blieb noch zu besprechen und vorzuweisen. Auch wurde sogleich nach Deiner Abreise die „Heimliche Heirat" ganz vollkommen aufgeführt, wobei ich wohl Deine Gegenwart gewünscht hätte.

Den neuen Abdruck der „Pflanzenmetamorphose" sende hiebei; das Fehlende hab' ich nachschreiben lassen, denn es möchte in Berlin wohl schwerlich zu finden sein. Wenn Du das Werklein in ruhiger Zeit wieder liesest, so nimm es nur symbolisch und denke Dir immer dabei irgend ein anders Lebendige, was sich aus sich selbst

fortschreitend entwickelt. Ich habe diese Tage Linnés Schriften wieder vorgenommen, in denen er die Botanik begründet, und sehe jetzt recht gut, daß ich sie auch nur symbolisch benutzt habe, das heißt: ich habe diese Methode und Behandlungsart auf andere Gegenstände zu übertragen gesucht und mir dadurch ein Organ erworben, womit sich viel tun läßt. Und so mag dieses schnell abgehen, damit Du nur von mir höreſt. Dank für Deinen Brief, ich mache bald wieder etwas für Dich zusammen.

Weimar, den 14. Oktober 1816. G.

265. An Goethe

Über den „Hund des Aubri“ wird hier viel räsonniert und gespöttelt. Sie sagen: einen Hund aufs Theater bringen sei eigentlich, das Theater auf den Hund bringen, und dergleichen, und doch läuft alles hinein, und das Haus ist immer voll. Vorgestern bin auch ich darinne gewesen und das bis ans Ende. Das Stück hat eine allerliebste Musik, welche durchs ganze Stück geht, ohne daß gesungen wird, und die zwei ersten Akte möchte ich geistreich nennen bei der Einfachheit des Motivs: daß ein Mörder durch den Hund des Ermordeten entdeckt wird. An der Aufführung des Stücks ist kaum etwas zu tadeln, es wird sehr hübsch und frisch gegeben; doch müßte der Hund gleich auf dem Theater und beständig um seinen Herrn sein, so lange er lebt. Ich müßte mich wundern, wenn dieser Umstand im Stücke nicht angegeben wäre, indem die Sache auf diese Art natürlich und erfahrungsmäßig wird.

Montag, 14. Oktober. Isegrim ist auch wieder da. Es zieht sich ein Ungewitter über seinem Haupte zusammen, das ihn zerschmettern soll. Die nächste Veranlassung dazu sind die „Analekten“ und in denselben eine Stelle der Vorrede gegen den toten Heindorf. An der Spitze der Zerschmetterer stehn Buttmann und Schleiermacher, und Knappen werden geworben an Straßen und Tafeln: das wird einmal Beulen geben und zu lachen fürs Volk um ihren kritischen Plunder und Wortstichelei.

Heut, Dienstag, wird der „Standhafte Prinz“ gegeben. Leider kann ich nicht hineingehn, um etwas über die Ausführung zu berichten. Hoffen wollen wir, daß es öfter gegeben werde.

Den 20. Von dem „Standhaften Prinzen“ wollte niemand was Gutes wissen, das ich mir jedoch hinlänglich zu erklären wußte, wie ich Licht und Gesicht kenne. Eben habe ich es nun gesehen und zu großem Erstaunen ein übervolles Haus dankbar gefunden. Das Stück ging glatt und rein von sich und ist exemplarisch besetzt: König Fez, Don Fernando, Phönix durch Devrient, Wolff und Madame Wolff und die andern Rollen leidlich. Vor allen aber hat Wolff schön, gut und recht gespielt, gewandt und sicher; wie Er denn es war, den besten Willen des Hauses zu gewinnen, denn um diesen nur zu zeigen, haben sie an einigen ungeschickten Orten ihr ganzes Herz von sich gegeben und am Ende ihn herausgerufen. Mit Ihr dagegen ist es, wie es ist, und unser Publikum wird ihr schwerlich gefallen. Man ist mit ihren Intentionen zufrieden, aber man müßte sie hier längst gekannt haben, um sich gefallen zu lassen, was ihr entgegensteht. Zu soviel Geschick und Willen hätte der gütige Gott immer noch Stimme und Zunge geben können, das würde ihm keine Schande gemacht haben. Von dem Stücke sage ich nichts, weil es herrlich und zehnmal besser ist, als ich's verstehe. Der Tyrann ist mehr ein Mann als ein Mensch und weiß als solcher, was er will und muß. Aus der Zusammensetzung solcher Eigenschaften entsteht ein Charakter, der natürlich ist, indem er grausam erscheint. Der Infant ist ein Christ und ein Mann, in dem sich beide Eigenschaften zum Charakter formieren. Der erste alt, erfahren, tüchtig, tätig und stolz; der andere ein Jüngling, mutig, sicher und stolz. Beide, glücklich, reich, zufrieden, sollen es nicht länger sein: so entsteht das Stück. Zwischen beiden die anmutige Phönix, deren Charakter in Unschuld und Reinheit besteht. Alle andere sind Trabanten um dies Dreigestirn, und das Stück ist fertig. Auf diese Art begegnen sich feindliche Elemente wiederholt im Leben, ohne von einander entnommen zu sein, wie in Deinem „Tasso“, und man sieht, wie reich die Kunst ist, wenn sie bleibt, was sie ist.

Devrient spielt den Tyrannen mit solcher Würde, daß er durchaus keinen Abscheu und vielmehr Mitleiden erregt, und die Erscheinung des Geistes möchte ich himmlisch nennen: Wolff ist unübertrefflich darin, wie in der letzten langen Rede an den König, die ein Meisterstück ist der Beredsamkeit, so wie die Antwort des Königs.

Einen wunderbaren Eindruck hat das Stück auf mich gemacht, indem ich Tags vorher in Voltaires „Zaire" gelesen hatte, worin der Poet seine Personen und Sachen wie ein Kaufmann seine Waren aufgeputzt zur Schau stellt und zu naschen und zu denken gibt, da man hingegen beim Calderon vor allem Empfinden und Genießen an nichts weiter zum Denken kommt.

Gegen Geheimen Rat Wolf ist vorgestern eine Schrift von Buttmann und Schleiermacher erschienen, die ihm den Garaus machen soll. Ich wüßte ihn ganz anders zu zausen, und man sieht wohl, daß die Kerls weder sich noch was anderes verstehn. Seine Vorrede zu den „Analekten", die Du ihm gelobt hast, erscheint mir wie ein Tiradengewürfele, womit er den Leuten sagt, was er recht gut weiß, daß es keiner glaubt, und da er auf die Nachwelt zu kommen gedenkt, so will er's dieser aufdrehen. Er sagt, er sei fünf Tage bei Dir gewesen und sehr vergnügt; Du habest ihm was Schönes über die Vorrede gesagt und Er habe gesagt oder gemeint oder zu verstehen gegeben: wenn Du sie erst ganz verstündest, dann würdest Du die Augen aufreißen — ohngefähr so ließ er sich vernehmen. Besieht man aber ihren philologischen Krammarkt recht, so findet sich gar bald, daß jeder nur für sich gelten möchte, was sie nur zusammen gelten können; denn eigentlich sind sie Studenten und weiter nichts, und wären ihnen die Alten nicht geboren, so wär'n sie allzumal verloren.

Wilken ist abgereiset, ohne von mir Abschied zu nehmen; ich wollte ihm einen Brief an Dich mitgeben. Man hat ihm hier 300 Taler aus seinem Hotel gestohlen; doch soll er überwiesen sein, seine Stube zweimal nicht verschlossen zu haben. Der Fall ist höchst unangenehm, und in Heidelberg werden sie sagen, daß es in

Berlin nichts als Diebe gibt. Doch was geht das mich an: ich habe 100 Friedrichsd'or verreiset und sie mir vorher verdienen müssen. Er hat die 300 rh. zur Reise aus der Kasse angewiesen bekommen.

Kapellmeister Winter ist heut abgereiset. Er hat eine deutsche Oper „Zaira" hier aufgeführt und das mit Beifall. Das Gedicht ist jedoch so unmäßig schlecht, daß es „Ça ira" genannt wird, indem man die Musik gut findet. Z.

266. An Zelter Weimar, den 25. Oktober 1816.

Dein lieber Brief, der soeben angekommen, erfreut mich sehr; fahre ja fort, meiner Einsamkeit aus Deiner bunten Welt wunderliche Gestalten herüberzusenden. Ich führe meine eigene Art zu leben, die Du kennst, immer fort, seh' wenig Menschen und lebe eigentlich nur in der Vergangenheit, indem ich alte Papiere aller Art zu ordnen und zu redigieren trachte. Möge beikommende Frucht dieser oft lästigen Arbeit Dir einige angenehme Stunden machen. Mehr sag' ich heute nicht und füge nur die Bitte hinzu, daß Du mir die kleinen Gedichte wiedersenden mögest. Nicht gerne möcht' ich meine jetzige Sorgfalt, dergleichen Dinge zu sammlen, unterbrochen sehen. Ein tausendfaches Lebewohl. G.

267. An Goethe Berlin, 25. Oktober 1816.

Du bist ein rechter Herzensarzt und hättest mir in diesen Tagen nichts Angenehmeres tun können, als Du es durch die Sendung der „Pflanzenmetamorphose" eben tust.

Deine Darstellungen in wissenschaftlichen Dingen erscheinen mir wie das Wesen einer guten Hausfrau, durch die, so wie Eins geschieht, ein anderes und Drittes sogleich mit entsteht, weil ja in der Welt nichts allein steht; und lerne ich auch daraus nicht, was eigentlich gelehrt ist, so bestätigt sich wenigstens das Mitgemeinte.

Ich gestehe, daß mir der nahende Winter diesmal greulich vorkommt; laß uns doch wo möglich mit den Briefen etwas näherrücken und wo nicht wöchentlich, doch Brief auf Brief zusammenhangen.

Geheime Rat Köls und seine Frau, die Dich in Weimar bei Frau v. Heygendorf gesehen haben, sind so entzückt, als ob sie den Himmel hätten offen gesehn; auch sind sie in ihrer Art die besten Leute, wenn man nicht verlangt, was sie nicht leisten.

Das Gerede erneuert sich, Dich nach Berlin zu versuchen und ordentlich einzuladen. Ich weiß, was dem entgegen ist, wenn Du auf Deiner Seite kaum Dir vorstellst, wie furchtsam die Herzhaftesten sind, Dir einen gefälligen Aufenthalt von 4 bis 6 Wochen zu bereiten. Manches würde Dich dennoch ansprechen, was sie vor sich haben und nicht kennen, und bei aller Dünkelhaftigkeit einzelner sind sie so abhängig von irgendeiner Autorität, daß Du zuverlässig Gutes, ja Schönes wirktest, wenn Du Dich auf ein paar Monate ordentlich bei uns niederließest.

Das Rhein- und Mainbüchlein wirkt, trotz alles Widerspruchs, ganz leise zu, und wenn sie sich einbilden, ganz was Besseres hervorzubringen, borgen und stehlen sie, ohne es selber zu merken.

Wenn Du jetzt den Isegrim sehn solltest, würdest Du Deinen Spaß daran haben. – Wie er von allen Seiten gescholten, ja verfolgt wird, fehlt es nicht an solchen, die ihm die Stange halten, und da ihm wirklich etwas bange ist, ist er wie Schafleder und nimmt hin, was ihm sonst unerträglich gewesen wäre.

Langermann, dem er vorgestern die Geschichte mit der Vorrede in Tennstedt erzählte, ließ ihn ausreden und sagte dann ganz ruhig: „Das war entsetzlich ungezogen!“ Unterdessen wurden zwei Karpfen gefressen und 60 Lerchen, die ich von Halle geschickt bekommen habe.

Die Rübchen sind besorgt, aber noch nicht angekommen. Wie sie dies Jahr sich werden genießen lassen, wollen wir erwarten.

Unser Theater bietet des Neuen eben manches: Madame Seidler, geborne Wranitzky, spielt und singt im „Johann von Paris“ mit großem Beifalle. Herr Wild (Tenor) ist von Wien hier und verlangt 5000 Taler Gehalt. Stimme und Art sind gut, sehr gut. Mademoiselle Brand von Prag, ein artiges junges Mädchen, soll allerliebst sein. Alle drei aber scheinen mir so kleinkernige Planeten zu sein, daß sie bei uns nicht lange leuchten werden, wenn wir sie

behalten; denn Geld fordern sie, was die Knochen wiegen, Fleisch ist nicht zu sehn.

Von unserer Kunstausstellung schreibe ich wohl nächstens. An manchem würdest Du Freude haben, wenn Du es selber sehn könntest und, besser wie wir alle, bemerken müßtest, was die „Propyläen" leisten, ohne daß man sie kennt.

Von diesem Gesichtspunkte aus finde ich des Guten genug, und ich getraute mir ein paar Dutzend Bilder herauszufinden, an welchen hier dies und dort jenes gelobt zu werden verdient. Hummel, Bury, Kolbe, Weitsch, Schadow, Madame Robert (geborne Tassaert), Völker, Kügelgen, Hampe, Cammuccini (in Rom), Canova, Thorwaldsen, einige junge Leute (ungenannt) und ein hiesiger Töpfermeister haben ganz anschauliche Stücke hergegeben.

Es ist heut der 2. November. Der Brief muß fort. Adieu!

Z.

268. An Goethe

Schon eine Weile trage ich mich mit dem Gedanken: zu dem bevorstehenden Reformationsfeste eine Musik zu machen, die sich vielleicht aus lauter Lutherischen dictis zusammensetzen ließe. Du bist wohl so gut, mir hierüber Deine Gedanken wissen zu lassen, wenn Du nicht gar der Mann bist, der allein so etwas zu beschaffen unterrichtet und ausgestattet wäre.

Wenn gleich schon an die Sache gedacht ist und besprochen wird, so fürchte ich den alten Leichtsinn wie überall, und ganz zuletzt geht die Sache bloß ins Kritische, wo nicht gar ins Theatralische über, wo sich denn in der Geschwindigkeit Herr v. Kotzebue bereit findet, ein Ei auszubrüten, das nicht rund und nicht eckigt ist. Ich rede aus Erfahrung; denn auf den Tod unserer Königin wurde auf dem hiesigen Theater eine katholische Totenmesse mit allem kirchlichen Pomp aufgeführt, damit doch nur etwas geschahe, denn unsere protestantische Kirchen lassen sich gar nicht ohne Ärger ansehn.

Unsere Kunstausstellung würde sich gut genug ausnehmen, wenn der ewige Nebel verstattete, ein Bild mit Lust zu beschauen, denn die Farben sehen ohne Sonnenlicht garstig aus.

Bury hat das Bildnis der Kurprinzessin von Hessen prächtig und klar koloriert. Ganze Figuren, Lebensgröße, mit beiden Töchtern. Mir erscheint das Bild kalt. Die beiden Kinder sind mit der Mutter verbunden, indem sie einen Kranz über sie halten, doch will alles auseinander. Die Gewänder sind tüchtig, richtig und anständig, aber das Fleisch ist ledern und lieblos, wiewohl ähnlich oder vielmehr gleichend.

Sauerweidt in London: hat einen Kosaken zu Pferde äußerst lebendig und wahr in Öl gemalt, das Bildchen ist ohngefähr 15" hoch und 10" breit und alles, wie es sein muß.

Hummel: eine alte erleuchtete Kirchenkapelle. Betende vor dem Altare. Im Vorgrunde Vorübergehende und Beschauende und Anteilnehmende. Die Einfachheit und Zeitmäßigkeit des Gedankens, wie die jetzige Welt an der früheren vorübergeht, will mir gefallen. Perspektive, Farben, Licht und Schatten, Kleidung und Charakter verschiedener Menschen geben dem Gedanken Klarheit und Ernst. Man sieht es mit Vergnügen lange an.

Montag, den 4. November. Staatsrat Schultz, den ich mit dem Anfange dieses Briefes bekannt machte, hatte seinen Wohlgefallen an dem Gedanken; Du weißt, daß eine Summe zwischen 30 und 40 Tausend Talern zu einem Monument für Luther gesammelt und hier deponiert ist. Über die Form dieses Monuments sind die verschiedensten Vorschläge getan. Etwas Bildliches soll jedoch der Kern bleiben, wozu schon Schadow Zeichnungen und Modelle gemacht hat. Die besten Künstler jedoch der Hauptstadt wollen die Sache nicht allein auf sich nehmen, und eine ganz allgemeine Konkurrenz von Vorschlägen könnte, wie man aus Erfahrungen weiß, die ganze Sache in fortwährendes Stocken führen. Dadurch nun kommst Du in Gefahr, einen Besuch von hieraus aufzunehmen, vielleicht von Schadow und Schinkel, um vors erste etwas Gemäßes auszumitteln, das man ohne Scheu öffentlich vortragen darf, weil alles darauf ankommt, daß das Erste ein wirklicher Gedanke sei.

Vorgestern habe ich einen Brief von Madame Mara, die sich jetzt in Reval aufhält, gehabt, worin sie meldet, daß sie diesen

Herbst habe nach Berlin kommen wollen, da aber dies Vornehmen nicht gelungen sei, werde sie künftigen Sommer zuverlässig kommen. Auch sie ist jetzt 68 Jahre alt und wird mir willkommen sein, wie auch ich mich den Sechszigern mehr und mehr nähere.

Vorgestern abends spät fand ich Deine „Italienische Reise" und machte mich noch sogleich daran, soviel davon zu verschlingen, als die müden Augen zulassen wollten. Nun habe ich's hinter, und sogar Wolf ist davon entzückt. Nun lese ich's zum zweiten Male, nach der Landkarte, und reise mit und betrachte mir von den Anhöhen und Türmen die Flüsse und Seen, wie sie gehen und kommen, und das Erdreich und die Menschen, und die alte Lust erwacht in mir, das Land der Musen zu schauen, und die Träne verfinstert mir den Blick und – gute Nacht!

Die Einlage von der Hand des Herrn Staatsrats Schultz bezieht sich auf Bücher, welche ich auf seinem Tische bemerkte und welche er bereit ist, Dir nach Weimar zu senden, im Falle sie Dir noch unbekannt wären. Es ist schon Dienstag, also lebe wohl, Du Allerbester! Z.

269. An Zelter

Ich pflichte Dir vollkommen bei, daß in den langen Winterabenden ein lebhafter Briefsverkehr höchst erquicklich sei, deswegen will ich bei Empfang Deines Briefs vom 25. Oktober gleich einige Worte sagen. Indessen ist wohl die „Italienische Reise" angekommen.

Freilich erfahren wir erst im Alter, was uns in der Jugend begegnete. Wir lernen und begreifen ein- für allemal nichts! Alles, was auf uns wirkt, ist nur Anregung, und Gott sei Dank, wenn sich nur etwas regt und klingt! Diese Tage hab' ich wieder Linné gelesen und bin über diesen außerordentlichen Mann erschrocken. Ich habe unendlich viel von ihm gelernt, nur nicht Botanik. Außer Shakespeare und Spinoza wüßt' ich nicht, daß irgend ein Abgeschiedener eine solche Wirkung auf mich getan.

Wunderſam iſt es, aber ganz natürlich: die Menſchen ſpekulieren auf unſere letzte Zeit wie auf ſibylliniſche Blätter, da ſie die vorhergehende kalt und freventlich auflodern ließen. Auch an den Rhein hab' ich dringende und lockende Einladungen, von denen Du wahrſcheinlich gehört haſt, da man es dort ſchon als etwas Ausgemachtes vorausſetzt. Was ſoll mir aber das alles! Leugnen will ich nicht, daß ich einſehe, am Rhein und Main die paar Sommer gut gewirkt zu haben, denn ich habe ja nur das Teſtament Johannis gepredigt: „Kindlein, liebt euch, und wenn das nicht gehen will, laßt wenigſtens einander gelten!" Und da wirſt Du mir Beifall geben: wenn dieſe himmliſche Botſchaft in eurem Ninive einigermaßen griffe, ſo wärt ihr ganz andere Leute, ohne mehr oder weniger zu ſein, als ihr ſeid.

Wozu aber der Aufwand von Tagen und Stunden perſönlich-gegenwärtiger Wirkung? Ich will doch lieber in meiner ſtillen und unangefochtenen Wohnung ſoviel diktieren und kopieren und drucken und liegen laſſen, damit es hinausgehe oder hinnen bleibe, damit jeder, wie Du ganz richtig fühlſt, verſchweigen könne, woher er's hat, und denn doch das ganze Menſchenweſen ein bißchen aufgeſtutzt werde.

Die ſämtlichen Narrheiten von Prä- und Poſtokkupationen, von Plagiaten und Halbentwendungen ſind mir ſo klar und erſcheinen mir läppiſch. Denn was in der Luft iſt und was die Zeit fordert, das kann in hundert Köpfen auf einmal entſpringen, ohne daß einer dem andern abborgt. Aber – hier wollen wir Halt machen, denn es iſt mit dem Streit über Priorität wie über Legitimität: es iſt niemand früher und rechtmäßiger, als wer ſich erhalten kann.

Wenn Iſegrim ſeine Abſurdität gegen mich immer wieder erzählt, ſo deutet das auf ein böſes Gewiſſen; er wird nicht referieren, wie beſtialiſch ich dagegen mich geäußert habe. Glücklicher- oder unglücklicherweiſe hatt' ich ſoviel Gläſer Burgunder mehr als billig getrunken, und da hielt ich auch keine Maße. Meyer ſaß dabei, der immer gefaßt iſt, und ihm war nicht wohl bei der Sache.

Es war der 27. August, nachts, und ich hatte mir schon freundlich ausgedacht, den 28. August meinen Geburtstag mit diesem unerwartet angekommenen Freunde zu feiern. Meyer mußte durch Zufälligkeiten am Morgen fort, und ich ließ, obgleich ungern, jene[n] vortrefflichen Unerträglichen dahinfahren und blieb den 28. vergnügt allein. Jener im Widerspruch Ersoffene hätte mir am Ende gar zur Feier meines Fests behauptet, ich sei nie geboren worden.

Dies aber alles wird ihm zu Haus und zu Hof kommen, und zuletzt wird er nicht wissen, wo er hinaus soll. Herder hatte sich auch solche jugendliche Unarten bis ins Alter durchzuführen vermessen und ist darüber verzweiflend in die Grube gefahren. Untersuche Dich ja, ob Dir dergleichen Zeug in den Gliedern steckt, ich tu' es alle Tage. Man muß von den höchsten Maximen der Kunst und des Lebens in sich selbst nicht abweichen, auch nicht ein Haar; aber in der Empirie, in der Bewegung des Tages will ich lieber etwas Mittleres gelten lassen, als das Gute verkennen oder auch nur daran mäkeln.

Das theatralische Wesen laß mir nur immer in Deinem Sinne vor Augen sein, dadurch bleibt mir der ruhige Begriff, was sie dort leisten und tun und das (anderes Bekannte mit eingerechnet) wahrhaftig nicht schlecht ist. Weil aber jedes mitreden, mitschreiben und klatschen will, so vernichten sie sich einander, wenigstens in Worten, und niemand bedenkt, wie schwer es sei, etwas Kunstreiches unter den tausend und abertausend Bedingungen einigermaßen darzustellen.

Unser Theater hat nun seine Systole. Ich behandle es bloß als Geschäft, glückt es aber, so wollen wir im nächsten Winter schon uns wieder diastolisierend erweisen, und da werden sie hinterdrein sagen, das sei eben recht und natürlich, da sie jetzt verzweifeln.

Und so sag' ich Dir dies, dem, der die Singakademie hat entstehen sehen, mitgegründet und erhalten hat!

Und nun noch zum Schluß eine ökonomisch-merkantilische Frage: wenn Herr Wild 5000 rh. wert ist, was ist denn Moltke wert?

Ich glaube, seine Schätzung würde höher steigen, wenn er Brizzi nicht gehört hätte.

Und so hab' ich denn auch noch den Wunsch, daß Du mögest aufmerksam sein auf ein junges Frauenzimmer in Berlin, Auguste Tilly genannt, sie wird diesen Winter auf einem kleinen Theater, „Urania", spielen. Wenn Du auch nicht selbst hingehen und sie beobachten könntest, so tut es wohl ein guter Freund. Zwar hab' ich jetzt eigentlich keinen Platz für sie, aber gerade ein Wesen, wie sie mir beschrieben wird, geht mir denn doch ab, und zuweilen kommen bei dem Theater so viele Veränderungen vor, wo es doch gut ist, wenn man etwas in Reserve hat.

Das „Rochusfest", abermals durchgearbeitet und nochmals abgeschrieben, hat an Bestimmtheit und Glanz gewonnen. Wenn man es nicht macht wie die Maler, die, je mehr sie ausführen, destomehr sie auch wieder lasieren, um die Gegenstände auseinander und wieder zusammenzubringen, so kann aus solchen Dingen nichts werden.

Der erste Aufsatz des 2. Hefts wird gewaltigen Lärm erregen, wie Du aus der Überschrift erwarten kannst; sie heißt: „Neudeutsche fromm-patriotische Kunst".

Der Deine

Weimar, den 7. November 1816. G.

Eben als gesiegelt werden soll, kommt Dein Schreiben, welches die Ankunft der „Italienischen Reise" meldet. Es stickt gar mancherlei drinne, und ich freue mich, wenn es zur Anregung und zur Erkenntnis dient. Daß sie von Dir öfters gelesen werde, wünsche und hoff' ich. Herrn Staatsrat Schultz empfiehl mich bestens und danke schönstens; die Bücher wünsche unfrankiert zu mir gesendet. Überhaupt mache man sich kein Gewissen, mir etwas auf diese Weise zu schicken, da ich Portofreiheit habe, welche mir lieber ist als Preßfreiheit, deren ich mich doch auch gelegentlich bediene.

Vom übrigen nächstens. Es wird überhaupt in gar manchem Gutes und Vortreffliches geschehen können, wenn sich ausgebildete Männer vereinigen, konstitutiv zu verfahren. Wir Deutsche stehen

sehr hoch und haben gar nicht Ursache, uns vom Wind hin- und hertreiben zu lassen.

Alle gute Geister loben Gott den Herrn!

Weimar, den 7. November 1816. Goethe.

270. An Goethe

Es ist ein gutes, krankes, albernes Geschlecht, dem die Ärzte sagen, daß es gesund sei, weil es ihre Arzenei gebraucht. So haben sie sich einreden lassen, man müsse unparteiisch sein, was sich begreifen läßt, und nun halten sie sich zur Partei der Unparteiischen.

Einer unserer Freunde schreibt, sagt, meint: „Der liebe Goethe hat sich's mit der »Italienischen Reise« aber doch ein wenig sehr bequem gemacht; man erwartet doch etwas mehr als die nackten, damals an Freunde geschriebenen Briefe, mit denen der Leser gleich einem Heupferdchen in Zeit von 8 bis 12 Stunden von der Tepel bis zum Tibris springt".

„Ja", sagt ein anderer, „das ist so seine Art, Brocken und Körner auszustreuen, als wenn die Menschen Hühner wären und Tauben und kein anderes Geschäft kennten, als dieses Gesäme aufzupicken und sich endlich den Hals umdrehen zu lassen."

Nun kommt ein Dritter, sagend: „Euch geschieht ganz recht, indem ihr euch von eurem Vorurteile nicht losmachen könnt. Wer heißt euch denn erwarten, was nicht geleistet wird? Immer findet ihr euch betrogen, und immer hofft ihr."

Ein Vierter sagt: „Ich sage nichts mehr! denn Kotzebue und Merkel haben's schon vor 13 Jahren gesagt, daß sein Genie all' ist."

„Nein!" ruft ein Fünfter, „das sind meine Leute nicht! Aber Tieck, der darf reden, und Tieck hat gesagt: Der »Wilhelm Meister« ist sein letztes Buch."

„Ja!" sagt ein Sechster, „das sagt Schlegel auch, und so sag' ich auch, und Friedrich sagt: Er hat kein Christentum; er ist ein Heide."

„Was Heide!" (ein 7.) „Er mag mir ein rechter Heide sein! Alles ist ihm recht, und alles ist ihm nicht recht. Er haßt das Kreuz, und

das Kreuzigen kann er gar nicht leiden. Sterne läßt er sich noch gefallen, und –"

„Halt!" schreit No. 8. „Ihr kommt ja aus der Materie! Laßt euch sagen, denn ich hab's: die ganze »Italienische Reise« ist nichts als ein neuer Abdruck der Werther'schen Briefe mit einem neuen Titel. Seht nur das Buch recht an! Den Werther und die Lotte und den Albert hat er klüglich ausgelassen, damit ihr es nicht merken sollt – und ihr merkt's auch nicht, weil ihr nichts merkt, aber Merkel, der wird's schon merken, und hat's der erst auf der Walze, so spielt er's auch ab."

„Und was er undankbar ist und inhuman: dem edlen Konsul Smith ist er sein Exemplar des Palladio schuldig, dafür läßt er alle Engländer zu den Juden in den Dünen beisetzen! – Wer will das wissen? wenn's auch wahr wäre?"

Etwas nun, mein Guter, ist [an] alledem dran; denn ich springe diese Briefchen nun zum dritten Male durch und lecke und koste hier und dort, und indem sich meine Sehnsucht nach diesem Lande längst verkühlt hatte, preßt mir die Erinnerung einer versäumten Jugend bittre Tränen aus. Habe ich doch nie den Trieb gehabt, in Italien zu lernen. Ich weiß recht gut, daß aus mir nichts Besseres geworden wäre, als ich bin und sein kann; ich wollte mich nur wärmen, nur einmal mein Wesen durch und durch erglühen lassen. Hier, wo Nebel und Wolken die Knospe der Sonnenstrahlen vorweg benaschen, erfährt man gar nicht, was man machen kann. Frisch sagte einmal: Winckelmann habe sein Deutsch in Italien gelernt, man könne sich die Augen daran wärmen, und Deine „Iphigenie" ist in Italien ein deutsches Werk geworden.

So sei denn Du mein Italien, meine Sonne, mein Alles und verlaß mich nicht, wie ich Dich nimmermehr verlasse!

Dein

Berlin, den 8. November 1816. Zelter.

Mit der Beschreibung, wie die venetianischen Schiffer Stanzen singen, bin ich zufrieden, doch möchte ich die Melodie in Noten kennen, und in Rousseaus „Dictionnaire de Musique" suche ich sie vergeblich.

271. An Goethe Berlin, 10. November 1816.

Überlege ich die Sache weiter und genauer, so muß ich mir sagen: Wer sich nicht ins Wasser wagt, wird nicht schwimmen lernen, und wer nicht richten will, wird nicht urteilen lernen. Wie sollte man also zum Rechten kommen als durch Fehlen und Fallen?

Sehe ich die lustigen Briefchen wieder an, so springt mir bald dies, bald jenes munter in die Augen; als Resultat einer langen Vorbereitung und in einem nie gesehnen Lande finde ich mein eigenes: denn Boden ist Boden; Wasser, Bäume, Luft und Sonne sind überall nur, was sie sind, dem, der irgendwo zu sein weiß.

Geht nun so vieles an mir unbemerkt vorüber, da ich so gern beim Lesen einschlummre, wie sollen's denn andere merken, die noch leichtsinniger sind? –

Nun sind endlich auch der 5. 6. 7. und 8. Band vom Buchbinder angekommen. Das Gedicht an die französische Kaiserin ist ein rechtes Meisterstück von Herz und deutscher Kraft. Luther würde es loben, und daß es hier wieder steht, wie es steht, würde Er zuerst erkennen, weil man nur seine Meister leicht verkennt. Quod scripsi, scripsi! Also: bravo! in Luthers Namen.

Ich habe dies Gedicht oft genug schelten hören, ohne es zu kennen, und freue mich eben, daß ich's zum ersten Male finde. Das ominose geheimnisvolle: „Band" in der 4. Stanze ist Dir nicht umsonst entlaufen; ich kann nicht anders singen als: „Land", und die Stanzen passen auf unsere Melodie, als wenn sie darauf geschnitten wären.

Gestern habe ich in Geheimen Rat Wolfs Kollegium hospitiert und habe zum ersten Male klug über die erste Horazische Ode des ersten Buches reden hören. Es ist ein ander Ding zu vernehmen, wie ein tüchtiger Verstand untertaucht und aus dem Innern Sinn und Licht heraufzieht, als wenn die abgehungerten Kommentatoren für ein tüchtiges lateinisches Wort ein deutsches mit der Laterne suchen.

Das Bundes- oder Logenlied für den Kammerrat ist wohl fertig, schon längst; aber es ist noch in der Gore. Bis ich mir ein solches

Stück gehörig aufgemessen habe, dazu brauche ich meine Zeit, und was vielen gefallen will, soll mir auch gefallen. Nehmt daher nicht übel, wenn ich ein solches Stück in einer Viertelstunde auf Noten bringe, die ich nach einem Vierteljahre wieder ausstreiche. Ich bin froh, daß ich kein Maler bin; denn ich würde mich tot ärgern, wenn ich rot gemacht hätte, was grün sein will. Für den Komponisten ist es kein kleiner Unterschied, sich eines Dichters vom Metier zu bemächtigen, als einen Versler unter den Fingern zu haben, dem man Gedanken unterlegen soll, und Naumann hatte ganz recht, die schlechten Opern vorzuziehn, bei denen man froh ist, wenn Schneider und Fiedler irgend eine Gestalt ans Licht bringen.

272. An Zelter

Beiliegenden Entwurf sende im Konzept. Er ist zwar sehr eilig, ja übereilt, allein zu Anbiß und Anregung genug. Setze Deine Gedanken und Forderungen gleich daneben und sende die Blätter zurück, so wird sich alles geschwind gestalten.

Die Leser und Meiner, die mir Dein letzter Brief vorführt, mögen zu den Gesellen in „Auerbachs Hof" gehören, von denen Mephistopheles schon vor 50 Jahren gesagt hat: „Alles spüren die Kerle, nur nicht den Teufel, und wenn er ihnen noch so nah ist."

Auch hier merken sie nicht, daß sie mit dem Regenwurm, der so glatt hinunterzugehen scheint, einen Angel verschlucken, der ihnen zu schaffen machen wird. Das Büchlein wird sie noch manche Zeit im Bauche grimmen.

Die Schiffermelodie stand in einem Bande Rousseau'scher Liederkompositionen, die etwa vor 30 Jahren herauskam[en]; sie ist mir wie tausend andere Dinge abhanden gekommen, sonst würd' ich sie senden.

Und somit allen Musen empfohlen.

Weimar, den 14. November 1816. G.

[Beilage]

Um die freundliche und aufregende Unterhaltung nicht stocken zu lassen, sag' ich ein Wort zu jenem Vorsatz, dem Reformations-

jubiläum eine Kantate zu widmen; im Sinne des Händel'schen „Messias", in welchen Du so wohl eingedrungen bist, würde sich es wohl am besten schicken.

Da der Hauptbegriff des Luthertums sehr würdig begründet ist, so gibt er schönen Anlaß sowohl zu dichterischer als musikalischer Behandlung. Dieser Grund nun beruht auf dem entschiedenen Gegensatz von Gesetz und Evangelium, sodann der Vermittlung solcher Extreme. Setzt man nun, um auf einen höheren Standpunkt zu gelangen, anstatt jener zwei Worte: Notwendigkeit und Freiheit, mit ihren Synonymen, mit ihrer Entfernung und Annäherung, so siehst Du deutlich, daß in diesem Kreise alles enthalten ist, was den Menschen interessieren kann.

Und so erblickt denn Luther in dem Alten und Neuen Testament das Symbol des großen, sich immer wiederholenden Weltwesens. Dort das Gesetz, das nach Liebe strebt, hier die Liebe, die gegen das Gesetz zurückstrebt und es erfüllt, nicht aber aus eigner Macht und Gewalt, sondern durch den Glauben, und nun hier durch den ausschließlichen Glauben an den allverkündigten und alles bewirkenden Messias. Aus diesem wenigen überzeugt man sich, wie das Luthertum mit dem Papsttum nie vereinigt werden kann, der reinen Vernunft aber nicht widerstrebt, sobald sie sich entschließt, die Bibel als Weltspiegel zu betrachten, welches ihr eigentlich nicht schwer fallen sollte.

Diese Konzeptionen in einem singbaren Gedichte auszusprechen, würde ich mit dem Donner auf Sinai, mit dem: Du sollst! beginnen, mit Christi Auferstehung aber und dem: Du wirst! schließen.

Zu mehrerer Erläuterung meines Plans setze die Folgenreihe des Ganzen hieher.

Erster Teil.

1) Die Gesetzgebung auf Sinai.
2) Das kriegerische Hirtenleben, wie uns das „Buch der Richter", „Ruth" und so weiter darstellt.
3) Die Einweihung des Tempel[s] Salomonis.

4) Das Zersplittern des Gottesdienstes, der sich auf Berge und Höhlen wirft.
5) Die Zerstörung Jerusalem[s] und in Gefolg derselben die Gefangenschaft zu Babel.
6) Propheten und Sibyllen, den Messias ankündigend.

Zweiter Teil.

1) Johannes in der Wüsten, die Verkündigung aufnehmend.
2) Die Anerkennung durch die drei Könige.
3) Christus erscheint als Lehrer und zieht die Menge an sich. Einzug in Jerusalem.
4) Bei drohender Gefahr verliert sich die Menge; die Freunde schlafen ein; Leiden am Ölberg.
5) Auferstehung.

Hält man die beiden Teile gegeneinander, so erscheint der erste absichtlich länger und hat eine entschiedene Mitte, woran es jedoch dem zweiten auch nicht fehlt.

Im ersten Teile parallelisieren sich: Sinai und die Zerstörung, die Zeit der Richter und der Baalsdienst; No. 2 idyllisch-kriegerisch, No. 4 idyllisch-enthusiastisch; die Einweihung des Tempels als höchster Gipfel, und so weiter.

Im zweiten Teile würde sich das Morgendliche, der Sonnenaufgang in No. 1 und 5 steigernd ausdrücken. No. 2 und 4 sind ein Gegensatz. No. 3, Einzug in Jerusalem, möchte die freie fromme Volksfreude, wie die Einweihung des Tempels die fürstlich-priesterliche Begrenzung des Gottesdienstes ausdrücken.

Tausend andere Verhältnisse werden Dir beim ersten Anblicke einfallen. Diese Dinge dürfen nicht historisch, sondern lyrisch verknüpft werden; jedermann kennt das Ganze und wird sich auf Flügeln der Dichtkunst gern aus einer Region in die andere versetzen lassen.

Der Text bestünde aus biblischen Sprüchen, bekannten evangelischen Liedern, dazwischen Neugedichtetes, und was sich sonst noch finden würde. Eigene Worte Luthers möchten kaum anzuwenden sein, da der treffliche Mann durchaus dogmatisch-praktisch ist; so auch sein Enthusiasmus. Doch ist es Deine Sache, Dich in den Schriften selbst umzusehen. Vor allen Dingen lies die ganz unschätzbare Vorrede zu dem „Psalter". Ferner die Vorreden und Einleitungen in die übrigen biblischen Bücher. Wahrscheinlich triffst Du hier auf anwendbare Stellen, zugleich durchdringst Du Dich vom Sinn der ganzen Lehre, deren Geschenk wir feiern wollen.

Vielleicht ist's hier am Platze, zu dem Obgesagten, den Katholizismus betreffend, ein Wort anzufügen. Bald nach ihrer Entstehung und Verbreitung litt die christliche Religion durch sinnige und unsinnige Ketzereien, sie verlor ihr ursprüngliches Reine. Als sie aber gar rohe Völker und verderbte Gesittete bändigen und beherrschen sollte, waren derbe Mittel nötig; nicht Lehre, sondern Dienst bedurfte man. Der einzige Mittler zwischen dem höchsten Gott des Himmels war nicht genug, und so weiter, was wir alle wissen; und so entstand eine Art von heidnischem Judentum, das noch bis auf den heutigen Tag lebt und webt. Das mußte alles in den Gemütern umgeworfen werden, deshalb bezieht sich das Luthertum einzig auf die Bibel. Luthers Verfahren ist kein Geheimnis, und jetzt, da wir ihn feiern sollen, tun wir es nur alsdann im rechten Sinne, wenn wir sein Verdienst anerkennen, darstellen, was er seiner Zeit und den Nachkommen geleistet hat. Dieses Fest wäre so zu begehen, daß es jeder wohldenkende Katholik mitfeierte. Doch davon ein andermal.

Baue Dir, wenn mein Plan gefällt, selbst etwas auf, teil' es mit, und ich will eingreifen. Soviel, wo nicht zuviel für diesmal.

In eben dem Sinne ist auch das Monument schon erfunden, die Weimar'schen Kunstfreunde arbeiten vor. Wir machen kein Geheimnis draus und wollen wenigstens einen Stein ins Brett setzen.

273. An Goethe Berlin, 13. November 1816.

Niemeyer in Halle, mit dem ich jetzt wegen des halliſchen Singchors in Verbindung bin, fragt mich: ob ich ſein Paket nebſt dem Briefe an Dich abgegeben. Du findeſt wohl ein Viertelſtündchen, um ihm ein gutes Wort zu ſagen. Er hat mich ſehr freundlich, wahrſcheinlich um Deinetwillen, aufgenommen, da ich mich bis dahin ſcheinbar unerkenntlich gegen ihn bezeigt und auf zwei Briefen nicht geantwortet habe.

Dein erbaulicher Brief vom 7. kommt zur rechten Stunde: der Teufel freut ſich, wenn die Engel ſchlechte Sachen machen – nicht ich. Lächeln ſoll man zu ſoviel dummen Zeuge, damit ſie ſagen könnten, man verſteht's nicht, und – auch daran wäre nichts gelegen, aber die Geduld ſelber iſt nicht mehr – als ſie iſt.

Dein Teſtament Johannis beruhigt wieder das zornige Herz. O ja, man hat ſich zu fragen: was all für Teufel einem ſelber in den Gliedern ſtecken, indem man das Volk ſchilt, und – kein Aber, denn es iſt wahr, und doch ein Aber, auch wenn und weil es wahr iſt.

Wenn der Gott mich ſchilt, ſoll man nicht widerſchelten? Du ſitzeſt in Deiner Bude, hinter dem Verdeck, und wenn ein Stuhl nicht recht ſteht, willſt Du des Teufels werden: kannſt Du dafür?

Gelten laſſen! Ja in Gottes Namen! Aber ſie wollen mehr gelten! Auch das! Ich habe dem Meiſter gedient wie ein Junge und gehorcht, wenn er pfiff. Das verlange ich von keinem, denn dazu gehört Gehorſam und Liebe, und wenn es nicht Gehorſam und Liebe iſt, was mich treibt, zu tun, was kein anderer mag: was iſt es denn?

Du räſonnierſt ſo meiſterlich, daß man aufmerkſam werden muß, ohne widerſprechen zu wollen.

O ja: „was in der Luft iſt und die Zeit fodert, das kann in hundert Köpfen auf einmal entſpringen.“ Was fodert denn die Zeit? Wer will denn davon hören? Wo ſind denn die hundert Köpfe? Weiſe mir ſie doch, ich möchte ſie auch gern einmal ſehen.

Guter Mann, Du biſt beſcheidner, als Gott will, und ich beneide

Dich darum, daß Du auch damit uns über den Haufen rennst, indem Du uns etwas willst sein lassen.

Ja, ja! Es kann, es könnte! Wenn zwei wüßten, was sie wollen. Was noch mehr ist: sie wollen; aber da ist wieder das Kann.

Also ja, Er kann! und da wollen wir wieder Halt machen und sie lieben und – wenn's nur möglich wäre, dabei klug zu werden: ich sehe die Möglichkeit nicht ein.

Schlaf wohl! Freitag, den 15.

Du bist wohl so gut, die Einlage nach Jena zu befördern.

274. An Goethe Berlin, 23. November 1816.

Dein lieber Brief vom 14. macht mir große, große Freude. Der Entwurf hat mich ganz in Besitz genommen, gleich beim ersten Lesen. Nun habe ich ihn schon viele Male wieder nachgelesen, und meiner Phantasie stellt sich schon der brennende Busch dar, den ich nach meiner Weise zu illuminieren gedächte.

Das „Buch der Richter" und das „Buch Ruth" ist wieder durchlesen, auf Verbindung und Absonderung gedacht, doch Bauen ohne Steine habe ich nicht gelernt; Du, mein Liebster, mußt mir nun die Materialien in natura anweisen, damit nicht etwas anderes entstehe, als wir wollen: kurz, ich muß in Bewegung kommen.

Sei nun so gut und tue desgleichen und sende mir sogleich einen Anfang, damit ich an die Arbeit komme, zu der ich Lust habe. Vielleicht wäre es möglich, etwas zustande zu bringen, was nachher auch in eure dortige Kunstzwecke paßte.

Die Vorrede zum „Psalter" kenne ich noch gar nicht, werde sie aber sogleich herbeischaffen. Unter Lutherischen dictis verstehe ich, so wie Du, biblische Sprüche. Könnte man eins oder mehrere seiner Kirchenlieder gebrauchen, auch gut. Du hast vollkommne Freiheit, und ich werde mich nach Dir richten, so gut ich kann.

Von dem Entwurfe schreibe ich die Teile auf die folgende Seite, da ich das Ganze zum Unterrichte behalten muß. Brauchst Du es jedoch ganz, so will ich's in Abschrift nachsenden.

Ein junger schöner, bildschöner Mann, der vor 8 Jahren die Maurerprofession lernen wollte, mir aber aus der Lehre lief und jetzt Porte-épée-Fähnrich ist, geht eben von mir und hat mir wo nicht angenehme, doch tröstliche Nachricht aus Saint Michel an der Aisne vom Tode meines Adolf gebracht. Die Offiziere und Kameraden haben ihm einen Denkstein auf sein Grab gesetzt mit seinem Namen und Alter. Er ist in den blutigsten Affären voran gewesen und hat sich bei Versailles nicht mitfangen lassen. Ein Lancier hat ihm das Pferd erstochen, mit diesem hat er sich so lange geschlagen, bis ihn ein Kosak befreiet hat.

Was ist der Mensch und wie lernt er sich behelfen! Muß mir nicht das Traurigste noch ein Trost werden! Adolf liegt auf dem Kirchhofe neben einem Guillotinierten, der seine Schwester umgebracht hat.

24. November. Abends. Eben habe ich die Mademoiselle Tilly spielen sehn: die „Verwandtschaften" von Kotzebue. Der erste Akt ist sehr artig, die 4 andern sehr gemein. Das Mädchen aber wird Dir gefallen. Mir gefällt sie mehr als die Düring. Nicht groß, doch nicht klein; schon geübt, nicht ohne Stimme. Das Köpfchen eiartig, nach unten vielleicht ein wenig spitz. Sehr schöne Augen und überhaupt ein gutes Gesicht. Dabei gewandt und ohne Ungeschicklichkeit. Doch scheint mir's, sie müßte bald in eine Schule kommen, wenn sie nicht überjahren soll. Sie spielt mit Empfindung und Bewußtsein.

Graf Brühl ließ am Freitage mich fragen: ob es wahr sei, daß der Großherzog von Weimar gefährlich krank sei.

1. Teil.

1) Gesetzgebung auf Sinai.
2) Kriegerisches Hirtenleben.
3) Einweihung des Tempels Salomonis.
4) Zersplittern des Gottesdienstes.
5) Zerstörung Jerusalem[s]; Gefangenschaft zu Babel.
6) Propheten und Sibyllen kündigen den Messias an.

2. Teil.

1) Johannes in der Wüste, die Verkündigung aufnehmend.
2) Anerkennung durch die 3 Könige.
3) Christus erscheint, als Lehrer die Menge an sich ziehend. Einzug in Jerusalem.
4) Bei drohender Gefahr verliert sich die Menge; Freunde schlafen; Leiden am Ölberge.
5) Auferstehung.

275. An Goethe Berlin, den 2. Dezember 1816.

Leider wirst Du, mein Geliebter, diesmal keine Teltower Rübchen erhalten, was mich um so mehr verdrießt, da ich jetzt gewiß weiß, daß sie zur rechten Zeit verdungen sind. Sie sollen jedoch dieses Jahr so wenig geraten sein, daß man Bedenken trägt, sie zu versenden.

Das Liedchen erfolgt endlich, und ich sende das Gedicht auch wieder mit zurück, weil ich es mit Andeutungen über den Vortrag der Melodie in den verschiedenen Strophen versehn habe. Es ist dreistimmig, für zwei Tenore und Baß; die Mittelstimme kann auch von einem Bassisten gesungen werden, im Fall nicht 2 Tenore da sind. Die ganze Gesellschaft kann die beiden letzten Zeilen jeder Strophe wiederholen, damit die drei Vorsänger verschnaufen. Freilich hätte ich wissen sollen, was für Sänger ihr habt. Diesmal wird's wohl gehn, doch künftig bitte ich, mich wissen zu lassen, wieviel von jeder Stimme Sänger vorhanden sind.

Staatsrat Schultz ist wieder krank am Bluthusten. Es ist ein unersetzlicher Schaden, wenn uns der junge treffliche Mann abgehn sollte, den der Staat ebensowenig entbehren kann wie seine starke Familie.

Der Ton des Liedes ist nicht leicht getroffen, und die Sänger werden dabei das Beste tun müssen, um einer gänglichen Melodie die Gegensätze des Offenbaren und still Vertrauten anzueignen.

Indem ich diese Betrachtung erst jetzt mache, da das Lied nun fix und fertig vor mir steht, wollte ich sie Dir eben deswegen mit-

teilen: man weiß nicht, was man macht, und wäre verloren, wenn's der Gott nicht wüßte.

Auf der Kehrseite habe ich einen Kanon geschrieben, der für jenen Kreis wohl auch zu gebrauchen wäre. Der erste Zweck, warum ich ihn schon vor manchen Jahren machte, war: ein ganzes Gedicht von vielen Strophen auf diese Art durchzuführen. Der Text soll die letzte Strophe eines Studentenliedes sein, das sich anfängt:

„Mein Vater war ein reicher Mann,
Doch fehlt' es ihm an Geld,
Und wenn er nicht gestorben wär',
Wär' er noch in der Welt."

So geht nun das Lied durch viele Strophen bis auf die letzte, welche unter den Noten steht. Es ist das erste gescheite Studentenlied, was ich gesehn habe, und habe lange danach getrachtet, das Ganze zu erlangen, bis ich endlich zu dem Dinge gekommen bin, welches beiliegt. Du hast Dich ja wohl eher willig gefunden, ein altes Lied, das einen Gedanken hat, aufzustutzen, und es findet sich wohl einmal eine heitere Stunde, in diese Form etwas abzusetzen, das sich genießen läßt, denn jenes Zeug läßt sich doch nicht recht brauchen.

Es ist Dienstag. Gott befohlen!

Dein Z.

276. An Zelter Weimar, den 10. Dezember 1816.

Das Liedchen ist angekommen; wir danken zum schönsten für das trefflich geratene. Wenn die Melodie nach dem Inhalt, wie Du angezeigt, variiert wird, so muß es den schönsten Eindruck machen. Hier sende dagegen das Schema zur großen Kantate weiter entwickelt, laß es auch in Dir ferner aufblühen. Eine Abschrift hab' ich zurückbehalten.

Beiliegt auch ein freundlicher Brief an Gubitz mit einer vorläufigen Gabe zu seinen Zwecken. Ich wünsche, daß Du ihm das Günstige selbst überreichest, und füge nichts hinzu als ein herzliches Lebewohl! G.

Da die Rübchen, wie so vieles andere, dieses Jahr mißraten, so habe die Gefälligkeit, mir einigen Zander zu schicken. Auch tu mir die Liebe, mir vor Neujahr von denen artigen Neujahrswünschen [zu senden], die sie beweglich, durchscheinen[d] und auf sonstige Weise in Berlin gar artig fabrizieren. Wir halten jetzt einen Geschäftsträger in Berlin, welchem ich den Auftrag erteilen werde, Deine Auslagen zu ersetzen; auch hast Du noch Deine Wiesbader Auslage zum Teil noch bei mir gut. Das 2. Rhein- und Mainheft ist im Druck, unser „Rochusfest" noch reiner durchgearbeitet.

Herr Gubitz nannte Deinen Namen in seinem Briefe, und in nomine tuo ward er auch erhört. Ebenso denk' ich an Dich, wenn mancherlei Haus- und Landkreuz mich drückt und bedrängt. Im ganzen geht es jedoch gut und günstig. August hält sich sehr brav. Sage mir doch auch ein Wort von Deiner neuen Hauseinrichtung.

Ich erinnere mich kaum, ob ich Dir wegen der Tilly gedankt und eine Frage getan habe. „Sie ist nicht ohne Stimme", schreibst Du; heißt das, daß sie etwas singen kann, daß sie allenfalls zur Choristin nötig wäre?

Wir haben freilich jetzo ein allerliebstes Mädchen von Königsberg erhalten, der man nicht sogleich eine Rivalin gegenüberstellen darf.

Lebe recht wohl, gedenke meiner im Guten! G.

[Beilage]

Erster Teil.

Symphonie.
Zum Schluß Donner auf Sinai.
Zudringendes Halbchor (Volk).
Es will in der Nähe sehen, was da vorgeht.
Abhaltendes Halbchor (Leviten).
Das Volk wird von Sinai zurückgedrängt und betet an.
Sprecher (Aaron).
Leitet das Ereignis ein, erwähnt des Abfalls zum goldnen Kalbe.
Das Volk demütigt sich und empfängt das Gesetz.
Sprecher (Josua).

Zug durch die Wüste.
Eroberung des Landes.
Kriegerische Hirtenchöre, im Sinne derer meiner „Pandora".
Sprecher (Samuel).
Den schwankenden Zustand zwischen Priestertum und Königtum aussprechend.
Beharren des Königs und des Volkes bei dem Begriff des einzigen Nationalgottes.
Salomons Regierungsantritt.
Frauenchöre.
Sulamith, die Geliebteste, in der Ferne.
Priesterchöre.
Einweihung des Tempels.
Chöre aller Art.
Sprecher (Elias).
Die Abweichung gegen Baal vorbereitend.
Dienst auf Höhen und in Freiem.
Chöre des Volks, das zur Heiterkeit früheren freiern Himmelslebens zurückkehrt.
Muntere Festlichkeit, minder religiös.
Chöre der Priester Baals, pfaffenartig mit Härte und Rohheit imponierend.
Sprecher (Jonas).
Drohungen. Große Feindesmassen in der Ferne weissagend.
Herandringen des Feindes.
Beängstigung.
Untergang des Reichs, gewaltsam.
Gefangenschaft, lieblich-lamentabel.
Sprecher (Jesaias).
Rettung und künftiges Glück verkündend.
Chöre, es dankbar aufnehmend, aber im irdischen Sinne.
Propheten- und Sibyllenchöre, auf das Geistige und Ewige hindeutend.
Schließt glorios.

Zweiter Teil.

Symphonie.

Sonnenaufgang.

Das Lieblichste der Morgenluft.

Ländlich, nicht hirtlich.

Weite Einsamkeit.

Sprecher (Johannes).

Die Verheißung aufnehmend.

Den Geburtsstern erblickend als Morgenstern.

Die Annäherung der Könige vorbereitend.

Zug der drei Könige.

Es ist kein Widerspruch, wenn hier Janitscharenmusik gebraucht wird, denn diese ist uns ja über den Oxus hergekommen. Besonders würde sie erfreulich sein bei Ankunft des dritten Königs, der immer als etwas wild vorgestellt wird. (Diese Szene müßte der Abwechslung wegen entschieden dramatisch sein.)

Abzug der Könige in die Ferne.

Sprecher (Christus).

Tritt auf lehrend.

Chor aufmerksam, aber schwankend.

Gesteigerte Lehre.

Andrang und Beifall des Volks, immer im irdischen Sinne.

Christus steigert seine Lehre ins Geistige.

Das Volk mißversteht ihn immer mehr.

Einzug in Jerusalem.

Sprecher (drei Apostel).

Furcht vor Gefahr.

Christus tröstend, stärkend, ermahnend.

Einsames Seelenleiden.

Höchste Qual.

Sprecher (Evangelist).

Kurze Erwähnung des physischen Leidens.

Tod. Auferstehung.

Chor der Engel.

Chor der erschreckten Wächter.
Chor der Frauen.
Chor der Jünger.

Das Irdische fällt alles ab, das Geistige steigert sich bis zur Himmelfahrt und zur Unsterblichkeit.

Der Komponist wird die Beziehungen aller Teile untereinander aufs genauste erwägen und sich von dem Donner auf Sinai immer Steigerungen vorbehalten, welche durch Abwechselung zu erreichen sind.

Ich habe nach Anleitung des Händelischen „Alexanderfestes" statt des dortigen Einen Timotheus mehrere Sprecher aufgeführt, welche teils bloß rezitierend, teils in Gesang übergehend, teils mit dem Chor wetteifernd gedacht werden können, wie man sich's im Gange der Beschäftigung überlegen wird.

Die Sprechenden sind meist Männer; es lassen sich aber auch, wenn es nötig wäre, Frauen substituieren. Vor allen Dingen wünscht' ich zu erfahren, wie etwa die Hauptstimmen zu verteilen sind und an welchen Stellen man eigentliche Arien einschaltete, zu welchen man biblische und andere fromme Sprüche alsdann umbildete, damit sie noch kenntlich wären und zugleich rhythmisch bequemer.

277. An Goethe Sonntag, 15. Dezember 1816.

Schönen Dank für die gestrige Sendung! Der Gubitz ist zwar nur mein Kollege, doch nicht von den Schlimmsten. Er hat sich ein Mädchen geheiratet, die so manches Jahr meine Singschülerin und eine recht artige Schauspielerin gewesen ist (die Tochter des braven Fleck), mit der er in einer recht glücklichen Ehe lebt und sich sehr einrichten muß, um seinen Eltern mit wohltätig zu werden. Da treibt er denn sein Wesen auf alle Art, aber mit Ehren, weswegen ich denn was auf ihn halte, da er sonst nicht gar viele Freunde hat.

Die Mademoiselle Tilly habe ich nicht *singen* hören, und wenn ich

gesagt habe: sie ist nicht ohne Stimme, so habe ich damit sagen wollen, daß ihre Sprache Klang hat, der es freilich noch an Rundigkeit fehlt, die eine strenge Schule nur geben kann.

Die Zander sollen erfolgen, so gut sie nur zu finden sind, doch verlangt meine Tochter dazu ein beständig-hartes Wetter, und das wird ja auch kommen. Die verlangten Neujahrswünsche sollen erfolgen. Du hast die Anzahl nicht bestimmt, und ich denke ein Dutzend zu senden, wenn so viele gute von verschiedener Bedeutung zu haben sein werden.

Mein Haus ist immer noch, wie es gewesen ist, wiewohl sich mein Mittagstisch auf fünf Personen beschränkt, unter welchen meines Stiefsohns hinterlassene Tochter und ein junger Theolog, der meines Adolfs Gesellschafter war, mitbegriffen sind. Da ich aber das Haus nun verkauft habe, so muß ich künftige Michaelis ausziehn, was mir sauer werden wird, da ich hier geboren bin.

Das Schema zur Kantate ist ganz nach meinem Sinne; Du brauchst Dich daher nicht zu genieren und kannst geben, was Dir fließt. Arien, Chöre, Rezitative und dergleichen formieren sich selber, ja sie müssen sich selber formieren, wenn das Ganze verständlich ohne gemein werden soll.

Die Ouvertüre war schon disponiert, doch kann ich sie nicht schließen, bis ich den Anfang des Stücks habe. Der Sinn und Geist besteht in den von Dir selbst angegebnen Gegensätzen: Du sollst! – Du wirst! Und dazu brauche ich die ordinären äußern Mittel, daß mir die Steigerung ins Weite übrigbleibt. Die Sache also liegt in den Gedanken, und wer diese nicht sogleich faßt, mag sich Zeit nehmen; anders weiß ich nicht zu verfahren.

Aus dem Donner auf Sinai könnte man Töne der Zehn Gebote vernehmen lassen, die sich nachher durch die Worte selber erklärten. Wären wir nur näher beisammen! man kann ja nicht alles schreiben. Was die meiste Arbeit kosten wird, ist das Konkrete, sowohl im Zusammenhange als in der Ausdehnung. Das Medium zwischen Zukurz und Zulang ist ein unendliches, und man wäre schon ein Gott, wer's einmal träfe.

Den Unterschied zwischen Chor und Halbchor würde ich in vier einzelnen Stimmen gegen den ganzen Chor setzen, wenn er als kontrastierend bestehn soll.

Außerdem ist eine weibliche Solopartie fast notwendig, um eine ordentliche Sängerin zu beschäftigen und allenfalls zwei. Sonst können alle Stimmen: Sopran, Alt, Tenor und Baß, als Solostimmen gebraucht werden, und der Chor besteht noch besonders.

Das Ganze dächte ich übrigens einfach genug einzurichten, so daß man die Musik überall, wo nur ein mäßiges Theater mit dem jetzt notwendigen Apparat vorhanden ist, bequem aufführen könnte. Auch Janitscharenmusik kann man, ohne die Instrumente selbst, recht gut andeuten; ja ich finde sogar eine weit größere Kunst darin, so etwas vermuten, erraten, finden zu lassen, als den Leuten die Paukenschläge auf den Rücken zu zählen, was eigentlich schändlich ist.

Von eigentlichen Arien, die hier nicht zu lang sein dürfen, wären eine für den Sopran, eine andere für den Tenor und eine dritte für den Baß hinreichend, da das eigentlich Lyrische von selbst arios wird, selbst in den Rezitativen. Tüchtige Bibelstellen für die Chöre müssen das Beste tun, um dem Ganzen einen respektabeln Leib zu lassen, worin eine Seele Platz findet.

Die Arien können endlich stehn, wie es sich fügen will, wenn sie nur nicht zu nahe aneinander kommen.

Hübsche Liedchen sind auch fertig worden. Darunter werden Dir gefallen: „Flieh, Täubchen, flieh“ und „Wie sitzt mir das Liebchen“. Die Wortstellung Deiner Verse ist manchmal so wunderlich, daß ich beim ersten Anblick denke: Das wird nimmer etwas! und wenn ich sie von allen Seiten bekucke, finde ich in mir selber, was ich nicht gesucht hätte. Über das: „Flieh, Täubchen“ muß ich mich selber wundern. Nur der eine Vers: „Und so soll mein deutsches Herz weich flöten“ – das ist ein harter Hund und will sich nicht fügen, ich habe mir selber schon die Zunge daran wund gerieben.

Übermorgen fahre ich nach Stettin. Auf diese kurze Reise werde ich der kurzen Tage wegen wohl eine Woche brauchen. Mendelssohn reist mit mir, oder vielmehr ich mit ihm, denn ich habe in Stettin

nichts zu suchen und benutze diese Gelegenheit, meine Tochter in Bruchhagen und meinen Sohn in Steckelin zu besuchen, die durch ihre Einrichtung einen Teil meines Vermögens in Händen haben. Übrigens stehn ihre Sachen gut, und wenn kein Krieg wird, werden sie sich bergen. Doch da ist ein Prophet hier angekommen, der uns binnen drei Monaten Krieg ankündigt. Ich habe diesen Mann, der viel Zulauf hat, noch nicht gesehen und kaue noch an dem, was die Welt schon vergessen zu haben scheint. Übrigens wollen wir auf der Hut sein: den Haken sehe ich; Gott gebe, daß wir erkennen, wer ihn auswirft!

Den 16. Zur Probe schicke ich drei Exemplarchen, welche unter mehrern hundert ausgesucht sind, die alle mehr oder weniger durch Angreifen und Probieren beschmutzt sind. Auch diese – reinsten sind nicht ganz rein. Gegen Neujahr sollen bessere erfolgen. Ich suchte solche, worauf keine Verse stehn: die sind gar nicht zu bekommen. Recht gute reinliche sind mir noch zugesagt. Z.

278. An Zelter Weimar, den 26. Dezember 1816.

Deinen werten, mit meinen Vorschlägen übereinstimmenden Brief habe erhalten, vorerst aber zu meinen übrigen Papieren gelegt; denn wie ich weiter eingreifen kann, seh' ich nicht klar. Wären wir beisammen, dann würde es sich geschwinder ergeben. Nun aber lastet die Witterung zugleich mit einer Menge Einzelheiten auf mir, daß ich, wenn ich mir auch ein glücklicheres Jahr denke als das vorige, nicht weiß, wie ich fertig werden will.

Doch kommt zu solchen Dingen manchmal ein ganz unvermuteter Anstoß, darauf wollen wir hoffen und vertrauen. Siehst Du Herrn Direktor Schadow, so sag' ihm, daß mir seine Sendung viel Freude gemacht hat. Herrn Gubitz schick' ich eine Kleinigkeit, aus der er aber etwas machen kann.

Möge es Dir wohl ergehn! mich quält ein Katarrh seit vier Wochen, so daß ich dazwischen, weil doch manches getan sein muß, nur eine fieberhafte Tätigkeit ausüben kann. Das 2. Rhein- und

Mainheft ist im Druck und schiebt mich mehr fort, als daß ich es schiebe.

Das beste Lebewohl! G.

279. An Goethe Berlin, den 28. Dezember 1816.

Wegen meiner Reise hatte ich die Kommission, recht gute Stückchen auszusuchen und in meinem Namen abzusenden, jemand übertragen, der es aber nicht getan hat, und nun bin ich besorgt, daß die Einlage nicht zu guter Zeit in Deine Hände komme.

Es ist nicht leicht, solche Dinge für andere auszusuchen. Kaum eins ist darunter, was mir gefällt, und sie sind unter vielen Hunderten ausgewählt, die mehr oder weniger begriffen und beschmutzt und vom schlechtesten Geschmacke sind mitsamt den Versen.

Lebe wohl! und laß bald von Dir hören. Endlich habe ich eine Zulage von 400 rh. jährlich erhalten, die ich schon vor 2 Jahren haben sollte. Sie haben mich dabei um 1200 rh. geprellt, was ihnen Gott vergelte. Noch einmal: lebe wohl ins neue Jahr hinein und gedenke

Deines

Z.

Die Stücke zusammen kosten inklusive den schon gesendeten 3 rh. 2 gr.

1817

280. An Zelter

Die Neujahrsbilder sind am Silvestertage glücklich angekommen und konnten daher am Abend sowie am andern Morgen dem geselligen Scherz hülfreiche Hand leisten. Sie sind artig genug; man muß denken, daß sie nicht für uns, sondern für das junge verliebte Volk erfunden und gestempelt sind.

Eben mit dem neuen Jahr erklärt sich die Heirat meines Sohnes mit der ältern Fräulein v. Pogwisch; es ist der Wille der beiden jungen Leute, gegen den ich nichts einzuwenden habe. Hof und Stadt billigt die Verbindung, welche recht hübsche gesellige Verhältnisse begründet.

Zugleich muß ich Dir die wichtige Neuigkeit melden, daß die beiden letzten Strophen jener widerspenstigen Ballade: „Die Kinder, sie hören es gerne“ glücklich angelangt sind. Das „Gebet des Paria“ dagegen hat noch nicht parieren wollen.

Herrn Direktor Schadow, der mir durch die Medaille sehr viel Vergnügen gemacht hat, hab' ich ein Lied zum Künstlerfeste geschickt; möge es dazu beitragen, den düstern Geist, der durch unsere Kunsthallen schleicht, endlich verbannen zu helfen. Er überbietet freilich schon sich selbst, und allernächst werden die Bekenner und Beförderer mit Schrecken spüren, daß sie sich auch merkantilisch verrechnet haben.

Lebe recht wohl! und versäume nicht, von Zeit zu Zeit Deine Schwanen- und Trappenfeder für mich in Bewegung zu setzen.

Weimar, den 1. Januar 1817. G.

281. An Goethe Berlin, den 8. Januar 1817.

Recht hübsch ist's von Dir, mir gleich die Nachricht zu geben, daß die kleinen Neujahrsbildchen noch zur rechten Zeit angekommen sind. Denn ich war in Sorgen und hatte wegen meiner Reise die Kommission einem aufgetragen, der sie vergessen hat.

Dein Brief vom 1. Januar enthält überhaupt schöne Neujahrsnachrichten. Die Heirat Deines tüchtigen August mit einem Mädchen, die von Stadt und Land geliebt und gelobt wird, kann und muß auch Dir wohl tun.

Nun kommt das junge Weiblein und streichelt dem alten Herrn den Bart und kraut ihm hinter den Ohren und schleicht zur rechten Zeit wieder von dannen und kostet das Süppchen und kuckt in die Winkel und tupft mit dem Finger das Stäubchen auf und sieht nach dem Wetter und geht in den Stall und läßt den Wagen vorfahren und vexiert das alte Kind an die Sonne und läßt ihn durchlüften und packt ihn wieder ins Chaischen und legt ihm den Mantel zurecht, und im Hause steht schon die Suppe und erwartet ein freundliches Auge, und Väterchen hinten und Väterchen vorne, und wo sich's verschieben, verdrücken oder reißen will, da tritt sie still ein und stellt wieder her die magnetische Kraft behaglichen Beisammenseins.

Grüß' mir nun den braven Sohn und sein Liebchen. Meines höchsten Anteils ist er gewiß. Was Er sich selber macht, wird *sein* sein, und daß es gedeihe, dazu mögen die Götter helfen und Dämonen nicht stören!

Auf das Balladchen: „Die Kinder, sie hören es gerne" freue ich mich schon längst, und daß das „Gebet des Paria" noch nicht parieren will, freut mich fast, weil ich dachte, nur mir könne so etwas vorkommen, in der Zerstreuung, worin ich mich umtreibe. Einen Gedanken haben und darzustellen ist so zweierlei, daß es mich oft zur Verzweifelung bringt an meinem bißchen Talent. Und — eines anderen Gedanken so in sich zur Reife zu bringen, um ihn getrost seinem Erfinder zurückzugeben, kann mich zu Wehen einer Gebärerin steigern.

Dein Gedicht, welches Du unserm Künstlerverein gesandt hast, hat große Freude gemacht. Was Architekten, Maler, Bildhauer und wir andere Musiker zu dem diesjährigen Feste geleistet haben, ist nicht ganz ohne gewesen, und wenn ich die Vorstellung des „Phidias" ausnehme, so ist keine Produktion ohne Geist gewesen.

Dieser „Phidias" war allerdings eine übergriffne Idee, fern und zugleich nahe genug, dem „Pygmalion" des Rousseau abgeborgt. Was soll ich sagen? Dieser Phidias ist ein Narr, der erst lernen soll, Klöße backen, und in niederträchtiger Bescheidenheit den übermütigen Gedanken hegt, den höchsten der Götter aufzufordern, ihm zu sitzen. Er ist aber auch bezahlt worden darnach. Jupiter erschien, aber wie? Ich glaube, er hat den Arsch gewiesen. Denn diese Fratzengestalt sah aus, als wenn sie ein Barbiergesell aus Rindfleisch zusammengenäht hätte. Dazu ließ sich ein Donner hören, der sich ausnahm, als ob der Gott sich an Teltower Rübchen ersättigt hätte.

Eine Suite von vier großen transparenten Gemälden aus Huttens Leben waren höchst geistreich angeordnet, besonders in einzelnen Teilen, und vorteilhaft beleuchtet. Das Verdienstliche an diesen Stücken besteht in der Geschwindigkeit, mit welcher sie hingeworfen und von großer Derbheit sind. Die beiden Stücke von Kolbe und Herbig haben mir unendlich gefallen, wegen ihrer Wahrheit und Sicherheit.

Zu einer Gruppe aus lebenden Figuren („Saul und David") habe ich ein Musikchen gemacht, das besser geklungen hätte, wenn der Raum nicht zu eng und niedrig war. Der Kürze wegen ist es nicht ohne Beifall gewesen; denn man kann den Leuten nicht gefälliger erscheinen, als wenn man sie nicht zum Denken und tief Empfinden kommen läßt.

Schadow hat das possierlichste Duodram in Knittelversen ganz exzellent aufführen lassen, worin das ganze moderne Kunstwesen, unsere Akademie und der Künstlerverein selber namentlich, aber höchst heiter, ja liebenswürdig, zu allgemeiner Belustigung zusammengenommen war. Keiner von Bedeutung war geschont, und

dieser Spaß endete mit Speis' und Trank, wie sich's gehört, bis nach Mitternacht.

Die Luther'schen Vorreden, besonders zum Alten und Neuen Testament, habe mit großer Erbauung wieder gelesen.

Schadow empfiehlt sich bestens. Er wird selber an Dich schreiben und, wenn ich recht verstanden, etwas senden.

Außerdem bin ich beauftragt, ganz besonders für das angenehme Gedicht zu danken. Es sind ein halb Dutzend recht brave Kerls darunter: ehrlich, fleißig und geduldig, und die Arbeit geht ihnen von Handen. Lebe wohl, mein Allerbester! Es ist Sonnabend, den 12. Januar 1817.

Ewig Dein

Z.

282. An Zelter Weimar, den 7. Februar 1817.

Schon lange hab' ich, mein teurer Freund, nichts von Dir vernommen, kann auch von mir nichts weiter sagen, als daß ich die Zeit in großer Unruhe gelebt. Eine bedeutende Veränderung bei unserem Theater hat uns ziemlich in Atem erhalten, und dies ist auch Ursache, warum ich gegenwärtig schreibe.

Ein junger Mann, namens Teichmann, der seit Ernennung des Grafen v. Brühl zum Generalintendanten in dessen Bureau als Journalist angestellt ist, hat sich bei mir zum Schauspieler erboten. Dieses geschah im November vorigen Jahres, wo ich es ablehnen mußte.

Gegenwärtig ersuch' ich Dich in Vertrauen, den jungen Mann zu sprechen und womöglich etwas von ihm rezitieren oder deklamieren zu lassen, sodann mir davon sowie von seiner Figur, Anstand und Betragen nach Deiner Weisheit auslangende Kenntnis zu geben, auch ihn zu veranlassen, daß er ein ausführliches curriculum vitae aufsetze, ingleichen ein Verzeichnis der Rollen, in welchen er zu reussieren denkt. Je geschwinder dieses zu mir gelangen kann, desto besser ist es. Nichts weiter also als die Versicherung meiner ewigen Anhänglichkeit. G.

283. An Goethe Dienstag abend, den 11. Februar 1817.

Wer nicht wüßte, wie er Dich lieben soll, mag die „Iphigenia" sehn. Sie ist soeben gespielt worden.

Alle Wahrheit und Güte der Natur hat sich über dies Stück ausgegossen. Es sind Menschen, an denen man die Menschheit, ja sich selbst verehrt, ohne sich geschmeichelt zu finden.

Es ist ein religiöses Stück; es hat mich in Tränen gebadet und erbauet, wie viele andere.

Das Haus war zum Erdrücken voll und der Beifall unsäglich. Wolffs wurden beide herausgerufen. Sie zuerst, dann auch Er.

Sie haben alle gewirkt, was möglich. Möchte nur keiner wollen, was er nicht kann und das Stück gar nicht verlangt und nicht leidet, denn es spielt sich alleine.

Auch die Intenda[u]tur ist zu loben, und was man auch dagegen sagen will, so sticht sie doch grell genug ab gegen die vorige, wo alles, Geld und Mühe, auf Possen verwendet wurde. Dekoration und Kleidung waren neu, kostbar und angemessen. Orest ins Braune und Rote, Pylades ins Hellblaue.

Daß ich seit 4—5 Wochen nicht geschrieben habe, weiß ich recht gut und habe genug daran gedacht. Allerlei kleine Sorgen verkümmern des Lebens Leben, man weiß nicht, wo die Zeit bleibt und was man tut, indem man wer weiß wie geschäftig ist.

Hast Du wohl schon etwas über unsern „Lutherus" ausgedacht? Damit ich einen Anfang hätte.

Fürst Hardenberg hat mir aufgetragen, ihm eine neue Orgel in Neu-Hardenberg (ehemals Quilitz), 9 Meilen von hier, erbauen zu lassen. Diese Orgel wird gegen das Reformationsjubiläum fertig sein, und dazu möchte ich gern etwas fertighaben. Ein altes Stück sollte man doch wohl dazu nicht nehmen, wiewohl das Neue bei uns nicht überschätzt wird.

Donnerstag, den 13. Februar. Gestern abend habe ich Deinen Brief vom 7. dieses erhalten.

Der junge Teichmann geht soeben von mir. Er ist mittler Größe, 24 Jahre alt, blond, offne, blaue, etwas matte Augen, und nicht schlimm gebaut. Sein Gang will mir nicht recht gefallen, und an seiner Sprache wirst Du auch zu bessern finden. Mund und Stirne sind nicht schlecht, aber die letzte besser als der erste. Breite Oberzähne sind gerade gewachsen, doch von schlechter Farbe.

Morgen wird er mir vorlesen oder =deklamieren, und dann soll ein Mehreres erfolgen.

Er ist, wie er sagt, des Grafen Geheimschreiber und rühmt seine Güte, weshalb er ihn nicht verlassen würde, wenn er sich nicht ein sort wünschte und unwiderstehliche Lust hätte, sich dieser Kunst hinzugeben. Als ich ihn fragte: warum er denn hier im Orte die Gelegenheit nicht nutzen wollen, sich zu üben, da er dem Theater am nächsten wäre, sagte er, daß er Ursachen habe, hier nicht zuerst aufzutreten.

Abends. Noch einmal auf Deine „Iphigenia" zu kommen: so habe ich Dir schon längst sagen wollen, wie ausnehmend wohl mir der Schluß gefällt, den Du in der „Italienischen Reise" angibst; ja er ist weit schlagender als jener im gedruckten Stücke; doch eben deswegen hätte auch das ganze Stück anders werden können. Wie es nun hier ist, scheint mir das Gedruckte das Ruhigste, Natürlichste: der Fluch ist gelöst und seine Wirkung versiegt, da die Schwester wiedergefunden ist, eben als noch das Entsetzlichste zur Fortsetzung desselben geschehen sollte. Die Entdeckung, daß unter der Schwester niemand anders gemeint sein könne als Iphigenia, ist höchst glücklich; doch will mich das Gefühl einer Entschuldigung nicht verlassen, daß nur der Handel geschlossen werde.

Zu meiner Beruhigung denke ich mir dabei, daß wohl Iphigenie eine ähnliche Weissagung der Diana gehabt habe wie Orest des Apollo: daß sie nämlich ihr ganzes Haus durch die Wiederfindung des Bruders entsündigen werde.

Weiß ich doch selber nicht recht, was ich daherschreibe, und ich müßte viele Zeit haben, gehörig zu entwickeln, was ich sagen will. Vielleicht weißt Du es und verzeihst mir, wenn ich irre.

Freitag. 14. Februar. Nun habe ich den jungen Mann auch lesen hören. Freilich lange nicht gut genug und wie in der Regel die Schauspieler selber, aber ohne Naturfehler. Stirn und Nase sind sehr gut, und sein Kopf hat eine gute Ovalform. Der Mund ist nicht schön, kann aber im Gespräch vorteilhafte Lagen annehmen. Von Musik weiß er nichts, und Singen geht ihm ab. Ein sehr blonder Bart ist eben im Entstehn und wird anfangs Farbe kosten. Sein natürlicher Gang scheint etwas eng. Am meisten gefällt er mir im Ganzen, von seiten seines Wesens und sanften Charakters. Vielleicht geht es Dir, wenn Du ihn siehst, ebenso, und da Du manchmal wohl einen Menschen brauchst zum Schreiben und Lesen, so geschieht vielleicht, was er sehr wünscht, sich an Dich zu attachieren.

Für diesmal nichts weiter als ein Lebewohl und schönen Gruß an das Brautpaar.

Dein

Z.

284. An Goethe Sonntag, den 16. Februar, abends, 1817.

Wir haben eben einen Tänzer aus der Pariser Oper, Monsieur Antoinin, bei uns, der heut zum ersten Male getanzt hat.

Was heut zum besten gegeben wurde, bestand in einem Divertimento, wo es auf Stellung, Haltung, Tragung, Wendung, Lauf und Sprung ankam: wenn Du willst, ein Solfeggio.

Gehörige Leibeslänge, ein glücklicher Unterbau, Anstand, Geschick, Biegsamkeit, Anmut und vollkommne Schule lassen sich schon begreifen und loben.

Gesicht, Bedeutung, Naivetät, kurz ein Etwas, das ich Muskelspiel nennen möchte, wurden nicht vermißt, da das Auge vergnüget wird, es weiß nicht wie und womit. Und treten jene Eigenschaften noch in Kontrast mit einer wenig vollkommnen Umgebung, so ist man überzufrieden.

Die beiden Vigano sind es eigentlich, die mir den Geschmack an allen folgenden Tänzern verdorben haben, denn so habe ich's nicht wiedergesehen und erkannt: es war beinahe nichts und doch alles.

Aber Madame Vigano tut keinen Schritt umsonst, noch weniger einen Sprung.

Den Schauspieler Wolff habe ich gestern gesprochen und ihn zufriedener mit uns gefunden als anfangs, was mir darum lieb ist, weil ich's ihm früher hier gesagt hatte und weil ich auch nicht wüßte, wie diese beiden Leute sollten ersetzt werden, wenn sie von uns gingen.

Wild hat heut zum letzten Male den Orest gesungen: eine Rolle, die ich am liebsten von einem natürlichen Baritono hören möchte, damit auch hierin die beiden Charaktere auseinander treten, deren natürliche Verschiedenheit allein ein schönes Ensemble geben kann.

Teichmann wird selber schreiben und seinen Lebenslauf mitsenden; ich habe es ihm eilig gemacht, und so wird er wohl nächstens seine Sache an Dich bringen. Dies glaube ich in meinem letzten Briefe nicht gemeldet zu haben, und darum schreibe ich sogleich wieder, weil ich sonst nichts zu schreiben weiß als

ewig Dein

Zelter.

285. An Zelter

Dank für Deine beiden gehaltvollen Briefe. Der Bewohner einer großen Stadt ist doch immer zu beneiden, weil ihm vor Aug' und Ohr kommt, wovon wir Kleinstädter nie einen Begriff erhalten. Deine Tänzer hast Du meisterhaft geschildert.

Durch die guten Worte, womit Du „Iphigenien" so treulich ehrest, sei mir gleichfalls gelobt und gepriesen. Die wundersame Entstehung der zweiten Redaktion schildert die „Italienische Reise". „Iphigenie auf Delphi" wird wohl ungeschrieben bleiben. Es ist eine Notiz da, daß die alten Tragiker diesen Gegenstand behandelt haben, der mich notwendig reizen mußte, weil ich in das Atreu[s]ische Haus mich so eingesiedelt hatte. Eine zyklische Behandlung hat viele Vorteile, nur daß wir Neuern uns nicht recht darin zu finden wissen. Ferner sollst Du gelobt sein wegen der erfreulichen Schilderung des jungen Teichmanns, dessen Wesen und Naturell mir gar wohl gefällt. Er hat mir auch recht verständig geschrieben

und geschickt, was ich begehrte; auch schreibt er eine allerliebste Hand.

Nur ist seit der Zeit, als ich das erstemal Dir schrieb, eine unerwartete und also seltsame Veränderung bei unserm Theater vorgegangen, welche durch die eilende Fama, besonders bei jetzo gut eingerichteten Posten, eilig genug zu euch gekommen sein wird. Ich habe die Sache wieder auf den Schultern, wie vor soviel Jahren, fange wieder an wie damals. Den „Mahomet" hab' ich schon wieder auf die Bühne gebracht, als Exerzitium der ersten grammatikalischen Übungen. Die Sache steht wunderlich genug, für mich so günstig als möglich. Im eigentlich Artistischen, Technischen, Ökonomischen kann man sich keine Einrichtung besser wünschen; nur erregte zuletzt eine geistlose Behandlung allgemeinen Unwillen, daß endlich eine Explosion folgen mußte. Ich erwartete sie, um auch aus der Sache zu scheiden. Anstatt dessen fühlt' ich mich verpflichtet, zur Erhaltung des morschen Gebäudes beizutragen. Dies wird mir möglich und leicht, weil mein Sohn mit zur Intendanz gesetzt worden und ich eine unumschränkte Gewalt im Kunstfach ausübe, ohne durch Nebendinge gehudelt zu werden. In kurzer Zeit soll alles ein anderes Ansehn haben, und wenn ich bis Johanni fortfahre, zu handeln wie diese drei Wochen, so kann ich in die weite Welt gehen, und es soll dieser Anstalt besser geholfen sein als durch Solons Gesetze und Abschied den Athenienſern.

Aber eben gerade jetzt muß ich mich auf unser Personal einschränken und zeigen, was man damit tun kann, und darf durch Erscheinung eines Fremden keine Apprehension geben, wie ich vor ein paar Monaten mit größter Gleichgiltigkeit getan hätte. Sage dem jungen Mann darüber ein freundlich Wort und ohngefähr soviel, als er zu wissen braucht.

So den leeren Raum zu benutzen, will ich Dir vertrauen, daß ich mich seit vollen vierzehn Tagen, Tag und Nacht, wenn das letztere viel bei mir sagen will, mit einer Arbeit beschäftige, die Du mir nicht zutrauſt.

Ich redigiere nämlich Kotzebues „Schutzgeist“. Sie hatten ungeschickterweise das Stück zur Großherzogin Geburtstag in extenso gegeben; es dauerte bis halb eilf, Hof und Stadt protestierten gegen seine Wiedererscheinung. Weil aber die darin zusammengestoppelten Motive doch manches Interessante haben, gerade wie es die Leute wünschen, so fuhr ich herein und machte den Schutzgeist des „Schutzgeistes“. Er bleibt mit auf dem Repertorium, und schon dadurch ist meine Mühe reichlich belohnt.

Lebe wohl und schreibe bald!

Der Deine

Weimar, den 23. Februar 1817. G.

286. An Goethe Freitag, 28. Februar 1817.

Die Geschichte oder, was einerlei ist, die Frau Geheime Rätin Köls hat mir soeben in der Oper gesagt: Du seist krank. Das hat mir das Gewissen aufgeregt, und so schreibe ich Dir pflichtmäßig sogleich diese Nachricht, welche ich nicht glaube, weil Du mir's verboten hast, aber darum nicht besser dran bin, denn was ich nicht glauben soll, muß auch nicht möglich sein.

Eben habe ich eine neue Oper: „Athalia“, nach Racine vom Herrn Wohlbrück nachgearbeitet, mit Musik des Freiherrn v. Poißl, aufgegessen. Die Musik hat in der Tat mehr Art, als sonst die Freiherrn haben, und hat bis jetzt Glück gemacht durch die große Bescheidenheit, womit sie sich darstellt. Man ist in der Tat froh, einmal wieder ein Werk zu genießen, das die Ohren nicht wund frottiert. Etwas mehr aria, das Wort im eigentlichen Sinne genommen, würde ihr zugut kommen. Der deutsche Text hätte manche gute Stelle, wenn nur der Charakter der Athalie ein wenig höher stünde. Hier ist sie ein rohes und dummes Weib, ein Mordracker; dagegen ist das kleine Joaschen wie eine Wurst gestopft mit Weisheit, Frömmigkeit und viel Redensarten.

Das Beste sind die Dekorationen, worunter der innere Tempel und eine Landschaft, höchst löblich von Schinkel angeordnet.

Herrn Antonin habe ich zum zweiten Male tanzen sehn und bin so klug gewesen, so weit davon zu gehn, sein Gesicht nicht zu sehn. Der Kerl ist in der Tat wie ein Riemen. Alle seine Sprünge und Stückchen sind leicht, rund, weich und willkommen, doch ohne Bedeutung. Es ist aber angenehm zu bemerken, daß sich die Leute so viele Mühe geben bloß für die Zuschauer, die denn auch wacker das ihrige mit Händen dagegen geleistet haben.

Der Deine

Z.

287. An Goethe Berlin, den 3. März 1817.

Deinen lieben Brief vom 23. vorigen Monats habe ich gestern erhalten und mich nicht wenig gefreut, daß Du wieder an das alte Fuhrwerk gegangen bist, das Dir denn doch ein periodischer Ableiter Deiner gar zu einsamen Hockerei werden muß. Und daß August ein junger, rascher, sachkundiger Teilnehmer geworden ist, freut mich doppelt. Er soll seine Not haben und finden, zwischen Hof und Gemeinde zu stehen und beiden den Brei recht zu kochen.

Den jungen Teichmann werde ich durch Wolffs, die um die Sache wissen, bescheiden, so gut ich's machen kann; denn er hat sich unendlich gefreut und wird unendlich traurig sein, die widerwärtige Kunde zu vernehmen.

Daß ich Dir die Arbeit, die Du jetzt machst, nicht zugetraut habe, hast Du glücklich erraten. Du wirst doch wohl wissen, was man hier laut und täglich hört, daß der edle Autor in kurzem bei euch einsprechen wird, um von dort aus seinen erlauchten Herrn über Wissenschaft und Literatur sicher, vollständig und redlich aufzuklären.

Da tust Du nun ein großes Werk, Dir etwas vorzuarbeiten, um ihn würdig zu empfangen. Schade nur, daß mein „Luther" dadurch um sein armes Leben kommt!

Da ich Dir nun einmal nichts Gescheutes schreiben kann, so sende ich Dir die beiliegenden Gedichte von einem unserer Liedertafel-

männer, der sehr fix versifiziert, und weil doch Humor in seinem Geschreibe ist.

Lebe wohl und denke Deines

Dienstag, 4. März 1817. Zelter.

288. An Goethe Berlin, 7. März 1817.

Wolff erzählt mir gestern aus seinen Nachrichten: die Großherzogin habe sich bei ihrem Gemahl über das Theater mit den Worten herausgelassen, das Theater sei solange ihr großes Vergnügen gewesen und jetzt, da es ihr nötiger sei als jemals, müsse sie eine solche Vorstellung erleben, womit man gar noch ihren Geburtstag zu feiern gedenke. Das Stück ist hier wohl schon öfter gegeben, doch habe ich es nicht gesehen, und da ich mich auf die Ursache besinne, warum nicht, so muß ich gestehen: der Titel hat mich abgeschreckt. Man kommt von solchen Kleinigkeiten nicht los, und doch dachte ich, ich halte nichts auf Titel.

Ein sehr artiges Stückchen in einem Akt: „Die Mißverständnisse" habe ich gestern gesehn. Es ist vom Herrn v. Steigentesch. Wolff und Devrient spielen darin ganz vollkommen. Ein kleines artiges Wesen, Mademoiselle Luise Rogée, tut sich bei uns auf durch eine leichte, natürliche, gehaltene Art und feine Sprache. Ein allerliebstes Theaterfigürchen. Augen, Füßchen, Mund und Jugend harmonieren recht munter miteinander.

Auch Madame Wolff hat im „Rätsel" von Contessa ausnehmend brav gespielt und schön gesprochen. Bei der Gelegenheit habe ich mir ihre Stimme recht auf die Kapelle gebracht. Die Stimme ist von Natur sanft und wohlklingend, bis auf einen gewissen Grad, den sie gestern beobachtet und ganz allgemein gefallen hat. Ich werde es ihr nächstens sagen, denn ihr Mann hat mich darum ersucht.

Sie muß ihr Fortissimo und Pianissimo kennen lernen. Wer lange auf einem mäßigen und ebendemselben Theater spielt und Talent hat, übt es aus, ohne daran zu denken. Der bald wiederkehrende Ton gibt sich selber Maß.

Auf einem großen Theater, ja solchem wie das unsere, das dem Schauspieler gar zu wenig zuhilft und ihm in gewisser Art immer fremd bleibt, ist es sehr anders: alle Anstrengung ist gewiß verloren, dagegen ein tüchtiges Zusammennehmen und Sich-selbst-Festhalten das einzige bleibt, um sich nicht die Lungensucht an den Hals zu reden. Das Ohr wird mit krank.

Madame Bethmann hatte sich's recht ausgerechnet; sie fand gleichsam von Natur die Punkte auf den Brettern aus, wo sie stehn mußte, um das eine und das andere zu sagen. Aber auch bei dem besten Theater muß der Schauspieler auf diese Stehpunkte merken, denn sie erleichtern ihm sein Spiel, seine Lust und sein Glück wie ein bequemes musikalisches Instrument in der Hand des Spielers.

Von „Heinrich dem 4." ist schon Leseprobe gewesen, ich freue mich unendlich auf Devrients Falstaff. Lebe wohl!

Dein Z.

Abends. Da ich eben meine Theaterperiode habe, so mußt Du schon stillehalten, wenn ich noch eins vom Herrn Antonin aufzähle. Heut habe ich ihn zum dritten Male tanzen sehn und zwar mit der Guitarre, drauf spielend. Dieser Mensch ist nicht allein ein sehr vollkommner Tänzer: er spielt auch dieses Instrument meisterhaft. Das ist's nun aber noch nicht alles: er vereinigt beides sehr vollkommen. Er spielte die „Folie d'Espagne" mit Variationen und tanzte dazu ohne allen Zwang. Wie die Veränderungen an Lebhaftigkeit zunehmen, nimmt auch die Lebhaftigkeit des Tanzes zu. Dabei ist kein Schritt, kein Sprung, keine Bewegung, die nicht vollkommen mit der Musik übereinstimmte. Das Orchester schwieg gänzlich, und bei den schnellsten Bewegungen blieb kein einziger Ton aus, kurz, ich habe dies unvollkommne Instrument noch niemals so vollkommen spielen hören. Die Sicherheit und Stärke, das Instrument bei den stärksten Leibesbewegungen festzuhalten und so rein und anmutig zu spielen, habe ich höchlich bewundert.

289. An Zelter

Wenn Dir, mein Teuerſter, Frau Fama oder Fabula Nachricht von Krankheit gebracht hat, die mich ſoll befallen haben, ſo mochte ſie veranlaßt ſein dadurch, daß ich ſeit vier Wochen kaum aus dem Hauſe gekommen bin und wirklich an dem ſeltſamen Unternehmen krankte, wovon ich Dir ſchon gemeldet habe: an der Bearbeitung des „Schutzgeiſtes“ nämlich für unſer Theater. Geſtern bin ich nun von dieſem Übel geneſen, wie Du aus beiliegendem Anſchlagzettel ſiehſt, mit welchem Du der Frau Hiſtoria ein Geſchenk machen kannſt. Was Du aber auf dem Zettel nicht lieſeſt, iſt das glückliche Gelingen. Ich habe bei meiner Redaktion nur das Wirkſame behalten und das Notwendige in die Enge gebracht, die langen ausführlichen Erzählungen zu kurzen kräftigen Darſtellungen umgeſchrieben, die matten Verſe überarbeitet und die Lücken, die ich mit grauſamer Schere hineingeſchnitten, wieder zuſammengefügt und übermalt, ſo daß es jetzt ein intereſſantes, glatt hintereinander weggehendes Stück und beinahe um eine Stunde kürzer geworden.

Soviel von meinen neuſten Taten, wozu ich noch fügen muß, daß die ganze Aufführung nach alter weimariſcher Weiſe mit Präziſion ſowohl des Auftretens, Gehens und Bewegens, Gruppierens, nicht weniger der Rezitation und Deklamation gegeben worden. Schreibe mir nun auch wieder bald ein Wort von Dir. „Athalia“ iſt noch nicht gegeben, wegen Krankheit Stromeyers. Wir hoffen ſie nächſten Sonnabend, den 15. dieſes, aufzuführen. Ein herzliches Lebewohl!

Weimar, den 9. März 1817. G.

[Beilage]

März.

Es iſt ein Schnee gefallen,
Denn es iſt noch nicht Zeit,
Daß von den Blümlein allen,
Daß von den Blümlein allen
Wir werden hoch erfreut.

Der Sonnenblick betrüget
Mit mildem falschem Schein,
Die Schwalbe selber lüget,
Die Schwalbe selber lüget;
Warum? Sie kommt allein!

Sollt' ich mich einzeln freuen,
Wenn auch der Frühling nah?
Doch kommen wir zu zweien,
Doch kommen wir zu zweien,
Gleich ist der Sommer da.

290. An Goethe 1. Ostertag 1817.

Der junge Caspar, dem ich auf seine Bitte dies Schreiben mitgebe, hat die Apothekerkunst erlernt und studiert nun Medizin, weshalb er nach Göttingen will.

Er ist eine Zeitlang Mitglied der Singakademie hieselbst gewesen und für einen Liebhaber gar nicht ununterrichtet. Auch sein sittliches Wesen ist nicht ohne Anmut, und daher habe ich seine Bitte gern gewährt, sein Auge an Deinem Anblicke zu weiden.

Mein Osterkonzert ist vorüber und sehr vorteilhaft ausgefallen; ich habe ein hübsches Sümmchen übrigbehalten, auch war die Musik, was ich wohl gut nenne.

Nun habe ich meine Gedanken auf die Veränderung meiner Wohnung zu richten. Da ich in diesem Hause geboren bin, so kannst Du denken, daß sich in einem Schock Jahre manches aufeinander gepackt hat, das ich nun erst zu sehn bekommen werde, indem der Grund aufgewühlt wird. Was mir dabei am meisten unbequem fallen dürfte, ist, daß mir darüber der ganze Sommer zerrissen wird, indem ich das Geld der Badereise auf die Einrichtung meiner neuen Wohnung werde verwenden müssen.

Wie ich höre, ist bei euch in diesen Tagen Hochzeit, wozu wir Heil und Freude wünschen. Theatergeschichten werden auch erzählt:

Du seist in Jena, um zu maulen, weil sie nicht tanzen wollen, wie Du pfeifst. Bei euch, sehe ich wohl, gibt's auch Verrückte.

Lebe wohl und laß bald von Dir hören; ich freue mich schon recht auf den 2. Teil des Rheinhefts und der „Italienischen Reise."

Dein

Dienstag nach Ostern 1817. Z.

291. An Goethe

Madame Mendelssohn, eine verständige, liebenswürdige, ehemals sehr schöne Frau, die ich als Mädchen gekannt, ja geliebt habe, wird sich glücklich halten, Dein Angesicht zu sehn.

Sie ist die Frau des ältesten Sohnes von Moses Mendelssohn und geht mit ihrem Sohne über Weimar nach Paris zu ihrem Manne. Ich habe ihre Bitte um einen Brief an Dich nicht versagen mögen, indem ich an der ganzen Familie von Jugend an Anteil genommen und von ihnen dagegen recht freundschaftliche und treue Gegenbezeugungen zu rühmen habe.

Ihr Sohn, den sie bei sich hat, ist ein stiller, etwas in sich gekehrter, wohlunterrichteter Jüngling, dem Du schon ein gutes Wort sagen wirst, um sein schüchternes Wesen zu verbannen, das ihn sogar recht glücklich von der allgemeinen race der Jungenleute auszeichnet.

Sie werden Dir diesen Brief zuschicken, und kannst Du eine Stunde missen, so schenke sie diesen guten Leuten und laß sie zu Dir bestellen.

Die Frau hat etwas Orientalisches behalten, wie ich es gern habe, und ich denke, Du sollst es auch bald bemerken.

Laß doch ein Wort von Dir hören. Nun freue ich mich schon auf die Leipziger Messe, die ein paar schöne Bücher mitbringt, worin wir einmal wieder kosten, nippen, schwelgen wollen.

Lebe wohl, mein Bester, und verzeih', daß ich Dir sooft Leute ins Haus schicke. Wollte Gott, ich könnte Dir auch Liebes dafür tun; doch was hätten wir Arme anzubieten? Bei uns ist wohl Geschrei, aber wenig Wolle.

Freitag, den 11. April 1817. Soeben geht der Hauptmann Müller von mir, den ich zwar schon vor etwa 3 Monaten beim Geheimen Staatsrat Hufeland gesehn, aber seit der Zeit nicht wieder angetroffen habe. Er bietet mir an, die Briefe an Dich durch ihn zu befördern, und das soll geschehen; der Mann sieht recht gut aus.

Dein

Zelter.

Vorgestern ist der bekannte Orientalist v. Diez gestorben.

292. An Goethe

Wir haben hier ein neues Trauerspiel von Öhlenschläger zu erwarten. Da ich etwas Musik dazu machen soll, habe ich's gelesen, es gefällt mir aber wenig.

Es fehlt an Klarheit, es will nichts recht hervorspringen, und an Kadenz fehlt es auch. Ein norwegischer junger Ritter ist mit einer Schönen aufgewachsen. Die jungen Leute lieben sich, dürfen sich aber nicht ehelichen, weil sie zu nahe Verwandte sind. Der Jüngling bekämpft seine Leidenschaft damit, daß er an den Heerzügen Heinrichs Anteil nimmt, wo er sich vortut und den Papst zu einer Dispensation bewegt. Nach 5 Jahren kommt er mit dieser Dispensation zurück und findet das Mädchen noch standhaft liebend, die aber vom Könige begehrt wird. Ein Pfaffe findet in der Dispensation etwas vergessen, denn die jungen Leute sind auch Taufgeschwister, und nun ist der Teufel wieder los. Der Papst ist unterdessen gestorben, und der neue Papst ist ein Freund des Königs. Da ist nun Mord die Fülle: der Pfaff wird ermordet, der König ermordet, die Liebenden kommen um, und das Stück ist ein Trauerspiel. Was leben bleibt, ist nicht der Lumpen wert, die es trägt, und die tot sind, hätten recht gut natürlichen Todes sterben können.

Genug, ich habe von diesem Dichter etwas Tüchtigeres erwartet, wiewohl ich ihn nur habe rühmen hören, denn diese Tragödie ist das Erste, was ich von ihm lese. Vielleicht macht es sich auf dem Theater besser; auch die Verse sind nicht besonders.

Was ich daran zu tun habe, sind einige ernsthafte Stücke, denn beinahe das ganze Stück spielt in einer gotischen Kirche zu Drontheim in Norwegen, und die Helden haben barbarische Namen. Das Stück heißt: „Axel und Walburg“ (Namen der beiden Liebenden) und spielt im 12. Jahrhundert.

Auch dies gebe ich der Madame Mendelssohn mit, damit Du nur einmal wieder von mir hörst. Lebe wohl, mein Allerbester!

Dein

Zelter.

Ich habe mir durch eine Geschäftsreise ein fatales Augenübel zugezogen, denke aber, es soll bald vorübergehn.

293. An Goethe Berlin, den 24. Mai 1817.

Ich bin still – Du bist still – keins will sich melden.

Seit sechs Wochen leide ich an einem verwünschten Augenkatarrh, der mir das Angesicht schon zum 3. Male nacheinander mit einer Blatternrose bedeckt, daß ich nicht schreiben kann – und doch muß ich schreiben.

Nun sei mir auch gelobt und gedankt für das zweite Heft, daher mir schöne Gedanken fließen.

Gott wird geben, daß Dein wahres Wort Einen Burschen von Talent wieder zu sich selber hilft, denn die Welt ist damit angesteckt, hier und überall.

Auch der nordfeste Öhlenschläger hat den „Correggio“ auf solche Beine gebracht, daß man ihm einen Obolum schenken möchte. So wie die Kerls auftauen, werden sie zu Brei. Ich kann das laxierende Klosterzeug nicht bei mir behalten, man verliert die Natur und sich selber.

Und wo wird denn Eure Exintendanz sich die bevorstehenden Sommertage bekommen lassen? Ist denn eure Hochzeit vorbei? Man erfährt nichts von euch als durch die Zeitungen, und daher weiß ich, daß die Studenten in Jena wackere Jungen sind.

Den ersten Teil der „Italienischen Reise“ habe ich mir eben

wieder vorlesen lassen, damit mich der zweite noch in Italien antreffen sollte, aber dieser ist noch nicht zu haben.

Lebe wohl, mein Allerbester, und laß ein Wort von Dir.

Dein

Sonnabend vor Pfingsten. Z.

Heut vor 14 Jahren um diese Zeit war ich bei Dir in Weimar.

294. An Zelter

Deine lieben Briefe habe ich nach und nach erhalten und die Empfohlnen, die mich nicht verfehlten, freundlichst aufgenommen. Keine Würkung aber in die Ferne, auch nicht gegen die Liebsten, habe gelten lassen. Zehen Wochen konzentrierte ich mich auf die Vergangenheit, sie zu beleben beschäftigt. Vom dritten Rhein- und Mainheft, Erinnerung der Folgetage des Rochusfestes, sind schon drei Bogen gedruckt. Die neue Belebung von Jena hat auch für mich im Naturfache viel Anregendes gebracht, und ich stehe wie Hesekiel verwundert, daß das alte Knochenfeld auf einmal lebendig wird. Vor Johanni, denke ich, soll ein Heft von zwölf Bogen ausgehen, wo ich in mehreren Kolonnen meine alten Garden der Naturbeherrschung werde aufmarschieren lassen. Das alles konnte ich um so ruhiger tun, als mein zweites Heft „Rhein und Main" zu euch auf dem Wege war, das denn auch wohl einige Täglichkeiten wert ist.

Die darin enthaltene[n] Kriegs- und Friedenserklärungen werden unaus gesetzt verfolgt werden. Ich habe nicht viel Zeit mehr, aufrichtig zu sein, wir wollen sie benutzen: der Anblick ist nur gar zu närrisch, wenn man von unserm Standpunkte aus deutlich schaut, was für unglaubliche Vorzüge und Vorteile das Jahrhundert hat, was für treffliche Individuen darin würken, und wie doch alles durcheinander geht, eine Würkung die andere aufhebt, so daß mir alle Menschen, die ich einzeln spreche, vernünftig, und wie ich sie in Bezug betrachte, verrückt erscheinen. Das geht so weit, daß ich

mir manchmal selbst zweischürig vorkomme und mich erst wieder von solchem Zweifel erhole, wenn ich mit Menschen spreche, die theoretisch und praktisch in ihrem Fache zu Hause sind. Woran es mir auf einer Akademie, wie die unsrige war und ist, niemals gebrechen kann.

Da ich nun eine schöne heitere Gartenwohnung bezogen, so soll der zweite Teil meiner „Italienischen Reise" auch an die Reihe, freilich mit dem alten Motto: „Auch ich in Arkadien". Dieses Italien ist ein so abgedroschnes Land, daß, wenn ich mich darin nicht selbst als in einem verjüngenden Spiegel sähe, so möchte ich gar nichts davon wissen.

Dieses sind meine Tätigkeiten, ob ich gleich zu Ende Mai in der lieblichsten Gartenwohnung unbehaglich umnebelt friere und erst recht einen ungeheuern Ofen von 1661 in meinem mäßigen Zimmer begreife. Was waren doch unsere Vorfahren für gescheute Leute!

Möge Dein Augenübel sich verbessert haben! Leider bleiben für uns und andere nur leere Wünsche. Auch bei mir werfen sich die Übel hin und wider, ich suche mich nach Möglichkeit tagtäglich zu erhalten, eine herkömmliche Würksamkeit ist immer ein schöner Genuß. Soviel für diesmal. Ehe ich mich vom Platz bewege, vernimmst Du ein Wort; mein größter Wunsch ist zu bleiben, wo ich bin, unterdessen sind wir nicht Herren unseres Aberglaubens und unserer Hoffnungen. Vale.

Jena, den 29. Mai 1817. G.

295. An Goethe

Madame Busch, ein artiges Weibchen von etwa 24 Jahren, rundlich, nett, frisch und froh, spielt in „Haß allen Weibern", im „Rätsel" und so weiter sehr glücklich, leicht und reizend. Sie ist vom Theater zu Frankfurt am Main und von Geburt eine Fräulein v. Sydow. Ihr Spiel ist durchaus anmutig; Stirne, Augen, Zähne, Brust und Lippen und Arme appetitlich, und einer vollkommnen

Sprache mächtig und gewiß. Der Ton der Sprache hat Klang, und daher ist ihr Spiel sicher. Ferner ist Madame Marianne Sessi, verehlichte Baronin Natorp, hier und zeigt sich als vollkommene Sängerin. Sie kann billigerweise zwischen 30 und 40 sein und hat noch Supplemente von ehemaliger großer Schönheit aufzuweisen. Die Stimme ist von drittehalb Oktaven vom 3mal gestrichenen F abwärts gerechnet, nicht so weich, elastisch und tonreich als die der Catalani, sonst ist alles ebenso echt, wiewohl mehr künstlerisch. Sie hat den schönsten Theaterkopf, den ich je gesehn, wie denn die ganze Figur römisch, auseinander und groß, ohne lang sich exponiert. Sie ist aber auch eine geborne Römerin. Das Rezitativ habe ich nie schöner singen hören, und ihre Sprache ist, was man nennt: lingua toscana in bocca romana. Im Figurieren bleibt sie hinter niemand zurück, und sonst hat alles mehr Bewußtsein wie bei der Catalani.

Auch weiß sie sich nach außen zu gestalten, wozu eine schöne Brust und vollkommen schöne Arme mitwirken.

Du magst denken, ich bin noch einmal verliebt worden, auch stehe ich auf gutem Fuß mit ihr und spreche wieder Italienisch, was besser geht, als ich mir's ohne Not zutrauete.

Dein Brief vom 29. Mai ist am 7. Juni richtig eingetroffen und hundertmal gelesen, durchdacht und empfunden. Jetzt lese ich „Wielands Leben" von Gruber. Was hat sich nicht der gute Mann für Mühe gegeben, zu bereden, entwickeln und zu vertreten, was aller Welt vor Augen liegt und nun und nimmer anders wird, wie auch daran gedrehet und gewendet werde. Und doch ist die breiteste Darstellung über *solchen* Mann so anziehend und lehrreich, und ich danke es meinem Glücke und Dir, diesen Stern noch vor seinem Untergange mit eigenen Augen gesehen zu haben.

Danke endlich schönstens für die gute Aufnahme meiner Mendelssohnianer. Das Frauchen ist von der besten Güte und war vor 20 Jahren wirklich eine Rarität, ein rechtes Täubchen.

Gott befohlen! Der Brief muß auf die Post. Laß bald von Dir hören. Ich kann höchstens eine nahe Badereise machen, doch wünsche

ich zu wissen: wo Du bleiben wirst. Sonnabend, den 21. Junius 1817.

Dein

Z.

296. An Zelter

Herr Staatsrat Schultz reist eben von mir weg, nachdem wir vierzehn Tage, teils in Jena, teils hier, vergnüglich und nützlich zusammen zugebracht. Deiner ist oft gedacht worden, und so gedenke ich auch heute meiner Sünde, daß ich Dir solange nicht geschrieben. Du hast, weiß ich, mancherlei erduldet, Dein gewohntes Haus verlassen, an den Augen gelitten, und was Dir sonst widerfahren sein mag. Laß mich hören, daß Dir dazwischen auch manches Gute begegnet.

Ich habe einen ruhigen viermonatlichen Aufenthalt in Jena benutzt, um manche alte, beinah verlegene Papiere ins Leben zu rufen und dem Tageslicht zu übergeben. Mein naturwissenschaftliches Heft sowie der zweite Teil meiner „Italienischen Reise" werden Dich aufsuchen und Dir da oder dort begegnen. Reinliche Exemplare leg' ich für Dich zusammen, damit ich Dir zu seiner Zeit eine kleine Bibliothek sende.

Ich habe mich nach meiner Weise leidlich befunden, kann aber von weiterm Tun und Unternehmen nichts erzählen, weil jene Beschäftigung meine ganze Zeit absorbiert. Jetzt ist es zu spät, nach Karlsbad zu gehen, wohin mich die Ärzte beorderten, und ich muß versuchen, wie ich auch ohne diese Nachhülfe durch den Winter komme.

Mir kann es, wenn ich arbeiten will, an Unterhaltung nicht fehlen, denn es liegt mehr vor mir, als ich gewältigen werde.

Staatsrat Schultz hat mich aufs freundlichste nach Berlin eingeladen, und manchmal kommt mir vor, daß eine solche Reise rätlich und tulich sei; dann aber verändert sich auf einmal die Ansicht, und ich sehe doch nicht recht, wo am Ende der Entschluß herkommen soll. Am besten ist's, darüber gar nicht zu denken, sondern

die Karwoche herankommen zu lassen und abzuwarten: ob das Grauische Oratorium zuletzt die Wagschale niederzieht.

Das große Unheil, was euer Theater überfallen hat, erschreckt mich, ja drückt mich noch. Die Lebensereignisse nah und fern scheinen immer wilder zu werden, da Friede selbst keinen friedlichen Charakter annimmt. Man fürchtet jeden Tag, daß eine frische Maske der allgemeinen Schicksalshydra vor uns aufsteige. Wie erfreulich mir deshalb die Gegenwart des Staatsrat Schultz gewesen, kannst Du Dir ja wohl denken.

Lebe wohl! und laß bald von Dir hören!

Weimar, den 20. August 1817. G.

297. An Goethe Berlin, den 26. August 1817.

Das Bekenntnis Deiner Sünden erinnert mich an meine eigenen, von denen mich zu bekehren ich sogleich Anstalt mache und Deinen lieben Brief vom 20. dieses beantworte.

Fürs erste tausend Dank, daß Du den redlichen Schultz so gut aufgenommen hast und ihn gewiß ganz wirst kennen gelernt haben. Ich wüßte nicht, was ich drum gäbe, diesem edlen, verständigen und einsichtigen Mann zu einer Gesundheit zu verhelfen, welche doch die erste Fähigkeit aller Tugend ist; das habe ich in den letzten Monaten erst recht gefühlt, da mein Auge das Licht nicht tragen konnte und es doch unaufhörlich suchte.

Zu den angenehmsten Erscheinungen der letzten Tage muß ich voran Deines morphologischen Heftes gedenken, das ich verschlungen, genossen und, nach meiner Art, durch und durch erkannt habe. Eine solche Art, die ungeheuern Tiefen der Natur wie auf stiller Wasserfläche ruhig zu durchschwimmen, als ob man den Weg dahin selber gefunden, ohne Sorge der Verirrung und Verwirrung sich selbst in der Natur und die Natur in sich selbst zu erkennen – das war meine Freude daran. Wie mir Bücher sonst eine Last und schwere Arbeit sind, ehe ich ihr Ende abseh'n und das unselige Wortwesen davon absondern kann, so muß ich Deine Schreiberei viele

Male lesen und wiederholen, um mir in langen Fäden auszuspinnen, was Auge, Verstand und Sinn gleich erkannten. Auf einer kleinen Reise, von der ich mit Geheimem Rat Schinkel soeben zurückkomme, haben wir uns das Heft wechselsweise vorgelesen, vorgesprochen, auseinander und sauber wieder eingewickelt und hatten 16 Meilen zurückgelegt, ohne den Weg zu bemerken. Habe Dank dafür, ich freue mich schon auf ein Exemplar von Dir, da ich denn einen neuen Beruf finde, es wieder zu lesen.

Dein Gedanke, nach Berlin zu kommen, hat mich ordentlich erfrischt, und wie ich mich freue, Dich etwas vom Meinigen vernehmen zu lassen, so bin ich auch wieder besorgt, Dich nicht würdig genug bedienen zu können. Man wird furchtsam, ja charakterlos, wenn man nie, auch von den Seinigen selbst nicht, verstanden wird. Was mir eigentliche Freude macht, ist meine Schule, in der ich durch Widerspruch nicht verdrießlich und verwirrt werde. Wer alles mit Worten sagen kann, mag's tun, ich kann's mit dem besten Willen nicht und gerate in Verzweifelung, wenn ich reden muß.

Den Brand unseres Theaters nennst Du mit Recht ein Unheil. Man ist hier leichtsinnig genug, darüber zu spotten und zu spaßen. Ich denke es besser zu wissen, daß man dennoch nichts Besseres leidet; sie wissen weder, was ihnen fehlt, noch was sie haben, und mir ist vor nichts mehr bange als vor dem Neuen.

Mein liebes, lange gewohntes Haus verlasse ich erst den 1. Oktober; man wird ja sehn, wie man sich in eine neue Einrichtung fügt, und was geschehn muß, darüber habe ich keine Sorge. Auch wird mir's nützlich sein, einmal alles von Grund aus aufzurühren, weil ich kaum weiß, was ich habe, und die Winkel voll stecken.

Lebe wohl, ewig Geliebter, und laß bald wieder von Dir hören. Gegen Ostern erwarte ich meinen ältesten Duzbruder aus London zurück, den ich in 30 Jahren nicht gesehn und der den Schwefelgestank nicht länger ertragen kann. Z.

298. An Goethe Sonnabend.

Deine Briefe aus Neapel sind mit Sommerluft geschrieben statt der schwarzen Dinte. Man weiß nicht, was mehr ergötzt: die Sachen oder das Machen; man ist in Arkadien. Und wenn dies Gefühl durch etwas gestört wird, so ist es der Neid über die glücklichen Landsleute, die eines Gottes Hand zu Deiner Umgebung geführt hat.

Das Auge, womit die Dinge gesehn sind, die Geduld, mit der sie auf dies Auge warten, der behagliche Verkehr mit dem Leser, alles promoviert eine Kette von Betrachtungen, die sich, situiert und profiliert, ins Unendliche fortpflanzen.

Sonntag, den 14. September. Eben bin ich aus Sizilien wieder in Neapel angelangt, nicht ohne etwas von der Seekrankheit abgekriegt zu haben. Was mich nicht wenig ergötzt hat, ist gewesen Deine Predigt vom stillen, stürmischen Meere, da ich auch einmal in dem Falle gewesen bin. Warum mußte mir dieselbe Sache nicht auf dem Mittelländischen Meere vorkommen? Wasser ist doch Wasser. Das Natürliche dabei ist das Kurioseste, daß man selber hingehn muß, um seekrank zu werden, und selber essen, um sich den Magen zu verderben.

Was Du an Herder über Homer schreibst, ist mir, da ich ihn zum ersten Male gelesen, schon so vorgekommen, und diese Vorstellung hat sich durch alle Wiederholungen bestätigt. Auch habe ich selbst in kleinen und größern Produktionen nicht auf Wirkung, sondern auf Gehalt gedacht. Was Du darüber sagst, bleibt ewig wahr und – ewig neu, weil jeder daran zu glauben glaubt.

Ich meine damit den trefflichen Herder selber, der Dir den Vorwurf zu machen scheint, daß Du am Dasein klebst und es damit hältst, und selber damit aller Philosophie entsagt, indem er darnach sucht. Verlangt man den Schlüssel zu dieser unphilosophischen Philosophie, so darf man nur seine „Ariadne-Libera“ auskleiden, um ein Skelett zu finden, das mit großer Künstlichkeit ausgeschnippert ist, um ohne Wirkung zu sein. Höchst edel ist die sanfte

Hand, mit der Du den guten ernsten Mann hier aufhebst und gegen das Licht hältst. – Hat er es denn gemerkt?

Das Geheimnis der Urpflanze bewundere ich liebend und staunend. Es ist nichts natürlicher als die Natur, die immer da liegt, wo wir hinwegsehn. Man sucht das Pferd, worauf man reitet.

Staatsrat Schultz hat mir Dein Buch geliehen, denn es ist noch nicht zu haben, auch kommt es nicht aus unsern Händen. Müßte man nicht denken, daß kein wahres Wort untergeht, so möchte man es vor der Welt verschließen, wenn ein Mann wie Herder selber nicht gehörig achtet, was gefunden, und nur Ergrübeltes für etwas hält.

Schultz befindet sich nach seiner Reise sehr wohl.

August Wilhelm Schlegel soll, heißt es, hier angestellt werden. Noch ist es nicht dahin, seine Freunde sind zu zählen. Spontini soll der König in Paris zum Kapellmeister angenommen haben: da predige Du mit dem Homer, die Welt geht, wie sie kann. Unser Theater sieht einem langen Winter entgegen, auf die Brunst der Hitze.

Meine Augen sind besser. Wüßte ich nur zu machen, was ich nicht kann! was ich kann, weiß jeder besser.

Dein

J.

299. An Zelter

Von Weimar aus kommt mir die Nachricht, daß die periodischen Rübchen wieder glücklich angelangt sind, und so will ich mich denn durch dieses Erderzeugnis aufmahnen lassen, meine Gedanken zwar nicht, die oft bei Dir sind, aber doch ein schriftliches Zeugnis derselben an Dich zu wenden. Es ist so lange her, daß wir keine Nachrichten gewechselt, so daß wir also beide im Rest stehen; wie lange es aber auch sei, kann ich versichern, daß ich jeden Tag gemüht habe, das hast Du auch getan, noch kräftiger und notgedrungener als ich.

Meine Neapel- und Sizilienreise hast Du freundlich aus Schultzens Exemplar aufgenommen, und so habe ich jetzt weiter nichts zu schicken; denn was an Bänden, Bändchen und Heften auf Dein

Teil kommt, liegt ruhig beisammen, bis zur endlichen allgemeinen Absendung.

Ich lebe zwischen Weimar und Jena; an beiden Orten habe ich Geschäfte, die mir Freude machen, in Jena kann ich sogar tun und lernen zugleich; die Naturwissenschaft, besonders die Chemie, ist so lebendig, daß man auf die angenehmste Weise wieder jung wird, indem man seine frühesten Ahndungen, Hoffnungen und Wünsche realisiert findet und Belege zu dem Höchsten und Besten, wozu man sich im Gedanken erheben konnte. Mein nächstes Heft zur Naturlehre soll Dir, hoffe ich, manches bringen, was Dir gewiß als Symbol Deiner lieben und guten Vorsätze dienen wird.

Auf diese unschuldige Weise halte ich mich im stillen und lasse den garstigen Wartburger Feuerstank verdunsten, den ganz Deutschland übel empfindet, indes er bei uns schon verraucht wäre, wenn er nicht bei Nordostwind wieder zurückschlüge und uns zum zweitenmal beizte.

In solchen Fällen muß es denn auch dem einzelnen, der an der allgemeinen Torheit leidet, erlaubt sein, sich mit einiger Selbstgefälligkeit zu sagen, daß er das alles, wo nicht vorausgesehn, doch vorausgefühlt; daß er in denen Punkten, die ihm klar geworden, nicht allein widerraten, sondern auch geraten, und zwar das, was alle, da die Sache schief geht, getan haben möchten. Dieses berechtigt mich zur Impassibilität, deshalb ich mich denn auch wie die Epikurischen Götter in eine stille Wolke gehüllt habe; möge ich sie immer dichter und unzugänglicher um mich versammeln können!

Leider wenn ich an Musik denke, kommt es mir seltsam vor, daß ich von diesem höchsten und schönsten Genuß gänzlich abgeschnitten bin; finde ich nun dabei, daß mir doch noch manches Lied gelingt und Dein guter urkünstlerischer Wille mir immer zur Seite schwebt, so kommt es mir ganz wunderlich vor, daß, indessen die ganze Welt pfuscht, etwas der Ordnung gemäß nicht zustande kommen kann.

Ein Werk, das der Großherzog von Mailand mitgebracht hat, bezüglich auf das „Abendmahl" von Leonard da Vinci daselbst, hält mich sehr fest. Der Kupferstich von Morghen ist gewiß mehr-

mals in Berlin; wenn Du ihn auch schon kennst, laß Dir ihn wieder zeigen und betrachte ihn mit ehrfurchtsvoller Aufmerksamkeit. Alsdann wirst Du rührend finden, wenn Du durch mich aufs genauste vernimmst, wie das Bild veranlaßt, erfunden, ausgedacht, ausgearbeitet, verfertigt und als Weltwunder vollendet worden und wie es wieder alsogleich in sich selbst verfallen, vernachlässigt, beschädigt, hergestellt und durch die Herstellung selbst völlig zugrunde gerichtet worden. Ferner wird Dich freuen, wie die Mailänder durch Verehrung dieses Leichnams, durch Erhaltung und Belebung der Spur seines Andenkens sich immerfort Ehre machen.

Und soweit wären wir denn gekommen, wo ich nur, in Hoffnung einer baldigen Erwiderung, hinzufüge: Gruß an Freunde!

Herrn Schultz sag', daß ich täglich sein gedenke. Was uns beide beschäftigt, ist herrlich als Erscheinung, ehrenwert als Teil des Naturganzen und als Symbol seiner Geschwisterteile ehrwürdig. Diesen Gruß erließ' ich mit mehrerer Freudigkeit, würde mir die Hoffnung, euch künftiges Frühjahr zu sehen, nicht mit jedem Tag mehr umnebelt.

Herrn Direktor Schadow danke zum schönsten, daß er mir die Reformationsmedaillen semmelwarm überschicken wollte; ich bekenne die Schuld und werde sie nächstens abtragen.

Da hörten wir also mit einer abzutragenden Schuld auf, erinnert, wie es denn eigentlich mit uns beschaffen sei.

And so forth and for ever!

Jena, 16. Dezember 1817. G.

300 An Goethe Berlin, den 21. Dezember 1817.

Dein erbaulicher Brief vom 16. dieses, der den kürzesten und trübsten Tag erhellt, soll sogleich das lange Schweigen aufheben. Von meinem Tun und Treiben weiß ich nicht viel zu sagen: ich habe eine bequeme, ruhige, wiewohl teure Wohnung bezogen; die neue Orgel in Neu-Hardenberg ist zum Reformationsfeste glücklich

fertig worden, und ich habe sie wie die Kirche selbst, woran vieles verbessert worden, durch eine mäßige Musik eingeweihet, die unter vielem Wirrwarr hat fertig werden müssen. Das Beste ist eine kleine Reise nach Hamburg gewesen, von der ich seit 8 Tagen zurückgekehrt bin und die mir trotz des nassen Wetters Vergnügen genug gewährt hat. Auf der Zurückreise habe ich meine zweite Tochter besucht, die ich ins 16. Jahr nicht gesehn und unterdessen 7 Kindlein bester Art ans Licht gebracht hat. Ratzeburg ist ein reinlicher Ort und die Gegend umher mit Wald, Täler, Bergen und Gewässer aufs beste bedacht. Die Hamburger klagen noch immer, wie ihnen die Franzosen ihre schönen Alleen und Glashäuser, Tisch und Bank heimgesucht haben, doch den Austern und sonstigem Eßbaren haben sie wenig geschadet, auch der Portwein ließ sich genießen. Einige schöne musikalische Altertümlichkeiten hat man mir gern überlassen, und ich habe sie mit stillem Jubel in unsere Residenz eingeführt. Im Theater in Hamburg habe ich nur eine neue Oper, „Tankred" von Rossini, gehört und solche recht gefällig, ja bedeutender gefunden, als insgemein die italienischen Opern in Deutschland vernommen werden.

Dies also wäre meine Lebensbeschreibung seit drei Monden; dabei lebe ich zufrieden, indem ich mir nichts abgehn lasse und mich um Zeitläufte sowenig als möglich bekümmere.

Daß die Rübchen wohl angekommen sind, sehe ich aus Deinem Briefe; wollte nur Gott, daß auch ein Gläschen mit Mixpickel, das ich angefügt hatte, unversehrt angekommen sein möchte.

Vor einigen Tagen sagte man hier, der Kapellmeister Müller in Weimar sei gestorben. Laß mich wissen, ob es wahr ist, denn ich bin noch mit Kunstsachen in seiner Schuld. Woran mir jedoch am meisten gelegen ist, ist zu erfahren, wie es mit seinem Nachlasse werden möchte. Er besaß ein altes Musikwerk von Bodenschatz, das ich zu erstehn wünschte, wenn nicht bessere Hände als die meinigen in Weimar sind, die es an sich nehmen. Sollte es also zu einer Auktion kommen, so sei so gut, es mich wissen zu lassen; denn allzuviel kann ich nicht daran wenden, da ich ohnehin diesen Herbst vieles gekauft habe.

Teile mir doch einen Aufschluß über Deine Nachricht mit, betreffend das Gemälde des Leonard da Vinci; sie hat mich in große Bewegung gesetzt, weil ich das Kupfer sehr genau kenne und es unzählige Male betrachte. Wie muß ein Kunstwerk beschaffen gewesen sein, das noch nach völliger Vernichtung ein solches residuum läßt!

Dein neues Heft zur Naturlehre wird mit Ungeduld erwartet. Deine Art, die Natur anzufassen, ist so nach meinem Sinne, daß ich daraus lerne, was ich brauche und will, und weiter bringt's der Allergelehrteste wohl auch nicht; man ist ja auch nur eine Natur.

Deine Impassibilität nach Art der Epikurischen Götter hat mir eine stille Freude gemacht, da auch ich, wie es einem ziemt, der eben das 60. Jahr betritt, mein Maul schone und dafür meine zwei Ohren arbeiten lasse. Nun wünschen sie zu allen Teufeln, was sie ohne Verstand so mühsam erklittert zu haben glauben, und möchten rufen wie die bekannten Jünger: „Meister, wir versinken!" und es geschähe ihnen ganz recht, wenn nicht so vieles mit unterginge oder doch untertauchte, was wer weiß wennehe erst wieder ans Licht kommt.

Daß Kotzebue Deine „Italienische Reise" nach seiner Art lobt, weißt Du vielleicht nicht. Nun versucht er's auf eine neue Art, und die Welt erstaunt ob seiner Gerechtigkeit. Von seinem Sohne ist ein referierender Brief aus Persien in seinem neuen Blatte; die Perserinnen wollen ihm nicht gefallen, und die Baukunst dort hat auch nicht seinen Beifall; das ganze Geschreibe ist echt Kotzebuisch.

Schadow, der jetzt unpaß ist, habe ich Deinen Gruß und Dank für die Semmelstücke durch seine Frau bestellen lassen.

Staatsrat Schultz habe ich seit der Zeit noch nicht gesehn und werde alles bestens ausrichten.

Hast Du denn nicht etliche Gedichtchen liegen, um einmal wieder etwas Vernünftiges auf die Liedertafel zu bringen? Doch vergiß darüber nicht, mir Deine Nachricht über das „Abendmahl" des Vinci mitzuteilen, worauf ich begierig bin. Z.

Meine jetzige Wohnung ist so angetan, daß ich im Fall, Du willst, ohne alle Unbequemlichkeit für mich, Dir 3 gute Zimmer in der bel-étage anbieten kann, in einer guten Gegend und dem Freunde Langermann gegenüber. Aufwartung, und was dazu gehört, werden sich die Töchter meines Hauses nicht nehmen lassen, und für Deinen Bedienten habe ich noch ein Stübchen bereit.

Lebe wohl, mein Allerschönster, und gedenke Deines

ewig getreuen

Z.

Friedrichsstraße No. 129.

301. An Zelter

Da unsere Korrespondenz ohnehin nur ruckweise gehen kann, so will ich, weil die Schleuse einmal gezogen ist, noch eins und das andere nachsenden.

Also zuerst auf Deine Anfrage wegen Leonards „Abendmahl". Von diesem unschätzbaren Werk, der ersten kompletten malerischen Fuge, die alle vorhergehenden übertrifft und vor keiner nachfolgenden zurücktreten darf, ist an Ort und Stelle nur noch der Schimmer geblieben, wie ohngefähr die Figuren gegeneinander gestanden haben.

Daß wir aber noch zu einem gewissen Begriff davon gelangen können, dazu helfen uns mehrere Kopien, wovon ich nur drei anführen und charakterisieren kann.

1500–1512.

Zu Castellazzo, in dem Speisesaal eines aufgehobenen Klosters, von Marco d'Ogionno, etwas kleiner als Leben, höchst charakteristisch, nach Leonards Lehren und Beispiel schmeckend.

1565.

Zu Ponte Capriasca, schwächer als die vorige, aber in demselben Sinn, höchst nützlich bei der Vergleichung.

1612–1616.

Auf der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand, die Figuren bis auf die Tafel, gemalt von Andrea Bianchi, genannt Vespino, Figuren in Lebensgröße wie das Original, brav und tüchtig, wirksam, aber keine Spur mehr von Leonard. Die Physiognomien gehen schon ins Allgemeinere, ins Leere, wie man sie in Zeichenbüchern antrifft.

Nach diesen drei Kopien ist die Zeichnung zu Morghens Kupferstich redigiert sowohl als Bossis Karton und Gemälde in wirklicher Größe, wonach zu Mailand eine ungeheuere Mosaik auf Befehl des Vizekönigs gefertigt wurde.

Genaue Durchzeichnung mit Rotstein auf Transparentpapier, scharfe Umrisse, ausführlich schattiert, habe ich vor mir liegen, zum größten Gewinn und Vergnügen, da doch alles Urteil auf Vergleichen ruht.

Soviel aber kann ich Dir zum Troste sagen, daß bei Morghens Kupfer die alte echte Kopie von Castellazzo mit sorgfältiger Gewissenhaftigkeit durchgängig zu Rate gezogen worden, so daß uns also noch mehr übriggeblieben ist, als wir denken.

Bis Du nun meine Redensarten darüber umständlich erfährst, wie es wohl durch mein Heftlein „Kunst und Altertum" zu Ostern geschehen kann, so suche eiligst auf die „Heidelberger Jahrbücher", Dezember 1816, wo Müller in Rom, sonst Maler Müller genannt, einen sinnigen Auszug aus Bossis Werk mit einsichtigen Noten geliefert hat, daraus Du Dir schon viel abnehmen wirst. Die Lücken, die er läßt, fülle ich aus.

Sobald Dir das Kupfer wieder zu Gesicht kommt, so wende Deine Kontrapunktsgesetze darauf an, und Du wirst viel Freude haben.

Die wenigen poetischen Blätter, die ich bei mir habe, sehe ich auf Deine Anregung durch und finde nur Beikommendes vielleicht zu euren geselligen Zwecken brauchbar. Es ward aus dem Stegreif meinem ältesten Freund Knebel an seinem 73. Geburtstag

übergeben. Wohl der Gesellschaft, die es zu gewissen Epochen gleichfalls anstimmen mag!

Die musikalische Bewegung erinnert an das belobte: „Lasset heut im edlen Kreise" pp., den Charakter wirst Du jedoch ganz anders finden und nach bestem Wissen und Gewissen die Ausführung leisten.

Bei dem Narrenlärm unserer Tagesblätter geht es mir wie einem, der in der Mühle einschlafen lernt: ich höre und weiß nichts davon.

Mit meinem Besuch bei euch sieht es windig aus. Sie haben mir bedenkliche Geschäfte aufgeladen, wo man wenigstens das erste halbe Jahr mit Sinn und Geist gegenwärtig sein muß, und dann ist mein Winter von der Art, daß ich dieses Frühjahr ein Bad nicht versäumen darf. Dem sei nun, wie ihm wolle, wir müssen es gewähren lassen, ich habe die letzte Zeit immer etwas anders getan, als ich mir vorsetzte.

Meine Kinder schreiben mir, das Eingemachte sei glücklich angekommen, mir haben sie noch nichts davon geschickt. Sodann will ich Dir sagen, daß mich Deine Reise recht sehr gefreut hat; besieh Dir ja die weite Welt gelegentlich, solange sie Dir Spaß macht. Ich habe mir die ästhetische Ansicht derselben (die landschaftliche) durch die wissenschaftliche ganz verdorben, und dabei kommt endlich auch nicht viel heraus.

Und hiemit lebe zum schönsten wohl!

Jena, den 31. Dezember 1817. G.

Lustrum ist ein fremdes Wort!
Aber wenn wir sagen:
Lustra haben wir am Ort
Acht bis neun ertragen
Und genossen und gelebt
Und geliebt bisweilen,
Wird, wer nach dem Gleichen strebt,
Heute mit uns teilen,

Wenn wir sagen: Das ist viel!
Denn das Leben streuet
Blum' und Dorne! – Ziel ist Ziel,
Das uns heute freuet.

Dem 30. November 1817.

G.

Von dem Nachlasse des Kapellmeister Müllers erfährst Du nächstens.

Adressiere Deine Briefe nur immer nach Weimar.

1818

202. An Goethe Berlin, den 9. Januar 1818.

Mit Deinem aus dem Stegreife entsprungnen Gedichtchen wäre mir's beinahe ergangen wie dem Herrn Puff in „Sophieens Reisen", der mit dem rechten Fuße aufs Pferd stieg und mit dem Rücken in die Fronte kam. Ich wollte so hineinspringen in Trott des Metrums, und als ich an den 10. Vers kam – da war's alle. Wann's auf der Stelle aber knackt und nicht fließen will, so bin ich nicht schuld, wie Du denn nicht ungut nehmen wirst, daß ich in die Verse hineingestichelt habe.

Den inliegenden Brief bist Du wohl so gut abzufertigen; er enthält das Liedchen und den Auftrag, dem alten Knebel solches zu hören zu geben.

An Deiner Weisung über Leonards „Abendmahl" habe ich mich mit Langermann aufrichtig erbauet. Müllers Kritik der Vossischen Schrift hatte ich schon gelesen und werde sie noch einmal lesen; Dein Osterheft wird freudig erwartet, und wir wollen uns gehörig dazu vorbereiten, wie es das Abendmahl des Herrn verlangt, um uns des Genusses würdig zu zeigen, da wir doch jetzt mit Gewalt gute Christen werden sollen.

Dein abermaliges Hinausschieben eines Besuchs bei uns kann nicht angenommen werden. Was Deine bedenklichen Geschäfte anlangt, so wissen wir aus Erfahrung, daß Du ein denkfertiger Mann bist, und da Du zu wissen pflegst, was geschehen wird, so weißt Du auch, was geschehn soll. Vor Ostern kannst Du doch in kein Bad gehn, und da wir in Berlin auch zwei ganz neue Badeanstalten haben, denen nur noch das Wasser fehlt, so sehn wir nicht ein, wie Du nicht Dich einmal 30 Meilen gegen Norden versuchen solltest.

Meine neue Wohnung ist, wiewohl in der längsten Straße von

Berlin, dennoch wohl gelegen, geräumig, gesund, hell und nahe an Langermann, Schinkel, Schadow und so weiter, was man in Berlin nahe nennt; Pferde und Wagen nahebei. Du findest drei geräumige Zimmer für Dich, eins für Deinen Bedienten, steigst nur eine Treppe, und kochen und braten tun wir nach unserer Art so gut, wie sie in Böhmen tun.

Nun lebe wohl, mein Allerbester. Laß von Dir hören, schüttle noch einmal Deine Bäume und sende einige der herabgefallnen Blätter Deinem

ewigen

Zelter.

303. An Zelter

Da Du Deine Kunstgewandtheit diesmal uns zugunsten hast eilig walten lassen, so soll der Dank dagegen auch nicht zaudern, sondern sogleich entrichtet werden. Unsere Frauenzimmer haben sogleich gebührende Anstalt getroffen, und sobald ein paar Dutzend Hindernisse werden beseitigt sein, hoffe ich wieder einmal Deine Stimme in so viel andern zu hören.

Was Du bei diesem Stück zu erinnern hast, werden wir nicht finden, ob wir gleich auch wohl wissen, daß ihr Tonherrn aus dem Stegreif zu arbeiten genötigt und gewohnt seid.

Ferner fragt sich, ob Du guten Humor genug hast, beikommende Noten anzusehen und mir ein Wort darüber zu sagen. Der Kreis, aus dem diese Lieder kommen, ist zwar beschränkt, aber heiter, von gutem Mut und Willen. Ich weiß recht wohl, daß daraus kein Kunstwerk entsteht, also hängt es von Dir ab, ob wir sollen fallen lassen und ablehnen.

Mein drittes Heft „Kunst und Altertum" (denn so muß ich es nennen, da die Rhein- und Mainluft nach und nach darinnen verwehen wird) geht nun rasch vor sich, um es euch vor Ostern in die Hände zu bringen. O ihr Athenienser, seid ihr denn wert, daß man sich um eurentwillen solche Bemühung gibt? Ein gutes Wort findet eine gute Statt, aber ein vernünftiges keine.

Übrigens habe ich mich nicht zu beklagen; ich finde mich bei

einem gleichen Lebenswandel ganz wohl und tätig und wanke und weiche nicht aus meiner Bahn, obgleich der Journalistenteufel zwischen Weimar und Jena nicht zu vieren (à quatre), sondern zu Dutzenden los ist.

Daß der Platz ausgefüllt werde, einige Excerpta und Notata.

Übrigens: to be or not to be, Kommen oder Nichtkommen, that is the question!

Man fragte Rossini, welche seiner Opern ihm selbst am besten gefalle. Er antwortete: „Il matrimonio segreto".

In der Oper „Elena" des alten Mayer von Bergamo soll im zweiten Akt ein Sextett vorkommen von der größten Wirkung. Eine böhmische Volksmelodie, eine Art notturno, soll zum Grunde liegen. Wäre es wohl möglich, zur Partitur dieses Sextetts zu gelangen?

Seit mehreren Jahren liegt in Jena unter mehreren Papieren Dein „Fasch"; diesmal fand ich ihn und las ihn, auf einen Sitz, mit großer Erbauung. Wie versetzt uns das in eine andere Welt! und wie nimmt sich ein altes Weltgeschichtsinventarienstück von einem König so gar wunderlich aus! Ich sage: alt, und er ist noch nicht vierzig Jahre tot, doch ist sein Tun und Lassen schon veraltet; doch mag das wohl an der Eile der neusten Zeit liegen. Nun lebe wohl! und melde bald etwas Freundliches.

Und so fortan und für ewig!

Jena, den 20. Januar 1818. G.

304. An Goethe Berlin, den 29. Januar 1818.

Die Liedchen gefallen mir in der Tat, als ich sie kaum noch gefunden habe. Sie sind sang- und spielbar und nicht ohne Wahrheit. Der Grund liegt in der Mitte und hält sich an beliebte Gesangsformen unserer Zeit, dahingegen die deutschen Worte aus altmelodischer Tradition heraufklingen. Es läßt sich kaum davon reden: Vokalkomponisten haben ihr Feld in den Worten des Dich-

ters, deren sie sich gleichwohl entäußern müssen. Geht alles glücklich auf und in Blüte, so ist es kein Wunder, wenn man den fruchtbaren Boden nicht mehr gewahrwird. So verlangt es die Kunst. Nun sind jedoch die Worte selbst mehr und weniger Musik, und da kommt es denn an auf ein Heben und Verstecken und kann nichts helfen als Genie.

Ferner ist man verlegen, wenn man Kompositionen beurteilt, deren Texte man selber bearbeitet hat, und endlich wird ein Gedicht, aus seiner Assiette gehoben, zu etwas an sich, wie jedes andere Fragment eines Ganzen, und zugleich etwas anderes.

Ich fühle das besonders in meinen bessern Versuchen, die aus dem ersten Eindrucke hervorgehn und zugleich eine Frucht temporären Humors sind, da Ort und Stelle und sonstige Gelegenheit zur Mitbedingung werden. Und ist's gedruckt und steht klar vor mir, so melden sich erst die rechten Töne, und was da ist, wird mir zur Pein.

Die Noten schicke ich nicht wieder mit, weil ich sie dem Fürsten Radziwill mitzuteilen gedächte, der in diesen Tagen ankommen soll.

Die Oper „Il matrimonio segreto" mag wohl manchen Komponisten aufzuweisen haben. Ein Herr v. Heß (der durch das nämliche Werk um seine Nase soll gekommen sein) hatte übernommen, die guten Hamburger im Jahre 1815 (zum Widerstande gegen die Franzosen) in militärischen Evolutionen zu üben. Bei dieser Arbeit fand er einst nötig, einen überaus dicken Zuckerbäcker zu erinnern, seinen Bauch etwas einzuziehn, der die ganze Linie in Schatten setze. – „Waat?" rief der Zuckerbäcker, „ick sall mien'n Buhk intrecken? Putz' He sick doch eenmal Sien Neef'!"

Ein närrischer Doktor in Hamburg erzählte diesen Spaß an der Tafel unsres Gesandten so putzig, daß ich noch lachen muß.

Nach der Oper „Elena" werde ich mich sogleich erkundigen; wenn sie nur nicht mit verbrannt ist!

Auch mir hat dieser unglückliche Brand sich nachteilig erwiesen, da wahrscheinlich der nächste Karfreitag der letzte sein wird, die Graun'sche „Passion" öffentlich aufzuführen. Was ich dabei verlieren

werde, trage ich nicht in der Hosentasche weg; ich konnte vollkommen meine Badekur mit dieser Einnahme bestreiten. Dies eine Mal will mir Graf Brühl das Operntheater dazu hergeben, doch künftig? – Nun, daran soll zu seiner Zeit gedacht werden.

Danke auch, daß Du meinen „Fasch" und meinen alten König lobst! Eben in diesen Tagen habe ich die Memoiren der Markgräfin von Bayreuth wieder gelesen und wieder neuen Respekt vor dem alten Friedrich Wilhelm I. bekommen. Wo wäre denn wohl jetzt der Regent, der zu Ehr' und Nutzen seines Volks und Landes mit soviel Charakter, Ernst und Treue sich gegen Weibereingebung und politische Drahtzieherei aufzustellen Herz hätte? Was gehn euch seine Fehler an? Seine Tugend war echt!

Kannst Du sagen, wer diese deutsche Übersetzung gemacht hat? Ich habe Dich selbst im Sinn, wiewohl es nicht Dein Deutsch ist; aber Deine Art zu übersetzen ist es.

Man hat in der Tat angefragt: unter welchen Bedingungen sich August Schlegel bei uns gefallen wolle. Die Sache soll vom Minister Humboldt hereinkommen. Von einer Antwort weiß ich noch nichts, erwarte hohe Forderungen und zweifle an deren Erfüllung. Auch Boisserée hat das Maul so weit aufgerissen, daß sie darüber das Fenster zugemacht haben. Alles taxiert uns falsch; nur die Engländer wissen, wozu wir zu gebrauchen sind. Das hätte ich von dem alten Friedrich Wilhelm I. gelernt, hätte ich mir nicht die Augen blutig daran *gesehn*.

Dein

Z.

305. An Zelter

Du hast, mein Wertester, aus dem Abgrunde Deines Tonvermögens schöne und gute Worte spendiert, daß ich sogleich die Pflicht fühle, Dir etwas Freundliches zu erwidern.

Du kennst Jena zu wenig, als daß es Dir etwas heißen sollte, wenn ich sage: daß ich auf dem rechten Saalufer, unmittelbar an der Camsdorfer Brücke, über dem durch die Bogen gewaltsam strömenden eisbelasteten Wasser eine *Zinne* (vulgo Erker) in

Besitz genommen habe, die schon seit so vielen Jahren mich, meine Freunde und Nachkommenschaft gereizt hat, daselbst zu wohnen, ohne daß nur jemand sich die Mühe gegeben hätte, die Treppe hinaufzusteigen. Hier verweile ich nun die schönsten Stunden des Tags, den Fluß, die Brücke, Kies, Anger und Gärten und sodann das liebe närrische Nest, dahinter Hügel und Berge und die famosesten Schluchten und Schlachthöhen vor mir. Sehe bei heiterm Himmel die Sonne täglich etwas später und weiter nordwärts untergehen, wornach meine Rückkehr zur Stadt reguliert wird.

In dieser nahezu absoluten Einsamkeit ist das dritte Heft von „Kunst und Altertum" dem Druck zugefertigt. Das zweite „Zur Morphologie" bewegt sich auch. Die Darstellung der entoptischen Farben, im Zusammenhang mit meiner „Farbenlehre", denke ich vor Ostern auch noch zu gewältigen. Sage das Freund Schultzen, wenn Du ihn irgendwo habhaft wirst.

Dabei darf ich nicht vergessen, daß wir die entschiedensten Anstalten haben, Witterung zu beobachten, wobei ich an meiner Seite die Wolkenformen und Himmelsfarben mit Wort und Bild einzuweben suche.

Da das nun aber alles, außer Windesbraut und Wasserrauschen, vollkommen tonlos abläuft, so bedarf es wirklich einiger innern Harmonie, um das Ohr aufrechtzuerhalten, welches bloß möglich ist im Glauben an Dich und was Du tust und schätzest. Daher nur einige Stoßgebete, als Zweige meines Paradieses! Magst Du sie mit Deinem heißen Elemente infundieren, so schlürft man's wohl mit Behagen, und die Heiden werden gesund.

Apokalypse, am letzten, Vers 2.

Einen Spaß, den ich Dir meldete, hast Du nicht verstanden. Jenem Komponisten nannte man einige seiner Werke und fragte ihn, welches er für das beste hielte. Er antwortete: „Il matrimonio segreto", die Komposition von Paesiello meinend. Dadurch wird die Antwort geistreich, artig, wie ich Dir nicht zu entwickeln brauche.

Dem böhmischen Freunde will ich also freundlich antworten. Rat und Tat muß freilich jeder bei sich selber suchen.

Da ich so manches Liebe von Deiner eignen Hand empfange und dagegen wenig erwidere, so sende Dir ein uralt Blättchen, das ich nicht verbrennen konnte, als ich alle Papiere, auf Neapel und Sizilien bezüglich, dem Feuer widmete. Es ist ein so hübsches Wort auf dem Wendepunkt des ganzen Abenteuers und gibt einen Dämmerschein rückwärts und vorwärts. Ich gönne es Dir! Bewahre es fromm. Was man doch artig ist, wenn wir jung sind!

Und so fort und ewig!

Jena, den 16. Februar 1818. Goethe.

[Erste Beilage]

Meine Liebe, noch ein Wort des Abschieds aus Palermo. Ich kann Dir nur wiederholen, daß ich wohl und vergnügt bin und daß nun meine Reise eine Gestalt nimmt. In Neapel hätte sie zu stumpf aufgehört. Aus meinen Blättern siehst Du nur einiges im Detail; vom Ganzen, von meinem Innersten und den glücklichen Folgen, die ich fühle, kann und mag ich nichts sagen. Dies ist ein unsäglich schönes Land, ob ich gleich nur ein Stückchen Küste davon kenne. Wieviel Freude macht mir mit jedem Tage mein bißchen Wissen der natürlichen Dinge, und wie viel mehr müßte ich wissen, wenn meine Freude vollkommen sein sollte! Was ich euch bereite, gerät mir glücklich, ich habe schon Freudentränen[n] vergossen, daß ich euch Freude machen werde. Leb wohl, Geliebteste! mein Herz ist bei Dir, und jetzt, da die weite Ferne, die Abwesenheit alles gleichsam weggeläutert hat, was die letzte Zeit über zwischen uns stockte, so brennt und leuchtet die schöne Flamme der Liebe, der Treue, des Andenkens wieder fröhlich in meinem Herzen. Grüße Herders und alle und gedenke mein!

Den 18. April 1787. Palerm.

[Zweite Beilage]

Um Mitternacht ging ich, nicht eben gerne,
Klein kleiner Knabe, jenen Kirchhof hin
Zu Vaters Haus, des Pfarrers; Stern am Sterne,
Sie leuchteten doch alle gar zu schön –
Um Mitternacht.

Wenn ich dann ferner in des Lebens Weite
Zur Liebsten mußte, mußte, weil sie zog,
Gestirn und Nordschein über mir im Streite,
Ich gehend, kommend Seligkeiten sog –
Um Mitternacht.

Bis dann zuletzt des vollen Mondes Helle
So klar und deutlich mir ins Finstere drang,
Auch der Gedanke willig, sinnig, schnelle
Sich ums Vergangne wie ums Künftige schlang –
Um Mitternacht.

13. Februar 1818.

Sänge sind des Lebens Bild!
Bilder nicht! sie sind nur Schatten!
Tönen herbe, deuten mild,
Was wir haben, was wir hatten.
Was wir hatten, wo ist's hin?
Und was ist denn, was wir haben?
Tönt, Gesänge! Rasch im Fliehn
Haschen wir des Lebens Gaben.

306. An Goethe Berlin, den 1. März 1818.

Auch ich war in Arkadien! mit Dir in Arkadien; durch Dich in Arkadien! auch ich habe geweint vor Freuden, daß ich Dir Freude machen werde, Du beste Seele aller Welt!

Hiermit erhältst Du das mitternächtliche Wesen, sauber abgeschrieben; in jeder Note stickt ein Gedanke an Dich: wie Du bist, wie Du warst, und wie der Mensch sein soll. Besser kann ich's nicht machen.

Dein Zettelchen aus Palermo macht mir unsägliche Freude. Wer ist denn die Glückselige, der diese Frühlingssonne aufgeht? Gott weiß, daß es Neid ist, warum ich frage, denn wie ich alle Huld der Welt auf Dich ausgießen möchte, so unmöglich ist mir's, Deine Liebe mit jemand zu teilen.

Und nun, wie steht's? In zwanzig Tagen ist Karfreitag. Du bist kommandiert, an diesem Tage hier zu sein und die Graun'sche „Passion" zu hören. Der König hat mir dazu das große Opernhaus bereits bewilligt, und ich habe keine Hoffnung, es je wieder zu erhalten. Daher setzest Du Dich still still in Deinen bequemen Wagen, fährst mit eigenen Pferden bis Naumburg, wo die Post wohnt, und so gerade fort bis an das hiesige Potsdamer Tor; Mondschein die ganze Nacht ist auf diese Zeit bereits bestellt. Vom Potsdamer Tore an fährst Du die Leipziger Straße geradeaus bis an die Friedrichsstraße, dann wird links in die Friedrichsstraße hereingefahren und wieder geradeaus bis vor meine Thür, No. 129 linker Hand. Deine Zimmer sind bereit. Dein Bett, Dein Sopha, Deine Sessel, und was sonst zur Leibes Notdurft gehört, und endlich Dein ewiger Freund erwarten ihren Herrn und Meister dergestalt, daß, Du kommst nun bei Tage oder bei Nacht, sich alles zu Deinem Empfange bereit finden soll.

Die Oper „Elena" von Mayer ist verbrannt; was schlimmer ist, sie ist nicht einmal gekannt, dennoch habe ich Kommission gegeben, mir wenigstens das verlangte Stück zu schaffen. Es ist doch der bekannte Simon Mayer? denn den Vornamen hast Du nicht dabei geschrieben, und einen andern Meyer unter den Komponisten kennt hier niemand. – Doch, doch: Einer meiner frühern Jünger, namens Meyer Beer, hat voriges Jahr in Padua furore durch eine Oper gemacht, und das könnte ein jüngerer sein, da Du vom *alten* sprichst.

Von unserm Hierodulenspuk wirst Du wohl etwas gehört haben. Unser Grimbart ist in das Kloak gestiegen, um zu räuchern und

zu purifizieren, was ihm jedoch keiner dankt. Wenn sie ihm doch mal das Fell recht zurechterücken wollten, das könnte aller Welt zu Erbauung und Troste gereichen, da er es endlich mit allen verdorben hat. Hat er Dir denn nicht seine 100 Hexameter geschickt? — Ja wohl! was wird er nicht? womit er nichts Geringeres intendiert, als solche Hexameter zu machen, die sich wie ein non plus ultra von Prosa ausnehmen sollen. Viel des Guten hat er getan, das ist wahr, und wer wollte dafür nicht danken? Doch daß er den Gedanken von Dir hat, den Homer in tüchtige Prose zu übersetzen, will er um keinen Preis Wort haben. Du erstaunst ihm nur nicht genug über die Neuheit und den Reichtum seiner Ideen, denn wenn Du wolltest, Du könntest ihn zum besten haben nach Noten. Wir sind ihm zu grob und sagen's ihm geradezu, wo es ihm sitzt, und da tut er zwar verächtlich, aber er ist doch höflich. Letzthin kam einmal die Rede auf Deine Interpunktion, die ihm hinten und vorn nicht recht war. Da sagte ich ihm: er habe bis jetzt immer gescholten auf unsere musikalischen Taktstriche als Verderber einer wahren Metrik; diese Taktstriche seien jedoch nichts weniger als was er schelte, sie seien vielmehr nur für das Auge des Lesers da, um einen sichtbaren Anhalt zu finden, würden aber weder mitgespielt noch =gesungen. Die nämliche Bewandtnis scheine mir es aber mit der Interpunktion der Sprache zu haben, und das wahre Kennzeichen einer vollkommenen Sprache sei kein anderes, als wenn man sie verstehend lesen und lesend verstehen könne ohne ein weiteres Zeichen. Er selbst glaube eine vollkommene Prosa zu schreiben, ob er aber diesen Versuch schon gemacht habe? Daß Deine Prosa diese Eigenschaft habe, wisse ich aus damit angestellten Versuchen; die Interpunktion dazwischenzusetzen, wäre allenfalls eine Arbeit der Philologen, die einmal gewohnt wären, Garben zu sammeln nach der Saat und nach der Ernte, und oft froh wären, ein ausgefallnes Korn aufzulesen, das der Schnitter nicht achte. Daß daraus kein gutes Blut wächst, kannst Du Dir vorstellen, aber ohne dies wäre es nicht auszuhalten, und man wird immer wieder gut miteinander.

Also noch einmal: vom Sonntag, den 15. dieses, an bis den 20. erwartet Dich um jede Stunde

Dein

Z.

Friedrichsstraße No. 129
am Oranienburger Tore.

307. An Zelter

Den schönsten Dank für Dein Mitternachtsandenken. Hier etwas über den alten Mayer aus einem Buche, das Dich unterhalten wird. Möchte ich doch auf Fausts Mantel getragen mich ins Opernhaus zu Deiner großen Funktion niederlassen! Irdische Mittel und Wege bringen mich schwerlich nach Berlin. Nächstens mancherlei.

Weimar, den 8. März 1818. G.

„A Bergame on a encore la fureur des musiques d'église. J'ai cru voir les Italiens de 1730.

Les beautés de la musique d'église sont presque toutes de convention, et, quoique Français, je ne puis me faire au chant à tuetête. Rien ne coûte aux Bergamasques pour satisfaire leur passion; elle est favorisée par deux circonstances, le célèbre Mayer habite Bergame ainsi que le vieux Davide. Marchesi et lui furent, à ce qu'il me semble, les Bernin de la musique vocale, des grands talents destinés à amener le règne du mauvais goût. Ils furent les précurseurs de madame Catalani et Pachiarotti, le dernier des Romains.

Mayer eût pu trouver un sort plus brillant, mais la reconnaissance l'attache à ce pays. Né en Bavière, le hasard l'amena à Bergame, et le chanoine comte Scotti l'envoya au conservatoire de Naples, et l'y soutint plusieurs années; dans la suite on lui offrit la chapelle de Bergame, et, quoiqu' elle ne soit que de douze ou quinze cents francs, les offres les plus brillantes n'ont pu l'attirer ailleurs. Je lui ai ouï dire à Naples, où il a fait la cantate de Saint-Charles, qu'il ne voulait plus voyager: en ce cas,

il ne composera plus. Il faut toujours en Italie que le compositeur vienne sur les lieux étudier la voix de ses chanteurs et écrire son opéra. Il y a quelques années que l'admi[nist]ration de la »Scala« offrit dix mille francs à Paisiello; il répondit qu'à quatre-vingts ans l'on ne courait plus les champs, et qu'il enverrait sa musique. On le remercia.

Mayer, comme on voit, est dû à la générosité d'un amateur riche; il en est de même de Canòva, il en est de même de Monti. Le père de Monti ne lui envoyant plus d'argent, il allait quitter Rome en pleurant; il avait déjà arrêté son veturino. L'avant-veille, il lit par hasard quelques vers à l'Académie des Arcades. Le prince Braschi le fait appeler: »Restez à Rome, continuez à faire de beaux vers; je demanderai une place pour vous à mon oncle.« Monti fut secrétaire des commandements du prince.

Il trouva dans une maison un moine, général de son ordre, homme plein d'esprit et de philosophie. Il lui proposa de le présenter au prince neveu: il fut refusé. Cette modestie si singulière piqua le prince; on usa de stratagème pour lui amener le moine, qui bientôt après fut le cardinal Chiaramonti.

Le patriotisme est commun en Italie; voyez la vie de ce pauvre comte Fantuzzi de Ravenne, que l'on m'a contée à Bergame; mais ce patriotisme est dégoûté de toutes les manières et obligé de se perdre en niaiseries.

A Bergame, Mayer et Davide dirigent une musique d'église; on leur donne un oro, c'est-à-dire une pièce d'or.

On nous a redonné un opéra de Mayer, »Elena«, qu'on jouait avant la »Testa di Bronzo«. Comme il paraît languissant!

Quels transports au sestetto du second acte! Voilà cette musique, de nocturne, douce, attendrissante, vraie musique de la mélancolie, que j'ai si souvent entendue en Bohême. Ceci est un morceau de génie que le vieux Mayer a gardé depuis sa jeunesse, ou qu'on lui a donné; il a soutenu tout l'opéra. Voilà un peuple né pour le beau: un opéra de deux heures est soutenu

par un moment délicieux qui dure à peine six minutes; on vient de cinquante milles de distance pour entendre ce sestetto chanté par Mlle. Fabre, Remorini, Bassi, Bonoldi etc., et pendant quarante représentations, six minutes font passer sur deux heures d'ennui. Il n'y a rien de choquant dans le reste de l'opéra, mais il n'y a rien."

Vorstehende[s] sind Auszüge aus einem seltsamen Buche: „Rome, Naples et Florence, en 1817. Par M. de Stendhal, Officier de Cavalerie. Paris 1817", welches Du Dir notwendig verschaffen mußt. Der Name ist angenommen; der Reisende ist ein lebhafter Franzose, passioniert für Musik, Tanz, Theater. Die paar Pröbchen zeigen Dir seine freie und freche Art und Weise. Er zieht an, stößt ab, interessiert und ärgert, und so kann man ihn nicht loswerden. Man liest das Buch immer wieder mit neuem Vergnügen und möchte es stellenweis auswendig lernen. Er scheint einer von den talentvollen Menschen, der als Offizier, employé oder Spion, wohl auch alles zugleich, durch den Kriegesbesen hin- und widergepeitscht worden. An vielen Orten ist er gewesen, von andern weiß er die Tradition zu benutzen und sich überhaupt manches Fremde zuzueignen. Er übersetzt Stellen aus meiner „Italienischen Reise" und versichert, das Geschichtchen von einer Marchesina gehört zu haben. Genug, man muß das Buch nicht allein lesen, man muß es besitzen.

Weimar, den 8. März 1818. G.

308. An Goethe

Geschwind noch einmal geschrieben! damit das schöne Osterfest heranrutsche.

Anbei erfolgt ein neues Produktchen, das Du Dir magst schmecken lassen, so gut es gehn will. Mein kleines Talent geht langsam vor sich hin, aber es geht doch, und das ist Deine Arbeit; denn da ich immer an Dich denke, wird immer etwas fertig, wo nicht auf dem Papiere, doch in Gedanken.

Heut über 8 Tage nun ist Gründonnerstag. Nun, mein Alter, raffe Dich auf und strecke Dich nach Berlin. Der König geht nach Potsdam, wo er den Freitag das Abendmahl nimmt, wie gewöhnlich.

Deine Zimmer, Dein Bett, und was sonst not ist, sind bereit, Dich aufzunehmen, und es wäre ein allerliebster Genieſtreich, wenn Du, mir nichts dir nichts, mit einem Male hier ankommst und nimmst, was so arme Leute geben können.

Dein ewig treuer

Berlin, 12. März 1818. Z.

309. An Zelter

Zum Grünen Donnerstag soll dieser Brief abgehen, zur Zeit, da Du Deine großen Taten verrichtest, welche Dir (da an der Ehre weiter gar nichts mehr gelegen ist) in den Geist Freude und Geld in den Beutel bringen sollen. Schreibe mir von dem Erfolg, was Du gerne willst und magst, so derb als möglich; denn das kleidet euch Berliner doch immer am besten.

In diesen Tagen hast Du mir eine große Wohltat erzeigt, denn das mitternächtige Lied ist mir gar gehörig und freundlich vorgetragen worden, von einem weiblichen zarten Wesen, so daß es nur der letzten Strophe etwas an Energie fehlte. Da hast Du nun einmal wieder Deine Liebe und Neigung zu mir recht redlich und tüchtig abgestempelt. Mein schwer zu bewegender Sohn war außer sich, und ich fürchte, er bittet Dich aus Dankbarkeit zu Gevatter.

Ich stehe wieder auf meiner Zinne über dem rauschenden Brückenbogen; die tüchtigen Holzflöße, Stamm an Stamm, in zwei Gelenken, fahren mit Besonnenheit durch und glücklich hinab, Ein Mann versieht das Amt hinreichend, der zweite ist nur wie zur Gesellschaft.

Die Scheite Brennholz dilettantisieren hinterdrein; einige kommen auch hinab, wo Gott will, andere werden in Wirbel umgetrieben, andere interimistisch auf Kies und Sandbank aufgeschoben. Morgen wächst vielleicht das Wasser, hebt sie alle und führt sie

meilenweit zu ihrer Bestimmung, zum Feuerherd. Du siehst, daß ich nicht nötig habe, mich mit den Tagesblättern abzugeben, da die vollkommensten Symbole vor meinen eigenen Augen sich ereignen.

Soll ich aber aufrichtig sein, so ist diese Ruhe nur scheinbar: denn gerade das musikalische Wesen eurer Karwoche hatte ich lange zu verehren und zu genießen gewünscht, und nun schwebt Auge und Geist über das der Scheitholzflößanarchie.

Um mich aber wirklich rein auszusprechen, so tröstet mich's, wenn ich Dir sage: bist Du recht ehrlich gegen mich gesinnt, so wirst Du mich nicht einladen, nach Berlin zu kommen – und so fühlt Schultz, Hirt, Schadow, und wer mir eigentlich wohl will. Unserm trefflichen Isegrim, den ich viel zu grüßen bitte, ist es ganz einerlei: denn es fände sich nur ein Mensch mehr, dem er widersprechen müßte. Von den hundert Hexametern mag ich ebensowenig wissen als von den hundert Tagen der letzten Bonapartischen Regierung. Gott behüte mich vor deutscher Rhythmik wie vor französischem Thronwechsel! Dein mitternächtiger Sechsachteltakt erschöpft alles. Solche Quantitäten und Qualitäten der Töne, solche Mannigfaltigkeit der Bewegung, der Pausen und Atemzüge! dieses immer Gleiche, immer Wechselnde! Da sollen die Herren lange mit Balken und Hütchen – ◡◡ – sich untereinander verständigen, dergleichen bringen sie doch nicht heraus.

Nun vergessen sie immer, daß sie uns früher bis zur langen Weile versicherten: ein Poet sei kein Grammatiker! Homer, Homeriden, Rhapsoden und alle das konfuse Geschlecht haben so hingesalbadert, wie Gott gewollt, bis sie endlich so glücklich gewesen, daß man ihr dummes Zeug aufgeschrieben, da denn die Grammatiker sich ihrer erbarmt und es nach zweitausendjährigem Renken und Rücken endlich so weit gebracht, daß außer den Priestern dieser Mysterien niemand mehr von der Sache wisse noch wissen könne. Neulich versicherte mich jemand, Xenophon habe ebenso schlechte Prosa geschrieben als ich; welches mir denn zu einigem Troste dienen sollte.

Den Raum zu füllen, gedenke ich noch eines Scherzes, der mich unterhält. Unsere Mailänder Freunde, die wir durch des Großherzogs Reise gewonnen, Männer von außerordentlicher Bedeutung, Kenntnissen, Tätigkeit und Lebensgewandtheit, welche zu kultivieren ich alle Ursache habe, verstehen kein Deutsch.

Nun lasse ich meinen Aufsatz übers „Abendmahl" hier ins Französische übersetzen. Durch einen gewandten Franzosen, der als Emigrierter zu uns kam, die Invasionsvisite seiner lieben Landsleute, und was draus folgte, bei uns ausgehalten hat. Dies ist ein ganz eigner Spiegel, wenn man sich in einer fremden Sprache wiedererblickt. Ich habe mich um die Übersetzung meiner Arbeiten nie bekümmert, diese aber greift ins Leben ein, und so gibt sie mir viel Interesse. Will ich meine deutsche, eigentlich nur sinnlich hingeschriebene Darstellung im Französischen wiederfinden, so muß ich hie und da nachhelfen, welches nicht schwer wird, da dem Übersetzer gelungen ist, die logische Gelenkheit seiner Sprache zu betätigen, ohne dem sinnlichen Eindruck Schaden zu tun.

Bin ich Dir nun oben mit Erzählung von Stammholzflößen lästig geworden, so muß ich zum Schluß doch noch sagen: daß heute, Gründonnerstag, an Deinem Feste, auch in Kösen an der Saale, über Naumburg, der große Holzmarkt gefeiert wird, wo künftige Stadt- und Landgebäude zu Hunderten roh auf dem Wasser schweben. Gebe der Baumeister aller Welten ihnen und uns Gedeihen! – Auf der Saalzinne in Sturm und Regen, am 19. März 1818.

tui amantissimus

G.

310. An Goethe Dienstag, 24. März 1818.

Meine Karfreitagsmusik ist so glücklich gewesen, mir reine 1000 rh., schreibe Ein Tausend Taler, einzubringen, wobei ich meine Gehülfen noch ganz honett honorieren können, denn die ganze Einnahme beträgt 1551 rh. 12 Gr.

Da nun eben im Hause Seife gekocht wird und ich anbei zwei Kinder, die sich verheiraten wollen, auszustatten habe, so kannst Du denken, daß mir diese Gabe meines Heilandes zur guten Stunde kommt.

Dies alles aber ist kaum etwas gegen die unermeßliche Freude, die mir Dein Brief vom Grünen Donnerstage, der darum ewig grünen mag, verursacht hat.

Das Gedicht nahm sich auf dem Papiere wundersam aus: wie ein Werkstück, geadert, gekörnt, dabei durchsichtig; es lag wie eine Krone im Wasser. Mein Phidias regte sich, den Marmor appetitlich betrachtend, und dachte ihm die Gliedmaßen zu lösen vom dunkeln Wort und freigestaltet es vor den Augen anderer in Bewegung zu setzen, und zwar, wohlgemerkt, ohne abzuschlagen oder anzusetzen, denn das war das Rätsel.

Nun halte ich Deine Beschreibung mit den Noten zusammen und freue mich erst recht Deines Gedankens, wie Du ihn wieder für Dein erkennst.

Aber auch der schwer zu bewegende Sohn soll gelobt sein! und bittet er uns zu Gevatter, so komme ich, wenn ich auch nur Ein Bein habe.

Daß ich Dich gern hier gehabt hätte, kannst Du denken. Mein Gedanke war: es könnte Dir wohl noch einmal einfallen, einen Inkognitospaß zu versuchen, Donnerstag nachts anzukommen, Freitags die Musik zu hören und dann etwa nach Belieben mit uns zu meinen Kindern nach Pommern zu rutschen, woselbst wir uns unsere Feiertage selber gemacht hätten. Erwartet habe ich Dich, Tag und Nacht, bis zur letzten Stunde.

Endlich, ganz ehrlich gesprochen, wißt ihr Herren in der Ferne doch alle nichts von Berlin, wo, wie aller Orten, eine lebendige Gegenwart jede Vorstellung und Gedanken Lügen straft. Man könnte recht gut mit etwas weniger Denken fertigwerden, wenn man Ort, Zeit und Gelegenheit für das nehmen will, was es ist. Ich bin wenig herumgekommen, aber wo ich gewesen bin, habe ich bald genug wahrgenommen, daß sie auch mit Wasser kochen. Wenn

meinesgleichen es nicht gar zu übel empfinden, wie wir, freilich zu oft mit Recht, gescholten werden, so ist es dagegen wie eine Pest, daß gescheute und würdige Menschen, wie sie den Fuß ins Tor setzen, uns mit der Vorrückung unserer Torheiten zu gastieren glauben. Fichte (seligen Andenkens), Wolf, Hirt etc. haben mich oft zu lachen gemacht, da bei aller Unlust keiner von ihnen das Herz gehabt hat, wieder zu gehn, wo er hergekommen ist, da sie doch wissen müßten, welche lange Weile sie uns machen.

Es ist noch die Frage, ob es Einen Ort in Deutschland gibt, wo Du so redliche Verehrer hast als bei uns. Du kannst es auf unsere Gefahr versuchen, und ich bin gewiß, Du gehst mit andern Gedanken von uns, als Du kommst.

Nun, mein Xenophon, sende ich hier wieder ein Stückchen. Wissen wirst Du, daß das Gedicht schon einmal von mir in Musik gesetzt und gedruckt ist. Wollte Gott, daß mir einer sagte, Händel habe ebenso schlechte Musik gemacht als ich; es sollte mir auf ein Faß Wein nicht ankommen, das ich auf seine Gesundheit rein austrinken wollte.

(Nun habe ich eine kleine Kommission: Dein freundlicher Sohn ist wohl so gut, an den Herrn Hofmusikus Müller in Weimar die anliegende Rechnung zu bezahlen und sich darüber quittieren zu lassen. Das Geld schicke ich dann mit Gelegenheit oder bringe es selber mit. Was ich dafür gekauft habe, habe ich schon in Händen und vom seligen Kapellmeister Müller einst geliehen erhalten.)

Auch ein neues Trauerspiel hat sich bei uns aufgetan: „Die Ahnfrau", von einem Herrn Grillparzer (wie er sich nennt). Elend und Jammer vom Anfang bis ans Ende, und weswegen? Die selige Ahnfrau ist von ihrem Manne auf Dilettantismus ertappt und erstochen worden, und nun gibt sich das Schicksal die Mühe, das kleine Fickfal am ganzen daraus hervorgegangenen Geschlechte zu rächen. Alle Lebende sind unschuldig und rein wie die Sonne, und der Teufel holt sie alle. Doch ist das Wesen lange nicht so ekelhaft als der säuische „24. Februar", wo das Tier sein Junges frißt. Talent ist nicht zu verkennen, wiewohl es verloren geht: es fehlt an Licht, und wo das nicht ist, danke ich für den Schatten.

August Schlegel kommt zur Berliner Universität; auch Seebeck wird erwartet. Langermann ist seit länger als 3 Monaten an einem Lungengeschwür krank und jetzt leidlich.

Welche schöne Seele aber ist denn deutsch genug gewesen, Dir das Lied ohne Italienerei so lebendig zu singen, daß es Dir gefallen mußte? da es mir selbst Deiner Zusage bedurft hat, um zu wissen, ob es sich löst und trifft. Dein „Kennst Du das Land" habe ich jetzt zum sechsten Male in Musik gesetzt, um es mir selber Einmal rechtzumachen, und die besten Stücke davon sollen nach Weimar wandern.

Der Sohn unseres Staatsrats Nicolovius geht nach Jena zur Universität. Er bringt Dir diesen Brief. Kannst Du ihm etwas Liebes erzeigen, so bitte ich darum. Der Vater hat sich einen Brief an Dich für seinen Sohn von mir erbeten, den ich nicht abschlagen kann, da er sich immer gefällig gegen mich erwiesen hat. Der junge Mann wird zugleich das Geld an den Hofmusikus Müller bezahlen, und deshalb ist die obige Bitte ausgestrichen.

Lebe wohl, Geliebtester meiner Seele, und laß mich wissen, wohin Du gehst. Gegen Pfingsten will ich zuerst meinen Sohn in Pommern besuchen, und wenn alles nach Wunsch geht, soll Weiteres beschlossen werden.

Der einliegende Brief ist von Boisserée. Ein junger Musikus aus Cöln am Rhein, der hier meines Unterrichts genießt, glaubte über Weimar zu gehn, was er nicht getan hat, und so bittet er mich, Dir den Brief zu übersenden.

Heut ist schon der 7. April.

Dein Z.

311. An Goethe

Hier hast Du wieder ein fleißiges Liedchen, das ich Dir gern zu hören gäbe, wiewohl ich es auch noch nicht gehört habe.

Es ist ein Motettlein worden, und ich wünschte von Dir zu wissen: wie Du mit der Umstellung der Verse zufrieden bist, indem mir das Gedicht bei der Arbeit viel Spaß gemacht hat. Ja ich

habe es zweimal machen müssen, denn die erste Arbeit hatte was Polemisches, und nun müßte es von Rechts wegen humoristischer sein.

Sage mir auch, ob Du mit der Überschrift zufrieden bist, oder sage mir eine andere, denn unsere Tafellieder müssen durchaus einen Henkel haben, sonst tappen sie mitten in den Topf hinein.

Aus meiner Badereise, die ich freilich kaum entbehre, wird schwerlich etwas werden; heut ist der längste Tag, und ich kann nicht rück-, nicht vorwärts. Eine Reise nach Göttingen täte ich gern: Forkel ist gestorben, und sein Kunstnachlaß soll im ganzen verkauft werden. Und so müßte man doch wissen, was da ist und wie die Sachen aussehn.

Laß mich doch wissen, wo Du bist und wo Du hingehst, ob ich Dich vielleicht auf etliche Tage auffange.

Für heut nichts mehr als ewige Liebe

Deines

Berlin, 21. Junii 1818. Z.

Daß Du krank bist, soll ich nicht wissen; ob die Gefahr vorüber ist, werde ich doch wohl von Dir erfahren. Wenn Du gehst, nimm mich mit! nimm den treuen Bruder mit!

312. An Zelter

Höchst erfreut hat mich Deine Sendung vom 21. Juni; sie kam gerade zur rechten Zeit, als ich mich nach einem zerstückelten Zustand von vierzehn Tagen endlich wieder zusammengefunden hatte; eigentlich war es nur Verkältung, bei dem heißen Wetter und scharfen Nordostwinde kaum abzuwenden. Nun geht es wieder gut, und ich treibe mein Wesen wieder fort, weiß aber nicht, was zunächst aus mir werden wird.

Uns ist ein Prinz geboren, dessen Taufe wir nun abzuwarten haben. Dann wollen mich die Ärzte ins Karlsbad, wozu ich keine Lust empfinde: denn mein gegenwärtiger Zustand, in welchem ich nach manchen Seiten hin tätig sein kann, ist mir sehr erwünscht, und

meine heitere Wohnung möcht' ich nicht gern verlassen. Da wiege ich mich denn in Unentschlossenheit, erwartend, wo ich denn zuletzt durch eine überwiegende Nötigung hingetrieben werde.

Deine Motette hat mich erfreut und betrübt: erfreut, insofern ich sie [mit] den Augen aufnehmen und einigermaßen genießen konnte; betrübt, weil ich die Hoffnung aufgeben muß, sie zu hören. Denn ich habe nicht einmal Knebeln den Spaß machen können, das Geburtstagslied vortragen zu lassen. Es sind unter den jungen Leuten hier recht hübsche Stimmen, und chorweise machen sie ihre Sachen auch gut. Was aber nicht nach „Lützows wilder Jagd" klingt, dafür hat kein Mensch keinen Sinn. Auch ist es, wie die Sachen stehen, nicht einmal rätlich, sich näher an sie zu schließen. Drüben in Weimar ist es ebenso schlimm. Molke singt nichts als seine eignen Lieder, so daß die Gesellschaft, zu deren Vergnügen man ihn einlädt, zuletzt davonlaufen möchte.

Mir bleibt also nichts übrig, als mich für einen Somnambüle zu geben, der durch verwechselte Sinne zu seinen Vorstellungen gelangt.

Wäre es Dir nicht unangenehm, so sendete ich eine Abschrift von dieser Partitur an Thibaut nach Heidelberg; er ist, obgleich Jurist, von Hause aus eine weiche musikalische Natur und hat, wie ich höre, auf solide Weise um sich her einen Kreis versammelt, wo sie ältere Kompositionen mit Liebe, Leben und Sorgfalt aufführen. Es ist ein Abglanz von euch heraufgeregt; ich weiß zwar nicht, wie rein er leuchtet, aber verständige Menschen waren damit sehr zufrieden.

Von meinem „Diwan" sind zehen Bogen gedruckt, von „Kunst und Altertum" neune, von „Morphologie" vier. Wo nicht alles, doch ein Teil muß Dir Michaeli zuhanden kommen. Keine Gesellschaft gibt's mehr, wenigstens nicht für mich, und da unterhalte ich mich dictando in der Gegenwart, hoffend, es werde künftig in die Ferne wirken.

Überhaupt kommt es einem so wunderbar vor, wenn man das Treiben der Menschen (ich will zum Beispiel nur von der bildenden Kunst reden, die mir am nächsten liegt) mit Ernst und Wohlwollen betrachtet. Die schönsten Talente fragen bei mir dringend

an, was sie tun sollen, und wenn ich's ihnen redlich mitteile und sie, überzeugt, die ersten Schritte tun, so lassen sie sich vom absurdesten Wochentage gleich wieder in die gemeinste Pfuscherei hineinschleppen und sind so wohlgemut dabei, als wenn es gar nicht anders sein könnte. Ich indessen bleibe auf meinen alten Reden, und sie tun, als wenn ich gar nichts gesagt hätte. Wenn ich nicht irre, so habt ihr Meister der Tonkunst dadurch einen größeren Vorteil, daß ihr gleich anfangs eure Schüler nötigen könnt, das anerkannte Gesetzliche anzunehmen. Wie willkürlich damit in der Folge freilich Ein Individuum nach dem andern verfährt, will ich auch nicht untersuchen. Und so lege ich denn dieser Sendung einige Vorfragmente bei, wobei Du wenigstens den Vorteil hast, daß Du Herrn Sickler nicht zu berufen brauchst, um sie aufzurollen. Dieses alles schreibe ich Dir unter einem bedeutenden Gewitter, welches von Abend herüber gerade auf meine Fenster strebt. Erst durch Stauberregung, dann durch allgemeinen Regenguß, der den ganzen Himmel einnimmt, mehr als durch Blitz und Donner merkwürdig. Dies zu beobachten ist meine Zinne herrlich gelegen; ich weiß nicht, wie ich diesen Überblick aufgeben will. Noch vieles wäre zu sagen, aber das Papier kann's nicht tragen.

Und so fort und für ewig!

Jena, den 28. Juni 1818. G.

313. An Goethe

Dein „Herkules" ist mir ein feiner Bissen gewesen, woran ich noch immerfort nachschmecke und nicht davon loskommen kann. Habe Dank für die lieben Blätter, die nicht dankbarer genossen werden können.

Das Tafelmotettchen könntest Du immer an Thibaut schicken, sollte er auch keinen Geschmack daran haben, wenn er es sonst nur an sich behalten will, weil sich soeben ein Verleger um diese Kleinigkeiten bemüht, zu deren Bekanntmachung mir freilich aller Trieb abgeht; denn so wie die Leute in Jena und Weimar ge-

nießen und was sie lieben, so ist's überall und auch hier, und könnten sie, wie sie möchten, man hörte nichts, als was sie alle selber verfluchen und treiben. Meine jungen Leute machen mich oft zu lachen. Nichts in der Welt kommt ihnen natürlicher vor, als was ich ihnen sage und täglich wiederhole, ja sie predigen es nach, aber gänzlich verdreht, und was sie damit machen und ans Licht stellen, ist so hoffnungslos, daß man sich mit ihnen schießen möchte.

Ich bin auf dem Sprunge, nach Magdeburg, Braunschweig, Göttingen und Kassel zu gehn, und wünschte zu wissen, ob ich Dich in Jena oder Weimar zu treffen habe. Ich habe um Urlaub auf 10 Wochen gebeten und hoffe, ihn nicht allein zu erhalten, sondern noch Geld dazu zu bekommen. Künftigen Dienstag ist meiner Auguste Hochzeit, und dann bin ich frei, aber auch so rein ausgeschält, daß ich mich dieses Mal werde sparlich halten müssen. Laß mich demnach wissen, wann und wohin Du gehst. An den Rhein ist mir's diesmal zu weit, vielleicht komme ich Dir nach in Karlsbad oder Teplitz. Gott befohlen.

Dein
ewiger

Berlin, den 9. Julii 1818. Z.

Den 19. Juli. Morgen früh fahre ich mit der ordinären Post über Magdeburg und Göttingen nach Kassel. Schreib mir nach Göttingen, poste restante, wo Du bist, damit wir uns treffen können.

Dein
Z.

314. An Zelter

Dein Brief vom 9. Juli ist mir erst spät in Karlsbad geworden. Heute sage nur soviel, daß ich etwa in 4 Wochen von Karlsbad weggehe und nachher in Weimar oder Jena zu finden bin.

Sollte dieser Brief Dich noch ereilen, so empfange sogleich die Nachricht, daß es mir wohl geht. In diesen Worten ist gar viel begriffen. Wünsche Gleiches und damit Adieu.

Karlsbad, den 8. August 1818. G.

315. An Goethe Den 27. Auguſt 1818.

Nun ſchreibe ich Dir, mein liebſter Freund, aus Frankfurt am Main, von wo ich nach Wiesbaden gehn wollte. Vorgeſtern hat mich eine ſehr heftige Diarrhöe angefallen, und da ich höre, daß ſowohl Wiesbaden als die ganze Gegend von Ruhrkranken angefüllt iſt, will ich rheinaufwärts gehn und ſehn, ob ich in Zürich Ende finden kann.

Geſtern habe ich die berühmte Madame Schröder aus Wien als Sappho auftreten ſehn. Ich habe ſie ſchon einmal in Berlin geſehn, ohne Urteil. Die geſtrige Rolle ziemte und paßte zu ihrer Perſon. Die Sprache iſt ſehr deutlich, doch etwas peſant und gezogen. Das ganze Spiel vernehmlich und im Charakter, aber nicht grazios genug. Stimme und Ton wollten mir nicht ganz eingehn, und wenngleich eine hübſche Frau, ſo iſt ſie doch keine geborne Schauſpielerin. Ein junger Mann, namens Becker, der den Phaon ſpielte, hat mir ganz ungemein gefallen. Geſtalt, Sprache, Bewegung, Ton und Stimme paßten zueinander und zum Stücke. Neben dieſen wurde die Melitta von einer Mademoiſelle Lindner brav geſpielt und geſprochen.

Das Stück kann ich nicht beurteilen, wie ich's nicht erkenne. Es ſchwebt zwiſchen Griechiſchem und Modernen, ohne einen feſten Grund zu finden, und alles könnte auch anders ſein, ohne darum ſchlechter zu ſein. Es ſind lauter edle Perſonen, die ſich verkennen und das Stück machen, aber der Zuſchauer kann ſie ebenſowenig erkennen; mir deucht, ſie könnten es alle ſchlimmer meinen, um deutlicher zu erſcheinen; ſie ſind aber zahm, zur Grauſamkeit gegen die Zuſchauer. Übrigens wird das Stück hier weit mehr zuſammengegeben als in Berlin, wo es faſt immer an etwas fehlt, gefällt auch hier, und der älteſte Schloſſer ſprach mit Enthuſiasmus davon. Ich bin über Kaſſel hergekommen, was ich, ſowie auch Braunſchweig und Göttingen, zum erſten Male ſehe. Marburg hat mir ausnehmend gefallen; hier hat Waſſer einmal wieder Arbeit gemacht, die wieder Gedanken gibt: es iſt doch etwas Schönes um

die Welt, und es ist nicht wahr, daß es nicht wahr ist, daß Gott die Welt aus nichts gemacht hat. Nur Menschen sind es, die Etwas zu Nichts machen und, wenn sie damit fertig sind, sich aus Humanität daran erfreuen wollen.

Von Kassel bin ich in sehr angenehmer Gesellschaft eines Rats aus Riga, namens Orth, seiner Frau und drei allerliebsten Töchtern hierhergereist. Die Mutter, eine angenehme blonde Dreißigerin, und die älteste Tochter von 17 Jahren sind frische Wesen, und es kostete mich Ein Wort, so gingen sie, wohin ich wollte. Wir alle wohnen hier unter Einem Dache. Doch wollen wir den Becher vom Munde geben, da noch Vorrat ist.

Sobald ich wieder ganz wohl bin, gehe ich nach Darmstadt, um meinem Kapellgroßherzog aufzuwarten, der sich vom Spontini eine neue Oper hat drehen lassen. In Kassel habe ich Rossinis allberühmte Oper „Tancredi“ recht artig gesehn und gehört. Die Musik ist scharmant, das heißt: echt italienisch – chiaro, puro e sicuro. Fluß, Leichtigkeit und Freiheit in allen Stücken, sogar die Sinfonie ist hübsch, obgleich sie sich mit dem Stücke nichts zu schaffen macht.

Eine kleine niedliche Italienerin, Madamigella Marinoni, habe ich auch in Kassel gefunden. Sie ist 20 alt, eher klein als groß, und unterrichtet die jungen Prinzessinnen der Kurprinzessin im Singen. Dazu wäre sie nun freilich viel zu gut, doch zuckt sie mit dem linken Fuße und will daher das Theater nicht suchen. Sie hat einen vollen schönen Mezzosopran, der sich schon in einer Kirche ausnehmen dürfte, Beweglichkeit des Organs, Geschmack und Wahrheit in all ihrem Tun und Treiben. Ich habe sie bewogen, einige deutsche Stücke singen zu lernen, und Dein „Nur wer die Sehnsucht kennt“ hättest Du schon gemocht, wenn Du's gehört hättest Sie fand es allerliebst, als ich ihr sagte, die Deutschen würden es nicht schlimmer nehmen, aus *ihrem* schönen Munde gutes Deutsch zu hören, als die Italiener von Deutschen ein schlechtes Welsch.

Um Lessings Grab in Braunschweig, neben des alten Campe Garten, haben sie freien Raum gelassen. Kein Stein, kein Nichts liegt drauf. Das kommt mir recht groß vor, seitdem ich das alberne

Denkmal gesehn habe, das sie Klopstocken in Wandsbeck gesetzt haben, das der Wind schon einmal weggeweht hatte und mit armseligen Wortwerk bekritzelt ist. Du hast ganz recht: die Nachwelt ist nicht mehr wert wie die Mitwelt. Was wir haben, ist nicht viel, und was wir hatten, wissen wir nicht. Wer aus irgendeiner andern Absicht, als weil er will und kann, über die Straße geht, ist die Sohlen nicht wert, worauf er geht.

Wir müssen wohl innehalten, denn das Papier geht zu Ende. So lebe dann wohl und vergiß nicht Deines ewigen

3.

Friedrich Schlegel hat gestern mit Schlosser bei mir Kaffee getrunken. Der jüngste Schlosser hat sich verheuratet und ist nach Koblenz gangen. August Schlegel macht heut Hochzeit in Heidelheidelheidelberg mit der höchst scharmanten Tochter der Kirchenrätin Paulus, die ich ihm kaum gönne, da er sich auf der alten Französin abgelaicht hat.

316. An Goethe Berlin, den 27. Dezember 1818.

Deine schöne und edle Großfürstin verlangte einen Brief an Dich; es möchte wohl zu frei gewesen sein, von einer Huld Gebrauch zu machen, die ihr gleichwohl ernst gewesen sein könnte und die ich lebenslang nicht vergessen werde.

Die Kaiserin Mutter kam am Weihnachtsabend zwischen drei und 4 Uhr hier an, in Begleitung meines Königs, der ihrem Wagen vorritt. Die Großfürstin glaubte ich im Wagen der Kaiserin zu erkennen. Es war bekannt, daß die Kaiserin bis Sonntag hierbleiben werde. Der König hatte das Museum, die Bibliothek, die Universität, die Bildergalerie, die Kunstakademie, die Charité, die Entbindungsanstalt, und was sonst noch hier zu sehen ist, in Bereitschaft zu setzen befohlen, um die hohen Gäste zu empfangen, und ich dachte nicht daran, die Kaiserin in der Singakademie zu sehen, da unser jetziges Lokale, wegen des Baues des Akademiegebäudes, durchaus nicht geeignet ist, Gäste aufzunehmen. Es ist so klein,

daß die Gesellschaft selber nicht Raum hat, und da es über einem Pferdestalle ist, so ist der Geruch unausstehlich wie die Kälte daselbst, weil es nicht geheizt werden kann.

Ganz unvermutet aber schickte Fürst Radziwill zu mir und ließ mir sagen, die Kaiserin wolle die Singakademie hören, der ganze Hof freue sich dazu und Er wolle seinen Saal hergeben. Es war der 1. Weihnachtstag. Alles in der Stadt war zerstreut, und es war kein Geringes, 300 Menschen in Berlin zusammenzurufen. Am 2. Feiertag gegen Mittag kam man zusammen, und um 2 Uhr war es beschlossen, der hohen Fremden aufzuwarten. Zwei Stunden nachher, also um 4 Uhr, versammelte man sich im Radziwill'schen Palais, und gegen 5 Uhr kam die Kaiserin, geführt vom Könige, mit der ganzen Umgebung. Wie die Kaiserin in den Singsaal trat, ward sie mit Anstimmung eines Gedichts empfangen nach der bekannten Melodie: „Heil Dir!" Die beiden Gedichte waren seit 2 Stunden gedichtet und gedruckt. Dann folgte ein Psalm von Fasch: „Wohl dem Manne, der rechtschaffen lebet! Der ist wie ein Baum, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit, und was er machet, das gerät wohl." -- Das Ganze schloß mit einer Fuge: „Mein' Zunge rühmt im Wettgesang Dein Lob!" Diesen Psalm hatte ich gewählt in Beziehung des eben gefeierten Geburtstags des Kaisers Alexander.

Nach diesem Gesange, der keine halbe Stunde währte, nahte sich die Kaiserin dem Chore, begrüßend und dankend, ließ sich meine Antworten auf ihre Fragen über Entstehung, Fortgang, Zustand und Alter des Instituts gefallen und schied dann von uns, weil noch Theaterfeierlichkeiten, die der König selbst angeordnet hatte, ihrer warteten.

Ob dies nun für eine hohe Frau von so bewährten Einsichten ein Genuß gewesen sein könne, der in der Eile zusammengetrommelt und, daran vorübergehend, wie ein Luftstrich empfunden wird, kann ich Dir nicht sagen. Es war Feiertag, jeder war mit seinem Hause beschäftigt, ein Fest zu begehen, woran alle die Seinigen teilnehmen. Hier herausgerissen, in einem fremden Hause, durchaus

unvorbereitet und so weiter. Die Musik gelang vollkommen, weil ich durch ein stehendes Repertorium auf Fälle dieser Art immer gefaßt bin. Aber ein Auditorium vor sich zu haben, welches keine Zeit zu genießen hat und nur auf den Schluß wartet, davon denke Dir nun, was Du kannst.

Endlich kam noch Deine Großfürstin und ihr Gemahl zu mir heran, um in kurzem zu fragen, ob ich ihr etwas für Dich auftragen wolle. Das war mir nun das Erquicklichste bei der ganzen Sache, von außen herein an Dich, mein Geliebter, erinnert zu werden, da ich alles, was ich tue, in Beziehung tue auf Dich und Deine Gegenwart, die ich erhofft habe wie die Zukunft des Messias. Der Erbprinz konnte sich nicht genug verwundern, daß eine solche Stiftung keinen Raum fände im großen Berlin, und es war, als ob er zu verstehn geben wolle, daß dies kaum glaublich sei. Das ist so natürlich, daß ich's selber nicht glauben will und darum unaufhörlich bemüht bin, den König zu bewegen, nur etwas für eine Sache zu tun, die nicht ohne Einfluß gewesen ist auf ganz Deutschland, die unter seinen Augen entstanden und mit ihm gleichsam aufgewachsen ist, in ehrbarem Rufe steht und von ihm allein – unbeachtet bleibt. Ich sprach ihn vorher auf einige Augenblicke, und indem er an mir vorüberging, schloß ich mich an ihn an, um ihn ins Gespräch zu locken; aber er war so mit seiner Intention beschäftigt und verlor sich in die höchsten Herrschaften, wohin ihm zu folgen nicht anständig gewesen wäre.

Die Kaiserin Mutter, welche heute früh um 9 Uhr wirklich abgefahren ist, hatte ich mir ins Auge genommen. Ich habe sie als Braut von unendlicher Schönheit gekannt, denn ihre Hochzeit war hier in Berlin. Sie ist von Einem Alter mit mir, und meine Blicke sind ihrem großen Schicksale gefolgt. Sie hat sich allgemein beliebt bei uns gemacht und Vertrauen erweckt und genossen. Hätte sie sich's länger unter uns gefallen lassen dürfen, wir würden sie noch lange haben bedienen können, denn wie wir in Zug kamen, da waren wir fertig. Sie hat keinen deutschen Choral gehört, der unter uns zu Hause ist und gewiß gewirkt haben müßte, da ich

seine Kraft kenne. Die Solosänger kamen zuletzt auch in Zug, und obwohl wir nicht so schöne Stimmen haben, wie sie die Kapelle der Großfürstin hat, so läßt unser Ensemble nichts vor sich, ob wir auch keine einzige Probe gehabt haben.

Empfiehl mich nun noch einmal Deiner trefflichen Großfürstin; ich habe die ganze Reise von Weimar her an nichts gedacht als den Genuß, den ich an ihrem Gottesdienst fand: er hat mich aufs höchste erbaut; und vergiß ja nicht Dein Versprechen, mir die Messe des heiligen Chrysostomus zu verschaffen.

Die Teltow'schen Rübchen waren bei meiner Ankunft in Berlin am 8. November bereits nach Weimar abgegangen, und ich hoffe, daß sie vor dem Froste an Ort und Stelle gelangt sind. Wenn Fische nicht ein stummes Geschlecht wären, so möchte ich ihnen die anfolgende Komposition der „Ballade" in den Mund legen; laß sie Dir daher von solchen Wesen vorsingen, die nicht stumm, aber auch nicht zu karg sind mit Klang und Wort. Einige Verse haben mich fast zur Verzweiflung gebracht. Manches ist überwunden, bis auf das Enjambement in der 8. Strophe im 3. und 4. Verse, das an sich schön ist, aber im Singen gar zu störend wird. Frage: ob sich das verändern ließe?

Nun lebe wohl, mein ewig Geliebter! und gib bald ein Wort des Trostes von Dir, denn ich höre, daß man krank ist in Deinem Hause. Gott befohlen!

Dein

Z.

Beilagen

Titelbild: Karl Friedrich Zelter. Ölgemälde von Karl Begas. Goethe-National-Museum.

S. 164 (Nr. 98): Zelters Komposition des Liedes: Vanitas! (Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt.) Großherzogliche Bibliothek, Weimar.

S. 221 (Nr. 125): Napoleonberg, gegen Abend, am 7. Oktober 1808. Stich von H. D. J. Herold. Jena. Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar.

S. 458 (Nr. 237): Zelters Komposition des Liedes: Dir zu eröffnen Mein Herz, verlangt mich. Großherzogliche Bibliothek, Weimar.

Gedruckt in der Hofbuch-
druckerei zu Weimar

Author Goethe, Johann Wolfgang von . Briefe.- G599bzH
Zelter
184598
Title Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter.
ed. by Hecker. Vol.1
DATE

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU